This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

40. b. 19

Dreiundzwanzigste Lieferung

der

Geschichte

der

europäischen Staaten.

Enthaltend:

Mailáth Geschichte Oesterreichs. 4. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 4. Theil.

Die erste Lieferung (3 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 1 Theil.
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 1. u. 2. Theil.

Die zweite — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 8 gGr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 2. Theil.
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 3. Theil.

Die dritte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 8 gGr.) enthält:
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 4. Theil.
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 1. Theil.

Die vierte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 4 gGr.) enthält:
Böttiger Geschichte von Sachsen. 1. Theil.
Lembke Geschichte von Spanien. 1. Theil.

Die fünfte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 12 gGr.) enthält:
Leo Geschichte der italienischen Staaten. 5. u. letzter Theil.
Pfister Geschichte der Teutschen. 3. Theil.

Die sechste — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 16 gGr.) enthält:
Böttiger Geschichte von Sachsen. 2. Theil.
van Kampen Geschichte der Niederlande. 1. Theil.

Die siebente — (2 Bände, Preis 3 Thlr.) enthält:
Strahl Geschichte von Rußland. 1. Theil.
Geijer Geschichte Schwedens. 1. Theil.

Die achte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 16 gGr.) enthält:
van Kampen Geschichte der Niederlande. 2. Theil.
Pfister Geschichte der Teutschen. 4. Theil.

Die neunte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 20 gGr.) enthält:
Lappenberg Geschichte Englands. 1. Theil.
Geijer Geschichte Schwedens. 2. Theil.

Die zehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 8 gGr.) enthält:
Pfister Geschichte der Teutschen. 5. Theil.
Mailáth Geschichte d. östr. Kaiserstaats. 1. Theil.

Die elfte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 16 gGr.) enthält:
Schäfer Geschichte Portugals. 1. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 1. Theil.

Die zwölfte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 4 gGr.) enthält:
Geijer Geschichte Schwedens. 3. Theil.
Mailáth Geschichte d. östr. Kaiserstaats. 2. Theil.

Die dreizehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 4 gGr.) enthält:
Lappenberg Geschichte Englands. 2. Theil.
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 2. Theil.

Die vierzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 12 gGr.) enthält:
Schäfer Geschichte Portugals. 2. Theil.
Strahl Geschichte von Rußland. 2. Theil

Die funfzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 20 gGr.) enthält:
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 1. Theil.
Schmidt Geschichte Frankreichs. 2. Theil.

Die sechzehnte — (2 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 1. Theil.
Zinkeisen Geschichte des osmanischen Reiches. 1. Theil.

Die siebzehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr.) enthält:
Stenzel Geschichte des preussischen Staates. 3. Theil.
Roepell Geschichte Polens. 1. Theil.

Die achtzehnte — (2 Bände, Preis 4 Thlr. 4 gGr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 2. Theil.
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 2. Theil.

Die neunzehnte — (2 Bände, Preis 3 Thlr. 20 gGr.) enthält:
Bülau Geschichte Deutschlands.
Mailáth Geschichte Östreichs. 3. Theil.

Die zwanzigste — (2 Bände, Preis 4 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 3. Theil.
Dahlmann Geschichte von Dänemark. 3. Theil.

Die einundzwanzigste — (2 Bände, Preis 5 Thlr.) enthält:
Wachsmuth Geschichte Frankreichs. 4. (letzter) Theil.
Schäfer Geschichte Spaniens 2. Theil.

Die zweiundzwanzigste — (2 Bände, Preis 6 Thlr.) enthält:
Schmidt Geschichte Frankreichs. 3. Theil.
Hermann Geschichte Rußlands. 3. Theil.

Da die Anzahl der Bände in den einzelnen Abtheilungen dieses Werkes sich nicht ganz genau bestimmen läßt, so können nicht sogleich Titel mit fortlaufender Bändezahl ausgegeben werden, sie sollen aber nachgeliefert werden.

Der Buchbinder habe auf den Bandrücken zu setzen, ins obere Feld: Geschichte der europäischen Staaten; ins folgende den Titel der Geschichte des Staates, der behandelt ist, z. B. Pfister Geschichte der Teutschen. 1. Theil.

Sobald die allgemeinen Titel ausgegeben sind, kann die Zahl der fortlaufenden Bände unten in ein besonderes Feld aufgedruckt werden.

(Dieser Titel ist wegzuschneiden.)

Geſchichte

der

europäiſchen Staaten.

Herausgegeben

von

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert.

Geſchichte

des

öſtreichiſchen Kaiſerſtaates,

von

Johann Grafen Mailáth.

Vierter Band.

Hamburg, 1848.
Bei Friedrich Perthes.

Geschichte

des

östreichischen Kaiserstaates,

von

Johann Grafen Mailáth.

Vierter Band.

Hamburg, 1848.
Bei Friedrich Perthes.

Haec — — —, pro virium explicavi mensura: numquam, ut arbitror, sciens, silentio ausus corrumpere, vel mendacio.

Ammianus Marcellinus.

Vorwort.

Die vorliegenden wenigen Zeilen sind nicht nur ein Vorwort für den vierten Band, sondern auch ein Nachwort zum dritten Band der Geschichte des östreichischen Kaiserstaates.

Zuerst also etwas über den dritten Band.

Es war natürlich, daß meine Darstellung des dreissigjährigen Krieges mannigfach angegriffen worden, denn die Menschen geben Irrthümer nicht leicht auf, wenn sie ihnen lieb geworden sind; da ich aber kein Freund literarischer Kämpfe bin, habe ich nicht geantwortet, denn ich dachte, daß die Wahrheit mit der Zeit von selbst durchdringt, und so ist es auch geschehen, die Ansichten klären sich, und es wird hoffentlich die Zeit bald da sein, in welcher man in den protestantischen Schulen Tilly nicht mehr als Zerstörer von

Magdeburg, Gustav Adolf nicht als Retter der evangelischen Freiheit, Wallenstein nicht als unschuldiges Opfer u. s. w. den Schulknaben schildert. Aber einen Vorwurf hat man mir gemacht, auf den ich antworten muß, und dieser Vorwurf ist, daß ich durch Nichterwähnung zweier Thatsachen Parteilichkeit für Kaiser Ferdinand dargethan, der historischen Wahrheit Eintrag gethan habe.

Der Vorwurf wird durch zweierlei unterstützt: 1) Daß ich nirgend sage, Oberst Teufel habe erklärt, daß auch er Wallenstein ermordet haben würde, worauf der Kaiser geantwortet, daß er das tapfere Gemüth des Obersten erkenne. 2) Daß ich sage, Bernhard von Weimar sei mit Wallenstein einverstanden gewesen, da doch Bernhards an Oxenstierna gerade in jener Zeit gerichtete Briefe beweisen, wie sehr Bernhard und Oxenstierna damals zusammengehalten.

Zur Antwort diene Folgendes: Ich habe Teufels Erklärung und des Kaisers Antwort nicht aufgenommen, weil sie nichts beweisen. Teufels Erklärung und des Kaisers Antwort fallen später, als die Ermordung Wallensteins, damals konnte Teufel leicht so etwas sagen, und des Kaisers Antwort beweist nur, daß er die That nicht misbilligt, nicht aber dazu aufgefordert hat. Ferdinand hatte die That später auf sich genommen, wie dies im dritten Bande des weitern zu lesen ist; daraus folgt aber gar nicht, daß er sie befohlen habe.

Der zweite Vorwurf ist noch sonderbarer.

Man muß sehr unschuldig sein, um zu glauben, daß Bernhard von Weimar dem schwedischen Canzler geschrieben haben würde, was er gegen ihn und die Schweden vorhabe. Eben weil er sich mit Wallenstein vereinigen wollte, musste er Oxenstierna durch verstellte Freundschaft täuschen. Gegen Thatsachen beweisen Briefe nichts; Thatsachen lassen sich nicht wegraisonniren, und Thatsache ist es, daß Bernhard von Weimar mitten im Winter, und drei Wochen vor Wallensteins Katastrophe, mit dem Heer nach Regensburg aufbrach; Thatsache ist es, daß seine Generale glaubten, er wolle sich mit Wallenstein vereinigen; Thatsache ist es, daß er umkehrte, sobald er Wallensteins Ermordung erfuhr, statt daß ein Angriff auf die kaiserliche Armee nach Wallensteins Tod viel leichtern Erfolg gehabt hätte, als bei Wallensteins Leben. Was beweisen dagegen Bernhards Briefe, die in der Absicht geschrieben waren, Oxenstierna zu täuschen! — Bernhards Absichten waren eigene Vergrösserung; dies beweist sein ganzes späteres Benehmen gegen Schweden und Frankreich, und diesen Zweck hätte er, mit Wallenstein vereint, weit leichter erreicht als mit den Schweden; dasselbe gilt von Wallenstein, der auch seine Zwecke am leichtesten durch Vereinigung mit Bernhard von Weimar erreichen konnte. Ich habe also jene trügerischen Briefe Bernhards keineswegs darum nicht angeführt, weil ich etwa besorgte, daß sie meine sonstige Beweisführung entkräftet hätten,

sondern weil ich nicht geglaubt habe, daß irgend Jemand auf diese Briefe Gewicht legen, ihnen Beweiskraft zutrauen könne. Diese Briefe beweisen gar nichts, als die List Herzog Bernhards, mit der er die Schweden hinterging. Er betrog die Schweden, wie Wallenstein den Kaiser, und auch in dieser Beziehung waren sie ein paar würdige Alliirte.

Und nun zum vierten Band.

Neu ist die Darstellung des Sturzes des Ministers Lobkowitz, die Zrinyische Verschwörung, die Vergiftungsgeschichte Leopolds, ein Theil der Feldzüge des Prinzen Eugen, die Beleuchtung der finanziellen Verhältnisse unter Leopold, die Kunst in dieser Periode u. s. w. Was ich über diese Gegenstände sage, ist theils aus dem k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dessen Benutzung mir die Regierung gnädigst gestattet; theils aus Mittheilungen einiger gelehrter Freunde, die ich überall in den Noten angeführt habe und denen ich hiemit auf das Herzlichste danke; theils aus kürzlich erschienenen Werken, wie Hellers Militairischer Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Bekannte Quellen habe ich selten citirt, weil ich dies überflüssig erachte; aber angeben muß ich, warum ich auf zwei die Periode Leopolds u. s. w. betreffende Werke beinahe gar keine Rücksicht nehme. Das eine sind die politischen Schriften des Prinzen Eugen, herausgegeben von Sartori. Sie sind unächt, verfälscht, unbrauchbar. Dies ist schon in früherer Zeit durch verschiedene

Schriftsteller angedeutet worden, in neuerer Zeit aber ist dies schlagend bewiesen in der Östreichischen militairischen Zeitschrift, Jahrgang 1847, Heft 6 und d. folgenden, in Hellers Aufsatz: Beleuchtung der in neuerer Zeit in Druck erschienenen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. Der Aufsatz berücksichtigt eigentlich das Werk: „Leben des Prinzen Eugen von Savoyen u. s. w. von Kausler, mit Noten des würtembergischen Generallieutenants von Bismark," aber weil dieses Werk zumeist auf den schon erwähnten politischen Schriften Eugens beruht, erhält es auch verdiente Abfertigung, und am Schluß ist eine Nachschrift eigens der Sartorischen Herausgabe der wiederholt genannten politischen Schriften Eugens bestimmt. Auf den erwähnten Aufsatz Hellers in der Östr. militairischen Zeitschrift verweise ich jene Leser, die über die Unächtheit der politischen Schriften Eugens ausführlich belehrt sein wollen.

Das andere Werk ist das widerliche historische Pasquill, welches unter dem Titel „Anemonen" erschienen ist.

Daß meine Ansicht über Leopolds Intoleranz angefeindet werden wird, weiß ich, aber ich antworte wie Themistokles dem rohen König Lakedämons: Schlage, aber höre. — Schimpfen ist leichter als widerlegen.

Der Kriegswissenschaft nicht kundig, habe ich Schlachtendarstellungen nur nach militairischen Gewährsmännern geschildert. Sie gänzlich zu beseitigen, schien

mir nicht zweckmässig, da einige in diese Zeit fallende Schlachten von hoher Wichtigkeit sind und es sich vielfach um die Thaten des grössten Feldherrn handelt, den Östreich gehabt hat. Es ist wol nicht nöthig, zu sagen, daß ich den Prinzen Eugen von Savoyen meine.

Ich berufe mich auch einige Mal auf ein Werk Jörgers. Die Existenz dieses Werkes war lange zweifelhaft. Gebhardi, Genealogische Geschichte der erblichen Reichsstände, Th. II. S. 631, sagt: Der Statthalter in Niederöstreich, Johann Quintin Graf Jörger, arbeitete über Kaiser Leopolds Regierung ein Werk nach Graf Khevenhüllers Muster aus, welches eigentlich ein Protocoll des geheimen Rathes war und aus acht Bänden bestand, allein es war gleich nach dem Abdruck unterdrückt, bis auf ein Exemplar, welches in der kais. Bibliothek zu Wien sein soll.

Die wiener Hofbibliothek ging bisher mit diesem Werk sehr mysteriös um; der erste Custos und Hofrath, Baron Münch, war aber so gefällig, mir nicht nur die Benutzung des fraglichen Buches zu gestatten, sondern auch das Buch selbst durch den Bibliothekbeamten Josef Müller beschreiben zu lassen. Indem ich Beiden hiemit recht lebhaft danke, theile ich den Inhalt dieses Exemplar unicum mit nach Müllers Beschreibung, deren Richtigkeit ich auch aus eigner Vergleichung verbürge.

Unterschiedliche Motiven, und anders: Johann Quintin Grafen Jörgers vierter Theil a 1690. ad

calcem primae paginae geschrieben: Domus Probationis ad s. anam S. J. in 8. (klein) 109 Blätter ohne Paginirung.

Blatt 2 u. 3: Zueignung an den römischen Kaiser, datirt 20. März 1678. 2) Auf 14½ Blatt Gutachten über die Finanzen. 3) Auf 5 Blättern Sentenz wider den Kammerpräsidenten Grafen von Sinzendorff wegen seiner Cameraladministration. Lintz 9. October 1680. 4) Auf 10 Blättern Gutachten des Grafen Jörger über des hungarischen Präsidenten Grafen von Kollonitsch gehaltene Commission die Portion Brodt zu 1 Kreuzer betreffend. Wien, 30. Januar 1681. 5) Auf 1 Blatt Decret der Ernennung Johann Quintin Grafen Jörgers zum wirklichen geheimen Rath, datirt: Lintz, 17. März 1681. 6) Auf 5 Blatt Vorstellung des Grafen Jörger über die Behebung von Steuern, und deren proportionirte Vertheilung. Neustadt 1. August 1681. 7) Auf 3 Blatt wird gründlich nachgewiesen, daß man mit Frankreich Krieg führen, mit der Pforte aber Frieden zu schliessen suchen müsse; dato: Wien, 11. August 1682. 8) Auf 7½ Blatt Vorschläge von Grafen Jörger, wie der drohenden Gefahr des Türkenkrieges zu begegnen wäre. Wien, 11. December 1682. 9) Auf 4 Blatt Gutachten des Grafen Jörger, was von den anbefohlenen Kriegsrüstungen schon ins Werk gesetzt sei, und was der Hofkriegsrath ferner zu thun vermeint. 11. März 1683. 10) Auf 5 Blatt Jörgers räthliches Gutachten über

die Besetzung des vacirenden Statthalteramts. Wien, 14. April 1687. 11) 1½ Blatt Decret der Ernennung des Grafen Jörger zum Statthalter von Niederöstreich. Wien, 24. October 1687. 12) Auf 7 Blatt Ex officio Bericht allerhand in Regierung vorgenommenen Ordnungen betreffend, de dato 15. März 1688 und Erledigung des Kaisers 30. März 1688. 13) Auf 2 Blatt: Erstes kais. Recommandationsschreiben an König von Hispanien für J. D. Graf. von Jörger, datirt Viennae 26. Junii 1685, gezeichnet: Leopoldus (latine). 14) Auf 2 Blatt Anderes Recommandationsschreiben an denselben. Posonii 21. Decembris 1687. Leopoldus. 15) Auf 4 Blatt Patente de Cav^ro del Tuson a favor del Conte Jerger (sic) de dato Madrid 19. Feburier 1688. gez. Charles (d'Espagne) französisch. 16) Auf 7 Blatt Jörgers Erläuterung der Frage, ob die Grenze penes portam Trajanam schliessen, oder solche in Griechenland bei Konstantinopel terminiren solle, woraus die Hauptfrage pacis sive belli resultirt; zum letzteren wird gerathen. Wien, 1. November 1689. 17) Auf 5 Blättern kurzer Bericht was nach der Abreise des Kaisers nach Augsburg zwischen seinen Räthen und dem türkischen und griechischen Gesandten von den Friedenstractaten verhandelt worden im Jahre 1690 24. Mai. 18) 3 Blätter Kais. Landtagsproposition an die gesambte Stände in Östreich unter der Enns durch Grafen Jörger 9. Jänner 1690. 19) 5 Blätter Votum Grafen Jörgern in Commis-

sione d. d. 6. Juli 1689 wegen Ernennung des Grafen Caraffa zur anderten Person in castris. 20) Auf 2 Blättern Exclusion der bäniſchen Prinzeſſin a thoro Imperatoris. Wien 1676. 21) Auf 2 Blätter amicus ad Caesarem 1674 (latein.) 22) Auf 2 Blätter Votum Grafen Jörgers im geheimen Rathe nomine camerae aulicae ann. 1676 (latine.) 23) 4½ Blätter Exceptiones contra primos aulae ministros. 24) Auf 2 Seiten. Aus der Historia austriaca des Äneas Sylvius die Verjagung des Grafen von Zilly betreffend.

Das Werk ſcheint aus dem Privatarchiv Jörgers ausgegangen zu ſein, woraus erklärlich wird, daß mehreres im Werk Enthaltene abſchriftlich an verſchiedenen Orten vorhanden iſt, obſchon die wiener Hofbibliothek das Werk lange myſteriös gehütet hat. Die drei erſten Theile ſind nicht zu finden. Woher Gebhardi die Behauptung ſchöpft, daß das Werk acht Theile gehabt hat, iſt mir unbekannt.

Johann Graf Mailáth.

Inhalt.

Zwölftes Hauptstück.

Vom dreissigjährigen Krieg bis zum spanischen Successionskrieg.

Seite

Sechzigstes Capitel. Vom westfälischen Frieden bis zum Frieden von Vasvár. 1648—1664.

Der Kaiser lässt seinen Sohn Ferdinand zum römischen König wählen. Der Neugewählte stirbt. Leopold wird als König von Ungern und Böhmen gekrönt. Die Wahl zum römischen König gelingt nicht. Beginn des Krieges zwischen Schweden und Polen. Ferdinand verbindet sich mit Polen. Er stirbt. Leopold I. wird zum römischen Kaiser gewählt. Verlauf des schwedisch-polnischen Kriegs. Friede von Oliva. Pyrenäischer Friede zwischen Frankreich und Spanien. Siebenbürgische Angelegenheiten. Krieg zwischen den Türken und dem Kaiser. Schlacht bei St. Gotthard. Friede von Vasvár 1

Einundsechzigstes Capitel. 1671—1679.

Leopolds Verhältniß zu Spanien. Aachner Friede. Auflösung der Tripelallianz. Frankreichs Rüstungen gegen Holland. Hollands Gegenanstalten. Ausbruch des Krieges. Die Gebrüder Fürstenberg. Kaiser und Reich nehmen Theil am Krieg.

Seite

Sturz des Minister Lobkowitz. Einleitung der Friedensverhandlungen. Friede von Nymwegen. Die Pest 35

Zweiundsechzigstes Capitel. 1664—1671.

Ungerns Lage. Erzbischof Lippai und der Palatin Wesselényi. Anfang der Verschwörung. Unterhandlungen der Verschwornen mit dem Großfürsten von Siebenbürgen. Lippai stirbt. Wesselényi stirbt. Convent von Neusohl. Pläne der Verschwornen und Charakteristik Rádasdy's, Peter Zrinyi's, Frangepáns, Rákóczy's. Die Bewegung des Letztern und Ende derselben. Ausbruch in Kroatien. Zrinyi, Frangepán und Tattenbach, Rádasdy gefangen. Prozeß. Hinrichtung Anna Katharina's, Peter Zrinyi's Gemahlin. Des Kaisers Ansicht über die Verschwörung 58

Dreiundsechzigstes Capitel. Kaiser Leopolds Vergiftung und Heilung. 1670, April—Juni.

Die Vergiftung des Kaisers nach Borri. Angebliche Heilung. Beweis, daß die ganze Erzählung eine Lüge ist 98

Vierundsechzigstes Capitel. Ereignisse in Ungern. 1671—1683.

Lage des Landes. Erzbischof Szechényi. Verfahren gegen die Evangelischen. Untersuchungs-Commission in Presburg. Einschreiten der Schweden. Antwort des Kaisers. Erzbischof Szelepcsényi. Ursachen der fortdauernden Unruhen. Emrich Tököly. Helena Zrinyi. Der Landtag 1681. Klagen der Protestanten. Gegenklagen der Katholiken. Entscheidung. Fortdauer der Unruhen. Tököly verbindet sich mit den Türken 124

Fünfundsechzigstes Capitel. Anfang des vierzehnjährigen Türkenkriegs. Belagerung von Wien. 1683.

Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Hof und der Pforte. Großvezier Kara Mustafa. Östreichs Gegenanstalten. Betrachtung. Bündniß des Kaisers mit Polen. Aufbruch der Tür-

Seite
ken. Belagerung von Wien. Entsatz. Sobiesky und Kaiser Leopold. Weiterer Verlauf des Feldzugs 156

Sechsundsechzigstes Capitel. Fortsetzung des türkischen Kriegs. 1683—1686.

Sobiesky's Gefahr bei Párkány. Schlacht von Párkány. Sobiesky geht nach Polen. Kara Mustafa's Ende. Venedig erklärt sich gegen die Türken. Gran, Wischegrad, Waitzen, Pesth werden erobert. Fruchtlose Belagerung von Ofen. Glücklicher Fortgang der kaiserl. Waffen in Kroatien. Die Türken besetzen Waitzen wieder. Glück der Kaiserlichen. Schlacht bei Pesth. Eroberung von Neuhäusel. Tököly. Belagerung und Eroberung von Ofen 196

Siebenundsechzigstes Capitel. Von der Eroberung von Ofen bis zum karlowitzer Frieden. 1686—1698.

Eroberungen der Kaiserlichen. Sieg bei Harkány. Folgen. Siebenbürgische Angelegenheiten. Empörung im türkischen Lager. Thronwechsel. Eperieser Blutgericht. In Ungern wird die erbliche Thronfolge nach dem Recht der Erstgeburt eingeführt. Fruchtlose Friedensverhandlungen. Eroberung von Belgrad durch den Kurfürsten von Baiern. Eroberung von Serbien durch den Markgrafen Ludwig von Baden. Kurzes Glück der Türken. Sie erobern Belgrad und Serbien. Schlacht bei Szalankemen. Siebenbürgen kommt an den Kaiser. Der Sultan selbst im Feld. Schlacht bei Lugos. Schlacht bei Zenta. Verhandlungen und Friede von Karlowitz. Das Ende Tököly's 216

Achtundsechzigstes Capitel. Der französische Krieg bis zum ryswicker Frieden. 1683—1697.

Frankreichs Angriffe auf Spanien und Holland. Friede. Ludwig XIV. greift Deutschland an. Französisches Manifest. Kaiserliches Manifest. Wilhelm von Oranien wird König von England. Verwüstungen der Franzosen. Kriegsthaten. Karl von Lothringen stirbt. Charakteristik. Krieg in Italien. Leopolds Sohn, Josef, wird zum römischen König gewählt. Fortgang des Kriegs. Friede von Ryswick 264

Seite

Dreizehntes Hauptstück.

Die Zeit des spanischen Successionskriegs.

Neunundsechzigstes Capitel. Die Verhandlungen wegen der span. Succession. 1667—1700.

Karl II., König von Spanien. Theilungsvertrag zwischen Östreich und Frankreich. Ein neuer Erbprätendent wird geboren. Er stirbt. Verhandlungen zwischen Spanien und Östreich. Erster Theilungsvertrag zwischen Frankreich und Wilhelm von Oranien. Zweiter Theilungsvertrag. Stellung der Parteien in Spanien. Das Testament des Königs. Er stirbt. Ludwig XIV. nimmt das Testament an. Philipp wird von den spanischen Ländern als König anerkannt. Erstaunen und Entschluß des kaiserlichen Hofes. Frankreichs und Östreichs Verbündete . . 281

Siebzigstes Capitel. Der spanische Successionskrieg. 1701—1705.

Prinz Eugen in Tirol. Übergang über die Alpen. Schlacht bei Carpi. Sieg über Villeroi bei Chiari. Die Alliirten des Kaisers treten auf. Feldzug 1702. Überfall von Cremona. Kriegsereignisse am Rhein und in den Niederlanden. Seekrieg. Feldzug 1703. Heldenmüthiger Widerstand der Tiroler. Die Franzosen erobern Breisach und Landau. Marlborough erobert Bonn, Hüy und Limburg. Savoyen und Portugal erklären sich für den Kaiser. Erzherzog Karl nach Portugal. Feldzug 1704. Die Engländer besetzen Gibraltar. Fortschritte der Franzosen in Italien. Rüstungen in Östreich. Marlborough und Eugen vereinigen sich. Gefecht am Schellenberg. Fruchtlose Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Baiern. Schlacht von Hochstädt. Die Kaiserlichen besetzen ganz Baiern. Kaiser Leopold stirbt 308

Einundsiebzigstes Capitel. Die ungrischen Unruhen. Rückblick. 1697—1705.

Ursachen der Unzufriedenheit in Ungern. Rákóczy's frühere Schicksale. Gefangenschaft. Flucht. Die Rebellion bricht aus. Bercsényi. Károlyi. Unruhen in Wien. Congreß zu Schem-

Seite

nitz. Schlacht von Tyrnau. Kaiser Leopold stirbt. Betrachtungen. Politische Verhältnisse. Protestanten. Unionsversuch. Ungrische Prediger. Katholische Geistlichkeit. Finanzen. Justiz. Misgriffe in Ungern. Langsamkeit. Häusliches Leben. Letzte Lebensstunden. Gemahlinnen. Charakteristik der Kaiserin Eleonora 357

Zweiundsiebzigstes Capitel. Spanischer Successionskrieg, Fortsetzung. 1705—1711.

Feldzug 1705. Ereignisse in Italien, am Rhein, in den Niederlanden. Aufstand in Baiern. Der Kurfürst von Baiern geächtet. Feldzug 1706. Belagerung von Turin durch die Franzosen. Entsatz durch Prinz Eugen. In den Niederlanden Schlacht bei Ramillies. Die spanischen Niederlande werden den Franzosen entrissen. Feldzug 1707. Die Franzosen räumen Italien. Die Kaiserlichen erobern Neapel. Mislungener Angriff auf Toulon. Zweideutige Politik des Herzogs von Savoyen. Ludwig von Baden stirbt. Die Franzosen in Deutschland im Vortheil. In den Niederlanden wenig Erfolg. Feldzug 1708. Schlacht bei Oudenarde. Eroberung von Lille. Pfalz erhält die Kurwürde. Der Herzog von Mantua geächtet. Karl XII. in Deutschland. Streit des Papstes mit dem Kaiser. Ludwigs XIV. Friedensanträge. Verhandlung. Übertriebene, immer steigende Forderungen der Alliirten. Feldzug 1709. Italien. Deutschland. In den Niederlanden die Schlacht von Malplaquet. Eroberung von Mons. Neue Friedensverhandlungen. Ungeheure Forderungen der Alliirten. Feldzug 1710. Eroberungen in den Niederlanden. Änderung der Lage der Alliirten. Sturz des englischen Ministeriums. Kaiser Josef stirbt. Der Dauphin stirbt. Allocution des Papstes . 393

Dreiundsiebzigstes Capitel. Die ungrischen Unruhen unter Josef I. 1705—1710.

Josef will mit den Malcontenten Frieden schliessen. Fruchtloser Congreß zu Szécsen und Tyrnau. Rákóczy's Unterhandlung mit den Türken. Verlauf des Kriegs. Rákóczy's Landtag in Siebenbürgen. Rákóczy's Landtag zu Onod. Mordscenen. Maßregeln des Kaisers. Rákóczy verliert eine Hauptschlacht. Türken. Palffy unterhandelt in des Kaisers Namen mit Rákóczy. Seine Anhänger erlauben ihm nicht, die Anträge des Kaisers anzunehmen. Er geht nach Polen. Palffy und Rá-

Seite

rolyi schliessen den Szathmárer Frieden. Die Rebellion ist beendet. Rákóczy geht nach Frankreich. Betrachtung über die Rebellionen. Josefs Charakteristik. Seine Kinder 451

Vierundsiebzigstes Capitel. Ende des spanischen Successionskriegs. 1711—1714.

Der Krieg in Spanien von Karls Ankunft in Spanien bis zur Rückkehr. Eroberung von Gibraltar. Karl erobert Barcellona, Catalonien, Murcia, Valencia. Wird in Barcellona belagert; Philipp weicht. Uneinigkeit in Karls Umgebung. Sieg der Franzosen bei Almanza. Folgen. Guido Starhemberg siegt bei Saragossa. Karl in Madrid. Er kann sich nicht behaupten. Schlacht bei Villa-Viciosa. Karl verlässt Spanien. Evacuationstractat. Amerika. Regentschaft der Kaiserin. Betrachtungen. Veränderungen des englischen Ministeriums. Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich. Feldzug von 1711. Marlborough wird abberufen. Feldzug von 1712. Friedenscongreß zu Utrecht. Friedensschluß Frankreichs mit allen Mächten ausser dem Kaiser und dem Reich. Fortsetzung des Kriegs. Friede des Kaisers mit Frankreich zu Rastadt. Friede des deutschen Reichs und Frankreichs zu Baden. Barriereetractat. Barcellona 468

Fünfundsiebzigstes Capitel. Türkenkrieg. Quadrupelallianz. 1712—1720.

Verhältnisse mit der Türkei. Gesandtschaften. Verhandlungen. Krieg der Pforte mit Venedig. Der Kaiser unterstützt die Republik. Krieg mit den Türken. Schlacht bei Peterwardein. Eroberung von Temesvár. Belagerung von Belgrad. Schlacht von Belgrad. Eroberung der Stadt. Friede von Passarovitz. Rákóczy's letzte Schicksale. Pläne der Königin von Spanien und des Cardinal Alberoni. Die Spanier überfallen Sardinien. Quadrupelallianz. Krieg. Alberoni's Pläne scheitern. Frieden im Haag. Der Kaiser erhält Sicilien statt Sardinien, welches an Savoyen fällt 494

Sechsundsiebzigstes Capitel. Karls Regierung im höchsten Flor.

Die Lage der europäischen Reiche. Türkei, Polen, Russland, Schweden, Dänemark, Holland, England, Frankreich, Spa-

Seite

nien, Portugal, Deutschland. Bestandtheile der östreichischen Monarchie. Scheingrösse derselben. Die zu befolgende Politik. Die pragmatische Sanction. Eugens Ausspruch. Verwaltung der Niederlande und der italienischen Staaten des Kaisers. Politische und juridische Reorganisation des verödeten Ungern. Dikasterien, Finanzen, Handelsgesellschaften, Religion, Kriegsmacht. Der Kaiser. Das Ministerium, Althann, Realp, Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, Prinz Eugen, Bartenstein, Weber. Die Gräfinnen Batthyanyi und Althann-Pignatelli-Belriguardo. Die Kaiserin. Universitäten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler 516

Siebenundsiebzigsten Capitel. Das Verhältniß der drei letzten Habsburger zu Deutschland. 1650—1740.

Allgemeine Betrachtung. Kaiserwahl. Reichstag. Die mecklenburgischen Streitigkeiten. Religionsfragen. Pfalz, Repressalien. Salzburg, Verweisung der Anhänger der augsburger Confession. Hamburg. Zerwürfniß unter den Protestanten. Ryswicker Clausel. Censur. Indifferentismus und Unsittlichkeit der Fürsten. Übertritt protestantischer Fürsten zur katholischen Religion. Kriegsverfassung Deutschlands. Stellung der kleinen Fürsten. Grössere Fürsten, Mainz, Baiern, Sachsen, Hannover, Brandenburg. Preussen. Östreichs Verwendung für den preussischen Kronprinzen, nachher Friedrich II. Dänemark, Schweden, England. Bündnisse der deutschen Fürsten. Reichslehen in Italien. Russland will festen Fuß in Deutschland fassen. Frankreich. Die Kaiser. Wachsen und Sinken der kaiserlichen Macht 562

Achtundsiebzigstes Capitel. Verfall der östreichischen Macht. Von der Quadrupelallianz bis zum Ende des französisch-spanischen Kriegs. 1721 — 1735.

Congreß zu Cambrai. Baron Ripperda. Unterhandlungen in Wien. Drei Tractate in Spanien. England sucht Alliirte; der Kaiser auch. Ausgleichung zu Paris. Congreß zu Soissons. Tractat zu Sevilla. Zweiter wiener Tractat. Streit wegen Parma. Der polnische König stirbt. Thronbewerber, Stanislaus Leszinsky und August von Sachsen. Frankreich für

Seite

Stanislaus; der Kaiser für August. Zwiespältige Königswahl. Krieg zwischen Frankreich und Östreich. Der Kaiser sucht Verbündete; das deutsche Reich erklärt sich für ihn. Unglückliche Kriegsereignisse in Italien und Deutschland. Prinz Eugen kann das Kriegsglück nicht wenden. Fruchtlose Versuche, England zu gewinnen. Die Seemächte wollen vermitteln. Die Vorschläge sind Niemand recht. Die politische Lage ändert sich. Des Kaisers Zorn gegen England. Eugens Erklärung. Italien geht verloren. Des Kaisers Cabinet. Friede mit Frankreich, Spanien, Sardinien. Der Kaiser verliert Neapel und Sicilien 594

Neunundsiebzigstes Capitel. Weiterer Verfall der Monarchie bis zum Tode Karls VI. 1736—1740.

Maria Theresia's Vermählung. Eugens Tod. Charakteristik. Verhandlungen mit der Pforte. Afrikanische Raubstaaten. Schachbender. Gesandtschaften. Friedliche Gesinnungen der Pforte. Josef Rákóczy. Die Renegaten Ibrahim und Bonneval. Die Türken wünschen den Frieden in Europa zu erhalten. Die Russen beginnen Krieg mit den Türken. Östreichische Friedensvermittlung. Erster unglücklicher Feldzug unter Seckendorf. Zweiter unglücklicher Feldzug unter Königsegg. Stimmung der Armee und in Wien. Dritter unglücklicher Feldzug unter Wallis. Schlacht bei Krotzka. Belgrader Friede. Türkischer Botschafter in Wien. Kaiserlicher Botschafter in Konstantinopel. Grenzstreitigkeiten. Tod Karls VI. 616

Zwölftes Hauptstück.

Vom dreißigjährigen Krieg bis zum spanischen Successionskrieg.

Sechzigstes Capitel.

Vom westfälischen Frieden bis zum Frieden von Vasvár (1648—1664.)

Der Kaiser läßt seinen Sohn Ferdinand zum römischen König wählen. Der Neugewählte stirbt. Leopold wird als König von Ungarn und Böhmen gekrönt. Die Wahl zum römischen König gelingt nicht. Beginn des Krieges zwischen Schweden und Polen. Ferdinand verbündet sich mit Polen. Er stirbt. Leopold I. wird zum römischen Kaiser gewählt. Verlauf des schwedisch-polnischen Kriegs. Friede von Oliva. Pyrenäischer Friede zwischen Frankreich und Spanien. Siebenbürgische Angelegenheiten. Krieg zwischen den Türken und dem Kaiser. Schlacht bei St. Gotthard. Friede von Vasvár.

Nach dem westfälischen Frieden war Kaiser Ferdinands erste Sorge, seinem Sohn, ebenfalls Ferdinand genannt, nicht nur die ungestörte Thronfolge in den angestammten Ländern, sondern auch die deutsche Kaiserkrone zu sichern. Er hatte ihn schon als König von Böhmen krönen, zum König von Ungarn wählen und krönen lassen; die Kaiserkrone war noch zu verschaffen übrig. Der Kaiser besorgte hiebei Widerstand von Seiten Frankreichs und Schwedens, bevor er also den Reichstag ausschrieb, wollte er sich der Gesinnungen der 1652 Oct., Nov.

Kurfürsten versichern; er lud daher die Kurfürsten einzeln zu sich nach Prag, und suchte ihre Zustimmung im Voraus durch mancherlei Versprechungen zu gewinnen. Dann erst, als er sich ihrer Zuneigung sicher glaubte, begab er sich nach Regensburg. Die europäischen Verhältnisse hatten sich, seit einigen Jahren, dergestalt verändert, daß Schweden, dieser große Feind Östreichs, des Kaisers Absicht bereitwillig beförderte. Die Königin von Schweden Christina, Gustav Adolfs geistreiche Tochter, ließ durch ihren Gesandten des Kaisers erstgebornen Sohn zum römischen König empfehlen, und so wurde nach
1653 mancherlei Verhandlungen Ferdinand — von nun an Ferdi-
31. März nand der Vierte genannt — zum römischen König gewählt
18. Juni und bald darauf gekrönt. Dem Kaiser aber war es nicht gegönnt sich dieses Glücks zu freuen, denn der hoffnungs-
1654 volle Prinz starb bald darauf an den Blattern, im 21. Jahre
9. Juli seines Alters.

Der Kaiser hatte nur noch einen Sohn, er hieß Leopold und war zum geistlichen Stand bestimmt. Diesem wollte er nun die Nachfolge in seinen Stammländern und in Deutschland sichern. Er ließ ihn deshalb auf dem Reichstage zu
1655 Preßburg zum König von Ungarn wählen und krönen, das
1656 nächste Jahr wurde derselbe als König von Böhmen gekrönt,
14. Sept. aber Leopolds Wahl zum römischen König konnte Ferdinand nicht durchsetzen. Zum Theil hatte er die Versprechungen noch nicht erfüllen können, durch welche er die Zustimmung der Kurfürsten zur Wahl Ferdinands erlangt hatte, zum Theil wirkte ihm Frankreich entgegen; selbst die geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln waren nicht für den Kaiser, und so mußte es dem Schicksal überlassen bleiben, ob nach Ferdinands Tod Leopold die römische Kaiserkrone erlangen werde.

Eine neue kriegerische Bewegung in Europa nahm bald des Kaisers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, dies ist der Krieg, der zwischen Schweden und Polen ausbrach.

Die Königin von Schweden, Christine, hatte freiwillig dem Throne entsagt, ihr Nachfolger Karl Gustav — derselbe der im letzten Jahre des 30jährigen Kriegs Prag belagert
1655 hatte — fiel plötzlich mit einem wohlgerüsteten Heer in Polen
Juli ein. Ursache oder Vorwand zu diesem feindseligen Unter-

nehmen waren die Ansprüche, welche Johann Kasimir, König von Polen, noch immer auf Schweden machte [1]). In schnellem Siegeslauf besetzten die Schweden Krakau und Warschau; Johann Kasimir flüchtete nach Schlesien, die Eroberung Polens durch Karl Gustav schien vollendet. Er gab dem Kaiser Kunde von dem glücklichen Fortgang seiner Waffen, und erbot sich mit ihm gute Nachbarschaft zu halten, griff aber zugleich das polnische Preußen an und eroberte es bis auf Danzig. Der Kaiser hatte dem Schwedenkönig seine Vermittlung zur gütlichen Ausgleichung des Streits mit Johann Kasimir angetragen, Karl Gustav aber hatte hierauf nicht geachtet und sich durch ein Bündniß mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, verstärkt.

Die Eroberung Polens durch die Schweden brachte halb Europa in Bewegung. Holland und Dänemark rüsteten, der Zar von Rußland, dem der Kaiser ein Bündniß antragen ließ, fiel in Liefland ein, die Türken sandten den Chan der Tartaren mit ansehnlicher Heeresmacht nach Polen; hierdurch gewannen Johann Kasimirs Anhänger wieder Luft; sie sammelten sich, eroberten Warschau und riefen Johann Kasimir zurück. Karl Gustav hinwieder vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg und schlug die Polen in dreitägiger Schlacht bei Warschau; hierauf aber ging der Kurfürst in seine Staaten zurück, und es zeigte sich, daß er in seinem Bündniß mit Schweden zu wanken begann. Da entschloß sich der Kaiser, von Johann Kasimir vielfach bestürmt, zu einem Bündniß mit ihm, in welchem der Kaiser ein ansehnliches Hülfsheer versprach.

1657

Wenig Tage nach der Unterzeichnung dieses Vertrags 20. März
starb Kaiser Ferdinand im 49. Jahre seines Lebens [2]). Plötz- 2. April

1) Johann Kasimir gehörte dem Stamm Wasa an.

2) Im Krakauer Kalender, dessen sich Kaiser Leopold bediente, steht eigenhändig von Leopold geschrieben: „Den 2ten Aprilis 1657 sein Ir Röm. Kais. May. Ferdinand der dritte des Nahmens ꝛc. frue zwischen 4 und ¼5 Ihres Alters 48 Jahre 8 Monath 20 Tag nach ausgestandener 14tägiger Indisposition mit h. Sakramenten versehen in Gott seeliglich entschlaffen." Dieser und mehrere Kalender Leopolds sind im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

licher Schreck beförderte seinen Tod. Um die Mitternachtsstunde loderten Flammen auf aus der Kammerküche der Kaiserin. Der Kaiser, obschon auf den Tod krank, wollte sich doch nicht eher in Sicherheit bringen lassen, bis nicht sein jüngstes, erst drei Monden altes Kind gerettet. Rauch und Flammen wurden stärker, da faßte ein Trabant die Wiege und rannte mit derselben davon; aber in der gewaltigen Verwirrung stieß er so heftig gegen die Wand, daß die Wiege brach, und er mit dem, wiewol unbeschädigten Kinde zu Boden fiel. Der Kaiser überlebte diesen Schreck nur vierthalb Stunden.

Die Zeit, welche zwischen dem Tode Kaiser Ferdinand III. und der Wahl des neuen Kaisers verfloß, war diesmal ungewöhnlich lang; man nennt diese Zeit gewöhnlich das Interregnum. Aus mehreren Ursachen war es länger als gewöhnlich ausgedehnt. Zuerst der Streit zwischen den Kurfürsten von der Pfalz und von Baiern, die beide während des Interregnums das Reichsvicariat in Anspruch nahmen. Der Streit wurde mit solcher Erbitterung geführt, daß in einer Sitzung, in welcher die Kurfürsten die Wahlcapitulation berichtigten, der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz dem baierschen Wahlgesandten Dr. Axel das Dintenfaß an den Kopf warf, als derselbe einen Aufsatz vorlas, der sich auf diese Vicariatsstreitigkeiten bezog, und in welchem behauptet wurde, der unglückliche Kurfürst Friedrich V. habe die Kurwürde verwirkt. Der Streit blieb unentschieden und beide Kurfürsten übten die Vicariatsrechte aus. Mehr als durch diese Streitigkeiten wurde die Kaiserwahl durch Frankreichs Umtriebe verzögert; Ludwig XIV. wünschte die Kaiserwürde für sich selbst, und die Gesinnungen in Deutschland waren seit dem 30jährigen Kriege dergestalt geändert, daß die drei geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von Baiern sich zu Frankreich neigten, die protestantischen Kurfürsten hingegen Leopold unterstützten. Als die Franzosen sahen, daß die Wahl ihres Königs nicht durchzusetzen sei, schlugen sie den Kurfürsten von Baiern zum Kaiser vor, und trugen ihm jährlich drei Millionen Livres an, damit er einen kaiserlichen Hofstaat halten könne. Er aber lehnte diesen Antrag ab. Nachdem

nun die Franzosen sahen, daß dem Haus Östreich die Kaiserkrone nicht zu entreißen sei, wollten sie wenigstens die Mitglieder desselben entzweien; sie schlugen daher den Kurfürsten vor, den Erzherzog Leopold Wilhelm, zweiten Bruder des verstorbenen Kaisers [1]), zum Kaiser zu wählen, aber Leopold Wilhelm blieb den Grundsätzen seines Hauses treu, wies den Antrag nicht nur zurück, sondern theilte den Anschlag seinem Neffen Leopold mit. So erfolgte endlich die Wahl Leopolds zum deutschen Kaiser.

Die Wahlcapitulation selbst wurde von den Kurfürsten sehr geändert. Die Ränke der französischen Gesandtschaft erwirkten die Einschaltung einer Klausel, des Inhalts: daß der Kaiser des Kaiserthums verlustig sein sollte, wenn er je irgend einen Artikel der Wahlcapitulation überschreiten würde. Diese Bedingung aber verwarf Leopold und erklärte: die Kaiserwürde lieber gar nicht annehmen, als sich dieser schmählichen Bedingung unterwerfen zu wollen, so fiel dieser Antrag weg. Es wurden aber manche neue Punkte aufgenommen, die theils die Macht der Kurfürsten bedeutend erhöhten und in eben dem Maß die Macht des Kaisers beschränkten, theils sich auf Frankreich bezogen. Die ersten Punkte liegen ausser dem Bereich dieser Geschichte; der Frankreich angehende Punkt aber wirkte bedeutend in den spätern, bald zu erwähnenden Verhältnissen dieses Reichs mit Deutschland und Östreich und muß deshalb hier erwähnt werden. Es wurde in der Wahlcapitulation festgesetzt, daß der Kaiser den gegenwärtigen und künftigen Feinden Frankreichs auf keine Weise Vorschub leisten, noch sich in den fortdauernden spanisch-französischen Krieg in Italien und den Niederlanden einmischen dürfe. Ebenso wurde festgesetzt, daß Frankreich weder den Feinden des Reichs, noch jenen des Hauses Östreich Beistand leisten soll. Auf den Rath seiner Minister und seines Oheims, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, nahm Leopold

1) Es ist derselbe, der schon im 30jährigen Krieg zu wiederholten Malen erwähnt wurde. Als ihn die Franzosen vorschlugen, war er Großmeister des deutschen Ordens.

1658 diese harte Wahlcapitulation an und wurde bald darauf zu
1. August Frankfurt gekrönt [1]).

Während dieser langwierigen Verhandlung war der polnisch-schwedische Krieg mit Ernst und Nachdruck von beiden Seiten fortgesetzt worden. Karl Gustav von Schweden hatte sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Georg II. aus dem Hause Rákóczy verbündet, der Kaiser hinwieder hatte das Bündniß, welches sein Vater mit Johann Kasimir geschlossen, erneuert, den General Hatzfeld mit 16,000 Mann nach Polen geschickt, und Holland und Dänemark gegen die Schweden unter die Waffen gebracht. Hatzfeld eroberte Krakau und Posen, trieb den Fürsten Rákóczy zurück und zwang ihn,
1657 dem Bündniß mit Schweden zu entsagen, Karl Gustav aber
Juli, Aug. verließ plötzlich Polen, warf sich unerwartet auf Dänemark, eroberte mit Schnelligkeit Holstein, Schleswig und Jütland.
1658 Während des sehr strengen Winters ging er mit der ganzen
9. Febr. Armee über den gefrornen Belt, rückte vor Kopenhagen und zwang die Dänen zu Roeskild zu einem ihm sehr vortheilhaften Frieden. Er hielt jedoch diesen Frieden nicht, sondern erschien noch einmal unvermuthet mit einer Flotte vor Kopenhagen, versäumte aber sich in den ersten Momenten der Bestürzung der Stadt zu bemächtigen; dadurch gewann König Friedrich III. von Dänemark Zeit, die Bürger zur Vertheidigung zu ermuthigen, eine holländische Flotte schlug sich durch die schwedische durch, versah die Stadt mit Lebensmitteln und Truppen, und Karl Gustav mußte sich begnügen, die Stadt zu blokiren.

Die Verhältnisse der streitenden Parteien waren folgende: auf der einen Seite Johann Kasimir von Polen, der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, der sich von Karl Gustav ganz getrennt und mit Polen vereinigt hatte, Dänemark und Holland; auf der andern Seite Karl von Schweden und England. Ueberdies hatten sich die zwei geistlichen Kurfürsten, die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg und der Landgraf von Hessen-Kassel mit Karl Gustav vereinigt, um die deutsch-schwedischen Besitzungen zu beschützen, wenn sie

1) Aachen war damals durch eine Feuersbrunst hart heimgesucht.

angegriffen werden sollten. Der König von Frankreich trat diesem Bündniß bei und versprach alle Hülfe zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens und der Rechte und Freiheiten der Verbündeten.

Der kaiserliche General Montecuculi, welcher an Hatzfelds Stelle zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen ernannt worden war, und der Kurfürst von Brandenburg warfen die Schweden aus dem Holsteinischen, und in den dänischen Provinzen erhoben sich Aufstände gegen die hartbedrängenden Schweden. Im nächsten Jahr eroberten der Kurfürst und Montecuculi den größten Theil von Schwedisch-Pommern. Karl Gustav aber hoffte auf den thätigen Beistand Frankreichs und Englands. Wirklich sandte Cromwell, der damalige unumschränkte Beherrscher Englands, eine Flotte aus zu Karl Gustavs Unterstützung. Aber zwei Todesfälle änderten bald die ganze Lage der Dinge. Cromwell starb, und die nachfolgende englische Regierung wollte die Flotte nur zur Beförderung des Friedens gebrauchen. Wie nun Karl Gustav die Friedensbedingungen nicht eingehen wollte, segelte die englische Flotte nach England zurück. Noch einen andern Nachtheil erlitt Karl Gustav. Durch die vereinte Macht der Dänen, Brandenburger, Polen und Kaiserlichen wurden die Schweden bei Nyborg entscheidend geschlagen. Er aber verlor den Muth nicht; allein während er sich zum Krieg rüstete, starb er plötzlich zu Gothenburg. Sein Sohn und Nachfolger war nur sieben Jahr alt. Die verwittwete Königin Eleonore und die schwedischen Reichsvormünder bequemten sich zum Frieden, welcher zu Oliva auf folgende Bedingnisse zu Stand kam: 1658 1660 23. Febr.

König Johann Kasimir von Polen entsagte allen Ansprüchen auf Schweden und überließ den Schweden den größten Theil von Liefland, der Kaiser gab Alles zurück, was er über den König von Schweden und den Herzog von Holstein erfiegt hatte; die Verträge zwischen Schweden und Kurbrandenburg wurden aufgehoben. Die Folge dieses Friedens war auch die Ausgleichung zwischen Schweden und Dänemark. Beide Mächte schlossen zu Kopenhagen Frieden, auf Bedingungen, die Schweden günstig waren. Alles in Allem

genommen, hatte der Kaiser zwar die Selbständigkeit Polens gerettet, die Schweden aber hatten vortheilhafte Bedingungen errungen.

1659 7. Nov. Kurz vorher hatte auch Frankreich mit Spanien Frieden geschlossen. Es ist dies der sogenannte pyrenäische Friede. Die Verhandlungen hatten auf der Fasaneninsel, im kleinen Flüßchen Bidassoa, zwischen dem Cardinal Mazarin und dem spanischen Minister Don Louis de Haro stattgehabt. Frankreich erhielt einen bedeutenden Länderzuwachs aus den spanischen Niederlanden, und versprach, den Herzog Karl von Lothringen in den größten Theil von Lothringen wieder einzusetzen; endlich wurde die Vermählung Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV., Königs von Spanien, festgesetzt, die Prinzessin sollte als Brautschatz 500,000 Goldgulden erhalten, aber allen Ansprüchen auf die spanische und niederländische Erbfolge für sich und ihre 1660 Erben schriftlich entsagen. Im folgenden Jahre, als die Infantin zur Vollziehung der Heirath nach Frankreich reiste, wurde zu Fuentarabia diese Verzichtleistung feierlichst ausgefertigt und beschworen. Die unseligen Folgen dieser Verbindung werden im Laufe der Geschichte ausführlich dargestellt werden.

Der Norden und Westen Europas war für den Augenblick beruhigt, aber es war dem Kaiser Leopold nicht lange gegönnt Frieden zu haben; er gerieth mit den Türken in Krieg. Überhaupt dreht sich die ganze lange Regierung Leopolds um drei Hauptgegenstände: Kampf gegen Frankreichs Vergrößerungssucht, Kampf mit den neuerdings gegen Europa anstürmenden Türken, und Kampf gegen die ungarischen Malcontenten, der mit den türkischen Händeln in Verbindung steht. Es ist also hier der schickliche Ort, die Verhältnisse des Kaiserhauses zu der hohen Pforte und den siebenbürgischen Fürsten darzustellen, denn die entgegengesetzten Absichten des Hauses Östreich und der hohen Pforte auf Siebenbürgen führten den nächsten Krieg herbei.

Kurz nach dem Tode seines Vaters sandte Leopold I. 1657 einen Steiermärker, Namens Simon Reninger, an die hohe Pforte ab; er sollte die freundschaftlichen Verhältnisse mit

derselben aufrecht erhalten. Er wurde wohlwollend aufgenommen und es ist bemerkt worden, daß er bei der Audienz sogar der Ehre eines Stuhles gewürdigt wurde, was den Residenten früher versagt worden war. Reninger erhielt diese Auszeichnung, weil er sagte, er sei zwar Resident, aber auch Minister. Sein erstes Geschäft war, den Klagen Gehör zu verschaffen, die er kaiserlicherseits gegen die Türken an der Grenze vorzubringen hatte, denn an den Grenzen beider Reiche war keineswegs Ruhe. So waren z. B. in den letzten Regierungsjahren Ferdinands 4000 Türken streifend in Steiermark eingefallen und hatten bis nach Raskersburg hin geplündert, und bei Neuhäusel waren 64 Haiducken von den Türken zusammengehauen worden. Die Türken antworteten mit andern Klagen, daß die Grafen Batthyányi und Forgács sich Streifereien in das türkische Gebiet erlauben, daß die Husaren und Haiducken zwischen Komorn und Gran Raubmord begehen u. dgl. mehr. Unfug an der Grenze war auf beiden Seiten nicht ungewöhnlich und hätte den Frieden wahrscheinlich nicht gestört, aber Siebenbürgen wurde der Zankapfel beider Reiche.

Der Großfürst von Siebenbürgen, Rákóczy, hatte im schwedisch-polnischen Krieg Partei ergriffen für die Schweden, der Krieg hatte eine ungünstige Wendung für ihn genommen, sein Heer war grösstentheils zu Grunde gegangen, Rákóczy kam nur mit Wenigen nach Siebenbürgen, die Truppen, die er unter Johann Kemény gegen die Tartaren zurückließ, wurden theils zusammengehauen, theils mit ihrem Anführer gefangen. Um die hohe Pforte zu besänftigen — denn die Türken hatten Rákóczy's Krieg mit den Polen nicht gut geheißen — sandte er Franz Torday und noch zwei Andere nach Konstantinopel. Weil der Sultan dem Fürsten 1657
Rákóczy zürnte und der siebenbürgische Tribut durch die Gesandten nicht entrichtet wurde, ließ sie der Sultan in die Sieben Thürme werfen und Rákóczy wurde von der Pforte abgesetzt, zugleich fiel der Tartarenchan verwüstend in Siebenbürgen ein, 20,000 Leichname bezeichneten seinen Zug; 20,000 Gefangene, einige Tausend mit Beute beladene Wagen, 150 Kanonen schleppte der Tartarenchan mit sich fort;

außerdem mußten als Lösegeld für Rákóczy's gefangene Verwandte 300,000 Piaster entrichtet werden. Als die Fluth abgebraust war, wählten die siebenbürgischen Stände an Rákóczy's Stelle Franz Rédey; aber der neue Großfürst konnte sich bald überzeugen, daß er sich sehr geringen Ansehens bei den Türken erfreue, denn weder sein Gesandter am türkischen Hof, Franz Kereszteszy, noch Sigmund Bánffy, den er an den Statthalter von Ofen, Kenan Pascha, sandte, konnten sich Gehör verschaffen. Der Tartarenchan aber ordnete eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, und schrieb: „Rákóczy habe sich entlarvt, der Großvezier Mohamed Köprili sei ihn zu züchtigen ausgezogen, und er sei vom Sultan befehligt, den Großvezier zu unterstützen, er habe deshalb Siebenbürgen verheert, habe den Rákóczy bis an die Theiß verfolgt, hier aber die kaiserliche Grenze nicht überschritten. Die Pforte habe das Fürstenthum Siebenbürgen dem Achatz Barcsai verliehen, wenn dem Kaiser des Sultans und des Chans Freundschaft lieb sei, möge er den Rákóczy als Rebellen halten." Der Kaiser antwortete, „der Chan sei übel unterrichtet von den kaiserlichen Grenzen die sich über die Theiß erstrecken." Dieses Schreiben des Tartarenchans zeigt die Veränderungen an, die in Siebenbürgen vom tartarischen Raubzug bis zur Absendung der Botschaft stattgehabt hatten, und diese waren folgende: Bei der Annäherung der Tartaren hatte sich Rákóczy nach Ungarn geflüchtet; als sie abgezogen waren, rüstete
1658 er eilig Truppen zusammen, drang in Siebenbürgen ein, versprach den Siebenbürgern Hülfe gegen die Türken, und daß er in Tod und Leben ihnen treu bleiben wolle. Als ob der Eid, den sie Franz Rédey geschworen, nur ein bedingungsweiser Eid gewesen, huldigten die meisten Festungsbefehlshaber abermals Rákóczy; andere blieben fest bei dem Eid, den sie jenem geschworen, aber Rákóczy rückte geradewegs auf die zu Mediasch versammelten Stände los. Diese, seine bewaffnete Macht scheuend, nahmen ihn bei sich auf, erklärten aber
1658 unumwunden, daß sie gegen die hohe Pforte nie die Waffen tragen würden. Rákóczy nahm diese Bedingungen willig an, ließ sich von Franz Rédey einen Eid schwören, daß er nie, selbst auf Befehl der Türken nicht, das Fürstenthum

mahmals annehmen werde, und schickte ihn hierauf ungefährdet nach Hause.

Die Beglerbege von Ofen und Temesvár schrieben den siebenbürgischen Ständen, mahnten sie von Rákóczy abzulassen, und bedrohten das Land mit Feuer und Schwert. Vom Landtage zu Karlsburg erwiderte Rákóczy, daß er bereit sei, das Fürstenthum aufzugeben, wenn die hohe Pforte ein Athname ausfertige, des Inhalts, daß sie die Freiheiten des Landes achten, die Grenzfestungen nicht besetzen und den jährlichen Tribut nicht erhöhen wolle. Zu gleicher Zeit kamen Briefe von Johann Kemény aus der tartarischen Gefangenschaft; er meldete, daß die Tartaren sich mit Macht zu einem Einfall nach Siebenbürgen rüsten. Rákóczy ließ diese Briefe nicht auf dem Landtage verkünden, weil er davon ungünstigen Eindruck befürchtete. Indessen rückte der Beglerbeg von Ofen mit 5000 Mann gegen Siebenbürgen vor. Rákóczy ging ihm entgegen und die Türken flohen ohne Schwertstreich. Rákóczy versprach dem Beglerbeg eine große Summe Geldes, damit er die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Pforte wiederherstelle. In nichtiger Kniecherei schrieb Rákóczy dem Sultan, daß er des Sultans geborner Sklave bis ins Grab sei; es fruchtete aber Alles nichts. Der Großvezier mit 100,000 Mann und der Chan der Tartaren überschwemmten Siebenbürgen. Jenö wurde binnen 24 Stunden erobert, das Land rundum verwüstet. Wer kann die Grausamkeit der Türken hinreichend beschreiben? Hunderttausend Menschen und darüber wurden in die Gefangenschaft getrieben. Rákóczy, zu schwach, der türkischen Menge zu widerstehen, sandte den Achatz Barcsay in das Lager, um die Osmanen zu beschwichtigen; aber der Vezier ernannte eben diesen Barcsay zum Fürsten von Siebenbürgen. Die Einen sagen, nur Androhung des Todes habe ihn vermocht, die Würde anzunehmen; die Meinung Anderer war, daß er den Vezier bestochen habe, um ernannt zu werden. Die Wahrheit ist nicht ausgemittelt. Der Tribut wurde auf 40,000 Ducaten erhöht und als Kriegskosten 500,000 Thaler begehrt. Barcsay erklärte den Ständen, daß er bereit sei, seine Würde niederzulegen, wenn sie ein Vertheidigungsmittel gegen die Türken hätten; aber wo wäre dies

April

zu finden gewesen? Die Stände schworen dem Barcsay den Eid der Treue, jedoch mit der Klausel, daß es ihnen erlaubt sei, zum Fürsten Rákóczy zurückzukehren, wenn dieser sich mit der hohen Pforte versöhnen und bis dahin nichts gegen Siebenbürgen unternehmen würde. Türkischerseits wurde Barcsay durch einen Kämmerer mit Kaftan, Mütze und Keule als Großfürst installirt, oder nach türkischer Begriffsweise auf den Schemel des Fürstenthums gesetzt, weil die drei Fürstenthümer Moldau, Walachei und Siebenbürgen nur goldene Schemel für den Fuß des Sultans wären. Barcsay befolgte die Politik unentschlossener Charaktere: er knüpfte nach allen Seiten hin Verhandlungen an, und hatte keinen bestimmten Zweck. Mit dem Pascha von Ofen kam er in folgenden fünf Punkten überein: erstens, Lugosch und Schebesch, von deren Einkünften 15,000 Ducaten jährlich als Almosen nach Mekka und Medina bestimmt, sollen mit allen ihren Dörfern und Unterthanen künftig nicht mehr zu Siebenbürgen gehören; zweitens, Jenö bleibt mit seinen alten Grenzen künftig dem Sultan; drittens, dasselbe gilt von dem vormals schon als Lehen und Wakfe beschriebenen Dörfern; viertens, der Fürst und die drei Nationen Siebenbürgens machen sich verbindlich, Rákóczy aus dem Wege zu räumen; fünftens wurde die Vergütung der Kriegskosten gefordert, welche die Stände nach Kräften zu leisten versprachen. Zugleich empfahl sich Barcsay in einem eigenhändigen Schreiben dem kaiserlichen Residenten Reninger, und die siebenbürgischen Stände zeigten den ungrischen Ständen an, daß an allem Unheil nur Rákóczy Schuld sei, der trotz des Befehls des Sultans sich weigere, dem Großfürsten Barcsay Großwardein zu überantworten. Obschon dieses Schreiben nicht ohne Wissen Barcsay's abgegangen sein konnte, ließ sich dieser doch auch mit Rákóczy in Unterhandlungen ein und wollte ihm das Fürstenthum abtreten. Auf die Folgen dieser Unterhandlung werden wir später zurückkommen.

Der kaiserliche Hof unterstützte Rákóczy gegen die Pforte, damit der türkische Einfluß in Siebenbürgen nicht noch mächtiger werde, als er schon war; deshalb wurde Dr. Metzger an den Pascha von Ofen gesendet, um durch ihn die Aus-

söhnung Rákóczy's mit der hohen Pforte zu erwirken, in gleichem Auftrag ging Heinrich Wogin zum Großvezier, den er bei Temesvár fand, aber beide Geschäftsführer konnten ihren Zweck nicht erreichen. Reninger in Konstantinopel hatte die Klagen der Pforte zu vernehmen, daß die Ungern, namentlich Batthyanyi, Forgács, Nádasdy, Zrinyi den Fürsten Rákóczy unterstützen, und der Großvezier hatte sich bei dem kaiserlichen Hof durch ein Schreiben beschwert, daß der Mutter Rákóczy's gestattet worden sei, in den deutschen Landen des Kaisers Truppen für ihren Sohn zu werben. Von Leopolds Seite wurde hierauf geantwortet, der kaiserliche Hof habe Rákóczy's Handlungen gebilligt und deshalb Rédey's Wahl nicht gebilligt; Hülfe sei ihm nicht geleistet worden, aber die Pforte möge in Siebenbürgen keine Neuerung vornehmen. Als nach der Eroberung von Jenö Siebenbürgen in der Gewalt der Türken war, schrieb der Pascha von Ofen, Kenan, dem Palatinus: Da Rákóczy dem Sultan ungehorsam, so sei ihm, Kenan, die Züchtigung desselben anbefohlen worden, Rákóczy aber habe sich über die Theiß geflüchtet. Des Friedens eingedenk, werde er keinen Mann von seinen Leuten über den Fluß setzen lassen, der Palatin möge ebenso dem Frieden gemäß handeln. Der kaiserliche Resident Reninger und der Dolmetsch Panajotti wurden von dem Großvezier hart angelassen, als der an Kaiser Leopold gesandte Osmane rückkehrend berichtete, vor seinen Augen habe man Rákóczy und die beiden Woiwoden der Moldau und Walachei nach Frankfurt zum Kaiser ziehen lassen, ihn aber habe man zurückgehalten. Da sprach der Großvezier: in der Capitulation, die Sultan Suleiman dem siebenbürgischen Fürsten gegeben, stehe ausdrücklich, daß der Fürst mit keiner andern Macht Einverständniß pflegen soll, dies habe Rákóczy nun schon zum dritten Mal übertreten; nach dem Inhalt der Capitulation müssen die Woiwoden der Moldau und Walachei, die sich nach Siebenbürgen geflüchtet, ausgeliefert werden.

Die Forderungen der Türken in Bezug auf Rákóczy wurden immer dringender und sonderbarer. Als der kaiserliche Internuntius August von Maiern in Brussa erschien, 1659
um Leopolds Kaiserkrönung anzuzeigen, forderte der Groß-

vezier Rákóczy's Auslieferung; Maiern antwortete, man könne ihn nicht ausliefern, den man nicht habe; wenn man übrigens Rákóczy auch hätte, so würde man ihn doch nicht ausliefern, weil dies der Ehre des Kaisers entgegen sei. Hierauf kam türkischerseits ein anderes Project zur Sprache. Der Reis-effendi Schamisade, ein in der Geschichte wohlbewanderter Mann und des Großveziers vertrauter Freund, lud Maiern zu einem Nachtmahl und eröffnete ihm vertraulich, daß es wol am besten wäre, wenn der Kaiser mit Rákóczy das thäte, was der Papst mit Dschem und der Schach mit Bajessid gethan [1]). Der Internuntius antwortete, das Beispiel des Soffi, der an Religion und Sitten von ihm gänzlich verschieden sei, könne ihn nicht bewegen, und jenes Alexanders VI. passe nicht, weil Dschem etwas ganz Anderes gewesen, als Rákóczy, und der Papst dieser That wegen von allen Geschichtschreibern dergestalt getadelt worden sei, daß dies allein hinreichen müsse, jeden Fürsten von einer solchen Handlung abzuhalten. Als Maiern vom Sultan Abschied nahm, erklärte ihm dieser: Siebenbürgen sei des Sultans Erbland, an diesem habe sich Rákóczy vergangen, die Pforte sei entschlossen, denselben mit den Waffen zu verfolgen, der Kaiser möge mit demselben ein Hinderniß des Friedens aus dem Weg räumen. Übrigens wurde die Gesandtschaft Maierns durch eine Gegengesandtschaft erwidert, die in Wien Leopold I. zur Kaiserkrönung Glück zu wünschen hatte. Die Gesandtschaft selbst bietet kaum etwas anderes Merkwürdiges dar, als daß sich der Reis-effendi über den Styl des kaiserlichen Beglaubigungsschreibens aufhielt, in dem Schreiben hieß es nämlich: „Wir haben ihm erlaubt, unserm kaiserlichen Thron zu nahen." Der Reis-effendi meinte, dies sei unerträglicher Hochmuth; der kaiserliche Dolmetsch Panajotti antwortete aber, im Schreiben des Sultans stehe: „nach der Niederwerfung der Stirne vor dem kaiserlichen Steigbügel;" dies sei noch viel stärker.

Während dies an dem kaiserlichen und dem türkischen Hof vorging, hatte Rákóczy den Entschluß gefaßt, sich wieder in den Besitz von Siebenbürgen zu setzen. Es hat sich hierzu

1) Bekanntlich wurden Dschem und Bajessid vergiftet.

eine günstige Gelegenheit dar, denn das ganze Land war in rathloser Verwirrung wegen des ungeheuren Tributs, der den Türken entrichtet werden sollte; es war also von Vertheidigung des Landes keine Rede. Dies wissend, war Rákóczy mit geringer Mannschaft in Siebenbürgen eingebrochen. Barcsay wollte dem Großfürstenthum entsagen, aber Johann Kemény, dem er die lästige Bürde antrug, weigerte sich sie zu übernehmen; da floh Barcsay aus Siebenbürgen nach Temesvár. 1659
Die Stände zu Maros-Vásárhely, angstvoll, unentschlossen, rathlos, ließen sich durch drei Männer bestimmen, sich mit Rákóczy auszusöhnen. Die beiden Mikes und Stephan Lázár brachten die Versöhnung mit Rákóczy zur Sprache; Jeder, der dagegen sprach, wurde von ihren Anhängern überschrien, und Rákóczy mit vieler Feierlichkeit in Maros-Vásárhely eingeführt. Johann Kemény, der eben beim Landtage anwesend war, weigerte sich, seine Stimme zu geben, weil er sein Lösegeld den Tartaren noch nicht entrichtet, er sich also als Gefangener betrachten müsse. Nach Rákóczy's Einzug ging er nach Ungern, unter dem Vorwande, sich mit einer Witwe zu vermählen. So lange Rákóczy lebte, kehrte er nicht mehr nach Siebenbürgen zurück.

Der Beglerbeg von Ofen erhielt vom Sultan den Befehl, Rákóczy ab- und Barcsay wieder einzusetzen, es kam beim Eisernen Thor zur Schlacht zwischen den Türken und Rákóczy; Letzterer wurde geschlagen. Unaufhaltsam drang der Beglerbeg in Siebenbürgen ein; Barcsay schrieb einen Landtag nach Mediásch aus, als aber sehr Wenige zusammenkamen, merkte der Beglerbeg, daß Barcsay verhafft sei, er rieth ihm also mit dem türkischen Heer nach Temesvár zurückzukehren, dieser aber zog es vor, in Hermannstadt zu bleiben, da er hoffte, sich mit Rákóczy zu versöhnen. Der Beglerbeg ließ ihm 1500 Mann zum Schutze und kehrte heim.

Sobald Rákóczy den Abzug der Türken erfuhr, kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor und belagerte Hermannstadt. Ohne die türkische Besatzung hätte sich Barcsay alsobald ergeben, es widersetzten sich ihm auch einige Magnaten, die Siebenbürgens gänzliche Verwüstung durch die Türken voraussahen, wenn Rákóczy das Fürstenthum erlangen würde; aber

Barcsay knüpfte doch geheime Verbindungen mit Rákóczy an. Über seine Gemüthsstimmung mögen zwei Züge Auskunft geben: Als einige Magnaten ihm die Folgen einer Übereinkunft mit Rákóczy vorstellten, antwortete er: „ich werde mit ihm bis zum Frühjahr ein glückliches Leben führen, und dann im Sommer gern mit ihm sterben!" — zugleich aber ließ er eine Münze prägen mit den zwei Aufschriften: „Rette uns, denn wir gehen zu Grunde" und „Aus den Tiefen schreien wir zu Dir, o Herr!" — Er kümmerte sich gar nicht um die Vertheidigung der Stadt, sondern überließ sich schwelgerischen Gastmahlen. Die Besatzung hielt sich 150 Tage, bis der Beglerbeg von Ofen zum Entsatz heranrückte. Bei Klausenburg lieferte Rákóczy eine Schlacht, führte die Seinen zum ersten Angriff persönlich an, erschlug mit eigener Hand siebzehn Türken, empfing im Handgemenge vier Wunden und sank, mit eingeschlagener Hirnschale, vom Pferde. Die Seinen flohen, entrissen den Verwundeten dem Gedränge und brachten
1660 ihn nach Großwardein, wo er bald darauf verschied.

Barcsay erschien im Lager der Türken, der Beglerbeg gab ihm Siebenbürgen, es war aber die allgemeine Meinung sowol bei den Siebenbürgen, als bei Leopolds Generalen, daß die Türken sich für seine Erhöhung Großwardein würden abtreten lassen; daher ermahnte Johann Kemény die Bürger von Großwardein, die Thore nicht zu öffnen, und Souches besetzte Szathmár, Kalló und Tokay, in Folge einer mit Rákóczy getroffenen Übereinkunft, ließ aber zugleich dem Sidi Ali Pascha sagen, er sei blos an die Grenze gerückt, den Frieden zu erhalten und die Grenzen vor den Streifereien der Tartaren zu schützen. Souches hatte auch der Stadt Großwardein deutsche Truppen zur Verstärkung der Besatzung angetragen, aber die Bürger lehnten den Antrag ab. Später hatten sie Ursache genug, dies zu bereuen, denn Sidi Ali hatte es auf die Stadt abgesehen. Zuerst verlangte er von Haller, dem Großwardeins Hut vertraut war, und der sich bei Sidi Ali befand, um den Erlaß des siebenbürgischen Tributs zu verhandeln, er solle die Stadt überliefern. Als Haller sich dessen weigerte, ließ ihn der Türke in 60 Pfund schwere Ketten schlagen, dann eröffnete er die Belagerung von Großwardein. Die Besatzung war

damals 800, höchstens 850 Mann stark, sie steckte die Vorstädte in Brand, der Türke hinwieder leitete das Wasser aus den Gräben ab, in der Burg selbst flog ein Pulvermagazin in die Luft und zerstörte einen Theil der Veste, die Türken liefen Sturm, wurden aber zurückgeworfen. 57 Tage widerstand die Besatzung, sie war auf 300 Mann herabgeschmolzen, als sie gegen freien Abzug die Festung übergab.

Barcsay sollte nun die Kriegskosten mit 500,000 Thalern entrichten, er traf sehr strenge Maßregeln, um das Geld einzutreiben. Dieses sowol als seine stets wechselnden Gesinnungen machten ihn den Siebenbürgern verhasst, aller Augen wendeten sich auf Johann Kemény. Dieser erschien in Siebenbürgen, schlug Barcsay's Truppen in einem leichten Gefecht, und berief einen Landtag, auf dem er erklärte, daß er nur des allgemeinen Wohles wegen nach Siebenbürgen zurückgekehrt sei. Barcsay bedingte sich bequemen Lebensunterhalt und legte die Großfürstenwürde nieder. Die Stände von Siebenbürgen wählten sofort Johann Kemény zum Großfürsten. Die Wahl war vorüber, der Landtag aber noch nicht aus, als von Konstantinopel ein Schreiben kam, und die Siebenbürger ermahnte, dem Fürsten Barcsay treu zu bleiben. Die Furcht vor den Türken war so groß, daß viele dem frischgewählten Fürsten Kemény zwar Treue schworen, den Dienst gegen die Türken aber verweigerten. Indessen bestätigten später die Osmanen auch Kemény als Großfürsten, unter der Bedingung der Entrichtung des türkischen Tributs.

Der unruhige Barcsay knüpfte Verhandlungen mit den Türken an und träumte neuerdings vom Großfürstenthume. Der Anschlag wurde verrathen, Barcsay's Briefe kamen in Kemény's Hände, er ließ Achatz Barcsay und seinen Bruder Andreas gefangen nehmen, als sie eben bei ihm zu Mittag waren. Der letzte wurde zu Fogaras auf dem Marktplatze enthauptet; Achatz, als er von Görgény nach Kóvár gebracht wurde, unterwegs umgebracht und im Dorfe Répa durch Bauern eingescharrt.

Der Tribut, den die Türken verlangten, war so groß, daß man ihn nicht erschwingen konnte; ihr Benehmen war von der Art, daß vorauszusehen war, sie würden in länge-

rer oder kürzerer Zeit Siebenbürgen für sich behalten. Durch sich selbst war Siebenbürgen zum Widerstand zu schwach, Johann Kemény wandte sich also an Kaiser Leopold. Der Kaiser ergriff mit Freude die Gelegenheit, sich mit Siebenbürgen zu verbünden; er sammelte deshalb ein Heer bei Komorn. Kemény hatte indessen den mannhaften Entschluß gefasst, die Gelder, die zum Tribut an die hohe Pforte bestimmt waren, zur Vertheidigung des Landes zu verwenden: er warb Söldner und rüstete sich; es war aber zu spät, die Türken standen schon in Siebenbürgen. Kaiser Leopold hatte zwar der Pforte erklären lassen, daß er jeden Angriff auf Siebenbürgen als Feindseligkeit gegen sich betrachten werde, die Türken aber hatten die Drohung verachtet. Kemény wich von Ort zu Ort vor den Türken zurück bis in die Marmaros, er bestürmte den Kaiser um Hülfstruppen; Montecuculi, der das bei Komorn versammelte Heer befehligte, wollte geradezu nach Ofen, um entweder die von Vertheidigern entblößte Stadt zu erobern, oder den Beglerbeg zu zwingen, zur Rettung von Ofen aus Siebenbürgen zurückzukehren; da erhielt er vom Kaiser den Befehl, auf der Stelle nach Oberungern aufzubrechen. Der Kaiser dachte, daß dem Großfürsten dadurch am besten geholfen würde. Montecuculi sagte hierüber in seinem Unmuthe: „Die kaiserlichen Minister verstehen die Sache nicht und wollen Niemandes Rath annehmen; ja sie glauben, es sei weise und lobenswürdig, wenn sie jede fremde Meinung verwerfen; wenn aber der Erfolg nicht so ist, wie sie ihn erwarten, wälzen sie die Schuld mit vieler Geschicklichkeit von sich ab.“

Montecuculi ging in Eilmärschen an die Theiß, indessen Ali Pascha den Kemény verfolgte, und das Großfürstenthum zum Verkaufe ausbot, ohne daß sich ein Käufer fand. Unmuthig fragte Ali die Abgeordneten der sächsischen Städte, ob sie denn gar Niemanden wissen, der Großfürst sein könne? Nach langem Nachdenken fiel einem derselben Michael Apafi ein; alsbald ließ ihn Ali zu sich berufen. Apafi war ein stiller, sanfter, nicht ehrgeiziger Mann. Vor kurzem erst aus der tartarischen Gefangenschaft heimgekehrt, lebte er ruhig zu Ebesfalva. Als er eine türkische Schar vor seinem Schlosse

anlachte, glaubte er zum Tode abgeholt zu werden: aber es fehlte ihm an Vertheidigungsmitteln, er begab sich also zu den Türken. Noch hatte er die Grenzen seiner Besitzung nicht überschritten, als ihn ein Bote aus dem Schlosse mit der Nachricht ereilte, seine Frau sei eines gesunden Knaben genesen. Die Angst, in die sie durch die Erscheinung der Türken versetzt worden, hatte wahrscheinlich die Entbindung der hochschwangern Frau befördert. Seine Lage war so sonderbar, daß er nicht wusste, ob er sich hierüber freuen dürfe oder betrüben müsse. Im türkischen Lager angelangt, wurde er als Fürst von Siebenbürgen begrüßt, und ihm eine Leibwache zugeordnet; man wußte nicht, ob ihn zu ehren, oder um ihn zu bewachen. Ali forderte die in seinem Lager anwesenden Siebenbürger auf, Michael Apafi zum Fürsten zu wählen, und es wagte Niemand, einem so mächtigen Aufrufe zu widerstreben.

Indessen vereinigten sich Montecuculi und Kemény, sie zogen in Siebenbürgen ein und erschienen vor Klausenburg; die Stadt öffnete ihnen die Thore. Montecuculi legte eine Besatzung hinein und verließ Siebenbürgen wieder. Zu derselben Zeit entfernte sich auch der Beglerbeg aus dem Großfürstenthum und kehrte nach Ungern in die Winterquartiere zurück. 1661

Als Montecuculi aufbrach, um Winterquartiere in Ungern zu beziehen, ging Kemény mit ihm. Aber mitten im Winter entschloß sich dieser, nach Siebenbürgen zurückzukehren. Unfern von Megyes stieß er auf Apafi's Anhänger und einige Tausend mit ihm vereinigte Türken, es kam zur Schlacht. Kemény wurde geschlagen, stürzte auf der Flucht und ward von 1662
den Hufen seiner eigenen Reiterei zertreten. 20. Jan.

Sobald Apafi von seinem Nebenbuhler befreit war, befolgte er dessen Politik und wandte sich an den Kaiser, um von ihm gegen die Türken geschützt zu werden. Sein ganzes Leben folgte er schwankender Politik, unterhandelte immer mit Leopold und der Pforte zugleich, und als die ungrischen Unruhen ausbrachen, hielt er es auch mit den Misvergnügten, sodaß er stets zwei- bis dreierlei Verhandlungen zugleich führte, von denen wenigstens eine immer mit der andern im

Widerspruche stand. Sein ganzes politisches Benehmen war ein Gewebe von Lügen. Die Folge davon war, daß dem siegenden Theile Siebenbürgen zufallen mußte.

Ein kleiner Theil der Siebenbürger wollte den Sohn des gefallenen Kemény, er hieß Simon, zum Großfürsten erheben. Diese Partei begehrte vom Kaiser, er möge die deutschen Besatzungen in den siebenbürgischen Städten lassen; Apafi verlangte, er möge sie entfernen. Um herauszufinden, was eigentlich zu thun sei, wollte Kaiser Leopold zuverlässige Nachrichten über Siebenbürgen haben, deshalb sandte er den Bischof von Waizen, Franz Szent-Györgyi, an Apafi's Hof. Er wählte ihn, weil er ein geborner Szekler war. Szent-Györgyi war ein guter, schlichter, ehrlicher Mann, aber seinem Auftrage nicht gewachsen; er redete viel und unvorsichtig, erklärte geradezu, er sei gekommen, die deutschen Truppen aus Siebenbürgen wegzuführen. Der Befehlshaber von Klausenburg aber, Redán geheißen, hörte nicht auf ihn, sondern fuhr fort, Klausenburg besetzt zu halten. Zugleich gestand Szent-Györgyi einem listigen türkischen Unterhändler, daß er vom Kaiser gar keine Vollmacht habe, sondern blos beauftragt sei, über den gegenwärtigen Stand der siebenbürgischen Angelegenheiten zu berichten. Der türkische Befehlshaber hielt ihn nach allem diesen für einen Betrüger, nahm ihn gefangen und wollte ihn hinrichten lassen; nur auf Apafi's Verwendung schenkte er ihm das Leben, aber nicht die Freiheit. Nach Temesvár gebracht und nicht schlecht gehalten, starb Szent-Györgyi daselbst in kurzer Zeit aus Gram.

Es trat immer klarer heraus, daß die Pforte gesonnen sei, einen längst gehegten Plan auszuführen und Siebenbürgen in ein Paschalik zu verwandeln. Apafi's Gesandter, Johann Datzó, der sich in Konstantinopel über die Mishandlungen beschweren sollte, die Apafi vom Pascha Kutschuk Mohamed zu erdulden hatte, die Verminderung des unerschwinglichen Tributs erbitten, die Zurückstellung der von Siebenbürgen abgerissenen Theile erflehen sollte, wurde gar nicht beachtet. Ebenso vergeblich hatte Apafi die Vermittlung des englischen Gesandten, Winchelsea, angesprochen. Nur das Ansehen des kaiserlichen Hofes hatte bis jetzt die Einverleibung Sieben-

bürgens aufgehalten, die Spannung aber zwischen dem kaiserlichen und dem türkischen Hofe nahm immer zu, und am Ende mußte es zum Krieg kommen.

Wechselseitige Klagen wegen Verletzung des Friedens an der Grenze wurden von Reninger kaiserlicherseits in Konstantinopel vorgebracht, türkischerseits aber nach Wien geschrieben. Eine Hauptbeschwerde der Türken war, daß Graf Zrinyi die Belagerung von Kanischa unternommen hatte. Bei einem großen Brand war nämlich in Kanischa das Pulvermagazin aufgeflogen und hatte einen bedeutenden Theil der Stadt zerstört, Zrinyi hielt diese Gelegenheit zur Eroberung günstig und lagerte vor Kanischa. Er hätte den Ort unfehlbar erobert, wenn ihn nicht ein kaiserlicher Befehl gezwungen hätte, die Belagerung aufzuheben. Als Zrinyi diesen Befehl erhielt, warf er zornesvoll den Säbel zur Erde, und eine Stunde von Kanischa entfernt, erbaute er an der Mur eine Festung, die er nach seinem Namen Zrinyivár nannte. Obschon nun der kaiserliche Hof durch die Einstellung der Belagerung von Kanischa hinlänglich dargethan hatte, daß er den Frieden, selbst wenn es ihm Vortheil brächte, nicht brechen wolle, gerieth doch der Großvezier über den Bau von Zrinyivár in Wuth. Reninger erwiderte, daß Sidi Pascha's Angriff auf Großwardein der erste Friedensbruch gewesen, da wurde dieser abgesetzt, aber Reninger und der Großvezier sprachen schon von Krieg. Jener bemerkte: daß in Folge der Eroberung von Großwardein sich leicht die Streitkräfte der christlichen Land- und Seemächte vereinigen könnten, und Köprili antwortete: „der Löwe, mein Herr! fürchtet weder Feuer noch Wasser. Wenn die Christen die Macht des Reichs erproben wollen, so sollen sie vereint angreifen.“ Noch zehn Tage vor seinem Tode ließ der schon sehr schwer kranke Großvezier Mohamed Köprili den kaiserlichen Residenten Reminger zu sich rufen, und in seines Sohnes Achmed Köprili's Gegenwart erklärte er dem Residenten, die Pforte werde es nicht dulden, daß sich der Kaiser in die Angelegenheiten Siebenbürgens mische, die türkischen Truppen würden in Siebenbürgen bleiben; Apafi, nicht Kemény sei der Fürst von Siebenbürgen.

Mohamed Köprili's Sohn und Nachfolger Achmed trat in Beziehung auf den Kaiser in die Fußtapfen seines Vorgängers, das heißt, er wollte ihm in Siebenbürgen keinen Einfluß gestatten und das Land für die Pforte behalten. Als Reningers Versuche einen Vergleich herbeizuführen sich fruchtlos erwiesen, wurde von Wien aus der Hofkammerrath Beris nach Konstantinopel geschickt, um auf irgend eine Weise den Frieden zu vermitteln. Der Großvezier antwortete ihm geradezu und schriftlich: Siebenbürgen sei ein osmanisches Erbland, und wies ihn an den Serdar Ali Pascha, dieser sei zur Ausgleichung bevollmächtigt. Als aber Beris zu Temesvár bei Ali Pascha erschien, wollte sich dieser in gar nichts einlassen; er sagte, Beris solle nach Konstantinopel oder Wien gehen, in Temesvár habe er nichts zu thun; man fürchte sich vor dem Kaiser nicht, er sei ja nicht einmal im Stande gewesen, Großwardein zu vertheidigen. Hierauf erhielt Reninger aus Wien eine Friedensurkunde, die er dem Großvezier vorlegte. Die Hauptpunkte waren, freie Wahl des Fürsten von Siebenbürgen, Herausgabe freier Haiducken, die unter türkischer Botmäßigkeit waren, Zurückstellung der Feste Székelyhid. Dies Alles war den Türken zuwider, die Erneuerung des Friedens kam nicht zu Stande; der Krieg war unvermeidlich.

1662 Juli

1663 Im Frühjahr zog der Großvezier von Konstantinopel aus, Reninger mußte ihn begleiten. Als er zu Belgrad eintraf, fand er daselbst den kaiserlichen Bevollmächtigten, Freiherrn von Göes und den Kammerrath Beris, zwei Tage nachher ließ er die Beiden und Reninger vor sich. Die üble Stimmung des Großveziers gab sich auch darin kund, daß ihnen weder Tschausche noch Janitscharen entgegengeschickt, daß sie weder mit Kaffee noch mit Rauchwerken bewirthet wurden. Er warf den Kaiserlichen vor, daß sie den Frieden gebrochen; er forderte Székelyhid und die Schleifung von Érinyivár. Von einer Anhöhe ließ der Großvezier den Freiherrn Göes das türkische Heer überschauen; 121,600 Mann, 123 Feldstücke, 12 Belagerungsstücke, 60,000 Kameele, 10,000 Maulthiere; eine furchtbare, wohlgerüstete Kriegsmacht.

8. Juni
10. Juni

Das Heer setzte sich gegen Essek in Bewegung, dort

hatte die zweite Conferenz statt, drei Wochen nach der ersten. Ein kaiserliches Schreiben war eingetroffen, der Kaiser begehrte die Erneuerung des bis jetzt bestandenen Friedens, der Großvezier hingegen steigerte seine Forderungen bis zu dem jährlichen Tribut von 30,000 Ducaten; die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten, daß sie die Forderung wegen Székelyhid und der Schleifung von Zrinyivár dem Kaiser vorlegen wollen, aber den Tribut gar nicht erwähnen dürften. Das Heer setzte seinen Marsch fort nach Ofen. Die Gesandten wurden Juli
in der Festung einquartiert, hier hatte noch eine Conferenz statt. Die Hauptbedingungen von Seiten der Türken waren: die Übergabe der siebenbürgischen Festungen in türkische Hände, und jährlicher Tribut von 30,000 Ducaten, oder auf einmal ein Geschenk von 200,000 Gulden. Die Bevollmächtigten antworteten, daß sie ermächtigt seien, in die Schleifung von Székelyhid und Zrinyivár zu willigen; nachdem aber die Pforte jetzt viel mehr begehre, baten sie um Aufschub, um Befehle einzuholen. Es wurden ihnen 14 Täge bewilligt, aber mit dem Bedeuten, daß die Bewegungen des türkischen Heeres deshalb nicht würden eingestellt werden.

In einem großen Kriegsrath hatten die Türken die Frage verhandelt, ob Komorn, Raab oder Neuhäusel angegriffen werden sollte? endlich wurde Neuhäusel gewählt, weil es die leichteste Eroberung schien. Das türkische Heer rückte bis Gran vor, dort wurde eine Brücke geschlagen, ein Theil des Heeres ging nach Párkány über. Graf Forgács, der Befehlshaber von Neuhäusel, ließ sich durch betrügerische Kundschafter in eine Falle locken; man machte ihn glauben, die Brücke bei Gran sei abgerissen; er rückte also mit stattlicher Mannschaft gegen Párkány vor, um das, wie er meinte, abgeschnittene Corps der Türken zu schlagen. Ihn in seiner Meinung zu bestärken, hatten die Türken einige Brückenschiffe wirklich herausgenommen, als aber Forgács so nahe war, daß er dem Kampf nicht mehr ausweichen konnte, wurden die Schiffe wieder eingesetzt und 20,000 Mann gingen von Gran nach Párkány über. Gegen diese Menge konnte Forgács nur mit Nachtheil kämpfen; mehr als die Hälfte seiner Leute blieb auf dem Platze, er selbst rettete sich mit

Mühe nach Neuhäusel, Pálffy entkam mit genauer Noth, und nur von zwei Reitern begleitet, zum Palatin, der aus Oberungern heranrückte. Von den Gefangenen wurden 700, in Gegenwart des Großveziers, theils niedergehauen, theils buchstäblich abgestochen, die übrigen wurden nach Ofen gesandt. Der Großvezier zahlte für jeden eingebrachten Gefangenen 40—50, für jeden Kopf 25—30 Piaster Ehrensold. Hierauf ging er über die Donau und umlagerte Neuhäusel. Er forderte den Vertheidiger schriftlich zur Übergabe auf, weil aber von der Besatzung Niemand der türkischen Sprache mächtig war, wurden die Abgeordneten bedeutet, das Schreiben in ungrischer Sprache zu bringen; dies geschah, Forgács antwortete mündlich: „Sag deinem Herrn, die Festung gehört nicht mir, über Nacht wollen wir's überlegen!" Hieraus schloß der Großvezier, daß man zur Belagerung schreiten müsse; in der Nacht noch wurden die Laufgräben eröffnet. Einen Monat über vertheidigte sich die Festung; ein Sturm war abgeschlagen, als aber ein Generalsturm drohte, empörte sich die Besatzung und zwang die beiden Befehlshaber, den
1663 Grafen Forgács und Marquis Pio zu capituliren.[1]) Unter
24. Sept. den Punkten der Übergabe müssen zwei besonders herausgehoben werden. Der eine ist, daß für die zurückbleibenden Kranken und Verwundeten bedungen wurde, daß sie, geheilt, hinziehen können, wohin sie wollen, und dies versprach derselbe Großvezier, der einen Monat früher Hunderte von christlichen Gefangenen wie Kälber und Schweine hatte abstechen lassen; der andere merkwürdige Punkt ist, daß der Großvezier in einem eigenen Schreiben an den Kaiser bezeugen mußte, daß die Besatzung ihre Pflicht aufs Äußerste gethan. Dieses Schreiben that allerdings Noth, denn Graf

1) Jörger (siehe die Vorrede) über die Commission des Erzbischof Kolomis gibt eine andere Ursache des Falles von Neuhäusel an; er sagt: Erzbischof Lippay habe contractmäßig die Festungen Neuhäusel, Novigrad und Preßburg mit Proviant versehen sollen, er hätte den Eimer Wein à 3 Fl., den Metzen Getreide à 1 Fl. liefern sollen, weil aber Theurung eingetreten, habe Lippay auf wohlfeilere Zeiten warten wollen und so sei Neuhäusel aus Unzuhaltigkeit des Erzbischofs und wegen unvollkommener Fortification den Türken zu Theil geworden.

Forgács und die übrigen Befehlshaber wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen[1]).

Wenige Tage nach der Eroberung von Neuhäusel erschien der Großfürst von Siebenbürgen im türkischen Lager, er wurde zwei Monate aufgehalten, gut bewirthet, aber ohne für sich ein Athnamé auszuwirken. Aus dem türkischen Lager erließ er auch ein Rundschreiben an die Ungern, worin er sie aufforderte, sich den Türken anzuschließen, aber das Gegenschreiben des Palatins Wesselényi schilderte den Zustand Siebenbürgens zu treffend und wahr, als daß Apafi's Schreiben irgend eine Wirkung hätte haben können. Ein späteres Kreisschreiben Kaiser Leopolds I., in welchem er die Comitate mahnte, nach dem Beispiel der Ahnen das Vaterland mit den Waffen zu vertheidigen, fand überall günstige Aufnahme; als aber Apafi nach Siebenbürgen zurückkehrte, fiel Székelyhid und Klausenburg durch Verrath der deutschen Besatzungen. Den Türken gegenüber machte es sich Apafi zum Verdienst, daß er diese beiden Plätze der Gewalt des Kaisers entrissen; aber zugleich ließ er dem Kaiser sagen, er habe Székelyhid und Klausenburg nur in Besitz genommen, damit die Besatzungen nicht zu den Türken abfielen, er sei bereit, beide Städte bei guter Gelegenheit dem Kaiser wieder zu übergeben, er werde Alles aufbieten, am Krieg nicht Theil nehmen zu müssen, wenn aber der Türke befehle, so müsse er es doch thun, denn er sei in der Osmanen Gewalt. Offenbar wollte es Apafi mit keiner Partei verderben und den Ausgang des Krieges abwarten. In diesem Sinn schloß er auch ein Bündniß mit dem Kaiser und blieb den ganzen Verlauf des Krieges ferner unthätig, die Entscheidung stand nicht bei Apafi, sondern bei den Heeren der beiden Großmächte.

Nach dem Fall von Neuhäusel ließ der Großvezier Levenez, Novigrad, Neitra, Freistadt und Schintau zur Übergabe auffordern; Neitra öffnete die Thore, die übrigen Orte

1) Von der Hartnäckigkeit, mit welcher die Türken die Belagerung von Neuhäusel betrieben, ist das Sprichwort entstanden: „wie der Türk vor Neuhäusel" welches angewendet wird, wenn Jemand mit vieler Ausdauer einen Zweck zu erreichen strebt.

waren zur tapfern Gegenwehr entschlossen. Sengend und brennend ergossen sich nun die Tartaren (während der Belagerung waren bei 100,000 derselben im türkischen Lager angekommen) über das unglückliche Land, brachen in Mähren ein und streiften bis drei Meilen vor Ollmütz. Brennende Dörfer und Leichname der Erschlagenen bezeichneten ihren Weg. Die Slaven, die sie aus Mähren, Schlesien und Ungern wegtrieben, wurden auf 40,000 geschätzt, nur dem Grafen Niklas Zrinyi dem jüngern gelang es, den Plünderern und Brennern einigen Nachtheil zuzufügen [1]). Novigrad und Levenez wurden endlich von den Türken auch erobert und der Großvezier ging in die Winterquartiere zurück nach Ofen. Nun erst wurde Freiherr von Göes entlassen, mit einem höflichen Schreiben, in welchem die Frage gestellt wurde, ob denn der Gesandte die Vortheile des Friedens nicht eingesehen habe oder zum Abschluß nicht gehörig bevollmächtigt gewesen sei? — Den Türken verging der Winter in neuen Rüstungen.

Während der hier erzählten Kriegsereignisse stand das kaiserliche Heer unter den Kanonen von Komorn. Montecuculi, der den Oberbefehl führte, hielt das Heer für zu schwach, um zum Entsatz von Neuhäusel eine Schlacht zu wagen, wie dies Niklas Zrinyi beabsichtigte. Der Letztere begnügte sich also, durch Streifzüge den Türken Schaden zuzufügen, was ihm auch meist gelang. Eine größere Schlappe brachte den Türken Zrinyi's Bruder Peter in Kroatien bei. Der Statthalter von Bosnien hoffte in der Abwesenheit des einen Zrinyi den andern leichter zu schlagen, Zrinyivár zu erobern und die Steiermark zu verwüsten, Peter Zrinyi aber
17. Oct. lauerte ihm mit 4000 Kroaten in einem Walde auf, und als die Hälfte der Türken durchgezogen war, griff er die andere

1) Graf Niklas Zrinyi der jüngere wird so benannt, um ihn vom Grafen Niklas Zrinyi, dem Vertheidiger von Szigeth, zu unterscheiden, der gewöhnlich der ältere genannt wird; ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß sich in Hormayrs und Mednyanszky's historischem Taschenbuch eine sehr gute, ausführliche Biographie Niklas Zrinyi des jüngern vom Grafen Franz Teleky befindet, auf welche ich Jeden verweise, der mit dem Leben dieses Zrinyi näher bekannt werden will.

Hässe an, erschlug 1000 Mann und warf die Andern in die Flucht.

Während die Türken sich im Winter zum nächsten Feldzug rüsteten, benutzten die Christen diese Zeit zu einem kriegerischen Zug an die Mur und Drau. Niklas Zrinyi, als Ban von Kroatien und Generalissimus von Ungern, sammelte seine Grenzer bei Zrinyivár, Graf Batthyanyi führte ihm eine Schar Ungern zu, 12,000 Baiern unter Buchard, ein kaiserliches Corps unter dem Grafen Leslie schlossen sich ihm an, Zrinyi befehligte in Allem 23,000 Mann, die Schlösser Presnitz, Babocsa, Barcs fielen in seine Hände[1]). Die Palanke Torbek, errichtet wo Suleimans Eingeweide liegen, und wo ihm zu Ehren ein Kloster und Grabmal stand, wurde verbrannt, zuletzt der Brückenkopf der esseker Brücke erstürmt, und die große Brücke, das Werk Suleiman des Grossen, beinahe 9000 Schritte lang, binnen zwei Tagen verbrannt. 500 Dörfer wurden auf diesem Zuge in Brand gesteckt. Dieses Unternehmen Zrinyi's regte die Türken dergestalt auf, daß der Großvezier selbst die Roßschweife zu Belgrad aufsteckte und gegen Zrinyi ziehen wollte; aber dieser war schon wieder nach Zrinyivár zurückgekehrt, und so unterblieb der türkische Winterfeldzug gegen den „Eisenpfahl", wie Zrinyi von ihnen benannt wurde. 1664 Januar

Der Fall von Neuhäusel hatte im christlichen Europa grosses Aufsehen erregt, das deutsche Reich stellte ansehnliche Hülfstruppen, und ein Corps tapferer Franzosen zog heran, um sich mit den Türken zu messen. Diese in Aussicht gestellten Verstärkungen vermochten den kaiserlichen Hof auf den Friedensentwurf, den der Großvezier durch den Freiherrn von Göes gestellt hatte, keine bestimmte Antwort zu geben, und so war ein neuer Feldzug unausweichlich. Auf dem linken Donauufer befehligte der Feldzeugmeister Graf von Souches ein selbständiges Corps von 12 bis 14,000 Mann. Er

1) Als die Besatzung von Presnitz auszog, warfen sich die Husaren und Haiducken auf die Tartaren; Zrinyi trieb sie mit dem Säbel in der Faust zurück, ein ungrischer Zigeuner wollte ihn eben niederhauen, als er von einem Bedienten des Grafen Hohenlohe niedergeschossen wurde.

1664 begann die Feindseligkeiten mit der Belagerung von Neitra,
7. Mai und als er es erobert, schlug er den Kutschuk Mohamed Pascha bei Szent-Kereszt oder heil. Kreuz. Als er hierauf Lebenez bedrohte, ging ihm der Pascha von Neuhäusel entgegen und lieferte ihm bei Szent-Benedek eine Schlacht. Diesmal siegte die christliche Taktik. Die weit überlegenere Zahl
19. Juli der Türken wurde geschlagen, 6000 Osmanen, auch ihr Anführer Ali, blieben im Kampf, das ganze Geschütz und Gepäck war die Beute der Kaiserlichen. Der Verlust der Letzteren belief sich auf kaum 500 Mann. Am meisten wurde der Tod des Obersten Stephan Kohary bedauert, den eine Flintenkugel im Anfang des Gefechts zu Boden streckte. Souches verfolgte die Türken bis nach Párkány, nahm den Ort in Besitz und zerstörte die Brücke, die von hier über die Donau nach Gran führt.

So erfreulich diese Waffenthaten auch waren, so entschieden sie den Feldzug doch nicht, die Entscheidung mußte dort erfolgen, wo die Hauptheere auf einander zu treffen bestimmt waren, und dies schien an der Drau oder Mur geschehen zu müssen. Dort war die Hauptmacht der Kaiserlichen versammelt und belagerte Kanischa; hiedurch aufgeschreckt, brach der Großvezier von Belgrad auf, zog nach Essek und von dort über die wiederhergestellte Brücke nach Fünfkirchen, dann wandte er sich gegen Kanischa, aber das christliche Heer erwartete ihn nicht. Um die Hälfte schwächer als das türkische, in der Gefahr von Zrinyvár abgeschnitten zu werden, in der Unmöglichkeit, in seiner gegenwärtigen Stellung Steiermark zu decken, hoben die Kaiserlichen die Belagerung von Kanischa auf und zogen sich nach Zrinyvár zurück. Nachdem nun der Großvezier die Besatzung von Kanischa wegen
31. Mai des tapfern Widerstandes belobt und belohnt hatte, wendete er sich gegen Zrinyvár.

Diese, wie schon gesagt, von Zrinyi erbaute Festung war auf einem ungünstigen Boden und keineswegs nach den Regeln der Befestigungskunst erbaut. Der Hofkriegsrath hatte beschlossen, die Festung zu schleifen und ein neues Schloß zu bauen, als aber der Krieg ausbrach, fehlte hierzu die Zeit und man suchte nur durch Aussenwerke dem Schloß festern

Halt zu geben. Auf dem rechten Ufer der Mur stand die kaiserliche Armee, auf dem linken lag Zrinyivár, die Türken belagerten das Schloß, die Kaiserlichen erwarteten die deutschen Reichstruppen unter dem Markgrafen von Baden und die Franzosen unter dem Grafen Coligny. Da nun die Kaiserlichen ohne diese Hülfstruppen eine Schlacht nicht für räthlich hielten, wurde Zrinyivár Angesichts des christlichen Heeres 29. Juni
von den Türken erstürmt und bald nachher geschleift. 7. Juli

Das türkische und kaiserliche Heer zogen nach und nach alle Verstärkungen an sich, über die sie gebieten konnten, die Entscheidung rückte immer näher, die Türken gedachten Raab anzugreifen, sie marschirten auf dem rechten, die Kaiserlichen auf dem linken Ufer der Mur. Der Wegweiser des türkischen Heeres war der Alaibeg von Kanischa, der ungarische Renegat Garba. Zwei Versuche der Türken, über die Raab zu setzen, das erste Mal unfern von Körmend, das zweite Mal bei Csakány, wurden der erste durch die Tapferkeit der Franzosen, der zweite durch die kaiserliche Vorhut verhindert, endlich waren die beiden Heere in die Nähe von St. Gotthard gekommen, dort sollte die Hauptschlacht geliefert werden. Ende Juli

Am Tage vor der Schlacht wurde der kaiserliche Resident 30. Juli
Reninger in das Zelt des Großveziers berufen. Ein in allgemeinen Ausdrücken gefaßtes Schreiben, welches der Großvezier vom kaiserlichen Hof erhalten hatte, diente zur Einleitung zu Friedensverhandlungen; der Großvezier, der die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, war beim Anfang der Unterredung nicht zugegen, sondern acht Veziere und Beglerbeg besprachen sich mit Reninger, dieser schlug die Schleifung von Székelyhid und St. Jób vor. Die Türken lachten, Reninger forderte die Zurückgabe von Neuhäusel, da lachten sie wieder und einer derselben fragte Reninger, ob er es denn je gehört, daß die Osmanen den Christen gutwillig eine Eroberung zurückgegeben? endlich schlug Reninger den Bau einer Festung vor und zwar an der Wagg zwischen Neitra und Guta zur Abhaltung von Streifereien. Da standen zwei Veziere auf, um dies dem Großvezier zu hinterbringen, dieser erschien nun selbst und erklärte, Neuhäusel könne nicht zurückgegeben, Székelyhid und St. Jób nicht ge-

schleift werden, eine Festung am rechten Ufer der Waag könne nur dann gestattet werden, wenn die Kaiserlichen Zrinyivár und Klein-Komorn nicht wieder aufbauen wollten. Der Friede von Zsitvatorok könne nicht erneuert, sondern es müsse ein neuer geschlossen werden, auf die Grundlagen des Sieges
31. Juli und der Eroberung; so endete die Unterredung. Am andern Morgen schrieb Reninger den Bericht hierüber und Abends, eben als der Kurier im Abgehen war, begann die türkische Vorhut über die Raab zu setzen, es war die Einleitung zur Schlacht von St. Gotthard.

Die Schlacht von St. Gotthard ist die erste große Schlacht, die von den Kaiserlichen und überhaupt von christlichen Heeren gegen die Türken gewonnen worden, und darum verdient sie eine ausführlichere Darstellung.

An der Grenze von Ungarn und Steiermark, am Einfluß der Laufnitz in die Raab, erhebt sich auf dem rechten Ufer der letztern das Cistercienser-Kloster St. Gotthard, welches durch die, am jenseitigen linken Ufer geschlagene große Schlacht in der Geschichte für immer verherrlicht worden. Die Raab durchschneidet das auf beiden Theilen von sanften Anhöhen begrenzte fruchtbare Thal, dessen Breite auf dem linken Ufer nicht mehr als 12,000 Schritte beträgt. Eine Stunde oberhalb St. Gotthard, am rechten Ufer der Raab, liegt das Dorf Semlin, und in der Mitte zwischen beiden das unansehnliche Windischdorf, welches mit ungrischem Namen Tobfalu genannt wird. Gegenüber demselben auf dem linken Ufer ist das ansehnliche Moggersdorf, der Mittelpunkt der Schlacht, welche eigentlich die von Moggersdorf heißen sollte. Dem gegen Osten gewandten Blicke schließt sich die Aussicht des Raabthales. Bei St. Gotthard aber öffnet sich dem gegen Westen Gewandten die Aussicht weit hinauf bis zum hainfelder Kogel und gleichenberger Kogel, welche gleichsam vorgeschobene Vorwachen der in weiter Entfernung blauenden obersteyrischen Alpen sind. Auf dem rechten Ufer der Raab stand das osmanische, auf dem linken das kaiserliche Heer, die Zelte des Großveziers auf den Anhöhen ober Windischdorf, die kaiserlichen gegenüber am Fuß der Anhöhe. Die Raab ist hier nur 10—15 Schritte, das ist nur halb so

breit, als unter dem Zusammenfluß mit der ihr an Wasserfülle gleichen Laufnitz; zwischen Moggersdorf und Windischdorf krümmt sich die Raab so, daß die einspringende Rundung am rechten, die ausspringende am linken Ufer ist, der günstige Platz zum Übergange der Türken. Der Ein- und Ausbug war die Mitte der sich gegenüberstehenden Lager [1]).

Kaiserlicherseits waren auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen, in Moggersdorf das Centrum durch die Reichstruppen gebildet, links von Moggersdorf die Franzosen. Man weist noch den Ort, wo an einer kleinen reinsprudelnden Quelle das Zelt Coligny's stand. In dieser Stellung erwartete Montecuculi den Angriff der Türken. Er mußte siegen, denn geschlagen war ein guter Rückzug kaum möglich. Im voraus hatte Montecuculi die Aufstellung und hiebei manches von der bisherigen Ordnung Abweichendes vorgeschrieben. Die Tiefe der Bataillons war auf sechs Mann herabgesetzt, zwei Glieder Musketiere im ersten und zweiten, vier Glieder Piquenire in den vier letzten Gliedern, der Cavalerie waren kleine Pelotons Musketiere zugetheilt, die, scharf angegriffen, sich an die nächsten Bataillons zurückziehen sollten. Infanterie und Artillerie hatten den Befehl, nur successiv zu feuern, sich einander zu secundiren, Distanzen und Intervallen sollten genau beobachtet werden; die schwere Cavalerie

1) Ich habe das Schlachtfeld von St. Gotthard im October 1846 besucht, und habe es mit dem Eisersiten und Administrator von Moggersdorf, Daniel Kúzmits genau abgeschritten, und ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, dem geistlichen Herrn sowol für seine freundliche Aufnahme, als für die Andeutungen, die er mir über das Schlachtfeld gegeben, meinen Dank auszusprechen. Die Beschreibung des Schlachtfeldes, die Hammer in der Geschichte des Osmanischen Reichs gibt, ist vollkommen richtig, wie dies gar nicht zu bezweifeln war, nachdem er das Schlachtfeld zwei Mal besucht, ich habe sie also wörtlich wiedergegeben. Nur eine kleine Unrichtigkeit, wahrscheinlich Druckfehler, habe ich verbessert. Windischdorf wird nämlich von den Ungern nicht Kisfalu — wie es bei Hammer steht — sondern Tosfalu genannt. — Diese Berichtigung ist mir von dem schon erwähnten Herrn Administrator mitgetheilt. — Die Darstellung der Schlacht ist nach: Handbibliothek für Officiere, bearbeitet und herausgegeben von einer Gesellschaft preussischer Officiere. Berlin 1838.

sollte in der Nähe der Infanterie verbleiben und sich nicht zu weiten Verfolgungen hinreissen lassen. Die Sehne des Bogens, die der Fluß bildete, sollte verschanzt werden; aber dieser Befehl ward nicht vollzogen. Es kam vorzüglich Alles darauf an, die erste Gewalt des feindlichen Angriffs zu brechen.

1664 Der Großvezier beschloß den Angriff. In der Nacht
31. Juli ließ er an der schon erwähnten Biegung 15 Geschütze aufführen, und zugleich setzten kleinere Truppenabtheilungen über den Fluß. Die Reichstruppen, die dort auf Vorhut standen,
1. Aug. merkten hiervon gar nichts. In der Frühe gingen 3000 Sipahis, jeder einen Janitscharen hinter sich auf dem Roß, über den Fluß. Sofort griffen sie die am hellen Tag überrumpelten Reichstruppen an und drängten sie zurück, die Janitscharen bemächtigten sich Moggendorfs und setzten sich darin fest; die Reichstruppen flohen nach allen Seiten auseinander. In diesem entscheidenden Augenblick führte Montecuculi drei Infanterie- und zwei Kürassierregimenter den Türken in die linke Flanke. Der Markgraf von Baden, obschon krank, warf sich zu Roß und sammelte einige Scharen Reichsvölker wieder und führte sie neuerdings ins Gefecht. Das Handgemenge war mörderisch und die Führer bewährten viel persönlichen Muth und Tapferkeit. Prinz Karl von Lothringen, der in dieser Geschichte noch oft genannt werden wird, tödtete mit eigener Hand den Anführer der Leibwache des Sultans. Die Türken, von den Ihrigen nicht unterstützt, wurden wieder aus Moggersdorf hinausgeworfen, das Dorf gerieth in Brand, aber mehrere Janitscharen waren so hartnäckig zur Vertheidigung entschlossen, daß sie den Tod in den Flammen der Gefangenschaft vorzogen [1]). Der Großvezier hatte indessen neue Truppen auf das Schlachtfeld gebracht und den Kampf wieder aufgenommen. Montecuculi zog vom rechten Flügel noch einige Truppen herbei, und von ihm aufgefordert sandte auch Coligny 1000 Mann Fußvolk und vier Reitergeschwader unterdem Herzog von La Feuillade gegen die Türken. Die Feinde wurden in die Biegung des Stromes zurück-

1) Man zeigt noch die Häuser, in denen die Janitscharen den Flammentod erduldeten.

geworfen; nach hartem Kampf gelang es endlich den Christen, sich dergestalt in der Strombiegung festzusetzen, daß sich die Flügel des Heeres fest an die Raab lehnen konnten. Es war Mittag. Nun entwickelten die Türken drei grosse Reitermassen im Centrum, und nach den Flügeln zu zeigten sich bedeutende Massen. Viele, selbst Coligny, riethen jetzt zum Rückzug, denn die Armee war durch den langen Kampf erschöpft und hatte keine Reserve. Aber Montecuculi beschloß die Gefahr durch energischen Angriff abzuwehren. Auf dem linken Flügel hielten die Franzosen durch gut aufgestelltes Geschütz den Feind vom Übergang über die Raab zurück, auf dem rechten Flügel trieb der Reitergeneral Johann Spork die Türken auseinander, und in den Fluß. Aber die Entscheidung der Schlacht musste im Centrum erfolgen. In Haufen gingen türkische Reiter über den Fluß und die Janitscharen setzten sich am Ufer der Raab fest, während sich große Cavalerie-Reserven jenseits des Flusses bildeten. Montecuculi ließ dem Großvezier nicht Zeit, diese Anstalten zu vollenden. Mit dem Feldgeschrei Sieg oder Tod! warf sich das christliche Heer auf den Feind. Der Kampf entbrannte wüthend; die Türken wurden nach verzweifeltem Widerstande an, in und über den Fluß geworfen. Zehntausend sollen geblieben oder im Fluß umgekommen sein. Um vier Uhr Nachmittags war die Schlacht entschieden. In Eile flohen die 30,000 Reiter, die am jenseitigen Ufer die Reserve hätten bilden sollen, nicht einmal die 15 Stück Geschütz nahmen sie mit, unter deren Schutz der Übergang über die Raab begonnen hatte. Es ist natürlich, daß dieser erste große Sieg der Kaiserlichen über die Türken allgemeine Aufregung hervorbrachte, und daß hierüber manche Anekdote in Umlauf kam. So soll der Großvezier — als er die zierlich geputzten Franzosen anrücken sah — gesagt haben: „Was wollen diese Mädchen?" Aber ihr Angriff war so mächtig, daß die Janitscharen den Streitruf der Franzosen: allons, allons, tue, tue! noch lange im Gedächtniß behalten, und den Namen ihres Anführers Feuillade in Fuladi, das ist: der Stählerne verwandelt haben. — So heißt es, daß in jenem bedenklichen Moment, als ein Theil des Heeres schon des Rückzuges ge-

dachte, ein Officier dem Befehlshaber Montecuculi gemeldet haben soll: die Schlacht ist verloren, worauf dieser geantwortet: „Verloren? und ich habe meinen Degen noch nicht gezogen!“ dann sei der allgemeine Angriff erfolgt, der die Schlacht entschied. Endlich soll, eben als dieser Angriff beschlossen war, der große Reitergeneral Graf Spork niedergekniet sein und gebetet haben: „Allmächtiger Generalissimus dort oben! willst du uns, deinen christgläubigen Kindern heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türken nicht, und du sollst deinen Spaß haben.“ Und dann stürzte er sich auf den Feind.

Dort wo am andern Morgen Montecuculi eine Messe lesen und ein Te Deum laudamus abhalten ließ, steht jetzt eine Kapelle, und die Gebeine der Tapfern, die man in neuerer Zeit ausgegraben, haben jetzt eine anständige Ruhestätte und ein sie und den Errichter ehrendes Denkmal gefunden [1]).

Der geschlagene Großvezier hatte sich nach Vasvár zurückgezogen; hier unterhandelte er mit Reninger wegen des Friedens. In zehn Tagen hatten sie sich verständigt. Drei Tage darauf wurden die Urkunden im grössten Geheimniß ausgewechselt. Auch kamen sie überein, daß die Feindseligkeiten nicht eingestellt werden sollten, bis der Kaiser den Frieden bestätigt habe. Der Friede von Vasvár ist allerdings ein anderer als jener von Zsitvatorok, der bis zu diesem Augenblick immer erneuert worden war. In zehn Artikeln bestimmte der vasvárer Friede Folgendes: Siebenbürgen wird von den kaiserlichen und türkischen Truppen geräumt; Apafi wird von Kaiser und Sultan als Fürst von Siebenbürgen anerkannt. Er zahlt dem Sultan den bisherigen Tribut; die sieben ungrischen Comitate, die zwischen Siebenbürgen und der Theiß liegen, werden zwischen dem Kaiser und dem Sultan getheilt, drei bleiben dem Kaiser, die vier andern, welche dem Rákóczy abgenommen worden, bleiben dem Sultan; Neograd und Neuhäusel behält der Sultan,

1) Das Denkmal ist von dem schon erwähnten Administrator Daniel Kúzmits gesetzt und hat auf den vier Seiten vier in lateinischer, ungrischer, deutscher und französischer Sprache verfasste passende Inschriften.

der Kaiser behält Szekelyhid; der Kaiser kann Levenez, Schinta, Guta, Neitra befestigen und eine neue Festung an der Waag zwischen Schinta und Guta erbauen; die Bewohner des Landes an der Gran, Waag und Neitra bis an die March, sowie die freien Haiducken sind nicht gezwungen, den Türken zu huldigen; die Streifzüge sind von beiden Seiten eingestellt, Zrinyivár bleibt geschleift. Von kaiserlicher und türkischer Seite wird der Friede durch Großbotschaften bestätigt, die mit Geschenken, im Werth von 200,000 Gulden, zu erscheinen haben. Alle Puncte der vorigen Friedensschlüsse, die durch den gegenwärtigen Frieden nicht abgeändert werden, bleiben in voller Kraft. Die Ratification dieses Friedens erfolgte von Wien aus schnell, sodaß zwischen den beiden Heeren in der Zwischenzeit nichts Bedeutendes vorfiel.

Der Sieg bei St. Gotthard hätte zu einem bessern Frieden berechtigt, die Pforte hatte die Schleifung von Zrinyivár erwirkt und Neuhäusel gewonnen, der Kaiser hatte nur den negativen Vortheil, die Verwandlung Siebenbürgens in ein türkisches Paschalik gehindert zu haben [1]).

Einundsechzigstes Capitel.

1671—1679.

Leopolds Verhältniß zu Spanien. Aachner Friede. Auflösung der Tripelallianz. Frankreichs Rüstungen gegen Holland. Hollands Gegenanstalten. Ausbruch des Krieges. Die Gebrüder Fürstenberg. Kaiser und Reich nehmen Theil am Krieg. Sturz des Minister Lobkowitz. Einleitung der Friedensverhandlungen. Friede von Nymwegen. Die Pest.

Durch den pyrenäischen Frieden war der Krieg zwischen Spanien und Frankreich, durch den Frieden von Oliva der

1) Alles was in diesem Capitel über die ungrischen, siebenbürgischen und türkischen Ereignisse gesagt ist, beruht auf Mailáth Geschichte der Magyaren V. Band, und Hammer Geschichte des osmanischen Reichs VI. Band.

Streit der nordischen Mächte, durch den Frieden von Vasvár der Kampf zwischen Östreich und dem Sultan beendigt; ganz Europa freute sich der Segnungen des Friedens, als diese Ruhe durch Ludwigs XIV. Ruhmsucht und Ländergier unerwartet und plötzlich unterbrochen wurde. Philipp IV., König von Spanien, war gestorben; da erhob Ludwig XIV., im Namen seiner Gemahlin Maria Theresia, Tochter Philipps IV., Ansprüche an die spanischen Niederlande. Ludwigs Gemahlin hatte zwar bei der Vermählung ihren Erbansprüchen entsagt, Ludwig aber behauptete, diese Entsagung gelte nicht von den Niederlanden, denn in den Niederlanden stand unter den Privaten das Erbrecht so: den Kindern eines Vaters von verschiedenen Müttern fiel aus der väterlichen Erbschaft Das zu, was ihr Vater während der Ehe mit ihrer Mutter erworben hatte. Dies wendete Ludwig auch auf die regierende Familie an und sagte: die Niederlande hat Philipp II. seiner Tochter Clara Eugenia übergeben, als diese starb, fielen sie an Philipp IV. zurück; damals lebte noch die Mutter der Infantin Maria Theresia, also gebühren die Niederlande ihr und nicht Philipps IV. Sohn, Karl II., der von einer andern Mutter geboren worden. Er unterstützte seine Ansprüche mit gewaffneter Macht und Spaniens Verfall war so groß, daß es unfähig war, kräftigen Widerstand zu leisten. Der spanische Zweig der Habsburger, der dem deutschen Zweig so oft hülfreich gewesen, wendete sich in der gegenwärtigen Noth an Kaiser Leopold um Unterstützung, aber der Kaiser fürchtete, die Last des Krieges allein tragen zu müssen, und sein Minister Lobkowitz war, durch den französischen Gesandten in Wien umgarnt, ganz im Interesse Frankreichs, und so nahm Kaiser Leopold an dieser Fehde nicht Theil. Er bedachte nicht, daß ein ehrgeiziger, gewissenloser Monarch durch glückliche Erfolge zu immer kühnern Unternehmungen verleitet werden müsse, und daß es um so schwerer sei, ihm Widerstand zu leisten, je später zu den Waffen gegriffen wird. Die Fortschritte der Franzosen waren reissend, und bei der gänzlichen Hülflosigkeit Spaniens hätten sie sich ungezweifelt der gesammten spanischen Niederlande bemächtigt, wenn sich für Spanien nicht drei Mächte erhoben

hätten, deren zwei vordem oft und erbittert mit Spanien gestritten. England, Holland und Schweden verbündeten sich, den Anmassungen Ludwig XIV. einen Damm zu setzen. Diese Tripelallianz vermochte Ludwig XIV., mit Spanien zu Aachen Frieden zu schließen, er gab Franche Comté zurück, die übrigen eroberten niederländischen Plätze behielt er.

Ludwig XIV. hatte durch den aachner Frieden seine Absichten auf die spanischen Niederlande nicht aufgegeben, sondern nur vertagt; er trachtete deshalb günstigere Verhältnisse herbeizuführen, unter denen die Eroberung der spanischen Niederlande möglich werde. Sein erstes Trachten war demnach, die Tripelallianz aufzulösen; dies gelang ihm vollkommen. Die Schweden traten zurück, weil sie die Subsidien, die Spanien verheissen hatte, nicht erhielten, Frankreich aber Geld im reichen Maße spendete; der König von England, Karl II. war ohnedies, gegen seine Neigung, nur durch den laut ausgesprochenen Willen des Parlamentes und Volkes in die Tripelallianz gerathen, sobald ihm also Frankreich die Hand bot, ergriff er sie freudig; geldbedürftig und im steten Hader mit dem Parlament, hoffte er von Frankreich Geld, hiedurch Mittel, seine Verschwendung zu unterstützen und das Parlament zu bändigen; so blieb von der Tripelallianz nur Holland feindselig gesinnt gegen Frankreich. Ludwig wußte, daß Holland für seine Absichten nicht zu gewinnen sei, er wollte also die Republik durch Waffengewalt brechen. Um den Holländern auch Deutschlands Hülfe zu entziehen, trachteten französische Agenten die bedeutendern deutschen Reichsfürsten zu Neutralitätsverträgen zu stimmen; es gelang bei den meisten, ja selbst das Haupt des kaiserlichen Ministeriums, Fürst Eusebius Wenzel Lobkowitz ließ sich durch den französischen Gesandten Gremonville zu einem Vertrag verleiten, in welchem der Kaiser versprach, sich in den Krieg, der ausser den Reichskreisen zwischen Frankreich und den Königen von England, Schweden oder Holland entstehen möchte, nicht zu mischen und den Feinden des Königs von Frankreich 1671
auf keine Weise beizustehen. Mit allen diesen Anstalten war 1. Nov.
Ludwig XIV. noch nicht zufrieden, er suchte und fand Bundesgenossen zum Krieg gegen Holland: der König von Eng-

land, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster vereinigten sich mit ihm zur Gewaltthat gegen die Republik.

Hier muß noch zweier Männer gedacht werden, die Ludwig XIV. zur Betreibung seiner Geschäfte in Deutschland vorzugsweise gebrauchte, es waren die Gebrüder Fürstenberg. Der eine, Hermann, allgewaltig am Hof zu München, hatte den Neutralitätsvertrag zwischen Baiern und Frankreich zuwege gebracht, der andere, Wilhelm genannt, war die Haupttriebfeder des Offensivbündnisses zwischen Frankreich und Köln; seiner wird in der Folge ausführlicher gedacht werden.

Die Holländer trachteten vergebens, das aufsteigende Gewitter zu beschwören. Alle diplomatischen Schritte waren fruchtlos. Aus dem Schicksal des Herzogs von Lothringen konnten sie das ihre entnehmen. Der Herzog hatte Kriegsrüstungen begonnen; Ludwig XIV. vermuthete zu Gunsten Hollands, überfiel den Herzog und vertrieb ihn aus seinem Lande [1]). Da Lothringen unter Schutz und Schirm des deutschen Reiches stand, ließ der Kaiser die Restitution des Herzogs durch den Grafen Windisch-Grätz zu Paris betreiben, aber ohne Erfolg.

1672 Juni Der Krieg begann; die Kriegserklärungen Frankreichs und Englands erfolgten an einem Tage. Die Kämpfe zur See waren blutig, aber unentschieden; um so glänzender war der Erfolg des Landkrieges. Ludwig XIV. drang mit einem zahlreichen, von dem berühmten Turenne und dem Prinz Condé geführten Heer gegen die Vereinigten Niederlande vor, die festen Städte ergaben sich ohne, oder nach schwachem Widerstand, schon bedrohte der König Amsterdam, und er hätte die Stadt nehmen können, wenn er, Condé's Rath befolgend, rasch vorgedrungen wäre; daß er dies unterließ, rettete die Republik. Die Amsterdamer durchstachen die Dämme, rüsteten sich zur Vertheidigung, die bisherigen Hauptlenker der Republik, der Großpensionair, Johann de Witt, und sein Bruder Cornelius wurden gestürzt und schmählich ermordet, Prinz Wilhelm von

1) Der Herzog trat in kaiserliche Dienste und starb 1678 zweiundsiebzig Jahre alt. Titel und Ansprüche erbte sein Neffe Karl, der als kaiserlicher Feldherr im vorliegenden Band oft ruhmreich erwähnt wird.

Oranien zum Statthalter ausgerufen. Von diesem Augenblick beginnt der erbitterte Kampf Hollands gegen Frankreich, der mit geringen Unterbrechungen unter Wilhelm von Oranien 18 Jahre und dann noch 12 Jahre dauerte. — Wilhelm suchte und fand Verbündete gegen Frankreich; Spanien hatte schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten mit Holland eine Allianz geschlossen, jetzt schloß sich der Kurfürst von Brandenburg den Holländern an, er sollte 20,000 Mann stellen; auch zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten kam ein Bündniß zu Stande. Der Kaiser versprach 12,000 Mann zu den kurbrandenburgischen Truppen stoßen zu lassen, und wenn es die Lage der Erblande gestatten sollte, diese Truppenzahl zu verdoppeln. Die Holländer baueten grosse Hoffnungen auf diese Bündnisse, besonders als sie sahen, daß der kaiserliche Feldherr Montecuculi sich mit 17,000 Mann den Truppen des Kurfürsten von Brandenburg anschloß; aber sie fanden sich in ihren Erwartungen arg getäuscht; der Kaiser hatte von Allem, was er thun konnte, das Schlechteste gewählt: er wollte seine Macht zeigen, aber nicht gebrauchen! Hiedurch wurden alle Kriegsoperationen gelähmt. Montecuculi hatte den geheimen Befehl, sich in keine Feindseligkeiten einzulassen, und Lobkowitz, dieser allmächtige Minister am kaiserlichen Hof, schrieb dem Kurfürsten von Mainz geradezu, weder den kaiserlichen noch den brandenburgischen Truppen den Übergang über den Rhein zu gestatten, indem der Kaiser wider seinen eigenen Willen, nur weil man ihn sehr gedrängt, sein Kriegsvolk habe marschiren lassen. Zuletzt weigerte sich Montecuculi, den Rhein zu überschreiten, weil das verbündete Heer den Franzosen unter Turenne und Condé nicht gewachsen sei, und er den ausdrücklichen Befehl habe, sich in kein Treffen einzulassen. Der Sommer war vergangen, der Spätherbst eingebrochen, das Heer bezog Winterquartiere in Westfalen. Von dort wurde es nur zu bald durch den Feind und Hunger vertrieben, es zog sich hinter die Weser zurück. Das kaiserliche Heer hatte grossen Verlust erlitten, an Kriegsbedarf, Pferden und Mannschaft, aber dies war nicht der einzige Verlust, den die halbe Maßregel des Kaisers herbeigeführt hatte, der größere war, daß der Kurfürst von

1672 28. Juni

Brandenburg sich von den Verbündeten wieder trennte. Unwillig über das Benehmen des kaiserlichen Feldherrn, schloß der Kurfürst einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, und trat für den Augenblick vom Kriegsschauplatz ab.

Der Kaiser mochte sich hierüber getröstet, ja sogar seine
1673 halbe Maßregel dadurch gekrönt gesehen glauben, daß in Köln
Juni ein Friedenscongreß zu Stande kam. Schweden hatte hiebei seine Vermittlung angetragen, aber den Franzosen war es mit der Friedensverhandlung nicht Ernst, sie verzögerten die Unterhandlungen auf mancherlei Weise und traten mit so harten Bedingungen auf, daß die Holländer sie verwerfen mussten. Der ganze Congreß endlich löste sich eines gewaltsamen Schrittes wegen auf, den sich der Kaiser erlaubte. Obschon auf dem Congreß der Kurfürst von Köln persönlich anwesend war, hatte sich doch auch Wilhelm Fürstenberg als kölnischer Gesandter daselbst eingefunden. Er war ganz im Interesse Frankreichs, hatte den Kurfürsten vermocht, sich mit Frankreich gegen Holland zu verbünden. Auch während des Friedenscongresses arbeitete er gegen den Kaiser für Frankreich, deshalb war er dem Kaiser besonders verhaßt, und so ging der Kaiser auf den Vorschlag seines Gesandten, Baron Isola ein, Fürstenberg aufheben zu lassen. Dieser pflegte oft die Gräfin von der Mark zu besuchen; wie er nun eines Abends von ihr wegfuhr, wurde er angefallen, gefangen, zuerst nach Bonn, dann nach Wien gebracht. Die französischen und schwedischen Gesandten eiferten sehr gegen diesen Schritt als Verletzung des Gesandtschaftsrechtes. Der Kaiser hinwieder vertheidigte seine Maßregel durch die Behauptung, Fürstenberg sei ohne sicheres Geleit und ohne sich als Gesandter zu legitimiren, nach Köln gekommen, auch habe er als kaiserlicher Vasall wider Kaiser und Reich gefährliche Anschläge geschmiedet. Da der Kaiser Fürstenberg nicht frei gab, rief
1674 der König von Frankreich seinen Gesandten von Köln ab,
27. März und der Friedenscongreß löste sich auf.

Während der Friedensverhandlungen hatten die Waffen nicht geruhet, es waren mehrere Seetreffen vorgefallen, von denen jedoch keines entscheidend war, und die Holländer boten Alles auf, den Franzosen zu Land grössere Streitkräfte ent-

gegenzustellen. Sie schlossen zuerst einen Vertrag mit dem vertriebenen Herzog von Lothringen, Spanien und dem Kaiser, in Folge dessen diese vier Mächte ein Heer aufbringen 1673
sollten, das der Herzog von Lothringen befehligen sollte. 1. Juli
Ferner versprach Spanien, im Fall kein billiger Friede zu Stande käme, dem König von Frankreich und England den Krieg zu erklären. An demselben Tag schloß auch der Kaiser mit den Generalstaaten ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß. Er versprach 30,000 Mann in das Feld zu stellen, dagegen versprachen ihm die Generalstaaten monatlich 45,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen, und ihre eigenen Truppen wenigstens auf 14,000 Mann, ja wenn möglich bis auf 20,000 Mann zu verstärken. Wirklich rückte Montecuculi mit 33,000 Mann gegen den Rhein, aber noch bevor er an den Strom gelangt war, stellte sich ihm Turenne bei Ochsenfurt entgegen. Die Franzosen geriethen durch Montecuculi's Bewegungen in eine sehr mißliche Lage, aus der sie nur dadurch gerettet wurden, daß Montecuculi vom Fürsten Lobkowitz das Verbot erhalten hatte, eine Schlacht zu wagen. So geschah es, daß Turenne sich auf Franken und bis nach Philippsburg glücklich zurückziehen konnte. Montecuculi ging hierauf bei Koblenz über den Rhein; bei Andernach vereinigte er sich mit dem Prinzen von Oranien, belagerte und eroberte Bonn.

Hiedurch verloren die Franzosen in den Vereinigten Niederlanden ihre Verbindung mit Deutschland, dies zwang sie, alle in Holland besetzten Plätze, die Provinz Utrecht und viele Städte zu räumen, den Winter über behaupteten sie sich mit Mühe in den übrigen Eroberungen, aber im Frühjahr zogen sie sich aus allen im Gebiet der Vereinigten Staaten besetzten Plätzen zurück, nur Mastricht hatten sie noch inne.

Ausser diesem Verlust traf die Franzosen auch noch ein härterer, durch den Abfall ihrer Alliirten. England, Köln und Münster schlossen mit den Holländern Friede. Der König von England that nur ungern diesen Schritt; aber die Stimmung des englischen Volkes und Parlamentes war gegen die Fortsetzung des Krieges, und so war er gezwungen, sich mit den Holländern auszusöhnen. Die beiden Friedensschlüsse

mit Köln und Münster kamen durch kaiserliche Vermittlung zu Stande, und so blieb Frankreich allein auf dem Kampfplatz, indessen sich ihm ein neuer Feind erhob. Dieser neue Feind war das deutsche Reich.

Die Franzosen hatten sich im Laufe des Krieges schon manchen Unglimpf, manche Feindseligkeit gegen das deutsche Reich erlaubt, sie hatten die strasburger Rheinbrücke abgebrannt, sich Durchmärsche durch das Gebiet Deutschlands erlaubt, Contributionen eingetrieben, Kaufmannsgüter in Beschlag genommen, sie hatten den Erzbischof von Trier vielfach beleidigt, und weil er in Koblenz und Ehrenbreitstein kaiserliche Besatzung aufgenommen, hatten die Franzosen Trier überwältigt und das Kurfürstenthum verwüstet. Endlich hatten die Franzosen die zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß mit Frankreich vollständig vereinigt. Dies alles stellte der Kaiser zu Regensburg vor, das Reichsgutachten fiel dahin aus, daß die Kreise und Stände ihre constitutionsmäßigen Contingente alsobald absenden und mit der kaiserlichen Armee
1674 vereinigen sollten. Ausserdem versprachen die Herzoge von
25. April Braunschweig, Celle und Wolfenbüttel 13,000 Mann, der Kurfürst von Brandenburg aber 16,000 Mann zu stellen. Überdies verpflichtete sich der König von Dänemark, den Generalstaaten, Spanien und dem Kaiser 16,000 Mann ins Feld zu schicken, wenn die Verbündeten durch einen neuen Feind angegriffen werden sollten.

Um dieselbe Zeit ging im wiener Cabinet eine wesentliche Veränderung vor. Die beiden Minister Auersperg und Lobkowitz waren ganz im französischen Interesse gewesen; Auersperg hatte seine Stelle als Minister schon früher verloren und und zwar auf eine sonderbare Weise. Er hatte als Hauptperson von östreichischer Seite mit dem französischen Gesandten in Wien, Gremonville, die Theilung der spanischen Monarchie, im Fall des kinderlosen Absterbens des Königs von Spanien, verhandelt[1]) und abgeschlossen. Weil Gremonville dem König berichtet hatte, daß Auerspergs höchster Wunsch der Cardinalshut sei, verwendete sich Ludwig deshalb für ihn bei dem

1) Siehe Capitel 69.

päpstlichen Hof. Der Papst aber befragte sich deshalb bei dem Kaiser. Leopold schloß aus dieser Verwendung Ludwigs, daß der kaiserliche Minister dem französischen Interesse mehr ergeben sei, als es dem Kaiserstaat zuträglich, und entfernte ihn vom Ministerium. Aber Lobkowitz war bei der erwähnten Verhandlung — obschon im französischen Interesse thätig — im Hintergrund geblieben, und war also in den Sturz Auersbergs nicht mit verwickelt worden. Er hielt wie früher an Frankreich fest. Er war ein Mann von ausgezeichneten Geisteskräften, aber unfähig, sich von dem Gedanken der Unwiderstehlichkeit Frankreichs zu befreien, unfähig, sich zu der Ansicht zu erheben, daß Deutschlands Heil und Unabhängigkeit nur dadurch errungen, nur dadurch gesichert werden könne, wenn es sich eng mit Östreich verbände, da nur ein solcher Bund die Hoffnung, die Aussicht darbot, Frankreich widerstehen zu können. Seine Politik war weder deutsch noch östreichisch. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen sein System aus und bezeichnete ihn als Gönner des gemeinsamen Feindes.

Lobkowitz verachtete das Ungewitter, das sich über seinem Haupt zusammenzog; er fuhr fort, seiner beissenden Laune freien Lauf zu lassen; er schonte hiebei seines eigenen Herrn, des Kaisers, nicht. Mit dem französischen Gesandten redend, verglich er Leopold mit einer Statue, die man hinstellen kann, wohin man will [1]). Er betrug sich im Allgemeinen so, daß man schon auf die Vermuthung kam, daß er wahnsinnig sei.

Die unmittelbare Ursache seines Sturzes wird verschieden angegeben. Nach den Einen soll der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, dem Kaiser einen Brief mitgetheilt haben, den ihm Lobkowitz geschrieben, worin es hieß, der Kurfürst möge nicht gestatten, daß die Alliirten den Rhein überschreiten, denn der Kaiser wolle dies nicht, und habe die Truppen nur marschiren lassen, um nicht länger dem ungestümen Ansinnen Brandenburgs ausgesetzt zu sein; Andere behaupten, Montecuculi habe dem Kaiser geschrieben, man möge die Ordres an ihn nur gerade nach Paris schicken,

1) Siehe Capitel 69.

so werde er sie am schnellsten erhalten; hiedurch sei dem Kaiser die Verbindung seines Ministers mit Frankreich bekannt geworden. Ferner ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß die Kaiserin Claudia Felicitas seinen Sturz herbeigeführt habe, weil sie es ihm nachtrug, daß er, als der Kaiser sich vermählen wollte, gegen sie für Eleonora von Neuburg gestimmt und über ihre nicht schönen Gesichtszüge gewitzelt habe. Bei der Sucht, Alles, was am kaiserlichen Hof geschah, den Jesuiten zuzuschreiben, ist es endlich natürlich, daß sich Schriftsteller gefunden haben, die den Fall des Fürsten Lobkowitz dem gedachten Orden zuschrieben. Die zwei letztern Vermuthungen sind rein aus der Luft gegriffen; es gibt gar keinen Beweis dafür. Auch über die Art seiner Entfernung von den Geschäften ist vielerlei gefaselt worden, dergestalt, daß ein und derselbe Schriftsteller in einem und demselben Werk [1]) die Festsetzung des Fürsten auf zweierlei Art erzählt. Das erste Mal heißt es: „derselbe Montecuculi erlebte noch, daß der dem Kaiser Leopold lange täglich und stündlich unentbehrliche Lobkowitz auf einmal, eben von einer sehr gnädigen Audienz nach Hause kommend, in seinem Palast verhaftet, aller seiner Ämter entsetzt wurde, mit dem Verbot, bei Lebensstrafe nach dem Beweggrund dieser Serailjustiz eine Frage zu thun." Dies ist die erste Erzählung. Die zweite lautet aber so: „des Abends vorher hatte Lobkowitz noch seine Partie mit dem Kaiser gespielt [2]) unter allen Zeichen der Hofgunst. Eben wollte

1) Anemonen Band 1, Seite 211 und 299. Auch das Jahr 1673 ist falsch angegeben, denn Lobkowitz wurde verwiesen 1674, also ein Jahr später, auch der Name des italienischen Secretairs des Fürsten ist falsch angegeben, er hieß nicht Marttioli, sondern Perri; auch ist es falsch, daß er gefoltert worden, im Gegentheil entschied die zur Untersuchung ernannte Commission, von der im vorliegenden Capitel später die Rede ist, einstimmig, daß es keiner Tortur bedürfe. Auch ist es falsch, daß der Kaiser am Vorabend vor dem Sturz des Fürsten mit ihm gespielt habe; siehe hierüber die nächstfolgende Note.

2) Der Kaiser hat am 16. October 1674 gar nicht gespielt, also auch mit Lobkowitz nicht; der Kaiser schrieb in den krakauer Kalender, dessen er sich alle Jahre bediente, allerhand Bemerkungen eigenhändig Siehe hierüber das einundsiebzigste Capitel des vorliegenden Werkes.

er zu seiner gewöhnlichen Audienz- und Arbeitsstunde um 10 Uhr zum Kaiser fahren, als ihn der Hauptmann der Hartschierengarde, General Fürst Pio, in seinem Palast verhaftete und ihm kund that, er habe Befehl, ihn auf der Stelle weiter abzuführen. Wohin? wurde dem noch vor wenigen Stunden allmächtigen Günstling ebenso wenig eröffnet, als ihm vielmehr unter Leibes- und Lebensstrafe verboten, nach der Ursache dieses ausserordentlichen, wahrhaft türkischen Behandlung auch nur zu fragen."

Diese beiden Erzählungen widersprechen sich dergestalt, daß der oberflächlichste Leser auf den ersten Blick zur Erkenntniß kommen muß, daß eine derselben falsch sein muß. Welche aber ist die wahre? Antwort: Keine. Beide sind gleich unwahr, der Sachverlauf ist folgender: Das Benehmen des Fürsten Lobkowitz als Minister war höchst verfänglich; der Kaiser ernannte also zur Untersuchung eine Commission. Sie bestand aus dem Fürsten Schwarzenberg, den Grafen Lamberg und Montecuculi, den Freiherren Hocher und Abele [1]). Nach 1674 October

Unter andern sind seine Spielgewinnste und Verluste nach den Jahren aufgezeichnet und im Kalender von 1674 steht im October eigenhändig vom Kaiser: Verlust im Spielen:

den	1. und 2. October	19	Ducaten,
„	3. October	11	„
„	11. „	25	„
„	13. „	30	„
„	21. „	100	„
„	24. „	14	„
„	30. „	4	„
	Gewinn:		
„	9. October	30	„
„	10. „	32	„
Summa des Verlustes		203	Ducaten
„ „	Gewinnstes	62	„
Bleibt Verlust		141	Ducaten.

Aus diesem Verzeichniß ergibt sich, daß der Kaiser am 16. October nicht gespielt hat, daß also die Angabe der Anemonen falsch ist.

1) Fürst Schwarzenberg führte ein Tagebuch über die Untersuchung, welches im Original im fürstlich Schwarzenbergischen Archiv zu Wien liegt. Was hier gesagt wird, ist nach dem Auszug, den der k. k. Archivsbeamte J. P. Kaltenbäck verfaßt und mir zu benutzen freundschaftlich gestattet hat.

einigen Sitzungen und Verhören glaubte die Commission Beweise genug zu haben, um einen ordentlichen Prozeß einleiten zu lassen. Es stellten sich höchst beleidigende Reden ausser Zweifel, welche sich Lobkowitz über die Person des Kaisers wiederholt und vor seinen Secretairen erlaubt hatte, und einige Abschriften von Briefen schienen Vergehen zu begründen, die weitere Untersuchung forderten. Das Tagebuch des Fürsten
13. Oct. Schwarzenberg nennt sie Kundgebung von Geheimnissen, bewirkte Trennung der Fürsten vom Kaiser, Zernichtung der kaiserlichen Beschlüsse, und spricht wiederholt von der Umstürzung der kaiserlichen Angelegenheiten durch Erhöhung des Königs von Frankreich und Niederhaltung des Kaisers [1]).
14. Oct. Die Commission entschied sich für einen Prozeß. Aber schon am nächsten Tage erließ der Kaiser ein Handschreiben, daß die Sache binnen zwei Tagen geendet sein solle, und stellte folgende Fragen: Ob die Art und Weise, die mit Auersperg beobachtet worden, zu wiederholen, ob Verweisung nach Raudnitz, ob er sich aus eigenem Antrieb zurückziehen solle? [2]) Die Commission ersah hieraus, daß der Kaiser keine weitere Untersuchung wolle, nahm sich diese Milde zur Richtschnur, leitete noch einige Verhöre ein und kam in der letzten Sitzung
16. Oct. zu folgendem Beschluß: Durch den Herrn Canzler, wenn er diese Last auf sich nehmen will, mündlich zu intimiren und durch Decret dem Lobkowitz aufzutragen, daß er sich zu Haus verhalte, aller Correspondenz enthalte, keinen seiner Diener entlasse oder versende, das Geld nicht verausgabe, sondern die Schlüssel des Schatzes übergebe, da er seiner Ämter entlassen sei [3]). Graf Lamberg hatte für Entfernung nach Raudnitz

1) Revelatio secretorum, procurata separatio principum ab Imperatore, inversa Caesaris consilia — — wiederholt ist die Rede de intervertendis rebus Caesaris, Regem Galliae extollendo, et deprimendo Caesare. — Siehe die vorhergehende Anmerkung.

2) An modus cum Auerspergio observatus hic reiterandus? An Relegatio auf Raudnitz? An si proprio motu se reciperet? Siehe die beiden vorhergehenden Anmerkungen.

3) Conclusum: Per Dominum Cancellarium, si id onus in se suscipere velit, oretenus intimandum et per decretum injungendum Lobkowitzio ut se domi contineat, ab omni correspondentia absti-

gestimmt, und zwar innerhalb dreier Tage, wofür sich auch der Kaiser entschied, und so wurde denn am nächsten Tage, da Lobkowitz früher als gewöhnlich zu Hofe fuhr, ihm auf der Straße sein Schicksal angekündigt. Das Ministerium hatte Lobkowitz verloren, aber nicht seinen Witz, seine gute Laune. Die Sage geht, daß er in Raudnitz ein Zimmer einrichten ließ, zur Hälfte kostbar geschmückt, zur Hälfte als Bauernhütte, um sich den Wechsel seiner Verhältnisse so am besten zu versinnlichen. Er lebte noch drei Jahre [1]). An seine Stelle ernannte Leopold zwar den Grafen Lamberg, aber der Kaiser wollte keinen ersten Minister, sondern übernahm die oberste Leitung der Geschäfte selbst. Hiedurch hörte das Hinneigen der östreichischen Politik zu Frankreich gänzlich auf, obschon die Franzosen ihre geheimen Umtriebe nicht ohne Erfolg am kaiserlichen Hofe fortsetzten.

Den König von Frankreich schreckte weder der Abfall seiner Verbündeten, noch der Zuwuchs seiner Feinde. Er stellte drei Heere in das Feld: das erste führte er selbst, das zweite, unter dem Prinzen Condé, stand in den französischen Niederlanden; das dritte befehligte Turenne am Oberrhein. Das glücklichste dieser drei Heere war jenes unter des Königs Befehl. In wenig Wochen, noch bevor die Allürten in das Feld gerückt waren, hatte es die Franche Comté erobert. 1674
Condé sah sich gegenüber ein 60,000 Mann starkes Heer der Mai
Verbündeten unter dem Prinzen von Oranien. Es kam bei dem Dorfe Senef zu einer zwölfstündigen, hartnäckigen Schlacht; beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Hierauf 1674
unternahm Wilhelm von Oranien die Belagerung von Oude- 11. Aug.
narde; Condé rückte zum Entsatz heran, der Prinz von Oranien wollte ihm abermals eine Schlacht liefern, aber der kaiserliche General Souches, immer in Uneinigkeit mit Oranien, trennte sich vom Hauptheere, wodurch sowol die Schlacht als die Fortsetzung der Belagerung unmöglich wurde, den 21. September. Der kaiserliche Hof, über Souches Benehmen mit

neat, ex suis famulis nullum dimittat, aut alio mittat, pecuniam non divertat, sed thesauri claves tradat, cum ab officio dimissus sit, cum verbo: entlassen.

1) Er starb zu Raudnitz am 24. April 1677.

Recht erzürnt, nahm ihm das Commando und verwies ihn auf seine Güter nach Mähren. Es darf hier die Frage wol gestellt werden, ob das Benehmen de Souches nicht in Verbindung steht mit dem Sturz des Ministers Lobkowitz, der um eben diese Zeit erfolgte. An Souches Stelle trat nun der kaiserliche General Spork. Dieser fügte sich dem Oberbefehl des Prinzen von Oranien und die Frucht ihrer Einigkeit war die Eroberung der Festung Grave.

Der Feldzug Turenne's am Oberrhein war durch glänzende Waffenthaten und Grausamkeit ausgezeichnet. Turenne ließ die Oberpfalz so schrecklich verwüsten, daß der Kurfürst Karl Ludwig zornesvoll Turenne zum Zweikampf forderte, den aber dieser nicht annahm. Während sich das kaiserliche Heer sammelte, welches Turenne entgegentreten sollte, trafen Turenne und der Herzog von Lothringen bei Sinsheim auf-
1674 einander. Lothringen wurde geschlagen. Später kam es
16. Juni zwischen Turenne und dem kaiserlichen General Bournonville ebenfalls in der Richtung von Strasburg, bei Holzheim zur Schlacht. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Wenige Tage nachher stieß der Kurfürst von Brandenburg mit 20,000 Mann zu den Kaiserlichen. Das verbündete Heer wurde auf 60,000 Mann geschätzt, aber wie im ganzen Laufe des Krieges fehlte es auch jetzt an der Eintracht der Führer. Beide Heere bezogen Winterquartiere, Turenne in Lothringen, die Verbündeten im Elsaß. Turenne brach aber wieder vor, sobald er Verstärkungen erhalten hatte und schlug die Verbündeten bei Mühlhausen im Elsaß, und bald darauf zum zwei-
1675 ten Mal bei Türkheim, unfern Kolmar.
15. Jan. Der König von Frankreich baute auch auf eine Macht, die nun schon einige Male mit ihm verbündet gewesen, und sich jetzt wieder entschloß, im Verein mit ihm mit gewaffneter Hand aufzutreten. Diese Macht war Schweden. Ein Heer desselben, in Schwedischpommern unter Wrangels Befehl ge-
1674 sammelt, fiel plötzlich in die Mark ein. Frankreich hatte ge-
December hofft, der Kurfürst von Brandenburg werde alsobald seine Truppen vom Rhein ab und zum Schutz seiner Länder nach Haus führen, aber hierin sah er sich getäuscht. Der Kurfürst behielt seine Truppen in den Winterquartieren in Franken,

ermahnte seine Unterthanen zur Geduld. Er benutzte den Winter, Verbündete zu werben; die Holländer und Spanier entschlossen sich, der Krone Schweden den Krieg zu erklären. Die Aufrufe, die der Kurfürst an den kaiserlichen Hof und das deutsche Reich erließ, hatten weit weniger Wirksamkeit. Diese Verhandlungen waren noch schwebend, als der Kurfürst aus Franken über Magdeburg gegen die Schweden vorbrach. Er warf sich zwischen ihre Cantonnirungen 1675
und schlug ein Corps derselben bei Rathenow und ein zwei- 25. Juni
tes bei Fehrbellin. Die Schweden sahen sich mit grösstem 28. Juni
Verlust nach Pommern zurückgeworfen. Diese Kriege erweckten den Schweden neue Feinde; das Reich erklärte ihnen den Krieg; der Bischof von Münster, die Herzoge von Braunschweig-Celle und Wolfenbüttel, der König von Dänemark griffen zu den Waffen und am Ende des Krieges hatte Schweden Alles verloren, was es in Deutschland besessen.

Während die Schweden unglücklich fochten, hatten die Waffen Frankreichs nicht geruht. In den Niederlanden eroberten sie die Städte Dinant und Limburg. Am Oberrhein, wo in Turenne's Abwesenheit Vauban befehligte, wütheten die Franzosen mit sinnloser Grausamkeit. Wiesloch, Bruchsal, Graben und Gernsheim wurden verbrannt, ebenso wurde der ganze Breisgau verwüstet. Endlich kam Turenne und übernahm den Oberbefehl, die Kaiserlichen führte Montecuculi. Es standen sich also die beiden berühmtesten Feldherren jener Zeit gegenüber. Montecuculi hatte sich, um nicht im Nachtheil zu stehen, Unabhängigkeit von den Befehlen des Hofkriegsrathes bedungen. Das Schicksal aber hatte beschlossen, beiden Feldherrn ihren Ruhm zu bewahren. Turenne wurde bei Sassbach, während des Recognoscirens, durch eine 1675
Kanonenkugel getödtet. Abermals zeigte sich nun, was der 27. Juli
Verlust eines einzigen Menschen gelte. Turenne hatte die Absicht gehabt, angreifend vorzugehen, den Kaiserlichen eine Schlacht zu liefern; sobald er todt war, zogen sich die Franzosen zurück. Montecuculi verfolgte und ereilte sie bei Altenheim und schlug sie daselbst in einem mörderischen Gefecht. Der Verwüster Vauban fiel in diesem Kampf. Nun trat der Prinz Condé an die Spitze des französischen Heeres, aber

bis zum Ende des Feldzuges fiel nichts Bedeutendes mehr vor. — Als die beiden Armeen Winterquartiere bezogen hatten, verliessen auch die beiden Führer den Kriegsschauplatz. Condé ging nach Paris zurück und erschien nie mehr an der Spitze eines Heeres, Montecuculi aber legte ebenfalls das Commando nieder. Er fühlte sich alt, kränklich, und seine Melancholie nahm immer zu.

Er war einer der besten Feldherren der östreichischen Monarchie; ausgezeichnet durch berechnende Überlegung und Vorsicht, weniger durch Thatkraft. Er fühlte sich — so gesteht er selbst — mehr zur Vertheidigung geeignet, als zum Angriff. Er wagte nie, und weil er nur angriff, wenn er des Sieges gewiß war, stand er mit den ungrischen Feldobristen, besonders mit Niklas Zrinyi dem jüngern, in stetem Hader; denn dieser wollte immer angreifen. Die Ungern beschuldigten Montecuculi, daß er zaudere, um das Land zu verderben, was ganz seinem Charakter fremd war. Er hat sein ganzes Leben über nur eine Hauptschlacht geliefert, aber er hat sie gewonnen. Die Schlacht von St. Gotthard sichert ihm ewigen Ruhm. Er selbst hielt den Feldzug gegen Turenne für seine grösste Waffenthat, weil er nicht besiegt worden. Er hat grosse Verdienste um die Reorganisirung der kaiserlichen Armee, die er als Hofkriegsrathspräsident einleitete. Dem Kaiserhaus war er innig ergeben, und so erfüllte ihn der Östreich nachtheilige Friede von Nymwegen mit tiefer Trauer, die selbst dadurch nicht verscheucht wurde, daß ihn der Kaiser zum Reichsfürsten erhob und der König von Neapel ihm das Herzogthum Melfi verlieh. Als die Pest in Wien ausbrach, begleitete er den Kaiser nach Prag und dann nach Linz. Wie er an des Kaisers Seite in das Schloß ein-
1681 ritt, fiel ihm ein Balken auf den Kopf und beschädigte ihn
16. Oct. dergestalt, daß er nach wenig Tagen, 72 Jahr alt, starb. Er war groß, stark, kräftig, ernst, finster, stolz, aber nicht hochmüthig. Seine Untergebenen liebten ihn sehr; er wusste die moralische Kraft eines Heeres zu heben. Er ist auch als militairischer Schriftsteller geachtet, und manchmal versuchte er sich auch in Gedichten; es gibt noch von ihm verfasste Sonette.

An Montecuculi's Stelle trat Karl von Lothringen, ein Name, der in den östreichischen Kriegsannalen nie anders als mit Ruhm genannt wird. Seine erste Waffenthat als Heeresführer war die Belagerung von Philippsburg. Nach drei 1676
Monaten hartnäckigen Widerstandes ergab sich die Festung, 23. Juni
den 11. Februar. Die Franzosen rächten sich für diesen Verlust auf eine schändliche Art, durch die Verwüstung des ganzen Landstriches an der Saar.

Im folgenden Jahr trug sich während des Sommers 1677
nichts kriegerisch Wichtiges zu; aber im Winter rückte der Marschall Crequi unvermuthet vor Freiburg und eroberte den Platz nach fünftägiger Belagerung. Im letzten Feldzuge erntete Karl von Lothringen dadurch Ruhm, daß er Rheinfelden, Offenbach und Strasburg vor den Angriffen der Franzosen bewahrte und ihren Vorsatz, in Schwaben einzubrechen, vereitelte. In den drei letzten Feldzügen dieses Krieges kämpfte Wilhelm von Oranien standhaft, aber unglücklich gegen Frankreich. Die Franzosen eroberten Condé, Bouchain, Valenciennes, Cambrai und St. Omer; und Marschall Luxembourg schlug den Prinzen Wilhelm bei Mont Cassel. Die letzten siegreichen Waffenthaten der Franzosen waren die Eroberung von Gent und Ypern. Sie bedrohten schon Antwerpen, als der Nymweger Friede dem fernern Blutvergiessen Einhalt 1678
gebot.

Mitten unter dem Waffengeräusch verhandelte man, und es wurde der Friede geschlossen. England bot sich zur Vermittlung an und dieser Antrag war allen streitenden Theilen willkommen: Frankreich, weil es, auf Englands Freundschaft fußend, vortheilhafte Bedingungen hoffte; den Alliirten, weil sie des Krieges müde waren. Nur der Prinz Wilhelm von Oranien hielt die Fortsetzung des Krieges für so lange nöthig, bis die Lage der Dinge Aussicht zu einem allgemeinen, billigen und sichern Frieden eröffnete. Diese Ansicht drang zwar nicht durch, aber der Krieg währte unter der Verhandlung fort, weil alle Parteien auf siegreiche Fortschritte ihrer Heere rechneten und durch selbe vortheilhaftere Friedensbedingungen zu erlangen hofften. Es zeigten sich wenig Aussichten zum baldigen Friedensschluß; denn es verging beinahe ein Jahr,

bis man sich über den Ort verständigte, wo der Friede verhandelt werden sollte. Endlich wurde Nymwegen hierzu bestimmt. Nun verfloß aber das ganze Jahr, ehe die Gesandten zusammentraten, denn Frankreich verlangte noch vor den Friedensverhandlungen die Freilassung Wilhelm Fürstenbergs, der Kaiser wollte ihn aber erst nach dem Frieden freigeben. Endlich wurde dieses Hinderniß dadurch beseitigt, daß der andere Fürstenberg selbst den König von Frankreich bat, seines Bruders wegen die Friedensverhandlungen nicht aufzuhalten; und daß Wilhelm Fürstenberg erklärte, bis zum Friedensschluß des Kaisers Gefangener bleiben zu wollen. Nun trafen die Gesandten der streitenden Mächte nach und nach
1677 ein; aber es verging ein ganzes Jahr, bis sie alle versammelt
Januar waren. Am spätesten erschien die kaiserliche Gesandtschaft. Das deutsche Reich hätte, in Folge des westfälischen Friedens, das Recht gehabt, den Friedenscongreß durch eigene Gesandte zu beschicken, aber das Gefühl der Unbehülflichkeit lag zu sehr in der Schwerfälligkeit damaliger Organisation des deutschen Reichskörpers, als daß sich von einem Einschreiten in Corpore hätte etwas erwarten lassen; anderseits konnte der Kaiser, ebenfalls in Folge des westfälischen Friedens, ohne Einwilligung der Reichsstände keinen Frieden schliessen; in dieser Lage ersuchte der Reichskörper den Kaiser, sich das Friedenswerk angelegen sein zu lassen, jedoch dem Reichskörper Alles mitzutheilen, was bei der Friedensverhandlung vorkommen würde, „damit im nöthigen Fall darüber gerath-
1677 schlagt und dem Kaiser, dem Herkommen gemäß, mit einem
31. Mai Gutachten an die Hand gegangen werden möge." Zugleich wurde der Kaiser gebeten, „den Gesandten, welche einzelne Stände für sich auf den Congreß schicken würden, durch seine Gesandten möglichst zu assistiren." Und somit waren endlich alle betheiligten Parteien zu Nymwegen vertreten.

Bis zum Spätherbst schleppte sich der Congreß mühsam fort, Alles drehte sich um Formalitäten, man kam dem Friedensschluß nicht näher, als Wilhelm von Oranien den Ver-
October handlungen ein neues Leben gab. Er ging nach England, vermählte sich daselbst mit der Tochter des Königs, Maria, und brachte dann das Friedensgeschäft in Anregung. Parla-

ment und Volk waren dergestalt gegen Frankreich, daß der König, obwol mit ganzer Seele an Frankreich hängend, doch gezwungen war, einen Tractat mit Holland einzugehen, des Inhalts, daß beide Mächte vereint den König von Frankreich zwingen wollten, einen dreimonatlichen Waffenstillstand zu schliessen und während dessen den allgemeinen Frieden zu Stande zu bringen. Diese Drohung ging zwar nicht in Erfüllung, hatte aber doch die gute Folge, mehr Leben in die Nymweger Verhandlungen zu bringen. Ähnliche Drohungen Englands und Hollands fanden zwar noch einige Male im Lauf der Friedensverhandlungen statt, aber Frankreich war deshalb nicht sehr besorgt. Ludwig XIV. verließ sich auf die persönliche Zuneigung des Königs von England, der in seinen Streitigkeiten mit Parlament und Volk Frankreich als stärkste Stütze betrachtete. Die Franzosen verfolgten mit Glück den Plan, mit jeder der kriegführenden Mächte abgesondert Frieden zu schliessen, wodurch sie natürlich günstigere Bedingungen erhalten mussten, als wenn sie mit allen Verbündeten zugleich ihn geschlossen hätten. Sowie einzelne Verbündete von der Allianz zurücktraten, musste die Lage der noch zurückbleibenden sich verschlimmern und sie sich härtere Bedingungen gefallen lassen. Zuerst schlossen die Holländer 1678
Frieden. Sie erhielten von Frankreich Mastricht, Koenhaye, 10. Aug.
Valkenburg, Dalhem, Herzogenrade, die Redemtionsdörfer und die Bank St. Servues zurück; dem Prinzen von Oranien wurde die Rückgabe seines Fürstenthumes und der ihm zugehörigen Güter zugesagt, und ein Handelsvertrag geschlossen, der beiden Nationen gleiche Handelsrechte und Freiheiten sicherte.

Dem Beispiel Hollands folgte Spanien. Frankreich gab 1678
die Städte Charleroi, Binch, Ath, Oudenarde und Courtrai, 17. Sept.
die es im aachner Frieden erhalten hatte, zurück, behielt aber dafür die ganze Franche Comté mit der Stadt Besanz und die niederländischen Plätze Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingue, Bailleul, Cassel, Bauvay und Maubeuge. Da Spanien die Franche Comté als Bestandtheil des burgundischen Kreises unter der Hoheit des deutschen Reiches besessen hatte,

wurde die Franche Comté ganz vom deutschen Reich getrennt und mit aller Souverainetät Frankreich einverleibt.

1679 5. Febr. Der Kaiser schloß für sich und das Reich auf folgende Bedingungen Frieden: Der westfälische, namentlich der zu Münster geschlossene Friede wird dem nymweger Frieden zum Grund gelegt. Frankreich gibt das Schutz- und Besatzungsrecht von Philippsburg zurück. Hiedurch wurde Philippsburg eine Reichsfestung. Dafür erhielt Frankreich von Östreich die Stadt Freiburg, sammt den dazu gehörigen Dörfern, und freien Durchzug auf den Landstrassen von Breisach nach Freiburg. Fürst Wilhelm Fürstenberg wird alsobald nach der Ratification des Friedens in Freiheit gesetzt; sein Bruder Franz Egon, Bischof von Strasburg, wird in alle Güter, Würden, Ehren u. s. w. restituirt. Zur Beendigung des französisch-schwedischen Krieges mit Dänemark, Kurbrandenburg, Münster und den Fürsten des braunschweig-lüneburgschen Hauses trägt der Kaiser seine Mitwirkung an, und wird sich, sollte der Friede nicht zu Stande kommen, in die Fortsetzung des Krieges nicht mischen. Bis zum Abschluß dieses noch zu verhandelnden Friedens bleiben die festen Plätze Chatelet, Hui, Verviers, Aachen, Lünnich, Buys und Zaus von den Franzosen besetzt.

Für den Herzog von Lothringen erwirkte der Kaiser die Rückgabe seiner Länder, er sollte aber die Städte Nancy und Longwy gegen ein Aquivalent und überdies vier Heerstrassen, jede eine halbe Meile breit von Nancy auf St. Didier, in den Elsaß auf Bisanz und Metz an Frankreich abtreten. Der Herzog von Lothringen protestirte feierlich gegen diese allzuharten Bedingungen. So blieben die Franzosen im Besitz von Lothringen, der Herzog aber in östreichischen Diensten, und das Haus Lothringen gelangte erst spät in den Besitz seines Erbes.

Der Friede zwischen dem Kaiser und Reich auf einer, und Schweden auf der andern Seite wurde auf die Grundlage des westfälischen und namentlich des osnabrücker Friedens abgeschlossen. Zur Versöhnung Schwedens mit Dänemark und den krizführenden deutschen Fürsten trug der Kaiser seine Vermittlung an. Die kriegenden Fürsten Deutsch-

lands, namentlich der Bischof von Münster, die Herzoge von Braunschweig-Celle und Wolfenbüttel schlossen an demselben Tag wie der Kaiser mit den Schweden zu Celle Frieden. Sie gaben den grössten Theil ihrer Eroberungen zurück und begnügten sich mit einigen Länderparcellen, die ihnen Schweden überließ.

Der König von Dänemark und der Kurfürst von Brandenburg blieben noch unter den Waffen. Sie hätten ihre Eroberungen gern behauptet; besonders suchte der Kurfürst von Brandenburg Stettin für sich zu behalten. Es war umsonst. Frankreichs Kriegsmacht war zu überwiegend; Dänemark gab im Frieden zu Fontainebleau alle Eroberungen an Schweden zurück. Dem Verhältnisse mit Schweden wurden die Friedensschlüsse von Kopenhagen, Roeskild und der westfälische Friede neuerdings zum Grund gelegt. Der Kurfürst von Brandenburg musste endlich auch nachgeben und sich im Frieden von St. Germain en Laye zur Rückgabe von ganz Schwedisch-Pommern entschliessen. Nur der Landstrich jenseits der Oder wurde, zur Verhütung von Grenzstreitigkeiten, bis auf die Städte Damm und Gollnow, Brandenburg überlassen. Die übrigen Artikel sind zu unbedeutend, als daß sie hier in der Geschichte des östreichischen Kaiserstaates erwähnt werden dürften.

Der sechsjährige Krieg, der dem nymweger Frieden voranging, sowie dieser Friede selbst, hatte die militairische und diplomatische Überlegenheit der Franzosen neuerdings dargethan. Sie hatten ihr Gebiet vergrössert, die Verbündeten getrennt, einen schwerbedrängten Alliirten gerettet; Frankreichs Übergewicht war neuerdings befestigt. Ludwig XIV. ließ auf die Folgen dieser Überlegenheit nicht lange warten.

Bevor ich aber die Schritte Ludwigs darstelle, die er sich gegen die Unabhängigkeit der Nachbarstaaten und Europas erlaubte, und den hieraus entspringenden Krieg erzähle, bevor wir den Blick nach Osten wenden, um zu sehen, was sich in Ungern und mit den Türken zutrug, ist es nöthig, einer Geissel zu erwähnen, durch welche die östreichische Monarchie damals heimgesucht wurde. Diese Geissel war die Pest.

Schon eine Weile hatte die Pest in Ungern gehaust, bis

sie sich der östreichischen Grenze näherte und bald in Östreich in einzelnen Fällen sich zeigte. Man wollte sich das Übel nicht gestehen und nannte es eine hitzige Krankheit; die von der Regierung zur Untersuchung ausgesendeten Ärzte meinten, es sei keine formale Infection, aber doch ein Morbus contagiosus. Solche Distinctionen konnten den Fortschritt der
1679 Krankheit nicht aufhalten. In Wien wurden die Fälle immer
17. Aug. häufiger. Der Kaiser unternahm eine Reise nach Mariazell, ging dann, ohne Wien zu berühren, nach Znaym und von dort nach Prag. Sowie er Wien verlassen hatte, entfernte sich, was fliehen konnte. In Prag war das Gebot ergangen, vor des Kaisers Ankunft keinen Wiener einzulassen. Den Oberbefehl in Wien übernahm Schwarzenberg und verwaltete sein Amt mit Umsicht, Strenge und Aufopferung. Täglich zweimal, Vor- und Nachmittags, durchschritt er die Gassen und sah nach, ob seine Anordnungen vollzogen worden. Das Lazareth hatte bereits 1300 Kranke aufgenommen, es war überfüllt und die Zahl der Kranken stieg immerfort. Schwarzenberg ließ große Häuser in den Vorstädten zu Spitälern verwenden; aber es fehlte an Krankenwärtern, an Todtengräbern. Bei Trommelschlag forderte er Leute dazu auf und bot zwölf Gulden Wochenlohn — damals eine unerhörte Summe — aber es fand sich so gut als Niemand; da ließ er das herren- und dienstlose Gesindel auf den Gassen aufgreifen, und als dieses für den Dienst theils nicht hinreichte, theils im Dienste starb, verwendete er die Arrestanten zur Krankenpflege. Aber nicht nur Krankenwärter fehlten, auch Ärzte weigerten sich, die Kranken zu besuchen; da griff Schwarzenberg zu einem verzweifelten Mittel: er ließ einige Bader und Barbierer (so nennt sie die Chronik) in Eisen legen und in die Lazarethe führen. Das wirkte. Der Ansteckung suchte er, so gut es ging, vorzubeugen und Ordnung aufrecht zu erhalten. Neun Personen wurden in einer Woche gehenkt, weil sie in versperrte Häuser gestiegen und Geld und Gut sich daraus zugeeignet hatten. Es gehörte viel Kraft und Seelenstärke dazu, der Stadt vorzustehen, denn die Seuche wüthete fürchterlich: Als sie den Gipfel ihrer Entwickelung erreicht hatte, starben die Kranken in vierundzwanzig Stunden.

Es ist aufgeschrieben worden, daß ein angesehener Mann, der spazieren ging, von einem Bettler um Almosen angeredet, ihm eine Gabe reichte. Dem Geber fiel hiebei ein Brief aus der Tasche; der Bettler hob ihn auf, eilte dem Geber nach, übergab ihm den Brief, aber auch den Tod. Der Bettler hatte die Pest; wie der Herr den Brief empfing, durchschauerte es ihn, bald darauf war er eine Leiche. Es gab 3000 Kranke an einem Tag; 300 Häuser waren gesperrt. In den Lust- und Weingärten, in den Gassen lagen die Todten. Hinter den Zäunen des sogenannten Kroatendörfels fand man 1400 Leichen. Die Todtengräber fuhren des Morgens und des Abends durch die Strassen, luden die Todten auf die Wagen und warfen sie in grosse Gruben. Kinder liefen den Wagen nach, auf denen die Leichen ihrer Eltern fortgeführt wurden. Wol griff man die Kleinen auf, wol brachte man sie an sichere Orte vor die Stadt, aber sie trugen den Keim des Todes schon in sich und starben beinahe alle. Was sich in den Häusern zutrug, was im Innern der Familien vorging, wer vermag es zu beschreiben? Der Vater wurde zur Thüre hinausgetragen, die Mutter lag im Sterben, die grössern Kinder schrien um Brod und der Säugling wimmerte am Busen der verscheidenden Mutter. Man fand Leichen vermodert in den Betten und auf dem Fußboden so zerfallen, daß sie hinausgeschaufelt werden mussten. Die Geistlichen hielten sich mit rühmenswerther Standhaftigkeit und Aufopferung. Das Todtenverzeichniß gibt 420 Geistliche an, die in dem schönen Beruf, Sterbenden beizustehen, den Tod gefunden. Die Todtengräber trafen in der Alsergasse, beim Zaun des spanischen Klosters, einen Priester in sitzender Stellung todt. Er hatte das Diurnale noch in den Händen und hielt es so fest, daß er mit demselben begraben werden musste. Der Tod hatte ihn betend fortgerafft. Man kann wol sagen „er starb mit dem Gebetbuche, wie ein Held auf seinem Schild, den er im Tod nicht lassen wollte.“ Auch Fälle wunderbarer Rettung mangelten nicht. Ein lustiger Musikant, Namens Augustin, war zwischen der kaiserlichen Burg und St. Ulrich niedergesunken; er hatte einen grossen Rausch und schlief. Es war Abend, die Siech-

Knechte warfen ihn als einen Sterbenden auf den Wagen und in die Grube. Diese aber wurde erst mit Erde bedeckt, wenn eine gehörige Anzahl Leichen darin war; so blieb sie jetzt offen. Augustin schlief den Rausch aus, erwachend sah er sich unter Pestleichen und konnte nicht fliehen, denn die Grube war zu tief. Am nächsten Morgen zogen ihn die Siechknechte heraus, und Augustin blieb gesund. So wurde ein verlassenes Kind gerettet; man fand es zwischen Wien und Himberg an einer Ziege saugend. Wer hatte so für den
10. Dec. Säugling gesorgt? Wol nur eine sterbende Mutter.

Im Winter ließ die Pest in Wien nach und verschwand endlich ganz. Es waren über 100,000 Menschen gestorben [1]). Aber das Leben behält sein Recht. Die Seuche war kaum vorüber, und in der Stephanskirche allein wurden an einem Tage 95 Brautpaare copulirt.

In Wien war die Krankheit erloschen, aber in den übrigen Theilen der Monarchie wüthete sie noch lange, und erst spät, nach der Zurückdrängung der Türken, konnte man sie nach und nach bewältigen.

Zweiundsechzigstes Capitel.

1664—1671.

Ungerns Lage. Erzbischof Lippai und der Palatin Wesselényi. Anfang der Verschwörung. Unterhandlungen der Verschwornen mit dem Großfürsten von Siebenbürgen. Lippai stirbt. Wesselényi stirbt. Convent von Neusohl. Pläne der Verschwornen und Charakteristik Nádasdy's, Peter Zrinyi's, Frangepáns, Rákóczy's. Die Bewegung des Letztern und Ende derselben. Ausbruch in Kroatien. Zrinyi, Frangepán und Tattenbach, Nádasdy gefangen. Prozeß. Hinrichtung Anna Katharina's, Peter Zrinyi's Gemahlin. Des Kaisers Ansicht über die Verschwörung.

Mit dem Frieden von Vasvár war Niemand zufrieden; weder die Ungern noch die Siebenbürger. Die Ungern nicht,

1) Das Todtenregister gibt 122,849 Verstorbene. Das kaiserliche Patent vom 26. Februar 1680 sagt, daß über 100,000 Menschen gestorben sind.

weil man weder Großwardein noch Neuhäusel von den Türken zurückbekommen, weil man ihn gegen ausdrückliche Gesetze ohne Beiziehung der Ungern geschlossen; weil große Eroberungen möglich gewesen wären, oder wenigstens die Wiedereroberung jener Schlösser, die in diesem Kriege an die Türken verloren gegangen. Die Siebenbürger waren unzufrieden, weil Székelyhida geschleift werden mußte; weil die Grenzfestungen vergessen, weil der Tributsnachlaß nicht bedingt worden. — Der Minister Lobkowitz schmeichelte sich, den ungrischen Magnaten die Vortheile dieses Friedens einreden zu können; er berief deshalb mehrere nach Wien; aber sein ganzes Streben war vergeblich; sie gingen so unzufrieden, als sie gekommen waren; ja, im ungrischen Consilium wollten Wesselényi, der Erzbischof Lippai und noch Andere gegen den Vasvárer Frieden protestiren, was jedoch unterblieb.

Rádasdy behauptete später, er habe davon abgerathen. Ein großes Unglück war es, daß Graf Niklas Zrinyi zu eben dieser Zeit von einem Eber auf der Jagd zerrissen wurde. Er war unter den ungrischen Großen der gebildetste, klügste, gemässigtste; vielleicht hätte er manches Übel verhüten können[1]).

Ein Hauptgrund des immer wachsenden Misvergnügens waren die deutschen Truppen, die in Ungern zurückgeblieben. Wider die Anwesenheit ausländischer Truppen sprachen mehrere Gesetze auf das Entschiedenste, ihre Gegenwart wurde, ausser der Ungesetzlichkeit, noch durch Unfug und Frechheit lästig. Sie erlaubten sich vielfache Bedrückungen, man glaubte allgemein, sie seien im Lande, um es zu unterdrücken. Dieser Glaube wurde durch das Benehmen der Hofleute Leopolds bestärkt, denn sie erklärten offen und mit Hohn, daß die Ungern unterjocht werden müssten.

1) Die Angabe, daß er in Venedig mit Frankreich unterhandelt, oder vielmehr daß seine Frau unterhandelt habe, ist in den Verschwörungsakten im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchive zwei Mal nur vorübergehend angedeutet. Dies ist aber kein Beweis. Es wird das erste Mal nur gesagt, daß sie sich dessen einmal gerühmt haben soll. Rádasdy sagt ferner einmal, daß die Verbindung der ungrischen Malcontenten mit Frankreich bis auf die Zeiten Niklas Zrinyi's zurückgehe. Aber Rádasdy sagt zu seiner Entschuldigung manches nicht Stichhaltige.

Unter diesen Verhältnissen traten mehrere ungrische Große zusammen, um über die Mittel zu berathschlagen, wie dem bedrängten Vaterlande zu helfen. Die Vornehmsten darunter waren der graner Erzbischof Lippai und der Palatin Wesselényi. Ehe es aber zu irgend einem Beschlusse kam, starb Lippai, und so blieb nur Ein großes Talent bei den Misvergnügten: dies war Wesselényi. — Er, Nádasdy und Peter
1666 Zrinyi schlossen einen Bund als „höchste Säulen Ungerns,
20. Oct. um durch vereinte Kraft dem Lande zu nützen." Sie versprachen sich Geheimhaltung des Bundes, Beförderung alles Dessen, was Ungern aufrecht erhalten könnte, Wirkung durch vereinte Kräfte, endlich wechselseitige Unterstützung, wenn einer von ihnen oder jenen, die sie in das Geheimniß ziehen, deshalb angefeindet werden sollte. Das Unglück Ungerns schreiben sie dem Türken zu und per indirectum — Jenem mit vorbedachtem Ziele und Ende, der es eigentlich beschützen sollte[1]).

Durch den Tod Lippai's kam aber noch ein neues Element in die Masse der Beschwerden. Dies waren die Klagen der Protestanten. Es waren etwa folgende: Als die Evangelischen zu Eperies ein Lyceum für Studirende ihrer Confession bauen wollten, kamen von Leopold verbietende Befehle. Als das Haus Rákóczy zur katholischen Religion zurückkehrte, zog die alte Fürstin Sophia, eine geborene Batori, die dem ganzen Hause vorstand, die Unterstützungen ein, welche das Haus Rákóczy bis dahin den protestantischen Predigern hatte angedeihen lassen; sie nahm dem pataker Collegium die Weingärten und die Häuser weg, die dem Collegium als Eigenthum gehörten; die Comitate Szatmár, Zemplin, Bereg und Ung entschieden zu Gunsten der Prediger, Leopold aber hielt den Urtheilspruch zurück und verwies die Klagenden auf den nächsten Landtag. — Graf Franz Csáky, oberster Befehlshaber der Truppen in Oberungern, und Siegmund Petö, Kriegsoberst zu Onod, erhielten den Auftrag, der Fürstin Rákóczy mit gewaffneter Hand beizustehen.

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Ausser dieser Übereinkunft befindet sich daselbst auch noch ein Schreiben, worin Nádasdy und Wesselényi sich aussöhnen, und Peter Zrinyi's Eid, daß er Nádasdy's Wohl befördern wolle.

Die Häupter der Verschworenen waren zumeist katholisch, aber sie nahmen die Klagen der Protestanten in Schutz, theils weil sie dadurch ihren Anhang verstärkten, theils weil jeder der Verschworenen dadurch seine Privatzwecke zu erreichen hoffte; Haupttriebfedern der Verschwörung waren zwei Frauen: die stolze, herrschsüchtige Gemahlin des Palatinus, Maria, eine geborene Szécsy, und die leidenschaftliche, prachtliebende Anna Katharina, Peter Zrinyi's Gemahlin, eine geborene Frangepan [1]).

Während die Häupter beschäftigt waren, Anhänger zu werben, sich zu organisiren, mit den Türken Verbindungen anzuknüpfen, wie dies später vorkommen wird, fasste ein fana- 1666
tischer evangelischer Prediger (er hieß Witnyédy und wohnte November
zu Ödenburg) den Entschluß, den Kaiser aufzuheben. Er wollte ihn nach Kaschau bringen und dort mit ihm wegen der Freiheiten des Landes eine Übereinkunft treffen. Witnyédy gedachte diesen Streich auszuführen, als ihm kund ward, daß der Kaiser seiner Braut nach Schottwien entgegenfahren wolle. Zu diesem Ende begehrte Witnyédy von Peter Zrinyi verlässliche Leute, Zrinyi aber sandte ihm keine Hülfe und so unterblieb die Ausführung. Als später der Anschlag ruchbar wurde, forderte Wesselényi sowol Nádasdy als Zrinyi und Batthyányi auf, Witnyédy aus der Welt zu schaffen. Wenn der Palatin seiner habhaft geworden wäre, hätte er ihn in die Donau werfen lassen [2]).

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Als Peter Zrinyi gefragt wurde, warum seine Frau sich habe fürstliche Kleider machen lassen, entschuldigte er sie mit der allen Frangepans eigenen Prachtliebe. Nádasdy gibt die zwei Frauen als Haupttriebfedern der Bewegung an. Der Kammerprocurator Frey muß ein ungeheurer Pedant und gar kein Menschenkenner gewesen sein, denn auf diese Aussage Nádasdy's bemerkt er in der Anklage: es sei mehr als lächerlich zu behaupten, daß ein vernünftiger und generoser Mann, vorzüglich aber ein geheimer Rath Sr. Majestät durch ein Frauenzimmer leicht verführt werden könne. Plus quam ridiculum quasi vero vir prudens et generosus maxime vero sac. caes. Mattis. intimus Consiliarius per foeminam facile seduci queat, aut debeat.

2) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Nádasdy's erstes Examen Fragepuncte 43—48 und viertes Examen 8. Fragepunct —

Der Palatin Wesselényi, der Oberstlandesrichter — Judex Curiae — Nádasdy, der Ban von Kroatien Peter Zrinyi, und der junge Fürst Rákóczy hatten zuerst eine Zusammenkunft in den Bädern von Trencsin, und hierauf mit dem Adel von dreizehn oberungrischen Comitaten eine große zu Neu-
1667 sohl, wo der junge Fürst Rákóczy mit der später berühmt ge-
9. März wordenen Helena Zrinyi, Peter Zrinyi's Tochter, verlobt wurde. Auf die Comitate hatten Wesselényi und Nádasdy großen Einfluß. Man ließ dem Adel merken, daß Verbindungen mit dem Großfürsten von Siebenbürgen, den Türken und andern Mächten eingeleitet seien, und so war es auch. Aber den Häuptern fehlte es an Geld. Es wurde also vorgeschlagen, die Geldtransporte aus den Bergstädten aufheben zu lassen; Nádasdy reiste deshalb selbst nach Kremnitz, um die Gelegenheit auszukundschaften, aber das Unternehmen mißglückte, denn der Hauptmann Czobornyák, der die Wagen überfallen sollte, besoff sich, und so entkam der Geldtransport glücklich nach Wien [1]).

Überhaupt waren die Häupter der Verschwörung bei der

Nádasdy sagt, Witnyédy habe den Kaiser nur fangen wollen, Franz Nagy aber behauptet, Witnyédy würde den Kaiser ermordet haben, wenn er bedrängt worden wäre, wo er den Kaiser gefangen halten wollte. Nagy behauptet, daß ihm Witnyédy dies selbst gesagt. Die Sache ließ sich damals nicht mehr ausmitteln, denn Witnyédy war 1669 auf der Reise von Preßburg nach Ödenburg zu Neusiedl am See plötzlich gestorben. Er war ursprünglich ein Unterthan Nádasdy's, der später in den Adelstand erhoben worden war. Übrigens muß Witnyédy ein schlechter Kerl gewesen sein, denn er nahm von Gremonville 2000 Gulden, um einen Lubomirsky umbringen zu lassen; in diese Geschichte war auch der Palatin Wesselényi verwickelt, und Nádasdy sagt, daß, als Lubomirsky gestorben, der Palatinus und Witnyédy von Gremonville noch mehr Geld begehrt hätten, unter dem Vorwande, sie hätten Lubomirsky mit Gift aus der Welt geschafft. Nádasdy's erstes Examen, Fragepunct 44.

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Nádasdy's zweites Verhör Fragepunct 22, und die Aussage des Franz Nagy. Die Aussagen weichen darin von einander ab, daß Nádasdy den Hauptmann Czobornyák, Nagy aber Szobianich nennt; ferner gibt Nagy als Ursache des Mislingens nicht die Trunkenheit des Hauptmanns an, sondern daß die Kremnitzer Beamten von dem Anschlag Wind bekommen und die Geldfuhr auf einem andern Wege als dem gewöhnlichen nach Wien abgesendet.

Wahl der Mittel, um sich Geld zu verschaffen, leicht zur Gewaltthat entschlossen; so schlug zum Beispiel Peter Zrinyi vor, die Schlösser des Grafen Emrich Erdödy zu stürmen, um die 100,000 Gulden wegzunehmen, welche dieser angeblich aufgehäuft hatte [1]). Es unterblieb aber aus unbekannten Ursachen.

Einen großen Schlag erlitten die Verschworenen gleich nach dem neusohler Convent durch den plötzlichen Tod Wesselényi's. In ihm verlor die Empörung ihren Grundstein. 1667 März
Von den Übrigbleibenden war keiner im Stande, die Partei zusammenzuhalten, jeder verfolgte seine eigenen Pläne. Rákóczy war ein leichtsinniger junger Mensch, ohne Charakterfestigkeit; er rebellirte seinem Schwiegervater zu lieb. Nádasdy war unentschlossen, schwankend. Er wünschte Palatinus zu werden; um nun auf dem Landtage der Stimmenmehrheit sicher zu sein, ließ er auf die Anhänger der augsburgischen Confession durch Hidvégi einwirken, die Calviner trachtete er durch Franz Nagy, Wesselényi's Secretair, zu gewinnen. Er schmeichelte sich, als Palatin der Aufregung leicht Herr werden zu können [2]). Ein solcher Mann konnte die Verschwörung nicht führen. Peter Zrinyi, aufgeblasen, eitel, hochmüthig, sich stets zurückgesetzt wähnend, ein tapferer Soldat, aber sonst nicht von großen Geistesfähigkeiten [3]), wollte die Regierung schrecken, sich höheres Ansehen erzwingen; erst später dämmerte in ihm der Gedanke auf, Herr von Kroatien zu werden. Er und Nádasdy liebten sich nicht. Auf dem Tage zu Neusohl glaubte Nádasdy an Peter Zrinyi einiges Herrschergelüst zu bemerken, da sprach er zu Wesselényi's schon erwähntem Secretair Nagy: „Zrinyi will mein Herr werden, daraus wird nichts und nie." Und alsobald wollte er Gabriel Kende zu Apafi nach Siebenbürgen absenden, um ihm sagen zu lassen, daß er — Nádasdy — ihn gleich für seinen Herrn anerkennen wolle [4]). Die Botschaft scheiterte an Kende's Weigerung,

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Nádasdy's zweites Examen 22. Fragepunct.

2) Ebendaselbst Nádasdy's Aussage im zweiten Verhör.

3) Ebendaselbst Frangepans Aussage.

4) Ebendaselbst Aussage des Franz Nagy vom 10. October 1670.

ohne die Zustimmung aller Verschworenen die Botschaft auszurichten. Bei diesen Elementen zerfiel die Verschwörung in drei Theile. Rákóczy wirkte in Oberungern; Nádasdy intriguirte für sich, Zrinyi war in Kroatien thätig. Zwischen ihm und Rákóczy war engere Verbindung als mit Nádasdy, aber Nádasdy und Zrinyi blieben noch immer vereint, obgleich jener weder so weit gehen wollte, als dieser später ging, noch ihm seiner Herrschsucht wegen traute.

Die Verschworenen fühlten sehr wohl, daß sie nicht im Stande sein würden, den Kaiser zu schrecken oder zu bekriegen ohne auswärtige Hülfe. Der Erzbischof Lippai hatte sich deshalb nach Rom gewendet und die Beschwerden der Verschworenen dem Cardinal Antonio Barberini geschickt [1]). Da aber Lippai bald starb, hatte dieser Schritt keine Folgen. Anders war es mit den Verhandlungen, die Wesselényi mit Siebenbürgen, der Türkei, Polen und Frankreich einleitete und die nach seinem Tode von den übrigen Verschworenen fortgesetzt wurden. Ich werde den Verlauf derselben der Reihe nach darstellen.

Als sich Wesselényi und die Übrigen an den Großfürsten von Siebenbürgen, Apafi, wandten, war er durch ihre Mittheilung ebenso überrascht als erstaunt. Er hätte wol gern ein Stück von Ungern gewonnen, hatte aber weder Muth noch Kraft, dies gegen den Kaiser durchzuführen; er verwies also die Verschworenen an die hohe Pforte. Die Verschworenen sandten einen gewissen Ladislaus Balla in die Türkei und nach Kandia, welches damals der Großvezier bedrängte. Die Instruction für den Abgeschickten hatte Nádasdy selbst durchgesehen [2]).

Bei der geheimen Verhandlung zwischen dem Großvezier und Balla waren nur zwei Vertraute zugegen; einer derselben war der Pfortendolmetsch, der Grieche Panajotti. Der Großvezier entließ Balla nicht mit bestimmten Versprechungen, sondern mit ermunternder Antwort; Panajotti aber, der den Interessen des Hauses Östreich ganz ergeben war, berichtete

1) Nádasdy's zweites Examen 19. Fragepunct.
2) Aussage des Franz Nagy und des Czendy.

alsobald die ganze Lage der Dinge nach Wien, so, daß Panajotti's Brief auf demselben Schiffe war, welches den Balla von Kandia auf das feste Land führte. Balla's Rückkunft nach Siebenbürgen und das Anlangen des Panajottischen Briefes in Wien waren gleichzeitig. Aber sowie Panajotti dem Kaiser Anzeige machte von Dem, was bei den Türken vorfiel, ebenso gab Nádasdy, als Mitglied des geheimen Rathes, den Verschwornen Nachricht, daß Panajotti's Bericht im geheimen Rath vorgekommen und sie verrathen seien. Da nun die Verbindung mit den Türken den Verschwornen nöthig und von Panajotti auch fernerhin Verrath zu befürchten stand, gab Nádasdy den Rath, sich Panajotti's auf gute Art zu entledigen [1]).

Mit der Königin von Polen hatte noch vor dem neusohler Tag die Gemahlin des Palatinus einen Briefwechsel eröffnet, der Inhalt der Correspondenz ist unbekannt und war erfolglos, denn die Königin von Polen starb bald. Auch Wesselényi stand mit dem polnischen Hof in schriftlichem Verkehr.

Als der polnische Thron erledigt war, trachteten die ungrischen Misvergnügten einzuwirken, daß die Wahl im Interesse Frankreichs ausfalle, weil sie durch Polen Frankreichs Unterstützung zu erlangen hofften. Nach Wesselényi's Tode mußte sein ehemaliger Secretair Franz Nagy, jetzt in den Diensten der Witwe, mit dem Domherrn von Krakau, Stanislas Wogensky correspondiren. Dem Domherrn aber gefiel es nicht, daß sich die Ungern mit den Türken verbünden wollten; er glaubte, es sei besser, wenn sich Ungern mit Polen vereine, wenn das letztere einen König bekäme, der dem König von Frankreich angenehm sei [2]).

Als die Wahl nicht in diesem Sinn ausfiel, trachtete Zrinyi die Annäherung Östreichs und Polens zu hindern. — Es war damals die Verbindung des Königs von Polen mit

1) a. a. Orte. Aussage des Franz Nádasdy im zweiten Examen, 23. und 24. Fragepunct. Nádasdy sagt aber, daß er es auch anderweitig gehört habe, daß Panajotti die Anträge der Verschwornen dem Kaiser mitgetheilt habe.

2) a. a. Orte. Aussage des Franz Nagy.

der Erzherzogin Eleonora im Werke. Um dies rückgängig zu machen, sandte Peter Zrinyi einen Dominicaner, Pater Bariglio, der sich Abbate Palmerini nannte, nach Polen. Die Instruction, die er ihm mitgab, hatte Frangepán durchgesehen und corrigirt [1]). Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Nach kurzem Glückwunsch, daß Michael Wiesnoviczky zum König von Polen erwählt worden, geht die Instruction auf die Sache selbst über. Da heißt es: der kaiserliche Hof wolle den König von Polen in denselben Strudel des Unglücks hineinreissen, in dem er sich selbst befindet, und dies durch die Verbindung mit einer Erzherzogin, wodurch nothwendig eine Allianz zwischen Polen und Östreich erfolgen müsse; anderseits finde ein Theil der Minister die Verbindung der Erzherzogin mit Michael unter der Würde des kaiserlichen Hofes, da Michael noch vor kurzem ein Privatmann gewesen und, als derselbe zu Prag studirt, vom kais. Hof gleichsam genährt und erhalten worden. Nach der Meinung dieser Partei würde zu erwarten sein, daß der König von Polen, um die fragliche Verbindung bittend, einschreite und sich zu wichtigen Bedingungen verpflichte. Obschon gegen die Verbindung mit dem kaiserlichen Hof sehr Vieles zu sagen wäre, beschränkt man sich auf Eines: Welchen Vortheil oder Erleichterung hätte Polen zu erwarten von der Verbindung mit einem Monarchen, der schwachen Geistes, nur Bällen und Komödien ergeben, nicht einen Augenblick heroischen Thaten oder wichtigen Geschäften zuwendet und in allen von den Leidenschaften und Privatinteressen der Minister abhängt, ohne je eine eigene Entschliessung gehabt zu haben, dessen Finanzen erschöpft, ohne Credit von der Welt, verachtet von den Nachbarn, in Geringschätzung bei den Freunden, gehasst von den Unterthanen; in Summa nicht geachtet von den Freunden, nicht geliebt von den Seinen. Hiezu kömmt der erbliche Haß gegen Ungern, welches man vernichten möchte, ob es

1) Die Instruction, sowie Palmerini's Bericht über den Verlauf seiner Mission, ist im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Die Instruction ist dem Inhalte nach vom April oder Mai 1669. Palmerini's Bericht ist vom Juli 1669. Beides wurde in Frangepáns Schloß gefunden.

gleich stets die Vormauer der kais. Staaten gewesen. Was wäre von einem solchen Staat für Polen zu erwarten? um so mehr, da der kais. Hof gegen die Wahl Michaels zum König von Polen gewesen und einen Neuburger habe wählen lassen wollen. So ist die Regierung, die scheinbar voll Eifer für die katholische Religion ist, in Wirklichkeit ein kühner Basilisk, eine Regierung, die da glaubt, daß sie nur in der Unruhe der Andern Ruhe, nur im Unglück der Andern Glück, nur in der Ausrottung der Freiheiten, in der gänzlichen Unterjochung der Ungern Grösse und Ruhm sucht. Es gibt auf der Welt keine Regierung, die, so wie diese, ruinirt ist, mit bestialischen Neigungen gegen Gott und das Völkerrecht und, was das Schlimmste ist, es zeigt sich nicht die geringste Hoffnung von Änderung oder Besserung. Die Regierung geht ihrem Untergang entgegen; alle Provinzen rufen um Rache, besonders Ungern. — Hierauf folgt der Antrag der Verbindung Ungerns mit Polen, der Anstellung eines Ungern am polnischen Hof, der in polnische Dienste treten und dabei die ungrischen Geschäfte besorgen soll, endlich die Warnung, ja keine Östreicherin zu heirathen, sondern sich mit Rußland zu verbünden, was Polen und Ungern von gleichem Nutzen und Vortheil sein wird.

Pater Bariglio kam glücklich nach Polen. Den Erfolg seiner Mission berichtet er ausführlich. Der Hauptinhalt ist folgender: Als Bariglio nach mancherlei Beschwerlichkeiten, von der Sonne gekocht — wie er sich ausdrückt — und von Staub berauscht, in Warschau ankam, erregte sein Erscheinen unter den Gesandten viel Aufsehen, allgemein hielt man ihn für einen geheimen Agenten. Der östr. Gesandte ließ ihm sagen, daß eben eine Estaffette nach Wien abgehe, sollte also er dahin zu schreiben haben, so möge er den Brief ihm vertrauen. Bariglio, in der Überzeugung, daß der Gesandte den Brief öffnen werde, erwiderte, in Wien habe er keinen Bekannten, er bitte aber den Gesandten, einen Brief nach Florenz an seine Mutter Katharina Palmieri zur Beförderung zu übernehmen. Es gab in der Wirklichkeit keine Katharina Palmieri, er hatte also nur geschrieben, um den Gesandten irre zu führen. Der Brief selbst enthielt blos Familienange-

legenheiten, und daß er keine Hoffnung habe, den Zweck seiner Reise zu erreichen, nämlich die Krönung des Königs von Polen zu sehen; sie werde erst im October statthaben, so lange könne er in Warschau nicht verweilen, er werde also nur dem König den Mantel küssen und dann nach Italien zurückkehren. Dies gab er auch öffentlich als den Zweck seiner Reise an; aber die Gesandten glaubten ihm nicht. Wer ihn gesendet, darüber kamen allerlei Vermuthungen zu Tage. Vom Papst, vom Kaiser, von Lothringen, von Lobkowitz, von Auersperg sei er geschickt: das waren die Hauptvermuthungen. Mit dem Krongroßschatzmeister Andreas Morstin kam Bariglio zuerst in nähere Verbindung und gewann ihn für seine Ansicht; beide brachten das Project vor, daß der König eine dänische Prinzessin heirathen solle. Bei dem König selbst hatte er eine öffentliche und eine geheime Audienz; in der ersten hielt er eine halbe Rede (una mezza orazione) wie ein Privatmann, nur Bewunderung für den König aussprechend. Zur Privataudienz gab er den Vorwand an, daß Graf Peter Zrinyi ihm aufgetragen habe, für ihn den polnischen Adel nachzusuchen; bei der Privataudienz selbst aber redete er im Sinn seiner Instruction, gewann den König für die Idee der dänischen Heirath und erhielt auch ein Schreiben an Zrinyi. Der König wünschte, daß Palmerini selbst nach Dänemark gehen möge, um die Heirathsangelegenheit zu betreiben. Weil aber der Krongroßschatzmeister einen Vertrauten, Namens Christoph Posperg in Dänemark hatte, vor Allem aber, weil Bariglio fürchtete, daß man auf die Spur kommen möchte, daß er unter falschem Namen und als Zrinyi's Emissar handele, lehnte er dies ab und trachtete, baldmöglichst von Warschau fortzukommen. Er wollte, nach seinen eigenen Worten, spurlos verschwinden, wie die Quintessenz des Aquavit.

Die Antwort des Königs von Polen, die er Palmerini sandte, war in allgemeinen Ausdrücken abgefasst und enthielt den Dank des Königs für Zrinyi's freundschaftliche Gesinnungen. Am Schluß sagt der König, daß er sich gern bestreben werde, die Wünsche Zrinyi's zu befördern. Aber den Zweck seiner Sendung hatte Palmerini nicht erlangt; die Ver-

bindung der Erzherzogin mit dem König von Polen kam zu Stande. Palmerini's weiteres Schicksal ist unbekannt.

Besser als mit Polen schien die Verhandlung der Verschwornen mit Frankreich zu gedeihen. Gleich nach dem Frieden von Vasvár hatte die Gemahlin Peter Zrinyi's, ohne 1665
Vorwissen ihres Mannes, mit dem französischen Gesandten in Venedig (er hieß Briziers) Unterhandlungen angeknüpft[1]). Später, von Neusohl aus, hatten Zrinyi, Rákóczy und Ste- 1667
phan Barkóczy einen Polen, Namens Kasimir Gich, nach Frankreich mit Briefen an den König geschickt. Sein Auftrag war, über den bedrückten Stand von Ungern zu klagen, besonders, daß Friede mit den Türken geschlossen worden ohne Zustimmung der ungrischen Magnaten; Hülfe sei nur bei Frankreich, der König möge nur Geld geben, die Ungern würden ihm dafür zu jedem Dienst bereit sein. Damals antwortete der König: jetzt sei keine Zeit, den Ungern zu helfen, dankte aber für die Zuneigung der Magnaten. Später jedoch, als Ludwig XIV. fürchtete, daß der Kaiser sich in den Streit Frankreichs mit Spanien mischen werde, wollte er den Kaiser anderwärts beschäftigen, und näherte sich den Misvergnügten durch seinen Gesandten in Wien, Gremonville. Zrinyi und Rádasdy hatten drei Unterredungen mit Gremonville und zwar zwei bei Hochau und eine zwischen Hochau und Münkendorf. Die beiden Grafen waren nur mit sieben oder acht Pferden erschienen, das Gefolge blieb jedesmal zurück. Zwei Mal war auch Rádasdy's Tochtermann, Draskovich, mit ihnen, aber auch dieser blieb auf zwei bis drei Büchsenschüsse zurück, so daß Gremonville mit den beiden Grafen allein war. Der Gesandte sagte, daß der König mit den Ungern unterhandeln wolle, wenn sich der Kaiser mit den niederländischen Händeln befassen sollte. Hierauf antwortete Rádasdy, daß er sich darauf nicht einlassen könne noch wolle, er habe Weib und Kinder. Gremonville bot ihnen Geld, Rádasdy nahm keins, wol aber Zrinyi 6000 Gulden. Bei dieser Gelegenheit gab der Gesandte den beiden Grafen die

1) a. a. Orte. Rádasdy's erstes Entschuldigungsschreiben und Abele, Continuatio voti.

lateinische Übersetzung seiner Vollmacht, um mit ihnen zu unterhandeln, die später bei Nádasdy gefunden wurde. Auch entspann sich ein Briefwechsel zwischen Gremonville, Briziers und Zrinyi. Die Briefe waren meist italienisch und liefen häufig unter Nádasdy's Adresse ein; dieser öffnete und beförderte sie weiter, manche blieben aus Vergessenheit bei ihm liegen. So entschuldigt es wenigstens Nádasdy, daß bei ihm Schreiben von Briziers gefunden worden[1]); es fand sich unter den Schriften der Verschwornen auch der Entwurf eines Tractats zwischen dem König von Frankreich und Zrinyi; da jedoch dieser nicht wirklich zu Resultaten geführt hat, ist es nicht nöthig näher darauf einzugehen. Selbst im besten Fall, jedoch war die Hülfe Frankreichs fern; Zrinyi betrieb also mit aller Anstrengung die Verbindung mit den Türken. Hier trafen seine Strebungen mit jenen des Großfürsten von Siebenbürgen zusammen. Ein neuer Gesandter Apafi's, Peter Intzédy, war nach Kandia gegangen, er hatte den Auftrag, den Großvezier zu einem baldigen entscheidenden Schritt zu bestimmen und zugleich auf eine feine Art Panajotti um das Vertrauen desselben zu bringen. Panajotti aber hatte vorgebaut und den Vezier dergestalt gegen die Plane der ungrischen Verschwornen eingenommen, daß dieser dem Großfürsten schriftlich antwortete, die hohe Pforte sei nicht gesonnen den jüngst erst geschlossenen Frieden zu brechen. Apafi sandte noch einen Geschäftsträger an den Großvezier; er hieß David Rozsnyai, denn Apafi wäre gern Herr eines Theiles von Ungern geworden, da vertraute der Großvezier dem Abgesandten, daß Peter Zrinyi ebenfalls die Herrschaft über Ungern bei der Pforte nachsuche. Sobald Apafi erfuhr, daß

1) a. a. Orte. Nádasdy's zweites Examen, Fragepunct 13, 35—41. Es ist sonderbar, daß Gremonville den beiden Grafen zumuthete, Lubomirski aus dem Wege räumen zu lassen. Nádasdy's zweites Examen, 35. Fragepunct. Die Grafen antworteten, sie wüßten kein Mittel, begehrten es auch nicht zu thun. Warum war Lubomirski den Franzosen ein Dorn im Auge? und wie kam es, daß Gremonville ihn gerade durch Ungern wollte aus der Welt schaffen lassen? Ich habe oben schon gesagt, daß Witnyédy und der Palatin nicht so scrupulos waren, wie die beiden Grafen. Sie versprachen den Mord, ließen sich Geld von den Franzosen geben, thaten dem Lubomirski aber nichts.

die Verschwornen nicht für ihn arbeiteten, zog er sich zurück und unterhandelte mit dem Kaiser. Es kam ihm sehr gelegen, daß der Propst Martin Lassányi, vom Kaiser gesendet, am siebenbürgischen Hof erschien, um den Großfürsten von jedem Unternehmen gegen Ungern abzuwenden. Apasi ergriff diese Gelegenheit, sich dem kaiserlichen Hof zu nähern.

Als der Großvezier dem Apasi'schen Gesandten mitgetheilt hatte, daß Zrinyi nach der Herrschaft über Ungern strebe, sagte er wol mehr als die Wahrheit, aber daß Zrinyi mit der Pforte überhaupt in Verbindung stand, ist außer allem Zweifel. Sein Geschäftsträger hieß Bukovatsky. Was Zrinyi eigentlich beabsichtigte, läßt sich nicht bestimmen, denn die Türken gingen auf seine Anträge nicht ein; aber seinen Anhängern machte er glauben, daß er mit der Pforte eine sehr vortheilhafte Übereinkunft folgenden Inhalts abgeschlossen habe: Alles zu erobernde Land überläßt die Pforte dem Ban als Fürsten; stirbt seine Linie aus, so wählen sich die Kroaten einen Herrscher; Religionsübung, Schulen, Landesprivilegien werden geachtet; der Tribut wird sein 12,000 Thaler; so lange ein Mohamedaner lebt, wird Zrinyi geschützt; die kroatischen Waffen werden nie in entfernten Kriegen verwendet; ein Hattischerif und Geschenke werden folgen. Offenbar ist das Ganze erdichtet, aber die Angabe wurde von Zrinyi's Anhängern geglaubt [1]).

Wer waren nun seine vorzüglichsten Anhänger? Seines Schwiegersohnes Rákóczy ist schon gedacht worden; außer diesem treten noch vier Personen vor, Frangepan, Zrinyi's Schwager. Es läßt sich nicht denken, warum sich dieser in die Verschwörung eingelassen; er hatte sich über nichts zu beschweren und war vom Hof zum Generalcapitain von Zengh bestimmt; Unüberlegtheit und die blinde Zuversicht, daß die Regierung mit ihm und Zrinyi unterhandeln werde, brachte ihn zu einem Schritt, dessen Folgen er nicht übersah. Graf Tattenbach, ein angesehener Steierer, mächtig an Gut und Geld — er konnte in wenig Tagen 5000 Bauern aufbieten —

1) a. a. Orte. Frangepáns Verhör. Frangepán glaubte wirklich, daß die Übereinkunft geschlossen worden.

aber von schwachen Geisteskräften, dem Trunk ergeben und im Rausch grob und ausgelassen [1]), war ebenfalls Zrinyi's Anhänger. Zrinyi soll ihn durch die Aussicht auf ein Fürstenthum geködert haben [2]). Der walachische Bischof wird auch in den Acten öfters als Zrinyi anhängend erwähnt [3]); aber was er eigentlich für denselben gethan, wie er für ihn wirksam gewesen, lässt sich nicht ausmitteln; es ist in den Acten eine ordentliche Scheu vor dem Bischof bemerkbar: es heisst immer, man müsse mit ihm glimpflich umgehen, und nur ein einziges Mal wird gesagt, daß es nicht schaden würde, wenn man den Bischof ohne Aufsehen in der Stille aufheben könnte. Aber auch diesem Gedanken wurde keine Folge gegeben, und selbst als das ganze Unternehmen Zrinyi's verunglückt war, blieb der walachische Bischof ungefährdet. Der vierte Anhänger Zrinyi's endlich, dessen hier gedacht werden muß, war Bukovatsky, einer seiner Diener, sein Bote und Unterhändler am türkischen Hof. Es war ein thätiger, entschlossener Mann, der Alles, aber vergebens, aufbot, die Türken für Zrinyi in die Waffen zu bringen, der aber die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebung nicht einsah und noch in den letzten Tagen der Empörung an Zrinyi schrieb: er möge nur standhaft aushalten [4]).

Als die Verschwörung verunglückte, blieb Bukovatsky in Konstantinopel und starb daselbst in tiefer Armuth.

Während Zrinyi mit den Türken in Verhandlung stand, entschloß er sich zu einem Schritt, der sich weder mit seinem bisherigen, noch mit seinem spätern Benehmen in Einklang
1668 bringen läßt: er kam nach Wien und zeigte dem Kaiser an, daß Rákóczy und Nádasdy eine Revolution beabsichtigten. Fürchtete Zrinyi, daß seine Verbindung mit den Türken ent-

1) a. a. Orte. Bericht der geheimen Räthe aus Grätz. Sie schrieben, Tattenbach sei eigentlich ein Buffalo, aber er könne dem Zrinyi leicht 5000 Bauern stellen. In einem andern Berichte wird gesagt, daß Tattenbach, wenn er sich betrinke, grob und ausgelassen sei.

2) Wagner, Historia Leopoldi I.

3) Dies kommt häufig in den Acten des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives vor.

4) Ebendaselbst.

dacht sei, und wollte er durch diese Anzeige beweisen, daß er nur zum Schein mit den Türken unterhandelt? Wollte er sich wichtig machen und eine große Auszeichnung erlangen? War es vorübergehender Unmuth gegen Rákóczy und Nádasdy? Wollte er wirklich die Verschwörungspläne aufgeben? Niemand vermag es zu bestimmen; aber die Thatsache ist unleugbar[1]), Rákóczy warf sich seiner Mutter in die Arme, und diese, am kaiserlichen Hof hoch angesehen, vermittelte so glücklich, daß Zrinyi's Anzeige dem jungen Fürsten keinen Nachtheil brachte. Nádasdy wurde nicht zur Rechenschaft gezogen; durch einen Geistlichen, der ihn zu Pottendorf besuchte (er hieß Pater Donellan), erfuhr er, daß er bei Hof des Verraths beschuldigt worden sei. Des genannten Paters Stellung in der Welt ist mir unbekannt, aber er muß von Einfluß gewesen sein, denn Nádasdy sagt, er habe mit ihm confidenter über Alles geredet, und er, Nádasdy, habe ihm Alles vertraut.

Nádasdy gab ihm mehrere sich auf die Verschwörung beziehende Acten, namentlich die Instruction des Palatins für den Gesandten nach Konstantinopel; den Bericht des Gabriel Kende, der sich auf diese Instruction bezieht; die Urkunden über den Bund zwischen Nádasdy, Zrinyi und Wesselényi; die Übersetzung der Vollmacht des Königs von Frankreich für Gremonville zur Unterhandlung mit einigen Magnaten Ungerns. Diese Urkunden zeigte Pater Donellan den Fürsten Lobkowitz, der ihm rieth, ein Memorial darüber abzufassen, was er that und es auch einreichte, ohne es Nádasdy früher zu zeigen, worüber Nádasdy dem Pater Unzufriedenheit äusserte, weil er besorgte, es könne vielleicht Manches enthalten, was ihm in der Folge schädlich sein dürfte[2]). Der Inhalt des Memorials ist etwa folgender: Er, Ná- 1668 October

1) Das Conferenzprotokoll und Zrinyi's Vertheidigung setzen das Factum ausser allen Zweifel. Ebendaselbst.

2) Das erste und zweite Memorial, sowie das Handbriefel, stehen wörtlich in Abele, Continuatio voti. Was von Pater Donellan gesagt wird, steht in Nádasdy's erstem Examen, Fragepunct 9. Der Fußfall und die Folgen ebendaselbst, Fragepunct 14 und 16. Alles im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

dasdy, habe von den Verhandlungen mit den Türken erst ein Jahr nach der ersten Gesandtschaft Kenntniß erhalten und sich mit Zrinyi und Wesselényi nur eingelassen um ihre Plane zu hindern, und dadurch dem Kaiser zu dienen.

Er gedenkt ferner der Verhandlungen der Gattin des Palatinus mit der Königin von Polen, und der Gemahlin Peter Zrinyi's mit Bréziers, dem französischen Gesandten in Venedig, sagt aber immer, daß er keinen Theil an alle Dem gehabt. Die Verbindungsurkunden entschuldigt er damit, daß solche Vereinigungen in Ungern weder neu noch ungewöhnlich. Den Einwurf, warum er dies Alles nicht früher gesagt, entkräftet er dadurch, daß er dem Kaiser selbst angegeben habe, daß 13 Comitate in Ungern übel gesinnt sind, ferner, daß er den Kaiser sowol durch seinen Landrichter Valentin Czende, als auch durch Pater Michael Gribóczy, damals Rector zu Kaschau, habe bitten lassen, er möge einen Landtag halten. Auch durch Pater Müller habe er den Kaiser ersucht, zu ihm, Nádasdy, Vertrauen zu haben, er wolle Sr. Majestät sehr wichtige Dinge mittheilen. Er selbst habe dem Kaiser vorgetragen, daß er ihn nur befragen möge, er werde Wichtiges mittheilen; der Kaiser aber habe ihn nie gefragt [1]).

Als Nádasdy lange keinen Bescheid erhielt, warf er sich dem Kaiser in einer Audienz zu Füßen und wiederholte Alles, was im Memorial stand. Der Kaiser verzieh ihm und wies ihn an den Fürsten Lobkowitz. Dieser schrieb nun eigenhändig ein zweites Memorial, welches Nádasdy abschrieb und einreichte. In diesem rief Nádasdy nur das erste Memorial dem Kaiser in das Gedächtniß zurück und bat in allgemeinen Ausdrücken um Vergebung, versprach alle Vasallentreue und unterwarf sich jeder Strafe, wenn er sich wieder vergessen sollte.

Der Kaiser ließ Nádasdy's Entschuldigungen gelten, denn er traute ihm, wie dies aus den Briefen des Kaisers erhellt, die am Schluß dieses Capitels stehen. Zu Nádasdy's

1) Gribóczy war, als das Memorial eingereicht wurde, Rector des Jesuiten-Collegiums zu Tyrnau. Welchem Orden Pater Müller angehörte, weiß ich nicht.

vollkommener Beruhigung erließ er folgendes eigenhändige Handbriefel, oder nach dem jetzigen Styl Handbillet:

„Lieber Fürst Lobkowitz! Weillen mir der Graf Nádasdy 1669
an gehorsames Memorial überreichet, und darinnen seinen 1. Dec.
Zustand vorgetragen, als werdet in meinem Namen Ihr ihm darauf bedeuten, daß seine, im obgedachten Memorial beschehene unterthänigste Submission und anerbotene treuschuldigste Bezeugung und Beförderung zu meinen Diensten und Besten mir zu Gnedigstem Gfallen Raichet, auch mich auf die Werkstellung dessen genzlichen verlassen thu, so habt Ihr auch im anbey anzufuegen, daß ich die getreue, und Ersprießliche Dienste, so er Nádasdy und die seinige mier erweisen werden, Jederzeit gebührend aufnemben, und gnädigst Erkennen will: was im übrigen Euch anbefelche, das werdet Ime gleichfals Ausführlich vortragen."

Was der Kaiser dem Fürsten Lobkowitz mündlich aufgetragen, ist nicht bekannt. Die mündliche Ueberlieferung, die das Geschehene immer ausschmückt und ummodelt, hat auch dieses Handbriefel in einen Pardon verwandelt, den der Kaiser am Tag der Hinrichtung ausgestellt, dessen Absendung aber Lobkowitz um ein paar Stunden verzögert habe, sodaß der Pardon erst nach der Hinrichtung eingetroffen sei. Daran ist kein Wort wahr, wie die Folge zeigen wird. Diesmal war Nádasdy dem Verderben entronnen, aber er war leichtsinnig genug, seine Verbindungen mit den Rebellen nicht aufzugeben, wodurch die Wellen des Unglücks über seinem Haupte zusammenschlugen, wie dies später erzählt werden wird.

Zrinyi hatte alle Treue versprochen, aber unzufrieden mit der Art und Weise, mit der seine Anzeige in Wien war aufgenommen worden, sagte er in der „Antecamera": „ich werde mich schon fürchten machen"[1]), ging nach Kroatien heim und betrieb die Empörung thätiger als zuvor. Sein Schwager Frangepán bemächtigte sich der Post, nahm einen kaiserlichen Mehltransport bei Petrina mit Gewalt weg, schrieb einen aufrührerischen Brief an seinen Hauptmann, warf 200 Mann

1) a. a. Orte. Conferenzprotokoll vom 20. März 1670.

nach Agram, um die Stadt in seiner Gewalt zu haben. Er war die Mittelsperson zwischen Zrinyi und dem walachischen Bischof, betrieb Hülfe aus der Türkei und suchte die Kroaten zum Übertritt zu Zrinyi zu bewegen; es war eine Art Huldigung, die er in Anregung brachte und bewerkstelligen wollte [1]).

Tattenbach sollte sich der Stadt Grätz bemächtigen, Zrinyi's Völker einlassen und seine Schlösser den Rebellen zum Schutz öffnen. Er wollte aber nicht eher losbrechen, als bis seine Unterthanen bewaffnet wären und Zrinyi wirklich etwas würde unternommen haben [2]). Zrinyi war in
1670 mancher Sorge; er schrieb Frangepán: er möge Acht haben
21. März auf die kaiserlichen Regimenter. Er, Zrinyi, habe 4000 bis 5000 Mann, mit denen er in 14 Tagen Grätz überrumpeln wolle. Er klagt über die Langsamkeit der Türken und setzt hinzu, wenn er wegen ihrer und Frangepáns Langsamkeit umkomme, so sei Frangepán auch verloren. Auf die Briefe Bukovatsky's solle Frangepán Acht haben, sie können ihn das Leben kosten [3]),

Als die Zusage der türkischen Hülfe aus Konstantinopel für Zrinyi's Wünsche zu lange ausblieb, setzte er sich mit den Grenzpaschen in Verbindung, und als diese sich entschlossen, einige Vertraute an ihn abzusenden, schaffte er seine Schwägerin, die Witwe Niklas Zrinyi's, förmlich von Csakathurn fort und sagte ihr geradezu, dies geschehe der Türken wegen, die er erwarte. Weil aber die Grenzpaschen ohne höhern Befehl am Aufstand keinen activen Theil nehmen wollten, sandte Zrinyi einen Franciscaner nach Ofen, um vom Beglerberg einen Befehl der Art auszuwirken. Ob der Franciscaner den Auftrag gehabt, Zrinyi's Sohn dem Beglerberg als Geisel anzubieten, ist ungewiß. Der Mönch ist nicht wieder gesehen worden [4]).

1) a. a. Orte. Theils Frangepáns eigenes Geständniß, theils verschiedene andere Berichte.

2) a. a. Orte. Aussage des Zrinyi'schen Stallmeisters.

3) a. a. Orte. Der Brief, dessen hier gedacht ist, wurde zufällig bei einem Frangepánschen Soldaten gefunden, der ihn zu einer Patrone verbrauchen wollte. Der Brief ist im Original vorhanden.

4) a. a. Orte. Im Verhör leugnet Zrinyi standhaft, daß er den Sohn den Türken als Geisel angeboten habe.

Zrinyi warb indessen Truppen und hatte gegen 8000 Mann gesammelt. Eben so unruhig ging es in Oberungern her. Rákóczy ward offen Krieger und hatte schon einige Tausend beisammen. Die evangelischen Prediger schürten das Feuer nicht nur unter der Hand, sondern predigten offen auf der Kanzel gegen die „papistischen Hunde“[1]).

Der Angriff sollte an drei Orten statthaben: durch die Türken gegen Wien, von Oberungern gegen Mähren und Schlesien, durch Zrinyi aus Kroatien gegen Steiermark und Krain[2]). Wie kam nun der Kaiser zur Kenntniß dieser Umtriebe? Was wurden für Maßregeln gegen den drohenden Sturm eingeleitet? Betrachten wir zuerst Oberungern. Hier wurde Alles so öffentlich betrieben, daß der Kaiser die Bewegung erfahren mußte. Ein Hauptaugenmerk des kaiserlichen Hofes waren ohnehin die evangelischen Prediger. Jetzt, bei ihren heftigen Ausfällen gegen die Katholiken, setzte der Kaiser ein eigenes, aus lauter Ungern bestehendes Gericht ein. Die Mitglieder waren der Erzbischof Szelepcsényi, als Statthalter, Zichy, Forgács, Nádasdy, dem man also noch traute. Die evangelischen Geistlichen wurden vorgeladen. Sie erschienen nicht. Rákóczy hielt eine Art Landtag in Kaschau. Der Kaiser sandte den Grafen Rottal dahin zur Beschwichtigung der Gemüther; aber seine Mission verunglückte gänzlich. Sei es, daß die Ungern sein Erscheinen für ein Zeichen der Schwäche nahmen, sei es, daß er mit ihnen nicht umzugehen verstand, sei es, und dies ist das Wahrscheinlichste, daß er, zu hochmüthig, die Gemüther noch mehr aufreizte, oder endlich, wie dies später behauptet worden, weil er absichtlich einen Ausbruch herbeiführen wollte. Dieser erfolgte wirklich und beinahe gleichzeitig mit den Ereignissen in Kroatien, denn Rákóczy war immer mit Zrinyi in Verbindung geblieben[3]). Rákóczy lockte den Befehlshaber von Tokai, Starhemberg, zu sich zu einem Gastmahl und nahm ihn gefangen,

1) Mitnyédy's Schreiben bei Katona, Hist. crit., tom. 33, ad annum 1670, pag. 77.

2) Aussage des Zrinyi'schen Stallmeisters im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

3) Ebendaselbst. Aussage des Szeklás von Légrád.

dann rückte er mit einer bedeutenden Schar vor Tokai und hoffte die Stadt durch Überfall zu nehmen; aber die Garnison hielt sich. Hierauf zog er vor Munkács, seiner Mutter Schloß, diese aber öffnete ihm die Thore nicht. Er wandte sich abermals nach Tokai. Da erhielt er die Nachricht, daß General Spork gegen ihn heranziehe, daß Zrinyi, Frangepán und Tattenbach gefangen worden. Reumüthig suchte er Schutz bei seiner Mutter und ihre und des gefangenen Starhemberg Verwendung rettete ihm das Leben. Er mußte jedoch 400,000 Gulden Kriegskosten zahlen. Diese entrichtete er, indem er Trencsin dem Kaiser übergab und große Naturallieferungen leistete. Den Rest erlegte seine Mutter, die sich von ihm Güter verpfänden ließ, die sie aber alsobald seinen Kindern, ihren Enkeln, zusicherte.

Da Wesselényi's Witwe ebenfalls verdächtig war, wurde Murány belagert. Sie capitulirte unter der Bedingung, in Freiheit zu bleiben. Es wurde ihr zugesagt; ob gehalten? dies wird von Manchen verneinend beantwortet[1]). Wenn sie aber auch wirklich in Verhaft genommen wurde, so war dies nur vorübergehend, denn sie erscheint später in Murány frei und selbständig, aber im Keller wurden in einem Faß Schriften gefunden[2]), die sich auf Wesselényi's Verschwörung bezogen. Dies sowol, als die Aussagen des einstmaligen Secretairs Wesselényi's, Franz Nagy, der bei der Übergabe den Kaiserlichen in die Hände fiel, brachten später viele Menschen in Untersuchung und ins Unglück[3]).

Über die Bewegungen in Kroatien erhielt der Kaiser auf verschiedenen Wegen Kunde. Ein Diener Tattenbach's, den dieser aus unbekannter Ursache in Grätz hatte festsetzen lassen, zeigte die Umtriebe seines Herrn an, um sich frei zu machen. Der Stallmeister Zrinyi's, Rudolphi, gestand, daß

1) Katona, Hist. crit., tom. 33.

2) Wagner, Hist. Leopoldi primi.

3) Franz Nagy muß ausser seinem Bekenntnisse, welches im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive vorliegt, noch andere Mittheilungen gemacht haben, denn das vorliegende Geständniß ist wol für Rádasdy drückend, aber sonst liessen sich daraus gegen Andere wenig Folgerungen ziehen.

sein Herr mit den Türken unterhandle; die Witwe Niklas Zrinyi's erzählte in Grätz, ihr Schwager habe sie aus Csakathurn vertrieben, der Türken wegen, die er erwartet. Die geheimen Räthe in Grätz meldeten die Thatsachen, die ihnen bekannt wurden. Gleiche Nachrichten kamen aus Karlstadt. Aber ausser diesen Andeutungen liefen weit bedeutendere aus Kroatien ein: als Frangepán, wie schon erwähnt, eine Art Huldigung für Zrinyi verlangte, sandte die adelige Gemeinde von Turopolya, das Capitel von Agram, Draskovich, Erdödy und der Bischof von Agram, Martin Boronics, Versicherungen ihrer Treue dem Kaiser ein[1]). Die beiden Letztern kamen persönlich nach Wien.

Sie und Draskovich riethen zu gelinden Mitteln, und der Bischof stellte Zrinyi's Beschwerden zusammen: Daß er nicht estimirt, nicht befördert, stets präterirt, daß vielfältig gegen die Gesetze und Gebräuche des Landes gehandelt werde, daß der Obrist zu Karlstadt, Graf Herberstein, gar zu sehr exorbitire und excedire gegen Zrinyi's Unterthanen und die Kroaten. Der Bischof setzt über diesen letzten Punct hinzu, derlei habe er selbst erfahren, doch solches dem Kaiser zu Ehren mit Stillschweigen geduldet. Der Bischof schlug vor, daß der Kaiser, oder einer der Minister, ein gelind abgefasstes Schreiben an Zrinyi erlassen möge. Er, der Bischof, wolle mit demselben zu Zrinyi gehen und hoffe das Ganze gütlich beilegen zu können. Endlich kamen auch vom kaiserlichen Residenten zu Konstantinopel, Casanova, Berichte über Zrinyi's Verhandlungen mit der Pforte.

Über das Alles wurde nun eine geheime Conferenz gehalten; die Anwesenden waren: Lobkowitz, Fürst Schwarzburg, Lamberg, Montecuculi, Nostitz, Hofkanzler Hocher, Dorsch, Secretair Abele. 1670 20. März

Über die Umtriebe des walachischen Bischofs wird kurz gesagt, daß es nicht rathsam sei, gegen ihn etwas vorzunehmen. Über Tattenbach heißt es, daß er kein wichtiges Subject, sondern ein Buffalo sei, aber mächtig; er könne schnell

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Alle Versicherungen im Original.

8000 Bauern stellen, man müsse ihn mit Zrinyi und Frangepán zugleich apprehendiren, und sich zugleich mit List oder Gewalt seines eisernen Trüherls [1]) bemächtigen, aber mit seiner Person zugleich.

Über Frangepán heißt es, nachdem er zum Hauptmann von Zengh bestimmt sei, müsse die Expedition zurückbehalten werden; er sei mit Zrinyi zugleich durch Herberstein gefangen zu nehmen.

Am ausführlichsten äußerte sich die Conferenz über Zrinyi. Es wird gesagt: Es sei zwar nicht jeder Rumor zu glauben, aber hier sind so viele und verschiedene Anzeigen, daß man nicht zweifeln könne; und zwar: aversio contra principem, Correspondenz mit dem Feinde, privata conventicula, eigene Armirung. Dies seien laute Rebellionsanzeigen; man müsse also Zrinyi schnell opprimiren. Jedoch sei die Milde nicht außer Acht zu lassen, daher sei dem Bischof von Agram ein Creditiv an Zrinyi zu geben, aber es solle nur in genere lauten. Der Bischof soll trachten Zrinyi auf einen guten Weg zu führen; Zrinyi soll nämlich seine gefährlichen consilia aufgeben, bei Sr. Majestät deprecíren, sich selbst vor Sr. Majestät stellen, seine Klagen und Prätensionen anbringen, sich submittiren, dann werde ihm der Gnadenweg nicht versperrt werden. Man dürfe sich jedoch im Creditiv keineswegs mit dem Pardon oder Satisfaction impegniren, oder zu einer Transaction obligiren, weil dies weder mit der Securität noch Dignität Sr. Majestät vereinbarlich wäre. Zrinyi's Verbrechen sei größer als jenes der Übrigen [2]), weil er post pardonationem wieder angefangen.

Die Conferenz ist zwar überzeugt, daß Zrinyi, wenn er berufen werde, nicht kommen würde, man müsse aber doch versuchen, wie man ihn durch diesen „bonum virum“ (den Bischof von Agram) decipiren könne, wie es Heinrich IV. mit dem Duca di Vendome gethan, denn Se. Majestät könne bona fide den decipiren, der Sie mala fide so aequaliter deci-

1) Eiserne Truhe. Auf den Besitz derselben wird viel Gewicht gelegt.

2) Dies bezieht sich darauf, daß Zrinyi pardonirt worden, als er Rákóczy's und Rádasdy's Umtriebe anzeigte.

pirt hat[1]). Wenn jedoch dieser Weg nicht gelingt, müsse man Gewalt brauchen. Hiezu wird nun Verschiedenes vorgeschlagen; die ungrischen Privatwerbungen sind einzustellen; Zrinyi und Nádasdy aneinander zu hetzen, und von Deutschland subsidia zu begehren, — Zrinyi aber vom Banat zu suspendiren. Die Conferenz schliesst mit der tröstlichen Versicherung, daß die Sache gehen werde, denn der Türke sei mit Kandia beschäftigt, und habe Zrinyi noch nicht in Protection genommen, Alles liege aber an der Zeit.

Zrinyi merkte, daß die Neigung zum Aufstand seinen Wünschen nicht entspreche; er betrieb also die türkische Hülfe um so eifriger, vertröstete die Seinen auf den Halbmond, begehrte aber zugleich durch den Kammerpräsidenten Zichy und den Bischof von Neustadt, Kollonics, die Erlaubniß, nach Wien kommen und sich entschuldigen zu dürfen. Der Bischof von Agram aber berichtete: die Confusion sei groß, man müsse sich mit Zrinyi vergleichen.

Die Maßregeln der Regierung waren weit kräftiger als jene Zrinyi's. Sie forderte mehrere Reichsfürsten zur Unterstützung auf, und erhielt von allen zusagende Antworten. Sie entsetzte Zrinyi der Banuswürde und substituirte „in juridicis" den Bischof, „in militaribus" den Grafen Niklas Erdödy und ließ dies den Kroaten durch die ungrische Hofkanzlei intimiren. Der Feldobristwachtmeister Baron Spankau wurde mit der Post nach Grätz geschickt und angewiesen, sich dort mit den Geheimen- und Kriegsräthen zu berathen, und das Commando der Regimenter Kaiserstein, Portia, Leslie, Zeys, der Dragoner Grana und Gaque, so auch der Grenzer und Walachen zu übernehmen. Mit diesen Truppen sollte er Csakathurn und Légrád angreifen. Da den Berichten nach Zrinyi nur zusammengerafftes Volk hatte, war man überzeugt, daß er keinen Platz angreifen, sondern nur Streifzüge unternehmen könne.

Spankau war schon abgereist, als plötzlich ein Augustinermönch, Pater Forstall, Zrinyi's Beichtvater, mit Zrinyi's Sohn

1) Bei dieser sonderbaren Rechtstheorie steht auf dem Rande des Conferenzprotokolls mit Bleistift, von unbekannter Hand beigesetzt: „Dies ist auszulassen."

in Wien erschien[1]). Er brachte einen Vergleich in Anregung, gestand aber, daß Zrinyi mit den Türken unterhandle und ein Athnamé erwarte. Sagte er dies, um die Regierung zu schrecken, und zur Annahme des Vergleichs geneigter zu machen? Die Vergleichspuncte, die ihm Zrinyi selbst dictirt hatte, waren folgende: Se. Majestät soll kräftige Mittel aufbieten zur Vertheidigung des Landes; die Landeskinder sollen ohne Parteilichkeit Generale, Obersten und Capitaine im Lande werden können; dem Grafen Zrinyi und seinem Sohne, wenn er dazu fähig sein wird, soll das Generalat Warasdin, die Grafschaft in Gissin und Gotschee, Fiume und Tersakt für immer und erblich übergeben werden; 4500 Gulden, die er (Zrinyi) jährlich der Witwe des Grafen Niklas Zrinyi zahlen muß, soll man ihm abnehmen; 40,000 Gulden Schulden soll der Kaiser für ihn bezahlen; man soll ihn zum Obersten von zwei Regimentern ernennen, wovon eines von 500 Dragonern, das andere leichte Reiter, diese Regimenter sollen nie aufgelöst werden; wenn die Zrinyi'schen Güter an die Türken verloren gehen, soll man ihm andere als Entschädigung zusichern; das Banat- und Jahrsalarium soll pünktlicher gezahlt werden; dem Fürsten Rákóczy soll Beistand zugesagt werden gegen alle Feinde; allgemeine Amnestie soll bewilligt werden, besonders für den walachischen Bischof. Der Kurfürst von Sachsen, oder jener von Baiern, der deutsche Reichstag, der Papst oder sonst einer soll für die Erfüllung dieser Bedingungen gutstehen. Schließlich heißt es: Die Commissare sollen Vollmacht haben, zuzugeben oder wegzunehmen von diesen Puncten; dies Alles muß schnell geschehen, weil der Kapidschi Pascha erwartet wird.

Eigenhändig schrieb Zrinyi noch folgende Bedingungen dazu: Unter den 600 leichten Reitern soll eine Compagnie sein, die ihm zur Ehre 8 Gulden monatlich (per Kopf) habe; es soll Jemand zum Vicecapitain von Kapronczа ernannt werden; er soll ein Krainer von Geburt sein, 1000 Thaler Gehalt haben und ein Mann, dem er (Zrinyi) die Miliz ver-

1) Forstall ist nun schon der dritte Mönch, dessen sich Zrinyi bedient. Der Dominicaner Palmerini war nach Polen, ein Franciscaner zu dem Pascha von Ofen, und jetzt Forstall von Zrinyi nach Wien gesendet worden.

trauen kann; die Gräfin (?) soll ihn im Militairischen nicht hindern, man soll ihr jährlich 4000 Gulden geben, statt des Pachts, den er ihr zahlen muß, und 500 Gulden der Waise. Es soll ihm (Zrinyi) erlaubt sein, Subsidien vom Papste zu begehren, und zwar mit Empfehlung des Kaisers; wenn möglich soll offensiver Krieg begonnen werden; er (Zrinyi) begehrt nicht den Oberbefehl, will aber unter einem solchen stehen, der kein Feind der Nation (im ungrischen kroatischen Sinn?) ist [1]).

Forstall hat übrigens, daß Zrinyi's Sohn zum Handkuß und Fußfall bei Sr. Majestät möge vorgelassen werden. Über dies Alles und andere eingelaufene Nachrichten wurden zwei Conferenzen gehalten. Die Mitglieder der ersten Conferenz waren dieselben, die bei der frühern Conferenz zugegen waren. 1670
Der gedrängte Inhalt der ersten Conferenz ist folgender: 28. März
Forstall soll mit dem Hofcanzler verhandeln, und dieser soll ihm glimpflich vorstellen, daß die Zrinyi'schen Prätensionen unausführbar sind, auch soll man dem Pater Forstall Geld und Beförderung versprechen, wenn er den Zrinyi „ad resipiscentiam" bringt, denn dergleichen wirkt bei schlechten Geistlichen und frechen Mönchen [2]). Forstall dürfte zwar nicht wenig schuld sein an Zrinyi's Unternehmen, weil er sein Intimus ist; aber ihn festzusetzen wäre doch nicht rathsam. Was Zrinyi's Prätensionen anlange, seien sie so exorbitant, daß er gleichsam al pari mit dem Kaiser tractiren will. Da indeß die Nachricht eingelaufen war, daß Tattenbach gefangen worden [3]), meint die Conferenz, daß man das Gerücht verbreiten müsse, daß er sonstiger Excesse wegen arretirt sei; dies werde geglaubt werden, da es bekannt sei, daß er sich im Trunk grob und ausgelassen benehme.

Die spätere Conferenz bestand aus dem Fürsten Lobkowitz, Grafen Schwarzburg, Montecuculi, Baron Hocher und Secretair Abele. Sie ist wichtiger als die eben erwähnte. Wegen des walachischen Bischofs heißt es darin: Er gehe bei Zrinyi ab und zu, und führe nichts Gutes im Sinn, man müsse sich seiner ohne Tumult und Aufsehen bemächtigen, so- 9. April

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.
2) „Effrenes Monachi" sagt das Protokoll.
3) Wie dies geschehen, ist nirgend angegeben.

daß die Excandescirung der Walachen vermieden werde. Ferner müsse man Acht haben, daß Venedig sich nicht Buccaris bemächtige, und den Türken müsse man zu wissen geben, daß der Zug nicht gegen sie gerichtet sei. Der Hauptgegenstand der Conferenz war aber der schon erwähnte Vergleich, den Forstall in Anregung gebracht. Hierüber sagt nun die Conferenz: Die Submission Zrinyi's geschehe nicht aus freiem Willen, sondern nur um Zeit zu gewinnen, weil der türkische Succurs noch nicht angekommen. Man könne ihm um so weniger trauen, weil er schon zweimal die Treue gebrochen. Man könne also auf das Schreiben Forstall's, des schlimmen Mönches, und die versprochene Ankunft Zrinyi's kein Gewicht legen, sondern man müsse den Angriff fortsetzen, und zwar Spankau gegen Zrinyi, Herberstein gegen Frangepán. Forstall habe zwar versprochen, von Zrinyi eine Charta bianca zu bringen, aber was nütze sie ohne mandatum cum libera[1])? Forstall biete Zrinyi's Sohn als Geisel an; aber was nütze dies? ein solches Verfahren wäre zu despotisch und ungleich eines Herrn, Königs und Kaisers mit seinem Unterthan. Das beste würde sein, Zrinyi wäre todt, denn so lange er lebe, werde doch keine Ruhe sein. Man könne zwar Rebellen pardoniren, aber da brauche man mehr Securität als das Versprechen des Mönches. Übrigens sei dies Alles überflüssig, denn bis die Unterhandlungen mit Forstall zu Stande kämen, müsse Spankau schon angegriffen haben. Man muß also Spankau avisiren, daß er Acht haben soll, daß Zrinyi nicht zu Rákóczy entkommt. Wenn sich Zrinyi ergibt, soll ihn Spankau in Gewahrsam nach Wien schicken, denn ohne Convoi würde Zrinyi an den Hof gehen, welches ein Scandal wäre, sich als Ban geriren und gleich wieder bei der leisesten Offendicula davongehen und neu anfangen. Zrinyi's Sohn sei nicht zum Handkuß und Fußfall vorzulassen; denn Zrinyi's angebotene Unterwerfung sei keine freiwillige; wenn nun der Sohn zum Handkuß zugelassen würde, so wäre dies ein Zeichen der Pardonirung. Wenn ein Delinquent schon auf

1) Ohne Mandat, daß Derjenige, der die Charta bianca in Händen hat, über selbe frei verfügen könne: „cum libera dispositione.“

der Leiter steht und der Kaiser fährt vorbei, so ist er pardonirt, um so mehr also Zrinyi, wenn sein Sohn zum Handkuß und Fußfall vorgelassen würde[1]).

Dem Pater Forstall wurde gesagt, daß sich Zrinyi sub- 15. April
mittiren, Csakathurn, Legrád, Kostariba, Buccari und Buccarizza übergeben solle. Forstall reiste ab, nachdem er versprochen hatte, Zrinyi zur Annahme der kaiserlichen Bedingungen zu bewegen. Was er mit Zrinyi ausgemacht, ist nicht mit Sicherheit auszumitteln. Wenn die Aussage Zrinyi's — die später vorkommen wird — wahr ist, muß ihn Forstall arg getäuscht haben. Dieser kam bald wieder zurück.

Als Forstall von Wien abreiste, war Zrinyi's Schicksal Ende April
schon so gut als entschieden — Spankau war nämlich schon ins Feld gerückt und hatte Zrinyi angegriffen. Jener hatte nur 6000 Mann, dieser ihm gegenüber 8000. Aber Spankau's Truppen waren kriegsgeübte Veteranen, Zrinyi's Leute zusammengerafftes Volk: Morlaken, Walachen, Uskoken. Viele gingen über; die Kroaten rührten sich nicht für Zrinyi. Von seinen Leuten verlassen, warf er sich mit 2000 Morlaken nach Csakathurn. Sein Schwager, Frangepán, war bei ihm. Spankau bedrängte das Schloß. Da entschlossen sich Zrinyi und Frangepán bei Nacht und Nebel zu entfliehen. Die Frau ließ er zurück; der Abschied war kurz. Als Alles zur Flucht fertig war, ging er zu ihr in das Zimmer und sprach blos „Behüt dich Gott!" Sie weinte nicht. Zrinyi, Frangepán und die Begleiter fuhren in drei Schiffen über, die Pferde, 20 bis 25 an der Zahl, mussten schwimmen. Zu Mittag blieben sie in Szigeth beim Grafen Sétsy (— etwa Zichy?), zu Nacht in Körmönd bei Batthyanyi. Dieser gab ihnen Leute mit, begleitete sie aber nicht. Die zweite Nacht waren sie in einem Dorfe bei den Jesuiten, den dritten Tag zu Mittag in einem Dorfe bei Güns, so dem Grafen Nádasdy gehörig, zu Nacht bei dem Grafen Kéry[2]).

Diesem theilten sie ihre Absicht mit, nach Wien zu gehen.

1) Beide Conferenzprotokolle im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

2) Ebendaselbst. Aussage des Zrinyischen Stallmeisters.

Kéry berichtete dies gleich dem Kaiser[1]). Es waren von Seiten der Regierung keine Maßregeln gegen sie nöthig, denn sie stellten sich selbst zum Arrest[2]). Von Wien wurden sie bald nach Neustadt gebracht, wo sie auch bis an ihr Ende blieben.

Die Verhöre begannen. Der Verhörende war Canzler Hocher, Secretair dabei Abele.

2. Mai Zrinyi entschuldigte sich damit, daß er es nur zum Schein mit den Türken gehalten habe, und aus Noth, damit sie nicht seine Güter verwüsteten; ja, er behauptete sogar, Graf Rottal habe ihn dazu aufgefordert. Daß Bukovatsky mit den Türken Frieden abgeschlossen, sei gegen seinen, Zrinyi's, Willen geschehen. Es wäre ihm möglich gewesen, den Kaiserlichen zu widerstehen, er habe es aber nicht gethan, weil er nicht habe rebelliren wollen, darum habe er auch die Türken nicht zu Hülfe gerufen, sondern lieber durch Forstall und den Bischof von Agram unterhandeln lassen. Was Frangepán gegen ihn aussage, habe kein Gewicht, denn dieser sei sein Feind. Er habe immer seinem Schwager zugeredet, nichts anzufangen. Die Verhandlungen Bukovatsky's mit den Türken habe Frangepán durch seine Schwester erfahren. Die Aussagen seiner, Zrinyi's, Schwägerin, Niklas Zrinyi's Witwe, seien ohne Gewicht, denn sie hasse ihn. Mit Tattenbach habe er keine Verbindung zur Rebellion, wol aber habe er mit ihm in früherer Zeit einen Confraternitätsbund geschlossen. Daß er mit Frankreich unterhandelt habe, sei durch einen versoffenen, entlassenen Diener ausgesprengt worden. Seinen Sohn habe er den Türken nicht als Geisel angeboten. Mit Oberungern sei er in keiner Verbindung; er habe ja das verflossene Jahr Rákóczy's Plane selbst der Regierung angezeigt. Er habe immer erwartet, daß man ihn befragen werde, dann hätte man die Wahrheit leicht erfahren können. Er habe den Secretair der

1) a. a. Orte. Bei Katona t. 33 steht ein Schreiben Leopolds, welches Kéry als Antwort erhalten haben soll; aber der Styl (lateinisch) lässt mit Recht es als unecht verwerfen.

2) So steht es in des Kaisers eigenhändigem Briefe an seinen Gesandten in Spanien, Pötting. Siehe am Schluß des Capitels den Brief des Kaisers vom 23. April 1670.

grüßer Regierung drei Mal zu sich geladen, mit dem Beisatz, daß er ihm Wichtiges mitzutheilen habe, er sei aber nicht gekommen[1]).

Frangepán sagte entgegengesetzt aus: Er habe, nur um das Vertrauen der Verschworenen zu gewinnen, einen impertinenten Brief gegen den Kaiser und die Deutschen geschrieben; es sei blos Politik gewesen. Aus derselben Ursache habe er auch die Instruction für den Abbate Palmerini corrigirt. Zrinyi habe nur die Absicht gehabt, sich irgend eines Schlosses oder einer Festung zu bemächtigen, um die Kaiserlichen zu schrecken und dadurch eine Ausgleichung herbeizuführen, deshalb habe auch er, Frangepán, dem Gerüchte nicht widersprochen, daß Zrinyi sich mit den Türken verbünde. Erst später habe er erfahren, daß Zrinyi wirklich mit den Türken unterhandle. Er habe nur zum Schein beigestimmt, um dem Kaiser nützlich zu sein. Er und Zrinyi hätten gehofft citirt zu werden, dann würden sie sich mit der Regierung verglichen haben. Der Mehltransport bei Petrina sei gegen seinen, Frangepáns, Willen aufgegriffen worden, und Agram habe er besetzt, damit kein Exceß vorfalle. Wenn man ihn zum Capitain von Zengh installirt hätte, wäre dies Alles nicht geschehen. Die oberungrische Rebellion hänge mit Zrinyi's Bewegungen zusammen; man möge ihn, Frangepán, mit ein paar Räthen und einem freundlichen Schreiben an Rákóczy schicken, so werde er Alles ausgleichen[2]).

Bald sollte neben diesen Beiden noch ein Dritter verhört werden. Dieser war Nádasdy. Der Unglückliche hatte nicht Kraft genug gehabt, dem Kaiser die Wahrheit ganz zu gestehen, und ebenso wenig war er im Stande, sich von den Rebellen ganz loszumachen. Die Halbheit brachte ihm Verderben. Er ließ den 13 Comitaten durch Michael Nagy[3]) Muth zusprechen. „Wenn sie auch ein lahmes Pferd gekauft hätten", ließ er ihnen, auf Zrinyi's Verrath anspielend, sagen, „so werde doch Alles gut gehen[4])." Und er schrieb den 13 1670 Juni

1) a. a. Orte. 2) a. a. Orte.

3) Nicht zu verwechseln mit dem schon oft erwähnten Franz Nagy.

4) Hidvégy's Aussage vom 20. August 1670 im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

Comitaten, daß er ihnen mit Leib und Blut beistehen und für ihre Libertät sterben wolle[1]). Den Secretair des Grafen Rothals (Rottal), der vom Kaiser ausgesendet war, und den siebenbürgischen Gesandten, der vom kaiserlichen Hofe abreiste, ließ er auf der Post überfallen und ihnen die Briefe wegnehmen, die sie bei sich führten[2]). Endlich verfasste er einen Aufsatz an die „vier Stände Ungerns", in welchem dem Kaiser (im Aufsatz als Protector Ungerns bezeichnet) alles Unheil zugeschrieben wird, was Ungern betroffen hat.

Die 13 Comitate theilten überdies dem Grafen Nádasdy ihren Plan mit, und er war folgender: Michael Bory soll
1669 in der Hälfte Octobers auf eigene Faust, wenn auch nur mit 100 Reitern, aufbrechen; er soll den Erzbischof wo immer in Ungern aufsuchen und gefangen nehmen, wenn dies nicht gelingt, soll er sich seiner Güter bemächtigen, und mehrere Ähnliche — die Pest des Vaterlandes — in das Netz bringen. Hierauf werden die Comitate Bory befragen, warum er dies thue? Bory soll hierauf die Comitate bitten, daß sie ihm als gekränkten Sohn des Vaterlandes beistehen möchten, er soll übertreiben, was Alle und das gesammte Vaterland ausstehen. Hierauf werden sich die Comitate erheben; Petróczy und Taragó sollen das Schloß Trencsin in Besitz nehmen und ein Lager aufschlagen. Sr. Majestät müsse man schreiben, daß man nicht rebelliren, sondern, unfähig ferner den Druck zu leiden, sich des gesetzlichen Rechts gegen die Dränger bedienen wolle. Sie werden sich vertheidigungsweise verhalten und Nádasdy auffordern, in ihre Mitte zu kommen und von Amtswegen Landtag zu halten, nachdem seit dem Tode des Palatinus schon längst ein Jahr verflossen sei[3]).

Diese Mittheilung hatte Nádasdy erhalten, als er eben durch Pater Donellan mit dem Hof unterhandelte; zu seinem Unheil verschwieg er sie wie vieles Andere. Nádasdy merkte, daß er verdächtig geworden. Er verbrannte mehrere Schriften und übergab eine kleine Truhe mit Schriften, die Schlüssel

1) a. a. Orte. Abele's „Continuatio voti."

2) Das Datum der That lässt sich nicht ausmitteln.

3) Brief des Franz Nagy an Nádasdy, 29. September 1668, in der Anklage Frey's im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

und Inventarien der Schatzkammer dem Michael Esterházy und bat ihn, selbe bei sich zu behalten, so lang er könne; wenn man ihn eidlich befragen sollte, Alles auszuliefern. Nádasdy that es, weil er die Schriften zu seiner Vertheidigung benutzen wollte [1]). Kurz darauf erschien des Morgens Septbr. Ursenbeck mit 200 Mann vor Pottendorf, nahm Nádasdy, der noch im Bett lag, gefangen und brachte ihn nach Wien. Bei dieser Gelegenheit wurde auch in Pottendorf geplündert, wenigstens sagt Nádasdy „man habe eher geplündert, als ihn beim Kopf genommen [2])." Nádasdy wurde vier Mal verhört [3]). Mitten im zweiten Verhör sagte er plötzlich, er wolle Alles bekennen; die lose Ambition zum Palatinat habe ihn in diese Sache gebracht; er habe nie cooperirt, daß der Anschlag fortgehen solle, sondern nur zu dem Ende, damit er die Stände gewinnen, und hernach, wenn er Palatinus sein würde, die Sachen wieder in eine gute Ordnung bringen könne. — Hierauf warf er sich auf die Knie, bat um Gnade und Verzeihung, erklärte weinend, daß er keinen Prozeß, Purgation, schriftliche oder mündliche Defension begehre, sondern sich in die kaiserliche Gnade ergebe. Am Schluß des Verhörs bat er nochmals mit Thränen, der verhörende Hofcanzler Baron Hocher wolle bei dem Kaiser für ihn fürbitten, daß sich der Kaiser erinnern möge, daß die Krone dem Kaiser und seinen Vorfahren durch Nádasdy's Vorfahren aufgesetzt und der Friede, dessen man jetzt genieſſe, durch seine Vorfahren zu wege gebracht worden sei. Hocher versprach, die Bitte zu erfüllen [4]).

Nachdem ich bereits Alles angeführt, was zur Belastung Nádasdy's dient, nachdem er auf alle Vertheidigung Verzicht

1) Nádasdy's zweites Examen, Fragepunct 17, im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive.

2) Ebendaselbst. Nádasdy's erstes Examen, Fragepunct 7 und zweites Examen, Fragepunct 19.

3) Im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive sind nur drei Verhöre zu finden, das erste, zweite und vierte. Der Verhörende war der Hofcanzler Baron Hocher, die Feder führte dabei Abele. Die Verhöre fanden in Wien im Landhaus in der Prälatenstube statt.

4) Nádasdy's zweites Examen, Fragepunct 19 und Schluß. Ebendas.

geleistet hat, ist es Pflicht des unparteiischen Geschichtschreibers, die Verhöre des Unglücklichen zusammenzustellen, damit der Leser aus denselben ersehe, was Nádasdy's Anwalt für ihn hätte anführen können, wenn er sich hätte wollen vertheidigen lassen.

1670 18. Sept. Das erste Verhör dreht sich hauptsächlich um die Vermittlung des Pater Donellan und den Fußfall, den Nádasdy dem Kaiser damals gethan. Nádasdy behauptet, dem Kaiser damals Alles gestanden zu haben. Dann kommt man auf die Rede an die vier Stände des Reichs. Hierüber sagt Nádasdy, es sei ein Votum, welches er im Rath habe vorlesen wollen, deshalb habe er auch durchaus nicht den Kaiser, sondern nur die ungrischen Provincialen gemeint, als er die Ursachen der Krankheit Ungerns anführt, nämlich Verachtung der Gesetze, der Diplome, des Herkommens. Die Instruction für den Gesandten an die ottomanische Pforte habe ihm der Palatin zum Lesen geschickt, so sei sie bei ihm zurückgeblieben. Ein Verpflichtungsschreiben von seiner und Zrinyi's Seite für den Großfürsten von Siebenbürgen sei wol im Antrag und von Apafi begehrt gewesen, das Concept sei ihm, Nádasdy, zugeschickt, aber nie sei es wirklich ausgestellt worden. Was Nádasdy über Gremonville aussagt, ist schon angegeben. Ebenso was Nádasdy über Witnyédy erzählt. Auf die Frage, warum er Witnyédy's Vorhaben nicht alsobald dem Kaiser entdeckt habe? antwortete er, daß Franz Nagy ihm das Ganze lachend erzählt habe, und auch er habe es für eine Burla gehalten. Sobald er aber die Sache von Witnyédy selbst gehört, habe er gleich den Kaiser, im Junius oder Julius 1669, davon unterrichtet.

14. Nov. Im zweiten Verhör sagt Nádasdy von der Rede an die vier Stände, sie sei aus den Beschwerden der Verschwörer zusammengesetzt, um darüber zu berathschlagen, aber wenn ein Secretair eine Schrift aufsetzt, folge daraus noch nicht, daß er das Aufgesetzte billige. Er bedauert, daß die Schrift nicht vorhanden ist, die er als Antwort aufgesetzt hat. Nachdem er dann auf alle Vertheidigung verzichtet und sich blos der Gnade des Kaisers überlassen hat, gesteht er die in Vorschlag gebrachte Beraubung der Geldfuhren aus den Berg-

städten; ferner, daß er den Bericht Panajotti's an den Kaiser den Verschwornen angezeigt, behauptet aber, daß er den Bericht nicht nur im kaiserlichen geheimen Rath, sondern auch anderwärts gehört habe; daß er gerathen habe, Panajotti ermorden zu lassen, gesteht er erst, als ihm sein eigenes Schreiben an Franz Nagy vorgewiesen wird. Früher sagte er, daß er sich nicht erinnere, so etwas gesagt zu haben. Wegen der Beraubung der Post verwies er an Franz Nagy, der die Anleitung dazu gegeben habe. Die Verbindung mit den Comitaten gesteht er, sagt aber, sie habe stattgehabt, um Alles in der Güte zu vergleichen. Er habe den Comitaten versprochen, ihnen mit seinem Blut beizustehen, seine Intention sei aber gewesen, nicht gegen, sondern für den Kaiser. Endlich sagt er, daß Franz Nagy noch andere Mitverschworene wisse, die er aber ihm, Nádasdy, nie nennen wollen, obgleich er ihm deshalb ein Geschenk versprochen.

Das dritte Verhör fehlt. Im vierten dreht sich Alles 1671
um Witnyédy's Attentat gegen den Kaiser. Nádasdy bleibt 25. April
bei seiner frühern Aussage und setzt hinzu, daß der Palatin besagten Witnyédy habe wollen ermorden lassen, wie dies schon erzählt ist. Wegen der Mitverschworenen sagt er, wie in den frühern Verhören, daß Wesselényi, Zrinyi und er und sonst Niemand die Hauptpersonen gewesen. Es ist betrübend zu lesen, daß Hocher im vorletzten Fragepunct Nádasdy daran erinnerte, daß in Folge der vorliegenden Inzichten er wegen der Mitschuldigen auch gefoltert werden könnte. Nádasdy antwortete: sein Leben sei ihm nicht so lieb, als seine Seele, der Kaiser sei der größte Herr, könne ihm auch das Leben nehmen, wenn er aber auf der Folter etwas bekennen würde, so würde er lügen und seine Seele wäre verdammt. Er wisse nicht nur nichts, sondern habe auch gar keinen Argwohn auf Einen. Ratione complicum wären sie drei allein, sonst hätten die andern die Sachen nur in confuso gewusst, doch hätten sie wol Leute an sich gezogen und deswegen Saufbrudereien angestellt, aber mit ihrer Intention stets zurückgehalten. Die Hinweisung auf die Tortur war von Hocher's Seite nur ein Schreckbild.

Als die Verhöre nicht nur der Häupter, sondern auch

mehrerer minderer Theilnehmer der Verschwörung geendet waren, wurden sämmtliche Acten in einer Conferenz vorgenommen, und es wurde hierauf die Frage aufgeworfen: was nun zu thun sei? das Verbrechen sei klar. Es wurde aber entschieden, daß man dennoch legaliter verfahren müsse; und so wurde ein eigenes Gericht zusammengesetzt.

Die Richter waren: Freiherr Hocher, Johann Paul Gottlieb Graf Windisch-Grätz, Hans Heinrich Freiherr Herbart, Zdenko Capliers, Joachim Windhág, Freiherr Julius Bucellini, Freiherr Justus Bruning; dann die Doctores Juris Christoph Abele, Johann Leopold, Ivan Thomas Molitor, Johann Krumbach. Der Kammerprocurator Frey wurde beauftragt, als Kläger aufzutreten.

Frey stellte gegen jeden der Gefangenen eine eigene Klage. Der Inhalt derselben waren die Thatsachen, die bisher erzählt und also bekannt sind. Jedem der Betreffenden wurde die Klage mitgetheilt, mit dem Bedeuten, binnen sechs Wochen und drei Tagen zu antworten. Frangepáns Vertheidigung ist nicht bekannt. Zrinyi vertheidigte sich geschickt. Er führte die verletzten Freiheiten des Landes, die lange unbesetzte Palatinatsstelle, das Recht des offenen Widerstandes, welches die goldene Bulle damals noch gestattete, mit der Wendung an, daß er dies Alles nicht sagen wolle. Dann beruft er sich auf die feierliche Zusage, welche der Minister dem Pater Forstall gegeben habe. Er, Zrinyi, habe die ihm auferlegten Verpflichtungen erfüllt und hoffe zuversichtlich, der Kaiser werde, des durch die Minister gegebenen Worts eingedenk, ihn begnadigen.

Forstall muß in dieser Beziehung Zrinyi arg getäuscht haben, denn aus den schon aufgeführten Conferenzprotocollen und den Verhandlungen mit Forstall ergibt sich gerade das Entgegengesetzte, nämlich daß man auf alle Weise zu vermeiden gesucht und auch vermieden hat, dem Pater Forstall ein bestimmtes Begnadigungsversprechen zu geben. Es entsteht überhaupt die Frage: Wann hat Forstall dem Grafen Zrinyi über seine Mission Bericht erstattet? Als Forstall in Wien unterhandelte, standen Spankau und Zrinyi sich feindlich gegenüber. War Forstall in Csakathurn, als es belagert

wurde? Sah er Zrinyi bei Kéry? sprach er ihn erst in Wien? Auf diese Fragen gibt es keine genügende Antwort.

Durch Nádasdy's Erklärung, daß er weder etwas zu seiner Vertheidigung vorbringen, noch einen Anwalt nehmen wolle, sondern sich ganz der Gnade des Kaisers überlasse, kam das Gericht in nicht geringe Verlegenheit, und es wurde die Frage verhandelt, ob unter diesen Umständen ein Prozeß statthaben und ein Urtheil gefällt werden könne? Beides wurde bejahend entschieden.

Von den Sitzungen, in denen das Urtheil gesprochen wurde, ist, ausser dem Resultat, nur das Votum eines einzigen Richters, Abele, bekannt, und dies redet nur von Nádasdy. Es gibt aber Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit, mit der man bei dem Gericht verfuhr, und deshalb theile ich es in gedrängtem Auszug mit. In der Einleitung sagt Abele, welch eine harte und wichtige Sache dies sei, da es Leben oder Tod des mächtigern fürnembern und witzigern Magnaten und Stand des Königreichs Ungern betrifft. Er wolle seine Meinung aussprechen, wie er sie heut oder morgen auf dem großen Tag der Auferstehung vor dem strengen Gericht Gottes in der Ewigkeit zu verantworten getraue. Hierauf führt er die bisher erzählten Thatsachen auf und macht sich die Einwendung, ob das schon erwähnte Handbriefel ein Pardon sei? antwortet aber mit Nein! und zwar aus dem Inhalt desselben, ferner durch die Erklärung des Fürsten Lobkowitz, der, vom Gericht befragt, aussagte, daß der Kaiser damals auch mündlich keinen Pardon ausgesprochen habe. Wenn aber auch damals der Kaiser pardonirt hätte, würde der Pardon doch nur von jenen Vergehen gegolten haben, die Nádasdy damals gestanden. Er habe aber damals nicht die ganze Wahrheit gestanden und auch hernach wieder sich vergangen. Abele stimmt für den Tod. In der Motivirung des Urtheils beruft er sich unter andern auf mehrere Gesetze des ungrischen Corpus Juris.

Das Urtheil gegen Zrinyi, Frangepán und Nádasdy lautete auf Confiscirung der Güter [1]), Verlust des Hauptes und

1) Nádasdy war ausserordentlich begütert und reich. Im k. k. geh. haus-, Hof- und Staatsarchiv befindet sich folgendes Verzeichniß seiner

der rechten Hand. Vor der Publicirung der Sentenz sollen die Acten drei Universitäten, und zwar Ingolstadt, Tübingen und Leipzig, und dem Tribunal zu Speier mitgetheilt worden sein und alle sollen beigestimmt haben [1]). In den Acten, die ich einzusehen Gelegenheit hatte, ist keine Spur davon zu finden.

Die Bitten der Gräfin Zrinyi, das Flehen der Söhne Nádasdy's, die Verwendung des Papstes waren vergebens. Der spanische Gesandte war gegen die Begnadigung, und es kam später das Gerücht in Umlauf, Lobkowitz habe mehrere Briefe der Verurtheilten an den Kaiser unterschlagen, damit dieser nicht zur Gnade bewogen werde [2]). Der Verlust der rechten Hand wurde vom Kaiser aus Gnade nachgelassen.

1671 Nádasdy wurde in Wien, Zrinyi und Frangepán in Neustadt
30. April hingerichtet. Nádasdy hatte vor seinem Ende die nachgesuchte Erlaubniß erlangt, über 10,000 Gulden zu frommen Stiftungen zu verfügen. Zrinyi starb mit besonderer Festigkeit.

Tattenbach war in Grätz seiner rebellischen Umtriebe geständig und wie die Andern zum Tode verurtheilt. Er fand Gelegenheit zu entwischen, wurde aber wieder eingefangen,

1671 später hingerichtet als die Andern und starb muthlos [3]). In
1. Nov. Frangepán erlosch der Mannsstamm dieses berühmten Geschlechtes, Nádasdy hinterließ eilf Söhne.

Zrinyi's Gemahlin wurde, als er gefangen war, sammt der Tochter nach Grätz in ein Kloster gebracht, wo die letztere etwas lernen und in guter Zucht und Ordnung erzogen wer-

Einkünfte: Sárvár 28,974 Fl., Cseite 18,838, Kronstein 24,000, Pottendorf 6000, Kraitz 10,000, Kapuvár 16,000, Egervár 7000, Lendva 29,000, Sokatkó 1200, Betozkó 1800, Dombóvár 300, Sz. Györgyvár 600, Peleske 200, Zenty 7000, Belatincz 12,000, Peczen 9000, Stiknipák 500, Bergenicze 80, Babócsa 60, Lenka 9000, Kloster 5000, Derffel 3000 Fl., Summa 189,558 Fl. Eine damals ungeheure Summe. Hiezu kam noch sein Gehalt als Judex Curiae.

1) Wagner, Hist. Leopoldi I., tom. I, pag. 252.

2) Derselbe 253.

3) Ebendaselbst. Im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv ist über Tattenbach gar nichts vorhanden. Es wird seiner in den Acten nur nebenbei gedacht.

den sollte [1]). Das Loos der Tochter Zrinyi's ist unbekannt. Die Gräfin Witwe selbst wurde nach Zrinyi's Hinrichtung wahnsinnig und starb bald [2]). Zrinyi's einziger Sohn — er hieß Johann Anton — wurde am kaiserlichen Hof erzogen, ließ sich aber, durch seines Vaters Unglück nicht gewarnt, oder um es zu rächen, mit den Türken in Verbindung ein [3]). Dies wurde zur Zeit der zweiten wiener Belagerung bekannt und Zrinyi nach Kufstein in Tirol gebracht, wo er auch gestorben ist. Die Sage geht, daß er zwanzig Jahre gefangen gewesen und in dieser langen Zeit kein Wort gesprochen habe. Der einzige Lichtstrahl dieses öden Lebens soll die Liebe gewesen sein, die ihm die Tochter seines Kerkermeisters zugewendet. In ihm erlosch das berühmte Geschlecht der Zrinyi.

Es ist nur noch zu sagen übrig, wie die Empörung persönlich auf den Kaiser wirkte, wie er sie aufnahm, welche Gedanken sie in ihm erweckte, welche Beschlüsse sie zur Reife brachte.

Hierüber gibt er selbst Aufschluß in dem vertrauten Briefwechsel, den er mit seinem Gesandten am spanischen Hof, dem Grafen Pötting, unterhielt.

In diesen Briefen spricht er über Alles, Großes und Kleines, wie es eben vorkommt, und so hebe ich jene Stellen aus, die sich auf die Zrinyi'sche Verschwörung beziehen [4]). Als der Kaiser die erste Nachricht von der Zrinyi'schen Verschwörung erhielt, schrieb er: „muß mich diesmal der Kürze bedienen, dan ich bin ganz voll Negotien absonderlich da sich in Ungern und Kroatien große Unruhen hervorthun, wie ich auch nächstens ausführlich communiciren werde. Indessen bastivi questo aviso daß der Graf Peter von Zerin, dessen praedecessores olim tam fideles fuerunt, so weit kommen, 1670 26. März

1) k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Der Gräfin wurden zwei, der Tochter ein Dienstmensch — jetzt Stubenmädchen — bewilligt.

2) Wagner, Hist. Leopoldi I., tom. I, pag. 255.

3) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. VI, S. 392.

4) Die Briefe befinden sich im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Herr Firnhaber, k. k. Archivbeamter, hat mehrere Jahrgänge extrahirt und war so gefällig, mir seine Arbeit zu überlassen, wofür ich ihm zumit recht herzlich danke. Es ist zu wünschen, daß diese Briefe baldmöglichst gedruckt den Geschichtschreibern vorliegen möchten.

daß er den Türken gehuldigt, und sich durch sie pro principe Croatiae et aliarum partium deklarieren lassen. Videntur somnia! sunt verissima, et ego ipse non crederem nisi cum meo periculo viderem[1]). Ich hoffe aber, Gott werde mir beistehen, und will sie schon ad mores bringen, und auf die Finger klopfen, daß die Köpf weg springen sollen. Proxime plura — sonsten wir alle wol auf, allein ich bin gar laumig

9. April über obbemerkte kroatische Schelmenstücke. Es werden auch euch communicirt werden die saubern Stückel des Frangepani und Zerin, hoffe es aber aut bonis aut malis bald völlig zu Ende zu bringen. Der Zerin und Frangepán haben sich selbst in Arrest gestellet, also sie auch verwahrt werden, ihre Vestung per là del mare, und Güter seien schon durch meine Militz in posses genommen, ist also auf dieser Seiten alles still, in Oberungarn aber gehet noch seltsam zue, und der Rákóczy hat den Obristen Grafen Ernst von Starnberg, des Stathalter Altester Sohn, so zu Tocay Comandant ist cum fraude gefangen, und gar in Eisen legen lassen, auch sich einer kleinen Vestung Arrath impadronisirt und macht sich gar unnütz. Ich lasse meine Völker in Hungarn gehen, und hoffe wollen bald alles acquietiren. Hoffe auch dies Jahr werden die Türken sich nicht darein mischen, auf das Jahr aber wollte ich ihnen nicht trauen, könnet also von diesen allda wo ihr vermeinet parte geben und auch cum assistenz anhalten."

8. Mai „Das ungarische Wesen thuet sich ziemlich stellen, mit nächsten ein mehreres."

22. Mai „Die hungarischen Sachen seien in guten statu, ich will aber mich der occasio bedienen und in Hungaria die Sachen anderst einrichten."

26. Juni „Ragoczi hat sich auch ergeben und all' seine Vestungen mit unseren Präsidiis besetzen lassen, jetzo liegt es nur an etlichen Lumpengesellen, so gar müssen verfolget werden, ich bin wol Gott unzählich viel Schuldig daß er mich also von diesen Saubern Machinationen errettet hat."

1) Es scheint ein Traum, und ich würde es selbst nicht glauben, wenn ich es nicht mit meiner eigenen Gefahr sähe.

„Die Hungaren seien auch Gottlob im guten Stand, 1. August
und habe eben gestern aviso gehabt daß die Stadt Kaschau auch eine Guarnison eingenohmen hat, so viel ihro hier einmal hat können praktizirt werden, und a quo superioris Hungaria absolute dependirt."

„Die ungarischen Sachen gehen durch die Hülfe Gottes 13. Aug.
so wohl, daß ich ein Theil der Völker wieder in die Erbländer gehen lasse, ein Theil habe in alle principal Orten, und anjetzo auch in Kaschau und Eperies Garnison eingelegt."

„Weillen ich genöthigt worden aus vielen Ursachen und 10. Sept.
das große, principalis author licet valde secretus dieser ungarischen Unruhen mich des Graf Nádasdy so Iudex Curiae und geheimber Rath ist Person zu versichern, also habe durch zweihundert Pferd ihn auf seinen Guth heben allhero führen, und aufs Landhaus setzen lassen, jetzo wird mann weiter sehen was zu zu thuen ist, und weillen dies gewiß überall große Raydos[1]) machen wird, so habe ich es auch erinnern wollen damit ihr data occasione der Königin und Ministris davon kommunikation geben könnet, Gewiß ist es daß er origo omnis mali; wie hat er uns alle betrogen, indeme man fast das meiste Capital auf ihn gemacht hat. Die ungarischen 1671
Sachen geben sich gar schen, und ist man mit den Processen 22. April
criminall contra Nadasdy, Zerin, und Frangepán auch schon an ein Orth kommen, und obwolen ich sonsten nicht gar bös bin, so muß ich es diesmal per forza sein, und möchte es sich wohl schicken daß man bei nächster ordinari etwas von gestürzten Köpfen hören möchte."

„Endlich habe ich müssen dem Recht seinen Lauff lassen, 6. Mai
und seyn also der Nádasdy zue Wien, der Zrin und Frangepán zue Neustadt, ein gewisser Bouis wie ein Edelmann zu Presburg durch das Schwerdt vom Leben zum Dod gericht worden. Werden dem Hofkanzler befehlen euch data occasione ein wenig von ihren Stückchen communication zu geben. Jetzt seien die Hungarn ziemlich ruhig, und hoffe ich bald alles in ganz anderen Stand zu bringen."

„So erinnere ich auch daß ich endlich auch in Erblan- 2. Dec.

1) Raydos, spanisch: Geschrei.

den der Justiz ihren Lauf habe müssen lassen, weillen denn der Tattenbach auch mit Zrin interessirt gewest und das crimen laesae begangen hat, also wird er gestern zu Graz noch sein durch das Schwerdt gerichtet worden, ich habe es nit gerne (gethan) allein „ne Hungari possent credi Germanis omnia condonari illos solum plecti[1]) und damit auch die Erblant ein exempel haben, habe ich es müssen geschehen lassen. Gott seie seiner Seel gnädig."

Aus diesen Briefen stellt sich heraus, daß der Kaiser durch Nádasdy's Theilnahme an der Verschwörung am meisten betroffen war, denn er hielt das Meiste auf ihn, daß er das Todesurtheil nur ungern unterschrieb[2]); daß er aber nicht die Absicht gehabt hat, sie zu begnadigen, daß also die Sage falsch ist, Lobkowitz habe den gnadebringenden Courier einige Stunden aufgehalten, damit derselbe erst nach der Execution eintreffe. Das Wichtigste aber ist, daß der Kaiser durch diese Rebellion zu dem Entschluß gebracht wurde, die ungrische Regierungsform zu ändern, oder, wie er schreibt, in Ungern eine andere Einrichtung zu treffen, was zu alle den Wirren führte, die unter seiner langen Regierung nicht mehr endeten, wie ich dies an seinem Ort erzählen werde.

Dreiundsechzigstes Capitel.

Kaiser Leopolds Vergiftung und Heilung. 1670, April—Juni.

Die Vergiftung des Kaisers nach Borri. Angebliche Heilung. Beweis, daß die ganze Erzählung eine Lüge ist.

Die Vergiftung Kaiser Leopolds durch Arsenikverdampfung und seine Heilung durch den Italiener Borri[3]) ist von

1) Damit die Ungern nicht sagen können, daß den Deutschen alles nachgesehen wird und nur sie gestraft werden.

2) Wagner, Hist. Leopoldi I., pag. 253 und 255 sagt, daß der Kaiser nur schwer sich zur Bestätigung des Urtheils entschlossen und bei der Unterzeichnung Thränen vergossen habe.

3) Wer über diesen genialen Abenteuerer Näheres wissen will, lese Bayle, Historisch-kritisches Wörterbuch, Leipziger Ausgabe, 1741, Folio, Bd. I, S. 629—632.

Letzterm selbst beschrieben. Ich theile sie hier mit, sowie sie in den politischen Schriften des Prinzen Eugen und Hormayrs Historischem Archiv übersetzt gegeben ist, und werde am Schluß mein Urtheil über das Ganze aussprechen.

Borri beginnt folgendermaßen:

Ich muß voraussetzen, daß man mich in Verdacht hatte, mit den ungrischen Malcontenten in einer Verbindung zu stehen, weil ich entschlossen war, meine Reise durch Mähren und Polen nach Konstantinopel fortzusetzen.

Ich kam den 10. April zu Goldingen auf der schlesischen Grenze an. Der Graf und Herr dieses Orts war mit einigen Personen Abends in dem Wirthshause. Der Wirth ersuchte mich, an dem Tisch dieser Gesellschaft Platz zu nehmen, um mit ihnen das Nachtmahl einzunehmen; ich ließ es mir gefallen.

Der Herr des Orts, mit dem mich die Gesellschaft bekannt machte, sprach ziemlich gut Italienisch und Latein. Die Unterhaltung mit ihm war mir weit angenehmer, als fast jede, die ich auf meiner ganzen Reise gefunden hatte. Dem Grafen schien an mir vorzüglich das Unterhaltende meiner gemachten Reisen zu gefallen, er bot mir Quartier und Kost in seinem Schlosse an, wenn ich Lust hätte, einige Tage mich hier aufzuhalten; das Anerbieten gefiel mir und ich nahm es an. Wegen seiner ungezwungenen Höflichkeit wollte ich als Bewohner seines Hauses ihm meinen Namen nicht geheimhalten, bei dessen Eröffnung er mich als einen Edelmann noch weit höflicher behandelte, ohne daß ich nur das Mindeste einer Falschheit wahrnehmen konnte. Sorgenlos begab ich mich zur Ruhe und mit eben der Gemüthsruhe stand ich wieder auf.

Die Unterhaltung schien mir täglich angenehmer zu werden, weil die Geselligkeit des Grafen viele Leute dahin zog. Unter diesen traf ich auch einen Officier, Namens Scotti, einen gebornen Mailänder an, mit dem ich mich, in Hinsicht unsers gemeinsamen Vaterlandes, vortrefflich unterhielt. Am 22. April nahm ich in der Frühe, wie gewöhnlich, mein Frühstück mit dem Grafen, der mir nach einer langen Erzählung eröffnete, es wäre ein Commissair aus Wien ange-

kommen, der ihm die Ordre gebracht hätte, mich als Arrestanten dahin zu führen, weil man den Verdacht auf mich geworfen, daß ich mit den ungrischen Malcontenten in Verbindung stehe.

Der Graf schien mir überhaupt bei der Eröffnung dieser Nachricht so verlegen zu sein, daß er mir auf mein Befragen: wie denn der Kaiser meinen Namen und Aufenthalt so schnell habe erfahren können, nichts Anderes antwortete, als daß er etwa durch einen der Fremden, die sich von da nach Wien begeben hatten, müsste bekannt geworden sein, und als er mir dieses sagte, trat auch der Commissair mit dem Scotti herein, der mir das Nämliche und zugleich eröffnete, daß Herr Rittmeister Scotti uns beide nach Wien begleiten würde, weil er auch meiner Sprache kundig wäre. Ich ließ mir also meine Transportirung gefallen, dankte dem Grafen für seine liberale Bewirthung und wünschte, daß er für den geleisteten Dienst, in dieser oder jener Welt, reichlich belohnt werden möge.

Auf meiner Transportirung nach Wien wurde ich mehr auf Vorsorge meines Landsmanns Scotti, als des rohen Commissairs, sehr gut behandelt. Ich fragte den Scotti, wie man auf den Gedanken verfallen können, mich für einen Anhänger der ungrischen Malcontenten zu halten, da ich in meinem Leben keine Kenntniß von dem Lande und eben so wenig von den jetzt im Aufstande begriffenen Personen und ihren Händeln gehabt, und meine Reise nach Konstantinopel gar keinen politischen, sondern einen vollkommen wissenschaftlichen Zweck hätte. Scotti sagte mir mit einer Art von Vertraulichkeit: Lieber Freund! Sie müssen, däucht es mich, große Feinde unter der hohen Geistlichkeit eben wegen Ihrer großen Wissenschaft haben; denn selbst der päpstliche Nuntius zu Wien soll einer von diesen sein." Nun, sagte ich, erkenne ich die wahre Ursache meines Transports, wie in einem Spiegel, und es wurde auch über diesen Gegenstand nichts gesprochen.

Scotti erzählte mir unter Anderm, daß der Kaiser schon einige Monate krank wäre. Ich fragte ihn, worin sein Übel bestehe? Die Antwort war, es wolle verlauten, daß ihm Gift beigebracht worden; dieses hätten, sagte ich, doch seine

Ärzte gleich bemerken und es aus dem Leibe schaffen können, ich habe zwar die hohe Kenntniß dieser Herren nicht, aber es sollte mich dennoch nicht in Verlegenheit setzen, es wieder herauszujagen, sobald ich von der Wahrheit, daß er Gift erhalten, überzeugt sei. Der Kaiser wäre in diesem Falle auch der erste nicht. Großer Gott! sagte ich, soll ich etwa jetzt auch berufen sein, den, der mich verfolgt und gefangen nehmen läßt, zu heilen? Da sehen wir Menschen, was für elende Geschöpfe wir sind! Wenn es auf Leben und Tod ankommt, so ist Ihr großer Kaiser noch weit schlimmer daran, als sein Gefangener. Doch das gehört, sagte ich dem Scotti, nicht zur Sache. Eröffnen Sie dem Kaiser, wenn es wahr ist, daß er Gift erhalten hat, so will ich aus dem nämlichen Grunde des Mitleidens und der Menschenliebe, die uns Gott auferlegt, ihn auch davon befreien, um zu zeigen, daß ich zu keiner Rache wegen der mir durch meinen Arrest geschehenen Beleidigung fähig bin. — So endigte sich auch dieser Discurs.

Wir kamen zu Wien am 28. gegen Mittag an. Mir wurde in einem Wirthshause eine Wohnung angewiesen, und zwar, wie mir Scotti erklärte, das Zimmer für fremde Arrestanten, da ich selbst nicht anders, als: Herr Arrestant! von dem Soldaten genannt wurde, der mich bewachte und das Essen brachte.

Nachmittag als ich mich niedergelegt, um etwas auszuruhen, kam Scotti zu mir, mit der Eröffnung, daß er bei dem Kaiser Audienz gehabt und den Rapport wegen meiner Person abgestattet habe. Der Kaiser werde mich rufen lassen, um mit mir wegen seiner Gesundheitsumstände zu sprechen; wahrscheinlich werde dies bei Nacht geschehen, weil der Kaiser nicht gerne wünschte, daß der päpstliche Nuntius, auf dessen Andringen ich wäre arretirt worden, etwas davon wisse, oder etwas davon ins Publicum komme. Scotti bestätigte mir nochmals Das, was er mir wegen meiner großen Feinde auf der Reise bemerkte; er setzte hinzu, daß der Kaiser mich sehr bedauere, und jetzt um so mehr, als seine Gesundheitsumstände es erforderten, mit mir selbst zu sprechen und etwa einen Gebrauch von meiner Wissenschaft zu machen, allein weil man mich als einen wahren Ketzer ihm beschrieben habe, so sei er

als Regent verbunden gewesen, sich meiner Person zu versichern. Mein lieber Scotti, wenn mich mein Gewissen wegen des Verbrechens der Ketzerei, sagte ich, beschuldigen könnte, so würden weder Sie noch der Kaiser mich gefangen genommen haben; aber eben meine Gewissensruhe und mein Eifer, das Elend der Menschen zu erleichtern, veranlassen mich, mit aller Gleichgültigkeit und Gelassenheit meinen Arrest zu tragen; denn das Beispiel des Welterlösers beseelt mich so sehr, daß ich weit glücklicher, als Ihr Kaiser wäre, wenn mich die hohen katholischen Priester, die an Gehässigkeit, aber auch an Unverstande die jüdischen weit, ja sehr weit übertreffen, zum Tode des Kreuzes verdammen würden. O welche glückliche Stunde, in der ich dieses Urtheil anhören könnte, und welcher Trost für mich, mit meinem Erlöser selbst durch den Kreuztod ausgesöhnt zu werden!

Laß mich, sagte ich zu Scotti, jetzt auf diesen süßen Gedanken ein wenig ruhen; denn du als Soldat hast für einen solchen Schwung keine Empfänglichkeit; die deine geht nicht weiter, als auf das Pferd, um die Menschen aus Vaterlandsliebe durch dein Schwert hinzustrecken. Folge deinem Beruf, für diese Arbeit bist du bezahlt, mich kann kein Kaiser, sondern nur Gott allein belohnen; denn was ich den Menschen Gutes thue, dies geschieht aus Liebe gegen Gott — sieh, mein lieber Jugendfreund! dieses spricht ein Ketzer mit dir — ich sage dieses aber nur dir allein, weil es dir an Menschenkenntniß fehlt. Nimm deine Überlegung zusammen und urtheile nicht nach den Worten deiner Mitmenschen und deiner Freunde, was sie dir sagen, sondern vergleiche ihre Worte und Handlungen, ob sie dir Das sagen und auch thun, was ich dir hier zu Gemüthe führe. An den Höfen der Fürsten, ich versichere dich, sammeln sich immer die schlechtesten Menschen; du darfst es glauben, daß sie anders denken, anders handeln und anders reden; denn ohne diese Fähigkeit können sie selten weder geistliche, noch weltliche hohe Würden bekleiden. Denke in allen Stücken nur darauf: hat Gott gesprochen, hat er so gehandelt, wie er auf der Welt war? Er hat die Menschen nicht für diese, sondern für eine andere Welt gebildet. Diese ist die unsrige nicht; deswegen ist es

mir gleichgültig, zu Wien, zu Konstantinopel oder zu Rom zu sein. — Ich werde überall verfolgt werden — aber ich lache zu dieser Verfolgung, weil ich ein höheres Wesen, und ich sag es dir, weil ich dieses Wesen auch besser als dich kenne, das mich nicht verfolgt, aber verfolgen läßt, weil es mich liebt und vielleicht mehr als dich und deinen Kaiser liebt. Scotti war über diesen Discurs so sehr gerührt, daß er weinend mir um den Hals fiel und mich bat, ihn nur eine Zeitlang noch bei mir zu lassen. Ich legte mich nieder und schlief einige Stunden sehr gut, als Scotti mich weckte und mir eröffnete, daß ein Kammerdiener des Kaisers da wäre, der mich nach Hofe führen sollte, er aber beauftragt wäre, zur Bewachung meiner Person mitzugehen, weil für mich sehr wahrscheinlich ein besseres Quartier heute noch zubereitet wäre, wie es auch wirklich geschah.

Es war ungefähr 8 Uhr Abends, als wir in der kaiserlichen Residenz ankamen; ich wurde von dem Kammerdiener, da sich Scotti entfernte, durch einige Zimmer geführt und ersucht niederzusitzen, bis mich der Kaiser rufen ließe. Es waren mehrere Menschen da, die mich begafften; ihre Mienen, besonders eines Pfaffen, zeigten, daß meine Anwesenheit ihnen Widerwillen verursachte, und besonders, weil ein Kammerherr herauskam und sie mit Höflichkeit fortschaffte, mich aber, ohne ein Wort zu reden, in das Wohnzimmer des Kaisers führte. — Bei dem Eintritte sagte er in italienischer Sprache: Sehen Sie, dort sitzen Se. Majestät. Ich näherte mich mit einer tiefen Verbeugung dem Kaiser und nun fing der Dialog und die ganze Handlung, die gegen zwei Stunden dauerte, an.

Kaiser. Seid Ihr der Cavaliere Borri? — nicht wahr, ein Mailänder?

Borri. Zu dienen Eure Majestät.

K. Mir thut es leid, Euch als Gefangenen hier zu sehen, aber gegenwärtig seid Ihr es nicht.

B. Ohne gefangen zu sein, würde ich das Glück nicht gehabt haben, Ew. Majestät zu sehen.

K. Ich habe viel Gutes von Euren Wissenschaften gehört, aber auch, daß Ihr in einer andern Hinsicht ein sehr gefährlicher Mann sein sollt.

B. Beides glaube ich Ew. Majestät sehr gern; denn die Verfolgung folgt allezeit, besonders an Höfen, dem Lobe nach.

K. Wie kommt Ihr dazu, Euch mit Religionssachen abzugeben, dies ist die Sache der Geistlichkeit.

B. Die Religion ist ja der größte Schatz, welchen der Mensch auf Erden hat. Wodurch kann man sich denn in der Welt bei allen Schmerzen und Leiden trösten, als mit der Religion.

K. Ihr seid ja katholisch?

B. Ich wünsche nicht, daß Ew. Majestät es anders glauben sollten.

K. Man hat mir gesagt, daß Ihr manchmal schon Eure Religion verändert hättet und selbst Stifter einer neuen seid.

B. Meine Feinde müssen dieses sagen, sonst würden sie mich nicht hierher gebracht haben, und Ew. Majestät müssen dieses glauben, weil meine Feinde auch die Ihrigen sind.

K. Wie meint Ihr dieses?

B. Ganz in dem einfachen Sinne, weil nur Diejenigen, die weder Religion noch Menschenliebe kennen, mich hierher gebracht haben, und diese Leute können ja unmöglich die Freunde Ew. Majestät sein, weil sie die Feinde Gottes sind.

Der Kammerherr. Es scheint, daß ihm die Inspiration schon in das Hirn schiesst.

B. Ew. Majestät erlauben mir zu fragen: Wer ist der Mann hier, der so dreist von Inspiration spricht?

K. Mein Kammerherr, von dem Ihr nichts zu besorgen habt, er macht nur manchmal seine launigen Bemerkungen.

B. Natürlich, sonst wäre er kein Hofmann. Von der Religion ist er gewiß nicht inspirirt, dies sehe ich aus seinen Augen, und von der Wahrheit noch weniger, dies bemerke ich aus seinem Munde. Doch wozu meine Bemerkungen? Dies ist das Schicksal der Fürsten, immer von solchen Leuten umgeben zu sein.

K. Mir scheint, Ihr seid empfindlich, mein guter Cavaliere! Das muß man an Höfen nicht sein, sonst würde der Ärger mich selbst schon unter den Boden gebracht haben.

B. Gegen Religion und Wahrheitspötterei ist Gleichgül-

tigkeit das höchste Verbrechen, und nur in diesem Falle bin ich äusserst empfindlich. Überhaupt sollen Hofleute schon gar nicht von Religion sprechen; die Religion kennt sie selbst so wenig, als sie die Religion.

K. Wo ist denn nach Eurer Meinung der wahre Sitz der Religion?

B. An den Orten des Kreuzes und der Leiden, denn an diesen lernt man die Größe des Stifters und seines Werkes kennen — aber an den Höfen niemals, wo Kreuz und Elend, anstatt geschätzt zu werden, nur verachtet sind.

K. Glaubt Ihr denn nicht, daß ich als Kaiser, da ich die Drangsale meiner Völker sehe, dadurch die wirkende Hand Gottes empfinde? glaubt Ihr nicht, daß meine physischen Gebrechen mich an meine menschlichen Schwachheiten erinnern, und glaubt Ihr auch nicht, daß nur der Gedanke an das Gericht Gottes mich als Kaiser mehr, als einen jeden andern Menschen erschüttert. Ich müsste also Euch doch überzeugt halten, daß die Religion an den Höfen nicht verkannt ist.

B. Die Selbstüberzeugung Ew. Majestät macht es noch lange nicht aus, daß an Ihrem Hofe der Sitz der Religion ist. Ich war schon an mehreren Höfen, wo es ebenso gottesfürchtige Fürsten gab, als gewiß Ew. Majestät sind. Aber dessenungeachtet macht das gute Beispiel, das Ew. Majestät und andere Fürsten geben, noch nicht, daß die Höfe dadurch gereinigt werden. Das Beispiel unsers Weltheilands war doch das allergrösste, das er in Mitte des damals großen Volkes gab, und dennoch ward er wegen seiner Religion, wegen seiner Wahrheit und Menschenliebe zum Tode verdammt. Wenn der Sitz der Religion an den Höfen wäre, so hätte der Weltheiland auch den seinigen an einem Hofe aufgeschlagen, anstatt in der Armuth geboren zu sein. — Ew. Majestät vergeben mir meine Äusserung, denn ich bin gewohnt, meine Gesinnungen dem Fürsten wie dem gemeinen Manne zu eröffnen. Das Evangelium gebeut uns, diesfalls ohne Ceremonien zu reden und zu handeln.

K. Ihr habt vollkommen Recht, Eure Gesinnungen erbauen mich und ich wünsche diese Sprache aus dem Munde aller meiner Unterthanen zu vernehmen. Aber, wie man

sagt, lehrt Ihr doch anders, als Ihr sprecht. — Ihr behauptet ja eine Viereinigkeit der göttlichen Personen durch die Dazwischenkunft seiner göttlichen Mutter.

B. Eine Viereinigkeit zu lehren, ist mir niemals eingefallen. Daß ich aber in der göttlichen Mutter eine Gattung von Göttlichkeit betrachte, wird keine Ketzerei sein; denn sie scheint durch ihren hohen Beruf, zur Mutter des Gottmenschen auserkoren zu sein, auch eine übernatürliche Hoheit erhalten zu haben. Zudem ist es nur meine Meinung, die ich niemals weder gelehrt habe, noch lehren kann; der menschliche Verstand reicht nicht hin, die Geheimnisse der Menschwerdung zu ergründen; aber der Mensch hat doch Ursache, denselben nachzudenken, damit er sich von der Göttlichkeit dieses Geheimnisses überzeuge; er wird alsdann, wegen der unmöglichen Ergründung desselben, seinen Verstand selbst durch die Unterwerfung zum Opfer bringen.

K. Es ist immer sehr gefährlich, sich mit unbegreiflichen Dingen abzugeben, der einzelne Mensch bleibt seinem Gewissen, so lange von Meinungen die Rede ist, verantwortlich; sobald aber diese in Umlauf gesetzt werden, so hat der Souverain mit der Geistlichkeit zu wachen, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht beunruhigt werde und aus Irrbegriffen Irrlehren entstehen, welches wirklich der Fall bei Euch sein soll; ich wünsche, daß die Verantwortung, die Euch bevorsteht, von keinen üblen Folgen für Eure Person sein möge. So viel ich höre, gebt Ihr Euch auch mit chemischen Heilungen ab und habt Euch selbst in Hinsicht meiner Gesundheitsumstände schon geäußert. Über diesen Gegenstand wünsche ich Eure Meinung lieber als über theologische Dinge zu hören. Habt Ihr über meinen Zustand schon etwas Bestimmtes gehört?

B. Gar nichts als die Vermuthung, Ew. Majestät sollen Gift bekommen haben.

K. Könnt Ihr aus meinem Aussehen etwas dergleichen abnehmen?

B. Aus dem bloßen Aussehen eines Patienten läßt sich ein verborgenes Übel selten abnehmen. Würde mir der Leibarzt Ew. Majestät den statum morbi vortragen und die Or-

dinaten vorlegen, so wäre ich vielleicht im Stande, bestimmter mich zu äussern.

K. Dies soll gleich geschehen. — Man rufe den Leibmedicus: er soll die Ordinaten mitbringen. Der Kaiser saß in einem grünen Schlafrock am Tische, hatte die Füße etwas eingebunden und auf dem Kopfe eine Mütze, die eine Art von Sichtschirm machte. Seine Stimme war sehr ungleich, bald stark, bald zu sehr abwechselnd schwach — das Gesicht ziemlich eingefallen.

B. Vielleicht wenn der Leibmedicus Dasjenige auch bemerkt, was mir seit einigen Minuten, als Ew. Majestät wegen ihrer Gesundheit mit mir sprachen, auffällt, so dürfte die Vermuthung wegen einer Vergiftung gegründet, aber auch die Rettung ihrer höchsten Person keinem Zweifel unterworfen sein. — Kaum hatte ich dieses gesagt, als der Kammerherr schon wieder eine Bemerkung sich über Inspiration erlaubte. Ich brachte ihn dadurch aber gleich zum Schweigen, daß ich ihm sagte: Sein Stand bringe es mit sich, von der Unwissenheit inspirirt zu sein, er sei glücklich genug, mit den Händen und Füßen Das, was ihm am Kopfe fehle, zu ersetzen: worüber der Kaiser in etwas zum Lachen geneigt schien.

K. Woher nehmt Ihr dieses ab, bemerkt Ihr wirklich an meinem Körper etwas?

B. Nein. Meine Bemerkung betrifft gar die Person Ew. Majestät nicht, sondern die Luft Ihres Wohn- und Schlafzimmers ist so vergiftet, daß Ew. Majestät solches, sobald Ihr Leibmedicus kommt, werden verlassen müssen.

Der Kammerherr fing wie ein Narr zu lachen an. Dem Kaiser misfiel das Lachen, daß ich den Spötter diesmal nur mit der Miene der Verachtung bestrafte.

K. Und aus was könnt Ihr dieses abnehmen? da ich doch nichts spüre.

B. Ew. Majestät sind schon zu stark an den giftigen Dunst gewöhnt, als daß sie es mehr bemerken können.

K. Und wovon soll dieser Dunst herkommen?

B. Von Ihren Wachslichtern. — Sehen Ew. Majestät nicht das rothe Feuer der Flamme.

K. Das Feuer ist sehr lebhaft, aber es scheint mir nicht Ungewöhnliches zu haben.

B. Sehen Ew. Majestät nicht den hievon aufsteigende feinen weißen Dunst, der den natürlichen Kerzen nicht eigen ist

K. Meine Augen sind wirklich so schwach, daß ich diese nicht sehe. Seht Ihr es, sagte er zu dem Kammerherrn. — „Ja, Ew. Majestät, ich bemerke es selbst, seitdem dieser Fremd mich hierauf aufmerksam gemacht hat."

B. Nun Gott gedankt! — sind doch die Augen gut wenn gleich das Gehirn nicht inspirirt ist. In dem Augenblicke trat der Leibmedicus ein.

K. Ihr kommt eben recht: ich habe einen reisenden Arzt bei mir, der mir die erstaunende Entdeckung macht, daß die Luft dieses Zimmers gänzlich vergiftet sein soll, was sagt Ihr dazu?

Medicus. Ich kann allerdings diesem Herrn, ohne seine Beweise gehört zu haben, nicht wohl widersprechen.

K. Habt Ihr Eure Ordinaten bei Euch?

M. Ja, Ew. Majestät, hier sind sie von dem ersten Anfange Ihrer Unpässlichkeit an, die nunmehr 27 Tage dauert.

K. Gebt sie diesem Cavalier, daß er sie durchgehe.

— Ich durchlas eine nach der andern, nach meinen Begriffen scheinen mir die Ordinaten sehr vorsichtig und gut zu sein. Der Herr Leibmedicus schliessen, sagte ich, auf verdorbene Säfte, und suchen der Neigung auf Anschoppungen ganz leicht zuvorzukommen, weil die Schwäche des Körpers keine reizenden Mittel zu erlauben scheint.

M. Ich finde, daß meine Papiere in den Händen eines einsichtsvollen Mannes sich befinden. — Ew. Majestät erinnern sich, daß ich seit 10 Tagen Ihnen in den nämlichen Worten meine Meinung geäussert. Seit ein paar Tagen fange ich aber wirklich selbst an, gegen mich mistrauisch zu werden; meine Ordinaten zeigen mir nicht jene Symptome, die ich erwartete. Mein College wird mir es bezeugen, daß ich ihm mein Bedenken eröffnet, ob nicht ein anderes Übel eingetreten sein dürfte, besonders, da sich der kalte Schweiß täglich so oft einstellte; dies war auch die Ursache, warum ich Ew. Majestät schon vorgestern zu einem Consilio medico disponiren wollte.

B. Sie werden dessen entübrigt sein, wenn Sie meiner Entdeckung Ihre Aufmerksamkeit gönnen wollen; erlauben Ew. Majestät, daß ich beide Wachskerzen von Ihrer Person entfernen und auf diesen Tisch setzen darf. — Sehen Sie, Herr Leibarzt, das rothe heftige Feuer in dieser Flamme? — Bemerken Sie auch den schnell und fein aufgehenden weißen Dunst — und noch mehr den großen Absatz, den dieser Dunst in diesem hohen Zimmer an der Decke schon angelegt hat.

M. Alles dieses sehe ich und bemerke es: ich wünsche nun, daß Sie in Ihren Demonstrationen über das Giftartige des Dunstes mich näher aufklären, denn leer scheint mir die Sache nicht zu sein.

B. Ich wünsche vorher zu wissen, ob Ihro Majestät die Kaiserin auch dergleichen Wachslichter brennen.

K. Man bringe die Wachslichter der Kaiserin herüber.

— Der Kammerherr ging fort und brachte sie nach einigen Minuten brennend.

B. Finden Ew. Majestät, finden die Anwesenden nicht das Feuer dieser Kerzen viel sanfter, ruhiger, ohne Dunst und ohne das gewisse feine Spritzen?

K. Jetzt sehe ich den merklichen Unterschied selbst.

B. Erlauben Ew. Majestät, jetzt die Probe anzustellen, um zu zeigen, daß diese Kerzen das feinste Gift auswerfen.

K. Ohne weiteres.

— Als ich anfing, das Wachs von einer abgelösten Kerze mit dem Messer von dem Docht abzulösen, und ich dem Leibmedicus das Resultat in der Stille zeigte, ging dieser zu dem Kaiser hin und sagte ihm leise: Se. Majestät befehlen, daß der ganze Vorrath Ihrer Wachskerzen in das Cabinet sogleich geliefert werde.

K. Der Kammerdiener lasse den ganzen Vorrath dieser Kerzen hierher bringen.

— Sie waren in einem der Vorzimmer in einem Schranke aufbehalten und wurden in der Zahl von 30 Pfund hereingebracht. Es ist sonderbar, daß diese Kerzen oben und unten mit einem kleinen vergoldeten Kränzchen eingefasst sind, wahrscheinlich, um sie nicht zu verwechseln. Der Kaiser befahl, daß außer dem Medicus und dem Kammerherrn Niemand im

Cabinet verbleibe, weil zwei andere Personen, wahrscheinli vom Dienst, sich den Eintritt erlaubten. Bei dem Abgan derselben legte ich beide Dochte von den zwei angebrannt Lichtern blos, während der Medicus an einem der unang brannten das Nämliche vollbrachte. Wir sahen nun, daß offe bar der Arsenik flüssig gemacht, darauf der Docht eingetun war, sodann abgetrocknet und alsdann erst das reine Wac darüber gegossen ward.

K. Haltet Ihr es wirklich für Gift?

M. und B. So sicher, als wir vor Ew. Majestät stehe

— Ich sagte, es dürfte jetzt nöthig sein, einen kleine Hund, an dem nichts gelegen, und etwas Fleisch hierher z bringen, um sich von der Wirkung des Giftes zu überzeuge Indessen könnten Anstalten getroffen werden, Se. Majestä aus diesem Zimmer sogleich zu entfernen.

K. Wer hat die Lieferung dieser Kerzen zu besorgen? — und wie lange wird diese Art Kerzen schon für mich ver braucht?

— Der Kammerherr ging hinaus, kam sogleich aus de Vorzimmer zurück und nannte Denjenigen, der sie um Lichtme dieses Jahres gekauft und seit dieser Zeit aufgesteckt hat.

K. Geht sogleich fort und lasst ihn arretiren, ich werd morgen meine weitern Befehle dem Oberhofmeister ertheilen — im Übrigen soll von dem ganzen Hergange kein Wort gespro chen werden.

B. Wir wollen dem Hund von dem in ganz kleine Theilen zerschnittenen Dochte etwas in dem Fleische zu fre sen geben — was auch geschah — und dann werde ich mi dem Herrn Medicus bereden, was Ew. Majestät zu ordini ren ist, sodaß in höchstens einer Stunde die Medicin kam genommen werden. Vorzüglich ist jetzt nothwendig, daß Ew Majestät dieses Zimmer verlassen und ein geräumiges beziehe in dem Sie sich einige Stunden Bewegung machen könne Das Zimmer muß die Nacht noch mit zwei Betten für Se Majestät also eingerichtet werden, daß dasselbe, welches Si nach Mitternacht verlassen, sogleich aus dem Zimmer geschaff werde und einige Tage nach einander immer, nach jede Schweiß, ein ganz frisches Bett bereit stehen. — Wir verliessen

das Zimmer Sr. Majestät, verordneten die Kerzen aufzubewahren, dem Hunde aber in einem Zimmer hinlängliches Wasser zu geben und uns sogleich anzuzeigen, wenn man Unruhe an ihm bemerke. Meine Unterredung mit dem Leibmedicus dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Ich machte ihn mit meiner chemischen Medicin bekannt, wozu er mir seinen ganzen Beifall gab. Wir gingen in die Hofapotheke, entfernten alle Subjecte bis auf den Principal, verfertigten die Medicin für des Kaisers Majestät und fingen auch zugleich an die Bestandtheile des getünchten Dochtes zu analysiren, wo sich bei der Absonderung das Arsenik sogleich ins Reine setzte. Das Resultat war noch weit beträchtlicher, als wir es vermuthet hatten. Als wir nach einer Stunde in das von dem Kaiser bezogene Zimmer kamen, wurde gemeldet, daß dem Hund schon das Zimmer vor Schmerzen zu eng werde und er erbärmlich zu schreien anfange. Wir besahen ihn und versperrten das Zimmer.

K. Nun, seid Ihr wegen meines Zustandes einig geworden?

B. Vollkommen; wir haben auch schon die Medicin bereitet, die Ew. Majestät sogleich zu nehmen haben.

K. Glaubt Ihr also zuverlässig, daß mir dieses Gift meine Krankheit verursacht habe?

B. Zuverlässig.

K. Hofft Ihr mich auch zu retten?

— Ich trat dem Kaiser nahe, um seine Gesichtsfarbe, die Augen und seine Lippe genau zu betrachten; der Leibmedicus that desgleichen und wir äußerten unsere Meinung, daß es wirklich die höchste Zeit, aber die Wiederherstellung mit der Hülfe Gottes allerdings zu hoffen sei.

K. Wird es eine lange Kur abgeben?

B. Dies hängt von der Wirkung der zwei ersten Medicinen ab. So viel können wir Ew. Majestät versichern, daß nach vier oder fünf Tagen die starken Beängstigungen und Beklemmungen nachlassen werden.

K. Und wodurch wollt Ihr dies bewirken, etwa durch Erbrechen?

B. Gott bewahre, ganz allein durch den Schweiß, denn die Glieder sind mehr als der Leib afficirt.

K. Wollt Ihr mir jetzt die Medicin geben?

B. Ja, Ew. Majestät; wir beide haben sie verfertigt. Der Leibmedicus reichte sie dem Kaiser, der sie, ungeachtet es ein Achtel einer Maß war, mit einmal austrank.

K. Was ist jetzt zu thun?

B. Ew. Majestät machen sich in dem Zimmer so lang Bewegung, bis Sie bemerken, daß ein Schweiß im Anzug ist, alsdann legen Sie sich sogleich nieder. Sobald Ew. Majestät eine kleine Übelkeit bemerken, so ist schon das Decoct vorhanden, von dem Sie so viel, als Sie Lust haben, nehmen, und die Übelkeit wird sich verlieren; alsdann ist die Bewegung wieder fortzusetzen. Ew. Majestät halten im Bett sodann den Schweiß so lange aus, bis sich die Hitze zu legen anfängt, alsdann begeben Sie sich in das für Sie schon bereitete zweite Bett, wo die Mattigkeit den Schlaf ganz natürlich herbeiführen wird.

K. Findet Ihr die heutige Nacht für mich bedenklich?

B. Gar nicht, aber wir werden uns dennoch, bis Ew. Majestät ruhen, nicht entfernen.

K. Das ist mir lieb. Lasst Euch jetzt etwas zu essen und zu trinken geben, während die Kaiserin zu mir herüberkommen und mich unterhalten soll. Sobald ich eine Übligkeit spüre, werde ich Euch rufen lassen.

B. Ganz wohl — nur bitten wir Ew. Majestät, unbesorgt zu sein. Es ist ein gutes Zeichen, daß Ew. Majestät ohne Widerwillen die Arznei genommen haben.

— Wir traten ab und ich ging frei mit dem Leibmedicus die Stiege in ein Zimmer hinab, wo ich meinen guten Scotti schon schlafend antraf. Wir speisten zu drei zusammen und Scotti eröffnete mir, daß der Kaiser befohlen habe, mir ein Zimmer in der Residenz zu geben und ihn zu meinem Gesellschafter zu bestimmen, wobei ich in Hinsicht der Umstände mich auch beruhigte. Am Tische ward über den Zufall meiner Reise gesprochen. Der Leibmedicus, der in seinem Reden, Thun und Lassen alle Kennzeichen eines ehrlichen Mannes hatte, sagte mir frei: ich bedaure Ihr Schicksal um so mehr, als ich in Ihnen den Retter meines Souverains erkenne. Bleiben Sie nur standhaft, wir werden, trotz Ihrer großen

und vielen Feinde, für Ihre Rettung sorgen; denn selbst die Rettung des Kaisers wird Ihre Feinde vermehren. Der Mann, der einmal den Haß der Geistlichkeit gegen sich hat, ist schon als verloren anzusehen. Es scheint, als wenn sich die Macht der Hölle mit ihnen vereinigte: (das machte mich aufmerksam), denn ein guter Geist kann die Rache nicht bis zur Vertilgung des Menschen treiben.

Dankend für seine Gesinnungen, sagte ich nichts, als daß keine Gattung von Verfolgung meinen Geist niederschlagen könne, ich tröste mich immer mit den Leiden meines Erlösers, dem ich selbst mein Leben mit Freuden als ein Versöhnungsopfer darbringe. Ich kenne daher keinen glücklichern Stand, als den Stand der Verfolgung.

Nach Verlauf einer starken Stunde läßt uns der Kaiser sagen: seine Bewegung habe den Schweiß zur Folge gehabt, er habe sich in das erste Bett gelegt. Der Leibmedicus ging sogleich hinauf, um die Veränderung des Pulses und den Grad der Alteration zu bemerken. Die aufgeschriebene Bemerkung gab er mir zu lesen, wir fanden Alles ganz dem Zustande angemessen. Er sagte mir, der Kaiser habe ihn gefragt: Nicht wahr, Gott hat uns diesen Mann geschickt? — Ganz gewiß, Ew. Majestät — erwiderte der Medicus — es ist auch zu wünschen, daß er bei Ew. Majestät immer zu bleiben habe. — Dies wird, sagte der Kaiser, aber schwer halten.

Nach einer Stunde ging ich mit dem Leibmedicus selbst zum Kaiser hinauf. Es war gegen 1 Uhr nach Mitternacht, als die Hitze schon anfing sich zu vermindern. Nach einer kleinen halben Stunde erhob sich der Kaiser aus dem Bette; er ließ sich ein frisches Hemd anlegen und ging in das andere bereitete Bett zur Ruhe. Ich nahm das Hemd, ließ mir ein Gefäß mit frischem Wasser bringen, warf das Hemd hinein und verordnete selbes in mein Zimmer zu tragen, um den andern Tag die Wirkung der Medicin aus der Untersuchung des Wassers zu bestimmen. Der Kaiser fing an zu schlafen und wir entfernten uns mit der Weisung, uns sogleich zu rufen, wenn er wach würde. Als wir bei dem Zimmer vorbeigingen, wo der Hund eingesperrt war, fan-

den wir denselben schon wie eine Kugel zusammengezogen und todt. Man trug ihn sogleich fort, mit der Weisung, nicht ein Wort, vermöge des kaiserlichen Befehls, hievon zu reden, auch dem Kaiser, wenn er nicht frage, keine Meldung hievon zu thun. — Dies schien auch geschehen zu sein, denn der Kaiser, vermuthlich aus Apprehension, that bei keinem von uns und seinen Leuten mehr die geringste Erwähnung von dem Hunde. Es war den 29. 6 Uhr früh, als wir bei dem Kaiser eintraten.

K. Gott gedankt! ich lebe noch.

B. Hieran haben wir gar nicht gezweifelt.

K. Der Arzt greife den Puls — ich finde die Brust sehr gegen die vorhergehenden Tage erleichtert.

B. Dies hat der Schweiß bewirkt. Ew. Majestät sind jetzt zu schwach, als daß Sie Ihren Zustand beurtheilen könnten.

K. Ich war nach den vorigen unruhigen Nächten weit schwächer als heute — auch erinnere ich mich nicht, etwas geträumt zu haben. Die letztern Nächte waren voll der schwersten Träume. Darf ich heute aufstehen?

B. Gegen Mittag, Ew. Majestät bedürfen jetzt Ruhe und eine strenge Diät.

K. Und wie soll diese sein?

B. Enthaltung von Fleisch und Wein.

K. Und wird dieses lange dauern?

B. Bis wir Ew. Majestät die Dispensation ertheilen.

K. Darf ich auch etwas frühstücken?

B. Alles, wozu Ew. Majestät Appetit haben.

K. Bringt mir Chocolade, wahrscheinlich mit Milch?

B. Alles, so viel möglich mit Milch, um das Geblüt zu verdünnen.

K. Glaubt Ihr, daß es so schwer ist.

B. Die Träume zeigen es schon an und dies werden wir morgen besser bestimmen können.

K. Muß ich mir heute Bewegung machen?

B. So viel Ew. Majestät immer können, aber nicht in der freien Luft.

K. Ihr werdet mich heute doch öfters besuchen?

B. Nach Tische legen sich Ew. Majestät, so lang es Ihnen beliebt, nieder, um Stärke für den Abend zu gewinnen.

K. Wollt Ihr mich heute Abend etwa stärker angreifen?

R. Nein, aber früher, damit Ew. Majestät mit dem Schlafe in Ordnung kommen. Die Medicin dürfte heute um 6 Uhr genommen werden, so ist gegen 8 Uhr Alles überstanden; der Schlaf wird diese Nacht viel ruhiger, als in der vergangenen sein.

K. Mir scheint, ihr Beide habt euch gegen mich verschworen?

B. Um Ew. Majestät so schnell als möglich herzustellen. Übertriebene Kuren bringen oft die schlimmsten Wirkungen. Ew. Majestät sind chemisch verdorben worden und müssen also chemisch, mit der Hülfe Gottes, geheilt werden.

K. Die Hülfe Gottes ist die größte Arznei — aber die Chemiker scheinen überhaupt Alles durch Gott zu machen, um den Leuten Vertrauen auf ihre Kunst einzuflössen.

B. Beides hat einen guten Zweck.

K. Mir scheint, Borri muß auch ein Adept sein.

B. Kein Mensch ist frei von der Erbsünde. Es entwickelt sich bei den Chemisten Eines aus dem Andern — und wenn am Ende eine wahre Gesundheitstinctur resultirt, so ist mehr als bei der wirklichen Entdeckung des Steins der Weisen gewonnen.

K. Mich freut es, wenn Ihr mich besser findet.

B. Viel besser als gestern Abends, die Stimme Ew. Majestät ist sich heute etwas gleicher.

K. Ich meine es selbst. Gestern lag eben die Angst über mein künftiges Schicksal in mir.

B. Der Mensch muß Gott sein Schicksal anheimstellen. Es kommt oft plötzlich eine Rettung durch ihn.

K. Sowie ein Borri, in Ansehung meiner Person.

B. Der Leibmedicus Ew. Majestät würde auch keine 8 Tage Nachsicht gegeben haben. — Wie der Kaiser sein Frühstück genommen hatte, entfernten wir uns Beide.

Abends gegen 6 Uhr kamen ich und der Leibmedicus wieder zum Kaiser; bei dem Eintritte sprach dieser:

K. Ich finde dieses Zimmer für meine Respiration weit zuträglicher.

B. Es wäre schlimm, wenn Ew. Majestät dieses selbst nicht bemerkten.

K. Was habt ihr heute, wie man mir sagt, für eine Operation mit meinem Schlafzimmer vorgenommen — habt ihr demselben etwa auch Medicin gegeben?

B. Wir haben als vorsichtige Adepten den Goldstaub, der sich von dem Dunste der Wachslichter angesetzt, von der Decke abgelöst. Ew. Majestät können selbiges in wenigen Tagen beziehen.

K. Es ist gar nicht nothwendig; ich werde meine Bequemlichkeit hier so lange finden, bis ich mein Sommerquartier beziehe. — Was macht ihr denn mit diesem Dunstabsatze?

B. Das Nämliche, was mit dem Hemde Ew. Majestät geschieht, wir wollen dadurch unsere Beobachtung berichtigen, um beiläufig zu bestimmen, um wie viel die folgende Nacht besser als die vorhergehende sein wird.

K. Gebet mir die Medicin her!

— Der Leibmedicus reichte sie dem Kaiser, dieser trank sie frisch wie den vorhergehenden Tag aus.

K. Im Grunde hat die Medicin einen garstigen Geschmack, es muß wildes Gezeug dabei sein.

B. Doch kein so garstiges, als sie von Ew. Majestät durch den Schweiß abtreibt.

K. Habt Ihr darüber schon eine Erfahrung realisirt?

B. Gott sei gedankt, ja! — Die Wirkung der Medicin hat unsere Erwartung übertroffen. Der erste Abtrieb, wovon wir das Wasser wieder gereinigt, läßt uns das Beste hoffen. Das Wachs ist von den Dochten der Kerzen, bis auf zwei Stücke, die wir, um das Corpus delicti zu verwahren, im Ganzen zurückbehalten haben, schon abgelöst; das ganze Gewicht der Kerzen beträgt 28 Pfund, die getunkten Dochte 3½ Pfund, folglich mag sich die Giftmasse auf 2¾ Pfund belaufen.

K. Dies hätte mich in einigen Monaten ad patres schicken können.

B. Vielleicht noch früher; das Gift, da es sich schon

stärker zu fixiren angefangen, hätte folglich in seiner Wirkung mehr zugenommen und auch das Geblüt ergriffen, die Rettung würde alsdann schwer gehalten haben — da jetzt die Heilung nach den Indicationen ganz leicht vor sich geht.

K. Wie kommt es, daß ich zum Weine während meiner Krankheit eine stärkere Lust als jemals in meinem Leben hatte?

B. Die Weinsäure wird durch den Depot des Gifts gereizt, dieses dadurch aber nur noch weit angreifender und schädlicher gemacht. Ew. Majestät werden die Lust zum Weine, je mehr die Giftmaterie hinweggetrieben wird, auch immer mehr verlieren.

K. Ich werde mich also heute wieder wie gestern zu benehmen haben, und mehr ist nicht nöthig?

B. Ganz in derselben Art. Indessen bis der Schweiß vorbei ist, wird unsere Gegenwart nöthig sein, um die Alteration beurtheilen zu können.

K. Und vielleicht das Spolium mit meinem Hemde zu wiederholen.

B. Auch dies muß und darf nicht vergessen werden.

— Der Kaiser war, nach überstandenem Schweiße, kaum eine Viertelstunde zu Bette gebracht, als er einschlief, um 3 Uhr früh erwachte und nachher die Ruhe durch ununterbrochenen Schlaf bis 7 Uhr fortsetzte.

Vom 30. April bis zum 12. Mai schienen die Alterationen, und auch der Schweiß in gleichem Grade, eine Stunde nach genommener Medicin einzutreten und fortzudauern: — vom 13. bis 27. Mai zeigte sich jeden Tag der Schweiß geringer und die ausgetriebene Giftmaterie nahm fast bis auf das Unmerkbare ab. Ich kam daher mit dem Leibmedicus überein, die Medicin zu ändern und dem Kaiser nunmehr auch stärkende Mittel, dann 6 bis 8 Bäder zu ordiniren. Er fing vom 19. Mai schon an, alle Tage auszufahren. Der Appetit nahm zu, wie sich die Weinlust verminderte. Die Genesung schien eingetreten zu sein, was ihm der Leibmedicus auch hinterbrachte. — Der Kaiser sah mich nicht mehr so oft, weil meine Anwesenheit schon unter dem Volke und Adel bekannt wurde, und meine Verhältnisse es erforderten, mich etwas verborgen zu halten.

Am 14. Juni ward ich Abends zum Kaiser berufen, allwo ich meinen Abschied erhielt. Er ließ mich ganz allein vor sich kommen.

K. Mein guter Borri! Ich erkenne in Euch nach Gott den Retter meines Lebens. Mich schmerzt nichts mehr, als daß ich Euch selbst nach der Empfindung meines Herzens nicht jene Erkenntlichkeit zeigen kann, die ich Euch schuldig bin. Allein Eure Verhältnisse sind zu sehr verworren, als daß ich mich in dieselben mischen kann, um die Sache nicht ärger als sie ist zu machen. Ihr habt Euch in dem Religionspuncte so weit verstiegen, daß es nothwendig ist, Euch eines Irrthums völlig zu überzeugen. Der Papst wird eine Commission niedersetzen, Euch über Eure Irrthümer in Religionssachen zu hören; ich kann der Gewalt der Kirche in diesem Stücke nicht Einhalt thun. Ich sehe es ein, daß Eure Lage dermal sehr bedenklich ist. Ihr könnt sie aber selbst mildern. Das Gewissen muß Euer Richter sein. Überzeugt es Euch von Eurem Fehler, so wird es Euch auch nicht schwer ankommen, denselben zu bekennen und zu widerrufen. Was ich als Souverain für Euch thun kann, ist schon geschehen. Der päpstliche Nuntius hat mir einen Revers ausstellen müssen, daß, im Fall Ihr auch strafbar erfunden werdet, Euch weder an Euerm Leben noch an Euerm Leib auch nur das geringste Leid zugefügt werde. Mein Gesandter in Rom wird dieses Euch in Gegenwart der päpstlichen Commission eröffnen. Meine Gesandten werden für Euern Unterhalt sorgen und so lang Ihr lebt, sollt Ihr von mir oder von meinen Erben jährlich 200 Ducaten zu beziehen haben. Alles dieses sei Euch ein Merkmal, daß ich erkenne, was Ihr an mir gethan habt; werde ich erfahren, daß Euer Gemüth sich entweder durch Selbstüberzeugung, oder durch die von Gott Euch zu wünschende Gabe der Demuth wird beruhigt haben, so steht es Euch frei, in meine, oder des Königs von Spanien Staaten zurückzukehren; Ihr werdet an diesem wie an mir nicht blos einen dankbaren Freund, sondern einen wahren Vater finden. — Gott nehme Euch besonders in seinen Schutz — dies ist mein Wunsch — lebt wohl.

— Ich wollte dem Kaiser den Rock küssen. Er reichte mir

aber mit Thränen in den Augen die Hand und sagte: Ich hoffe, Ihr seid bald dieser Gnade würdig. — Die Rührung war auf beiden Seiten so groß, daß ich, ohne ein Wort mehr reden zu können, das Zimmer verließ, und den folgenden Tag Abends, mit meiner bisherigen Escorte, von Wien nach Italien abgeführt wurde.

Hier endet Borri's Erzählung.

Leichtgläubige Geschichtschreiber haben diese zuversichtlich und ausführlich erzählte Geschichte gleich als baare Münze angenommen und verschiedene Hypothesen aufgestellt, von wem eigentlich die Vergiftung veranlasst worden; Ludwig XIV., die ungrischen Malcontenten und die Jesuiten sind abwechselnd beschuldigt worden. Keinem dieser hochgelehrten unkritischen Geschichtschreiber ist aber die Frage eingefallen: Ist die Erzählung Borri's wahr?

Hierauf ist die Antwort: Nein!

Sie ist vom ersten bis zum letzten Wort erlogen.

Es streiten medicinische, chemische, chronologische Gründe gegen die Aechtheit.

Der medicinische Grund ist, daß nirgend in dem ganzen Bericht einer Krise Erwähnung geschieht; Borri sagt nur, der Kaiser wurde durch Schweiß geheilt; dies ist aber unmöglich, denn Arsenikvergiftung kann nicht durch Schweiß geheilt werden. Man kann Arsenikvergiftung aus dem Schweiß erkennen, aber nicht durch Schweiß heilen. Eben weil Borri nicht wusste, wie die Arsenikvergiftung gehoben werden kann, hat er keiner Krise, ausser jener des nicht heilenden Schweisses erwähnt.

Die Gründe, welche die Chemie darbietet, sind ebenfalls sehr stark gegen die Vergiftungsgeschichte. Ein großer Chemiker hatte die Güte, mir hierüber folgende Auskunft zu geben [1]).

An und für sich ist eine Vergiftung durch den Gebrauch von Wachslichtern, deren Docht Arsenik enthält, in geschlossenen Gemächern allerdings möglich, auch könnte die Quelle

1) Sangaletti, Professor der Chemie an der Universität zu Pesth, in einem Briefe an mich d. d. Pesth, 29. April 1847.

der Vergiftung von einem, in einen solchen Raum tretenden aufmerksamen Beobachter, der Chemiker ist und einen Verdacht einer stattgefundenen Vergiftung hegt, entdeckt werden, jedoch kaum auf die von Borri erzählte Weise, noch aus den von ihm angeführten Erscheinungen, welche mehr einer theoretischen Voraussetzung, wie sich solche vergiftete Wachskerzen verhalten mögen, als der Wirklichkeit entsprechen, wie aus Versuchen hervorgeht, die ich mit Arsenik enthaltenden Wachskerzen eigens angestellt habe. — Wachskerzen nämlich, deren Docht mit einer concentrirten wässrigen Lösung von Arsenik getränkt, getrocknet und mit Wachs überzogen wurde, brennen mit einer Flamme, deren Farbe von jener gewöhnlicher Wachskerzen fast gar nicht abweicht, sie stossen keinen deutlich wahrnehmbaren Rauch aus, und verbreiten während des Brennens keinen auffallenden Geruch; nur beim Anzünden derselben, wo der Arsenik haltende Docht anfänglich allein brennt, stärker noch beim Ausblasen, wo der Docht eine Zeit lang fortglimmt, verbreiten sie einen auffallenden und charakteristischen knoblauchartigen Geruch.

Überzieht man den Docht mit einem Gemenge von Wachs und gepulvertem Arsenik und hierauf mit gewöhnlichem Wachs, so erhält man zwar Kerzen, deren Flamme anders gefärbt ist, als die Flamme gewöhnlicher Wachskerzen; sie ist aber in solchem Falle nicht roth, wie Borri erzählt, sondern eigenthümlich bläulichweiß.

Solche Kerzen stossen zwar beim Brennen einen deutlich wahrnehmbaren weissen Rauch aus, sie verlöschen aber in kurzer Zeit, indem die Capillargänge des Dochtes sich durch den mit dem Wachse aufgesogenen Arsenik verstopfen und hiedurch ausser Stand gesetzt werden, der Flamme das nöthige flüssige Wachs zuzuführen. Dies muß um so mehr stattfinden, wenn der Docht mit einer so bedeutenden Menge Arsenik überzogen ist, wie die zum Gebrauche des Kaisers Leopold bestimmten Kerzen, nach Borri's Angabe, enthalten haben sollen. — Borri fand angeblich in den Dochten der 30 Pfund betragenden Wachskerzen (also in den Dochten von circa 180 Kerzen) 2¼ Pfund Arsenik, was für eine Wachskerze über 58 Gran betrüge.

Ich kann daher die von Borri erzählte Vergiftungsgeschichte, sowie die Entdeckung der Vergiftung in der Art und Weise, wie sie nach seiner Erzählung stattgefunden haben soll, nicht anders als unwahrscheinlich finden.

So weit Sangaletti.

Die Vergiftungsgeschichte ist ferner nicht wahr aus historischen Gründen. Denn eben zu der Zeit, als Borri den Kaiser in Wien geheilt haben will, war Kaiser Leopold gesund und gar nicht in Wien.

Hiefür gibt es einen unwiderlegbaren Beweis, nämlich des Kaisers eigene Handschrift. Kaiser Leopold war mit seinem Gesandten am spanischen Hofe, Grafen Pötting, in stetem Briefwechsel. Er schrieb ihm eigenhändig alle 14 Tage und geht auf die kleinsten Particularitäten, besonders der Gesundheitszustände der ganzen kaiserlichen Familie ein. Aus diesen Briefen ergibt sich nun, daß der Kaiser gerade in der Zeit der vorgeblichen Heilung gesund und gar nicht in Wien war.

Ich lasse aus den Briefen [1]) in chronologischer Ordnung folgen, was sich in selben über des Kaisers Gesundheit befindet, und fange lange vor Borri's angeblicher Heilung an und setze die Auszüge bis über die Zeit der angeblichen Heilung fort.

1669
17. Oct. „Wir sind Alle wohl auf."

In den nächsten 14 Tagen schreibt der Kaiser nicht. Die Ursache gibt er in seinem nächsten Briefe an; er schreibt:

1670
16. Jan. „Was mich anlangt, so habe ich ein zimbliches ausgestanden, und ist schon heut der 24. Tag daß ich zu Bette liege, obwol in seither 3 Tag Nachmittag allezeit eine Stunde mich aufmache. Heut habe ich annoch die beste Nacht gehabt, und befinde mich Gottlob gar wohl auf, ich vermeine die Medici werden mir morgen noch ein lindes Spaawasser zugeben, das übrige wird die beikommende Relatio Medicorum ausweisen, welche ihr der Königin weissen wollt."

1) Die Originalbriefe befinden sich im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive. Der k. k. Archivbeamte Friedrich Firnhaber hat einige Jahrgänge derselben extrahirt; seiner gefälligen Mittheilung danke ich die im Text erscheinenden Auszüge.

1670

30. Jan. (Wien) .... „Was mich anlangt so bin ich gottlob so viel als restituirt und hoffe am Sonntag per la prima vice auszugehen."

5. Febr. (Wien) .... „Nachdem ich durch die Gnade Gottes meine vorige Gesundheit völlig recuperirt habe, darum Gott ewig gelobt sei, und schon am Sonntag als Lichtmeßtag zum erstenmal öffentlich aus in die Hofkapellen gangen, allda der Predig Te Deum und Ambt beigewohnt, auch Montags darauf die Kaiserin Eleonoram in ihrem Guerto besuchet, und öffentlich Audienz hernach gegeben hab, also habe ich vor gut angesehen, deßwegen auch einen eigenen Courier zu senden, und Ihro Majestät der Königin davon parte zu geben." — — „Ich Gottlob bin völlig wie alle Zeit, hatte auch einen ansehnlichen Appetit, allein ich muß ein wenig zurückhalten."

12. Febr. (Wien) P. S. „wir seind gottlob alle wohl auf."

26. Febr. (Wien) „den 20. hat die Kaiserin die Flek oder serampica bekommen, und zugleich um das Kind kommen ist, so ein Sohn war" ... am Ende: „sonsten sind wir alle gottlob wohl auf."

12. März (Wien) „sonsten sein wir alle gottlob wohl auf."

26. März (Wien) „sonsten sind wir alle wohl auf."

9. April „de reliquo omnes bene valemus."

23. April (Laxenburg) „sonsten seind alle gottlob wohlauf, wie auch unsere Tochter, welche man heut in Gottes Namen abspennen thuet."

8. Mai (Laxenburg) „Diesen Augenblick kommt Aviso von Rom, daß Altieri Papst worden, den 29. April cum nomine Clem. X. Ist ein gutes Subjectum doch octogenarius und also wenig auf ihn zu bauen. Tandem ist besser ein Pabst als kein Pabst, sonsten sein wir alle gottlob wohl auf ... mit nächsten ein mehreres denn ich habe nicht Zeit und reise eilends auf Maria Zell, werde 12 Tage zubringen."

22. Mai (Kloster Heiligenkreuz) „Wir sein gottlob alle wohlauf, und haben unsere Zeller Reis' wohl vollbracht."

4. Juni (Wien) „sonsten sein wir alle wohl auf."

18. Juni (Wien) „Allhier seind wir alle gottlob gar wohlauf."

Und so geht es das ganze Jahr fort. Immer gesund, nur

im Anfang des November leidet der Kaiser 6 Tage an Hämorrhoiden.

Vergleichen wir nun diese Berichte mit jenem von Borri. Der Kaiser ist Anfangs December 1669 gesund, erkrankt in der zweiten Hälfte desselben Monats, hütet 24 Tage das Bett; aber am 30. Januar 1670 ist er schon vollständig gesund, und bleibt das ganze Jahr über wohl, sechs Tage im September abgerechnet, wo er an Hämorrhoiden leidet. Am 23. April ist er in Laxenburg, reist im Mai nach Maria-Zell und trifft erst Anfangs Juni in Wien ein. Dies steht in den eigenhändigen Briefen des Kaisers.

Borri sagt, er sei am 28. April zu Mittag in Wien angekommen, und sei denselben Abend zum Kaiser berufen worden, der Kaiser sei krank gewesen, er habe die Heilung begonnen. Vom 30. April bis 12. Mai hätten die Alterationen abgenommen, am 19. Mai sei der Kaiser zum ersten Mal ausgefahren. Die Heilung schien am 27. Mai geendet zu sein.

Nach Borri war also der Kaiser vom 28. April bis 27. Mai in Wien und krank. Der Kaiser aber war schon am 23. April in Laxenburg, von wo er auch am 8. Mai schreibt, noch diesen Tag reist er nach Maria-Zell, und kommt erst am 22. Mai von dort nach Heiligenkreuz zurück, ist also nicht in Wien, während Borri behauptet, daß die Alterationen schwächer werden. Am 19. Mai, an welchem Tage der Kaiser zuerst ausgefahren sein soll, wie Borri sagt, war der Kaiser entweder in Maria-Zell selbst oder auf der Rückreise, da er, wie gesagt, am 22. Mai aus dem Kloster Heiligenkreuz schreibt.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Resultat: Arsenikvergiftung durch Wachskerzendunst ist auf die von Borri beschriebene Art im höchsten Grade unwahrscheinlich. Kerzen, deren Docht mit Arsenik schwach überzogen ist, stossen keinen Rauch aus, die Farbe ihrer Flamme weicht von der Farbe gewöhnlicher Kerzen kaum ab, sie verbreiten während des Brennens keinen Geruch. Ist der Docht stark saturirt, so ist die Flamme nicht roth, sondern bläulichweiß. Sie verbreiten allerdings einen wahrnehmbaren weissen Rauch, erlöschen aber sehr bald. Dies

müsste in erhöhtem Grad bei Wachskerzen statthaben, deren jede 58 Gran Arsenik per Stück enthält. Heilung der Arsenikvergiftung durch Schweiß ist unmöglich: der Kaiser war zur Zeit, in welcher Borri die Heilung in Wien vollbracht haben will, gesund und gar nicht in Wien. Borri's ganze Erzählung ist also vom ersten Buchstaben bis zum letzten eine Lüge [1]).

Vierundsechzigstes Capitel.

Ereignisse in Ungern. 1671—1683.

Lage des Landes. Erzbischof Szechényi. Verfahren gegen die Evangelischen. Untersuchungs-Commission in Presburg. Einschreiten der Schweden. Antwort des Kaisers. Erzbischof Szelepcsényi. Ursachen der fortdauernden Unruhen. Emrich Tököly. Helena Zrinyi. Der Landtag 1681. Klagen der Protestanten. Gegenklagen der Katholiken. Entscheidung. Fortdauer der Unruhen. Tököly verbindet sich mit den Türken.

Die zu Murány gefundenen Schriften verflochten Mehrere in Untersuchung. Zu Presburg wurde eine Commission niedergesetzt, unter dem Vorsitze des Grafen Rottal und des Generals Heister. Wol 300 Personen wurden vor Gericht gezogen, mehrere hingerichtet, viele retteten sich durch die Flucht; die Bestürzung über die weit ausgreifende, unerbittliche Strenge der richtenden Behörden war allgemein.

1) Freunde der Geschichte, besonders jüngere, können aus dem Gesagten noch mancherlei Belehrung schöpfen und zwar: a) daß auffallende Thatsachen, selbst wenn sie von sogenannten Augenzeugen erzählt werden, nur nach kritischer Prüfung als wahr angenommen werden können; b) daß jene Leichtgläubigen oder parteiischen Schriftsteller, die Borri's Vergiftungsgeschichte ohne Prüfung für wahr angenommen haben, in allen ihren Angaben nur mit Mistrauen zu lesen sind; c) daß die politischen Schriften Eugens, die in neuerer Zeit Sartori herausgegeben hat und in denen die Vergiftungsgeschichte als wahr hingestellt wird, unächt sind. Siehe hierüber die Vorrede des vorliegenden Bandes.

Während der lähmenden Wirkungen des erſten Schreckens 1671
vertrieb die Fürſtin Sophie Bátori die evangeliſchen Profeſſo-
ren von Patak; ebenſo verloren die Evangeliſchen ihre Kirchen
zu Skalitz, Güns, Schemnitz, Roſenau und Kaſchau. Alles
was die deutſchen Krieger brauchten, Heu, Hafer, Stroh,
Holz, Salz, Kerzen u. ſ. w. muſſte unentgeltlich geliefert,
und wenn der Soldat vom Standquartier abweſend war,
für die Zeit der Abweſenheit mit baarem Gelde vergütet
werden. Die Fleiſchbänke muſſten für jedes Pfund Fleiſch,
das ausgeſchrottet wurde, die Schankhäuſer von jedem Eimer
Wein, von jeder Halben Bier, von jedem Seidel Brannt-
wein eine Abgabe entrichten; überdies wurde ganz Ungern,
Bauern, Edelleute und Magnaten, mit einer Geldſteuer
belegt.

Als Alles, von Furcht gebändigt, ſchwieg, traten zwei Männer hervor und redeten für das Land: es waren die beiden Erzbiſchöfe von Gran und Kolosza, Szelepcſényi und Szechényi. Die Vorſtellung des Letztern lautet ſo:

„In tiefer Unterthänigkeit bitte und beſchwöre ich Ew. Majeſtät, die Wirkung des vor Kurzem erlaſſenen Steuer-edicts ſo lange zu ſuspendiren, bis ſelbe die Meinung dem erlauchten Haus treu ergebener Räthe und die Bitte der An-dern gehört. In dieſem verwüſteten Reiche werden ganz ge-wiß Seufzer ertönen, die Hände werden erhoben werden zu den Sternen, und die Stimmen unzählbarer Witwen und Waiſen und vieler Andern werden mit Thränen Rache erflehen für die Urheber ſo ungünſtiger Befehle, denn ſie wiſſen wohl, daß ſie von Ew. Majeſtät nicht ausgehen. Ich kenne meines erlauchten Kaiſers und Königs Furcht und Ehrfurcht vor Gott, deſſen Gerichte wunderbar ſind; ich weiß, daß von dem Barmherzigen und Gerechten Ew. Majeſtät Segen erflehen für ſich, Ihre geliebte Gemahlin, unſere Ge-bieterin, und die Nachkommen, in denen Ew. Majeſtät Un-ſterblichkeit hoffen, wenn Sie Gott verehren und fürchten werden. Durch dieſe Ehrfurcht vor göttlicher Majeſtät, durch die Furcht der wunderbaren Gerichte Gottes, durch die Liebe zu Ihren Erben, bitte und beſchwöre ich Ew. Majeſtät, nur eine kurze Zeit zu gönnen, bevor das Edict in Vollziehung

gesetzt wird. Die ungrische Nation hat um das Haus Östreich nichts Übles verdient. Es ist bekannt, wie viel Blut es für das Wohl desselben vergossen hat. Noch heute werden die Ungern verwundet, getödtet und gemartert, indeß die Nachbarvölker, vor dem Feinde gesichert, sich des Friedens erfreuen, weil jene, in der ersten Linie fechtend, den Andrang der Barbaren für die übrigen aufhalten. Auch zur Zeit Ferdinands I. und Maximilians gab es Verbrecher, gab es Rebellen und Beleidiger der Majestät, sie wurden nach Verdienst gezüchtigt, so mögen denn auch jetzt gezüchtigt werden, die es verdienen, aber nach eigener Weisheit mögen Ew. Majestät erwägen, ob es billig ist, daß die ganze Nation den Frevel einiger Wenigen büße. Der Türke wird nie ruhen, der Großvezier, voll Jugendkraft und ruhmdürstig, wird die Grenzen des osmanischen Reiches ausdehnen wollen. Wie sollen Jene ihr Blut vergießen, um ihn abzuwehren, die im Frieden ihres Vermögens beraubt werden — ihres Vermögens, das mit Schweiß und Blut erworben worden. Die Zunge stockt, indem ich rede, die Hand zittert, und ich vergiesse Thränen, indem ich dies schreibe, denn ich sehe eine Iliade von Übeln, die aus dieser Steuer auf das gegenwärtige Geschlecht kommen werden. Ich segne den erlauchtesten Kaiser und König und wünsche, daß ihm dieses Reich ewig bleibe. Gott beglücke Ew. Majestät."

Die Vorstellung war fruchtlos; die Deutschen sagten: die Rebellen hätten vorr siegenden Fürsten noch härter bestraft werden können, sie sollen also die Schuld durch schnellen Gehorsam sühnen.

Das Einschreiten des Erzbischofs Szelepcsényi wird später angeführt werden.

Diejenigen, welche in die große Verschwörung mitverwickelt, oder, wenn auch unschuldig, von den richtenden kaiserlichen Commissionen bedroht waren, flüchteten sich nach Siebenbürgen. Von hier aus unterhielten sie den kleinen Krieg gegen den Kaiser. Siebenbürgen unterstützte sie hierbei, ja einer der angesehensten Siebenbürger, Johann Teleky, erhielt vom Fürsten Apafi selbst die Erlaubniß, mitzufechten gegen Leopold. Alle Flüchtigen fühlten aber sehr gut, daß

ohne einen mächtigen äußern Beiſtand ihre Kämpfe fruchtlos ſein würden, es gingen daher drei derſelben in die Türkei und betrieben Unterſtützungen von Seite der Pforte. Der Vezier ermahnte zur Geduld und Ausdauer und ließ ſie türkiſche Hülfsvölker hoffen; Fürſt Apafi zahlte ihnen Sold und nahm ſo offen Theil am Kriege. General Kopp, der die deutſchen Truppen in Oberungern befehligte, ſchrieb deshalb an Apafi; ſein Schreiben war nicht beſſer als eine Kriegserklärung. Denn ſie bauten mit Zuverſicht auf die Hülfe der Osmanen, dieſe aber blieb aus, weil der Vezier vom großen Polenkönige, Johann Sobiesky, bei Choczym ſo entſcheidend war geſchlagen worden, wie es den Türken ſeit hundert Jahren nicht geſchehen.

Während des Krieges wurden zu Eperies die Prediger vertrieben; ein Domherr von Erlau als Pfarrer und die Jeſuiten eingeſetzt. In Eperies ſowol als in Leutſchau war der Senat evangeliſch, es wurden katholiſche Mitglieder ernannt. Eperies, Czeben, Bartfeld wurden entwaffnet. Nicht nur in den genannten Städten, ſondern auch in Käsmarkt, Zol, Szenitz, St. Niclas und Roſenberg Jeſuiten zur Seelſorge eingeführt.

Der Biſchof Kolonics verfuhr ebenſo auf dem rechten Donauufer.

Im wieſelburger Comitat zu Raika, Altenburg, Zandorf, Gallas ꝛc. verloren die Evangeliſchen ihre Kirchen, ihre Prediger.

Der Erzbiſchof Szelepcſényi hielt auf des Kaiſers Befehl, als Statthalter von Ungern, zu Presburg Gericht über eine große Zahl evangeliſcher Prediger. Sie wurden der Empörung beſchuldigt. Durch ein Kreisſchreiben berief er die evangeliſchen Prediger aus den Bergſtädten, um über ihre Exceſſe und tollbreiſte Unternehmung — dies ſind die Ausdrücke des Schreibens — abzuurtheilen; 32 lutheriſche, ein calviniſcher Prediger erſchienen.

Die Anklageacte wurde ihnen vorgeleſen, aber nicht ſchriftlich mitgetheilt. Sie gab ihnen Schuld: Einverſtändniß mit den Türken, aufrühreriſche Predigten gegen die Deutſchen, Einverſtändniß mit den Rebellen, Misbrauch der

gesetzt wird. Die ungrische Nation hat um das Haus Östreich nichts Übles verdient. Es ist bekannt, wie viel Blut es für das Wohl desselben vergossen hat. Noch heute werden die Ungern verwundet, getödtet und gemartert, indeß die Nachbarvölker, vor dem Feinde gesichert, sich des Friedens erfreuen, weil jene, in der ersten Linie fechtend, den Andrang der Barbaren für die übrigen aufhalten. Auch zur Zeit Ferdinands I. und Maximilians gab es Verbrecher, gab es Rebellen und Beleidiger der Majestät, sie wurden nach Verdienst gezüchtigt, so mögen denn auch jetzt gezüchtigt werden, die es verdienen, aber nach eigener Weisheit mögen Ew. Majestät erwägen, ob es billig ist, daß die ganze Nation den Frevel einiger Wenigen büße. Der Türke wird nie ruhen, der Großvezier, voll Jugendkraft und ruhmdürstig, wird die Grenzen des osmanischen Reiches ausdehnen wollen. Wie sollen Jene ihr Blut vergießen, um ihn abzuwehren, die im Frieden ihres Vermögens beraubt werden — ihres Vermögens, das mit Schweiß und Blut erworben worden. Die Zunge stockt, indem ich rede, die Hand zittert, und ich vergiesse Thränen, indem ich dies schreibe, denn ich sehe eine Iliade von Übeln, die aus dieser Steuer auf das gegenwärtige Geschlecht kommen werden. Ich segne den erlauchtesten Kaiser und König und wünsche, daß ihm dieses Reich ewig bleibe. Gott beglücke Ew. Majestät."

Die Vorstellung war fruchtlos; die Deutschen sagten: die Rebellen hätten vom siegenden Fürsten noch härter bestraft werden können, sie sollen also die Schuld durch schnellen Gehorsam sühnen.

Das Einschreiten des Erzbischofs Szelepcsényi wird später angeführt werden.

Diejenigen, welche in die große Verschwörung mitverwickelt, oder, wenn auch unschuldig, von den richtenden kaiserlichen Commissionen bedroht waren, flüchteten sich nach Siebenbürgen. Von hier aus unterhielten sie den kleinen Krieg gegen den Kaiser. Siebenbürgen unterstützte sie hierbei, ja einer der angesehensten Siebenbürger, Johann Teleky, erhielt vom Fürsten Apafi selbst die Erlaubniß, mitzufechten gegen Leopold. Alle Flüchtigen fühlten aber sehr gut, daß

ohne einen mächtigen äußern Beiſtand ihre Kämpfe fruchtlos ſein würden, es gingen daher drei derſelben in die Türkei und betrieben Unterſtützungen von Seite der Pforte. Der Vezier ermahnte zur Geduld und Ausdauer und ließ ſie türkiſche Hülfsvölker hoffen; Fürſt Apafi zahlte ihnen Sold und nahm ſo offen Theil am Kriege. General Kopp, der die deutſchen Truppen in Oberungern befehligte, ſchrieb deshalb an Apafi; ſein Schreiben war nicht beſſer als eine Kriegserklärung. Denn ſie bauten mit Zuverſicht auf die Hülfe der Oſmanen, dieſe aber blieb aus, weil der Vezier vom großen Polenkönige, Johann Sobiesky, bei Chocżym ſo entſcheidend war geſchlagen worden, wie es den Türken ſeit hundert Jahren nicht geſchehen.

Während des Krieges wurden zu Eperies die Prediger vertrieben; ein Domherr von Erlau als Pfarrer und die Jeſuiten eingeſetzt. In Eperies ſowol als in Leutſchau war der Senat evangeliſch, es wurden katholiſche Mitglieder ernannt. Eperies, Czeben, Bartfeld wurden entwaffnet. Nicht nur in den genannten Städten, ſondern auch in Käkmarkt, Zol, Szenitz, St. Niclas und Roſenberg Jeſuiten zur Seelſorge eingeführt.

Der Biſchof Kolonics verfuhr ebenſo auf dem rechten Donauufer.

Im wieſelburger Comitat zu Raika, Altenburg, Zandorf, Gallas ꝛc. verloren die Evangeliſchen ihre Kirchen, ihre Prediger.

Der Erzbiſchof Szelepcſényi hielt auf des Kaiſers Befehl, als Statthalter von Ungern, zu Presburg Gericht über eine große Zahl evangeliſcher Prediger. Sie wurden der Empörung beſchuldigt. Durch ein Kreisſchreiben berief er die evangeliſchen Prediger aus den Bergſtädten, um über ihre Exceſſe und tolldreiſte Unternehmung — dies ſind die Ausdrücke des Schreibens — abzuurtheilen; 32 lutheriſche, ein calviniſcher Prediger erſchienen.

Die Anklageacte wurde ihnen vorgeleſen, aber nicht ſchriftlich mitgetheilt. Sie gab ihnen Schuld: Einverſtändniß mit den Türken, aufrühreriſche Predigten gegen die Deutſchen, Einverſtändniß mit den Rebellen, Misbrauch der

katholischen geweihten Hostien, Erbrechung der Kerker, Befreiung der Gefangenen, Verhaft der katholischen Priester und Auslieferung derselben an die Türken, gewaltsames Anschreissen der katholischen Kirchen, Hohn der katholischen Mysterien. Die Prediger wurden alle zum Tode verurtheilt. Der Kaiser begnadigte sie unter der Bedingung, daß sie ihre bisherigen Titel als Prediger und Pastoren ablegen, die Pflichten, die mit einem solchen Titel verbunden sind, nicht vollziehen, keine Schulen halten, weder heimlich noch öffentlich predigen und einen Revers ausstellen, in welchem sie ihre Schuld eingestehen. Wer diesen Revers nicht unterschrieb, mußte binnen 30 Tagen Ungern verlassen.

1674 Das nächste Jahr wurden alle evangelischen Prediger, selbst jene, die unter türkischer Botmässigkeit lebten, nach Presburg gerufen. Die unter osmanischer Herrschaft lebenden erschienen nicht, wol aber die unter Leopolds Scepter stehenden 250 Prediger, darunter 57 Calviniſten.

Ein Hauptanklagepunct waren die Schreiben, welche zur Zeit der Zrinyi-Rákóczy'schen Verschwörung der Prediger Witnyédy (derselbe, der den Kaiser bei Schottwien gefangen nehmen wollte) an den Stadtrichter von Eperies Ambros Ketzer und Niklas Betlen erlassen hatte.

Beide Briefe sind allerdings schlagende Beweise, daß die Superintendenten und die meisten Prediger Alles zur Empörung vorbereitet hatten, ihre Gläubigen durch Predigten aufhetzten, mit Frankreich Verbindungen unterhielten, den Türken Tribut zahlen wollten und entschlossen waren — wie Witnyédy schreibt — „für Gott, die Kirche und die Freiheit zu kämpfen und zu sterben und die katholischen Hunde zurechtzuweisen“ [1]). Dagegen war nun schwer aufzukommen. Die meisten Prediger retteten sich dadurch, daß sie Reverse ausstellten, jenen ähnlich, deren ich schon gedacht habe. Manche, die sich weigerten, den Revers zu unterschreiben, wurden verwiesen oder eingekerkert; die hartnäckigsten — es waren 29 — auf die Galeeren geschickt. Dieses Urtheil, die Nachricht über die

1) Katona, Historia critica, tom. 33, pag. 770—73. Nos omnes pro Deo, ecclesia et libertate pugnaturi et morituri et papistas canes docebimus.

harte Behandlung, welche die Unglücklichen erdulden mussten, bis sie zur Ruderbank gelangten, und dort selbst, verbreitete sich geschrieben und gedruckt durch die Welt. Die schwedische Regierung, die Herzoge von Brandenburg, Lüneburg verwendeten sich für die Verurtheilten. Der Kaiser antwortete: sie seien nicht wegen der Religion, sondern wegen der Rebellion verurtheilt. Erst nach mehr als einem Jahre erhielten sie die Freiheit wieder.

Um das Verfahren des Kaisers gegen die protestantischen Prediger in das gehörige Licht zu stellen, dürfte es am zweckmäßigsten sein, die schwedische Verwendung sowol als des Kaisers Antwort in ausführlichem Auszug hier mitzutheilen.

Der schwedische Hof sagt: er würde gern über die Angelegenheit der Evangelischen schweigen, aber er sei gezwungen zu reden, nachdem die ihnen gegebenen Versicherungen nicht in Erfüllung gegangen sind und derlei gegen sie verübt worden, was der zugesagten Gnade des Kaisers zuwiderläuft und was durch die Künste der Eiferer nicht zur Kenntniß des Kaisers gelangt ist. Der westfälische Friede gilt auch für Ungern, aber die Evangelischen daselbst werden nicht nach dem Inhalt des Friedens behandelt. Die evangelischen Geistlichen werden in den ungrischen Städten Leopoldsstadt, Komorn und andern gefangen, beraubt, geprügelt, dem Hunger und der Blöße preisgegeben, gefesselt, in gräßliche Kerker geworfen, und wo man milder mit ihnen verfährt, werden sie zu der verächtlichsten und schmutzigsten Arbeiten verwendet und dabei verhöhnt. Die Schulen werden geschlossen, die Kirchen ihnen entrissen, den evangelischen Geistlichen wird nicht einmal erlaubt zu taufen.

Nun erwähnt der schwedische Hof auch der Protestanten in Schlesien, die vom Erzbischof in Olmütz auf alle Weise gedrängt, gekränkt, verfolgt werden; der Kaiser wird gebeten, diese Verfolgungen sowol in Ungern als Schlesien einzustellen, das Weggenommene zurückzugeben und die Religionsfreiheit auch auf Jene auszudehnen, die nicht unter dem Schutz des westfälischen Friedens stehen. Hiedurch werde der Kaiser seiner angebornen Milde gemäß handeln und sich unsterblichen Ruhm erwerben.

Diese in zierlichem Latein verfasste diplomatische Note ist von Benedict Oxenstierna unterschrieben.

Hierauf antwortete der Kaiser: Im westfälischen Frieden sei von Ungern keine Rede, denn Ungern gehöre nicht zum deutschen Reich. Der westfälische Friede leide auch schon deshalb keine Anwendung auf Ungern, weil dort durch den Frieden mit Rákóczy vom Jahre 1647 den Evangelischen ihre Kirchen zurückgestellt worden und sie sich solcher Freiheit erfreuen, wie sie nicht grösser gewünscht werden könne. Übrigens habe der Kaiser das Recht, die Religionsangelegenheiten zu reformiren, wie jeder andere Regent.

Obschon nun der Kaiser in dieser Beziehung wegen Ungerns Niemand Rechenschaft schuldig sei ausser Gott, wolle er sich doch in eine nähere Erörterung einlassen, damit nicht der Glaube Platz greife, was in Ungern geschehen, sei gegen Recht und Billigkeit geschehen.

Der Kaiser glaubt, der schwedische Gesandte würde selbst dem Kaiser beistimmen, wenn er wüsste, daß die evangelischen Geistlichen den Frieden des Reichs untergraben, zur Empörung aufreizen, durch frevelhafte Bewegungen das königliche Ansehen antasten, die Pflichten treuer Bürger zu erfüllen sich weigern, endlich, nicht im Kerker, sondern frei ihre Verbrechen gestehen, gerichtlich, in ordentlichem Prozeßweg belangt und überwiesen worden, daß sie zu verschiedenen Zeiten und Orten verrätherische Zusammenkünfte veranstaltet, heimlich und offen sich verschworen, über einen den Türken zu gebenden Tribut berathschlagt, förmlich Rebellion nicht nur beschlossen, sondern auch begonnen und ganze Dörfer und Städte in ihr frevelhaftes Beginnen fortgerissen haben. Es sei zu weitläufig, in die Einzelnheiten einzugehen — sollte es jedoch der schwedische Gesandte wünschen, so werde sich der Kaiser auch hiezu bereit finden. Es genüge aber jetzt die Bemerkung, daß die protestantischen Geistlichen nicht aus Haß gegen ihre Religion, sondern wegen des Verbrechens der Rebellion bestraft werden, so wie dies eben so streng den Katholischen widerfahren. Die katholische und evangelische Religion will, daß man den Königen unverletzt treu sei, der Kaiser hofft, die Krone Schweden werde sich fürder nicht

der Rebellen annehmen; übrigens habe der Kaiſer erklärt, daß er Niemand zwingen wolle die katholiſche Religion anzunehmen. —. Was Schleſien anlangt, wird dort das Religionsweſen nur in jenen Theilen reformirt, die nicht unter dem Schutz des weſtfäliſchen Friedens ſtehen. Der Kaiſer verſpricht aber neuerdings zu ſorgen, daß Jene, die mit dem Reformationswerk beauftragt ſind, in den gehörigen Schranken bleiben, ſodaß die Krone Schweden keine Urſache haben wird, neuerdings einzuſchreiten, wenn ſie nur nicht ungegründeten Klagen Gehör geben will. 1675 4. Febr.

Weder Schweden noch ſonſt eine Macht ſchritt weiter ein; ſei es, daß ſie des Kaiſers Antwort genügend fanden; ſei es, daß ſie glaubten, daß weiteres Einſchreiten fruchtlos ſein werde.

Der unparteiiſche Geſchichtsforſcher muß ſagen, daß die meiſten proteſtantiſchen Prediger politiſch gewiß nicht unſchuldig waren, aber die Katholiken und Proteſtanten ſtanden ſich ſo erbittert gegenüber, daß jede Partei, wo ſie die Oberhand hatte, die andere zu unterdrücken ſtrebte, wie dies die Klagen und Gegenklagen der Parteien, die bald vorkommen, hinlänglich bezeugen. Im Ganzen fällt die Sache dahin aus: die Katholiken ſagten: wir drücken euch, denn ihr rebellirt. Die Proteſtanten ſagten: wir rebelliren, weil ihr uns drückt. Beides iſt wahr. Man kann hier ausrufen: Sünde geſchieht in Ilions Mauern und außen!

Indeſſen war man in Wien zu der Anſicht gekommen, daß die ungriſche Verwaltung und Verfaſſung geändert werden müſſe, und als entſcheidenden Schritt hiezu, hielt man die Ernennung eines Gubernators nöthig. Der Großmeiſter des deutſchen Ordens, Kaspar Ambringer, war dazu beſtimmt.

Als der bisherige Statthalter, der graner Erzbiſchof Szelepcſényi, dies erfuhr, ſchrieb er, daß die Einführung der neuen Würde ſeine Ehre und ſeine Vorrechte verletze, das ungriſche Gemeinweſen in ſeiner Grundlage zerſtöre, der Rechtſchaffenheit des Königs widerſtreite. Er habe ſich durch ſein letztes Verfahren gegen die Evangeliſchen eine Menge Feinde und Verleumder zugezogen; es werde allgemein geſagt und geglaubt werden, der jüngſt erlaſſene königliche Brief, ſeine

Verdienste, seine erprobte Treue und Rechtschaffenheit bezeugend, sei von ihm nur erschlichen, er sei einer schweren Vergehung wegen von der Statthalterschaft entlassen worden. Nicht ohne zu erröthen werde er forthin des alten Sprichwortes der Ungern gedenken: Derjenige sei des Lebens nicht mehr würdig, welcher die Absetzung von seinem Staatsamte verschuldet habe.

Nachdem der Erzbischof noch Einiges wegen seiner Person hinzugesetzt, geht er auf das Allgemeine über und fährt fort:

Sei es aber auch, daß der Erzbischof und Primas des Reichs beseitigt, das Andenken seiner Verdienste ausgelöscht, seine Rechte verletzt, sein guter Name der Befleckung des Argwohns preisgegeben werden müsse, so dürfen doch die Freiheiten des Reichs nicht mit Füßen getreten werden. Beides geschieht, wenn der zur Berathung gebrachte Anschlag der Minister ausgeführt wird. Der König habe sich zur Beobachtung der Reichsgesetze feierlich und eidlich verpflichtet, dies fordere von ihm auch der Eid der ungrischen Stände, welche dem Könige nur unter der Bedingung Gehorsam schwören, daß auch die Könige den Gesetzen gehorchen. Falsch sei das Vorgeben einiger Hofleute, der Besieger und Rächer des Aufruhrs könne mit den Ungern nach Willkür verfahren. Die Meuterei war das Verbrechen Weniger; die ungrischen Völker seien in unwandelbarer Treue beharrt; da sie wider den König nicht aufgestanden sind, können sie weder für Besiegte gehalten, noch als Schuldlose bestraft werden. Wäre der Thron erledigt oder der König minderjährig, so möchte ein Gubernator nöthig sein, und in solchem Falle würde den Reichsgesetzen gemäß, die rechtsgültige Einsetzung desselben lediglich den Ständen auf dem Landtage gebühren.

Er habe sich um die Statthalterstelle nicht beworben, keine Vortheile daraus gezogen, die Erfüllung der damit verbundenen Pflichten habe ihm nur Überdruß, Feindschaft, Haß eingebracht und seine Kräfte aufgerieben. Jetzt sei es ihm lediglich darum zu thun, daß sein in Staatsdiensten grau gewordenes Haupt nicht beschimpft und nicht gesagt werde: Szelepcsényi habe es an Treue mangeln lassen; man könne der Geschäfte Verwaltung ihm nicht mehr sicher vertrauen.

Der Ban Niklas Erdödy, bei unwandelbarer bewährter Amtstreue, alle übrigen Ungern und Kroaten mit feſter Anhänglichkeit dem König ergeben, trauern und ſeufzen mit Recht, daß man ſie auf ungerechten Verdacht gleich Aufrührern behandelt. Auch der Reichsprimas, der Statthalterwürde willkürlich entſetzt, ſoll dem Spott benachbarter Nationen bloßgeſtellt werden, nachdem er bis in ſein 82. Jahr dem Hauſe Öſtreich ſeine unerſchütterliche Treue bewieſen hatte. Möge man doch nichts ohne Berathung der Stände verfügen; denn ſchon ſehe er Ereigniſſe vorher, von welchen man zu ſpät ſagen werde: das hätten wir nicht geglaubt[1]).

Dies Schreiben fruchtete nicht. Ambringer wurde zum Gubernator von Ungern ernannt; die Unruhen nahmen zu.

Der unentſcheidende Kampf, den bis jetzt die nach Siebenbürgen geflüchteten Ungern und Apafi gegen den Kaiſer führten, bekam eine ernſtere Wendung durch den Beitritt Tököly's, die bewaffnete Macht der Polen und die Unterſtützungen, die der König von Frankreich theils verhieß, theils wirklich gab. Die Seele dieſer Verbindungen war der franzöſiſche Geſandte am polniſchen Hofe, Bethune: die polniſche Regierung trat nicht ſelbſt handelnd auf, duldete es aber, daß Polen in zahlreichen Haufen ſich den magyariſchen Unzufriedenen anſchloſſen. Auch auf türkiſchen Beiſtand erwachte wieder Hoffnung, als der Großvezier ſtarb, und Kara Muſtapha ſeinen Platz erhielt. Den Krieg führte man mit ungeheurer Erbitterung; es wurde auf Schauder erregende Weiſe gewüthet. Die deutſchen Soldaten betrugen ſich aber nicht nur gegen die Feinde grauſam, auch gegen die Freunde bewieſen ſie ſich hart und übermüthig. Was ihnen gefiel, nahmen ſie für ſich; die Pferde aus dem Stalle wurden weggeführt, der Fuhrmann muſſte Tage lang unentgeltlich fahren, eine und dieſelbe Steuer wurde drei-, viermal eingetrieben, die koſtbarſten Speiſen wurden verlangt und unanſtändig vergeudet, und dieſes Alles war mit den bitterſten, höhnendſten Redensarten begleitet; Schläge und Tod bedrohten Jeden, der ſich widerſetzte, Jeden, der nur gegen die Unterdrückung

1) Vollſtändig bei Kázi.

sprach.. Die Feldobristen selbst saßen zu Gericht, sie waren Kläger und Richter zugleich. Ich hoffe, der Leser findet an der Beschreibung des unsittlichen und blutigen Unfugs ebenso wenig Vergnügen als ich, und wird es mir Dank wissen, wenn ich abbreche. Es genügt zu sagen, daß es dahin kam, daß Kinder mit dem Rufe: Der Deutsche kommt! geschreckt wurden. Wol erließ Leopold ermahnende Schreiben an die Feldobristen, aber sie gehorchten seinen Worten nicht, und fuhren fort, auf gewohnte Weise zu leben. Sobald ein kühner und geistreicher Mann sich an die Spitze der Empörung stellte, musste sie allenthalben auflodern; der Mann war bald gefunden, es war Emrich Graf Tököly.

Emrich Tököly verdiente in vielfacher Beziehung ausgezeichnet genannt zu werden; er war in allen Waffengattungen erprobt, gelassen, kühn, je nachdem es die Umstände geboten, groß und schön, voll Geist, Gewandtheit und Kenntnisse, er sprach Ungrisch, Lateinisch, Deutsch und Türkisch mit gleicher Geläufigkeit. Von Jugend an war er im Hasse des kaiserlichen Hofes erzogen, als 15jähriger Jüngling wurde er mit seinem Vater Stefan Tököly nach der Zrinyi-Rákóczschen Verschwörung gesucht. Der Vater starb, während er im Schlosse Arva belagert wurde. Emrich entfloh aus dem Schlosse Likava in Weiberkleidern. Jetzt von Polen und Frankreich unterstützt, trat er als Haupt der Empörung auf, und alsbald bekam dieselbe einen kühnen Schwung.

Den immer weiter um sich greifenden Aufruhr zu dämpfen, wurden mehrere Ungern zu Rathe gezogen; alle riethen zu sanften, beschwichtigenden Mitteln: Wiederherstellung der alten Verfassung, Wahl des Palatin, allgemeines und unbedingtes Vergeben und Vergessen des Vergangenen. Die Ansicht, die der waitzner Bischof, Johann Gubasotzy darüber aussprach, ist höchst passend; ein Einziger unter allen Ungern stimmte für gewaltsame Maßregeln: der Bischof von Erlau, Georg Bársony. Dieser erklärte die Evangelischen für die einzigen Urheber der Empörung und rieth zur unbedingten Strenge gegen sie.

Leopold berief die vornehmsten Ungern nach Presburg zu einer Berathung und ordnete zu dieser den Canzler, Ba-

von Hacker ab. Die Magyaren riethen einſtimmig zu verſöhnenden Maßregeln; aber Baron Hacker ſchalt ſie dafür Rebellen, beleidigte auf pöbelhafte Weiſe die vornehmſten und treueſten Anhänger Leopolds, ſodaß die Grafen Pálffy und Batthyanyi die Verſammlung im Zorn verließen, und die Berufenen mit erbitterten Herzen ſich entfernten.

Tököly's Waffen waren meiſtens ſiegreich; Murány, Roſenberg, Likava und Arva ergaben ſich ihm, die ganze karpathiſche Gebirgskette, welche Polen von Ungern ſcheidet, erkannte ſeine Befehle, und ſo konnte er jeden Augenblick durch eins der ungriſchen Flußthäler in die Ebene hinabeilen, da ſich nirgends eine Feſtung vorfand, groß und ſtark genug, ein Heer aufzuhalten. Die Bergſtädte ergaben ſich und Tököly ließ Münzen ſchlagen, theils zu Ehren ſeines Beſchützers, des Königs von Frankreich, theils unter ſeinem eigenen Namen, er bedrohte ſogar Presburg, als die kaiſerlichen Feldoberſten einen Waffenſtillſtand ſchloſſen. 1678

In der Zeit des Waffenſtillſtandes meldete die Fürſtin Rákóczy, daß Tököly ſich um ihre Schwiegertochter Helene, geborne Zrinyi, bewerbe, und daß dieſes ein Mittel ſein dürfte, Tököly von der Empörung abzuziehen; aber Leopolds Mistrauen gab die Heirath nicht zu, die Feindſeligkeiten brachen neuerdings aus, und der Krieg wurde mit abwechſelndem Glücke geführt, im Ganzen aber günſtiger für Tököly. Da ordnete der Kaiſer den Biſchof von Siebenbürgen und Propſt von Lelecz, Andreas Sebeſtény, an Tököly perſönlich ab, den er im vollſten Glücke traf. Er wohnte zu Kapivar, unfern von Eperies, in Glanz und Herrlichkeit wie ein König. Nicht nur Leopolds Geſandter, auch jener des türkiſchen Kaiſers waren zu gleicher Zeit bei Tököly. Sebeſtény berichtete an ſeinen Hof, Tököly ſei bereit, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, gegen die Rückerſtattung ſeiner väterlichen Güter und gegen die Erlaubniß, die Witwe Helene Rákóczi, geborne Zrinyi, zu ehlichen. Leopold ging abermals nicht offen in die Sache ein, ſeine Antwort war ausweichend, die Unterhandlungen zerſchlugen ſich aufs Neue.

Dem Emrich Tököly lag die Vermählung mit Helene

Zrinyi sehr am Herzen, dergestalt, daß er sich darüber mit einer seiner Hauptstützen, mit den Siebenbürgern entzweite. Es kam so: Apafi's Günstling, in Siebenbürgen allmächtig, war Michael Teleky. — Tököly war mit der Tochter Teleky's der schönen jungen Witwe des Niklas Apafi, verlobt. Die Ringe waren schon gewechselt; als Tököly aber um Helene geworben hatte, sandte er der Tochter Teleky's den Ring zurück. Teleky zürnte sehr. Niklas Bethlen als Augenzeuge sagt: Die Häupter der Ungern, welche sich nach Siebenbürgen geflüchtet, boten Alles auf, Tököly und Teleky zu versöhnen. Teleky, Franz Redey und ich rückten mit Szeklern nach Somlyo, zum Scheine gelang auch die Versöhnung. Nie habe ich eine so unangenehme und mistrauische Gasterei gesehen.

Endlich sah sich Leopold doch gezwungen, einen Landtag auszuschreiben, um durch die gesetzlichen Beschlüsse desselben die Unruhen im Lande zu beschwichtigen; die Empörer und namentlich Tököly wurden gleichfalls zu diesem Landtage eingeladen, und ihnen Sicherheitsbriefe zugesagt; Tököly aber kam nicht. Die Hauptbeschlüsse des Landtags waren: die Krönung der Kaiserin Eleonore als Königin von Ungern, die Wahl des Grafen Paul Esterhazy zum Palatin des Reichs, die Abschaffung der Gubernatorwürde für ewige Zeiten, die Herstellung der Wirksamkeit des Ban von Kroatien, die Wiederherstellung aller diplomatischen Rechte und Freiheiten der ungrischen Stände, Amnestie für alle Rebellen, Abschaffung aller seit einigen Jahren eingeführten Tribute und Abgaben, Verbot, daß weltliche Ämter und geistliche Würden anderen Personen, als wohlverdienten Eingebornen verliehen werden, Verbot, daß der königliche Fiscus aus eigener Machtfülle irgend Jemandes Güter in Beschlag nehme, Wiederherstellung der beinahe aufgelösten Grenzmiliz, Unterhalt der deutschen Söldner, Maßregeln gegen den Unfug der deutschen Truppen, Abschaffung der Gerichte, welche die Feldobersten zu halten pflegten, Festsetzung, daß bei Friedensverhandlungen mit den Türken auch Ungern zu Rathe gezogen werden, daß dem kaiserlichen Gesandten zu Konstantinopel ein Unger beigegeben und wie der Gesandte geachtet und betrachtet werden müsse.

Auf dieſem Landtag kam auch das Verhältniß der Proteſtanten zu den Katholiken zur Sprache, und der Beſchluß, der erfolgte, blieb die Baſis des Verhältniſſes und aller Geſetze bis zu Karls VI. Tod; es iſt alſo hier der Ort, näher darauf einzugehen.

Beinahe auf jedem Landtag war der Streit der beiden Religionsparteien groß; auf dieſem Landtage nun traten die Proteſtanten mit einer Klage, die Katholiken mit einer Gegenklage auf. Dieſe beiden Schriften ſchildern den Zuſtand der Parteien beſſer, als es ſonſt irgend möglich iſt, und ſo theile ich ſie hier, ſammt dem Endreſultat wörtlich mit [1]).

Das Geſuch der proteſtantiſchen Stände lautet ſo: „Wir zweifeln nicht, daß Ew. Majeſtät ſich gnädigſt jener Beſchwerden erinnern werden, welche die proteſtantiſchen Stände, bekümmert wegen der freien Ausübung des Glaubensbekenntniſſes, welche ſich auf die Reichsgeſetze und auf die von Ew. Majeſtät gnädigſt ertheilten Urkunden gründet, noch im Jahre 1662 durch ihre Abgeſandten nach Presburg in ihrer unterthänigſt eingereichten Bittſchrift vorgetragen haben, worin ſie auch damals gefleht haben, Ew. Majeſtät möge jene Religionsbeſchwerden durch die den Verletzungen zu ertheilende Genugthuung, kraft Ihrer königlichen Macht ausgleichen und Jene beſtrafen, welche die allgemeinen Geſetze des Landes und das erwähnte heilige Diplom Ew. Majeſtät nicht achtend, nach Willkür die Evangeliſchen verletzen, dieſe in der freien Ausübung ihres Glaubensbekenntniſſes ſtören und verſchiedenartig unterdrücken. Da indeſſen ihre Angelegenheiten nicht nur in demſelben trüben Zuſtande verblieben ſind, ſondern da nach den vorhergehenden Beiſpielen noch mehrere Religionswirren und eine noch ausgedehntere Verfolgung der armen Proteſtanten faſt grenzenlos geworden iſt — iſt das Elend der Proteſtanten auf jenen Grad geſtiegen, daß von ihren durch Geſetze beſtimmten und durch ein königliches Diplom gewährten Religionsfreiheiten und ihrem Wohlſtande nur traurige Überreſte übrig geblieben ſind. Und zwar haben ſie ihre

1) Mailáth, Religionswirren in Ungern, I. Band. Regensburg bei Manz.

Kirchen, Seelsorger, Wohnungen, Gymnasien, Schulen, Krankenhäuser sammt den Einkünften, wenige ausgenommen, durch Drohungen, Schrecken, mittels Waffen und verschiedene aufgesuchte Vorwände, sogar jene, in deren ruhigem und rechtsgültigem Besitz die Evangelischen waren, durch auf eine unerhörte Weise eingeleitete Prozesse in der That verloren, andere sind geschleift und die Materialien zu Stallungen und andern weltlichen Zwecken verwendet worden; man erlaubte ihre Todten nur gegen eine bedeutende Zahlung auf dem Kirchhofe zu begraben. Die evangelischen Prediger und Schullehrer sind durch einige hohe Geistliche, Magnaten und Domherren, Seelsorger, Jesuiten, Grenzbeamte und andere Standespersonen, ja sogar fremde Soldaten unter verschiedenen Vorwänden aller ihrer Habseligkeiten beraubt, aus den Wohnungen vertrieben, gefangen genommen und gebunden. Andere sind gleich türkischen Knechten geschlagen, Andere nur gegen ein Lösegeld freigelassen worden, Andere aus dem Lande geschleppt, Manche mit Ketten und Eisen in Kreuzform an die Erde und an die Wände geschmiedet worden; die Übrigen sind mit einigen Schullehrern, Zöglingen und armen Bettlern unter dem Vorwande einer Empörung, vor ein ungewöhnliches Gericht gestellt, Andere verbannt, Andere zur Ziehung der Schiffe und auf Galeeren gesendet worden und sind auch da gestorben; Einer von ihnen wurde durch den Scharfrichter dreimal gefoltert und dann lebendig verbrannt; die Übrigen, nachdem von ihnen Reverse ausgepresst worden, sind ihrer Ämter beraubt, sodaß, nachdem mehrere Kirchen ohne Seelsorger geblieben waren, das Volk, gleich dem Vieh, alles Gottesdienstes zu entbehren gezwungen gewesen ist; mehrere Kinder sind ohne das heilige Sacrament der Taufe gestorben und sterben noch; der Adel, wie auch das arme, steuerpflichtige Volk ist unter künstlich ersonnenen Vorwänden in den Kerker geworfen und zu dem Gottesdienst mit Ketten belastet getrieben worden; Manchen wurde in den mit Gewalt geöffneten Mund die Hostie gesteckt; aus ihrem Besitz sind sie mit einem Stab in der Hand hinausgestossen worden, und wenn ein Adliger gemordet wurde, so sind ganze Ortschaften geplündert worden. Die durch den Prediger zusammengegebe-

nen Eheleute und Jene, welche deren Hülfe gebraucht haben, ſind vor das Conſiſtorium geladen, Andere darum beſtraft worden, und öfters wurden ſie mit Gewalt zur Veränderung ihrer Religionsverhältniſſe und zur Bezahlung der katholiſchen Geiſtlichen gezwungen; andere Adlige ſind auch dann, wann ſie in ihren Wohnungen Gebete verrichtet oder heilige Pſalmen geſungen haben, durch fremde Officiere gleich Übelthätern eingezogen und nur gegen Bürgſchaft oder gegen Löſegeld freigelaſſen wurden. An manchen Grenzorten, obwol in dieſen die freie Ausübung des Glaubensbekenntniſſes durch eine beſondere, durch Ew. Majeſtät ertheilte Schutzurkunde gewährt iſt, iſt die Einſetzung der Prediger von den Ortsbeamten gehindert worden; in manchen Geſpanſchaften wurden die evangeliſchen Adligen von dem Richteramte ausgeſchloſſen und ſomit konnten aus ihrer Mitte keine Landtagsablegaten gewählt werden; in manchen königlichen Städten, Marktflecken oder privilegirten Ortſchaften ſind die evangeliſchen Rathsherren entweder alle, oder einige derſelben aus den Rathsverſammlungen ausgeſchloſſen worden, und ſomit wurde die Wahl der Rathsherren oder Beamten gegen den Sinn der Freiheitsbriefe geſtört und die Wahl wurde nicht durch die freie Abſtimmung der Bürger, ſondern durch den Bevollmächtigten der Kammer, oder durch Grenzbeamte vollzogen, und obwol Ew. Majeſtät dero allergnädigſtes Einberufungsſchreiben nicht allein an den Rath, ſondern an die ganze Gemeinde gerichtet haben, ſind dennoch nur die Katholiſchen allein verſammelt worden, und die Abgeſandten wurden wider die Gewohnheit und Sitte nur aus dem Kreiſe der Katholiſchen gewählt, und die Evangeliſchen, obwol Söhne des Vaterlandes, wurden in die Zahl der Bürger nur ſchwer oder gar nicht aufgenommen; Beſitzthum zu erwerben, wurde ihnen verboten, mancher ſtädtiſche Magiſtrat, der keinen Katholiſchen zu bürgerlichen Ämtern wählte, weil unter den Katholiſchen keiner tauglich war, iſt in Folge des Bittgeſuches des königlichen Fiſcus ſchwer beſtraft worden; in mehreren Städten wurden die Kirchen, die Wohnungen der Seelſorger und andere kirchliche Gebäude, mit Verletzung des Patronats- und Eigenthumsrechtes, den Jeſuiten übergeben, und nachdem ſie

deren Besitz übernommen, haben sie sich durch Einführung in deren Eigenthum bestätigen lassen; die Widersprüche der Bürger sind entweder unterdrückt oder durch die Kammer vernichtet worden. Die Gewerbsleute sind zu ungewöhnlichen Ceremonien gezwungen, manchen sind die alten Freiheitsbriefe abgenommen und zerrissen worden; zur Unterdrückung der Evangelischen sind sie mit neuen Lasten belegt, und nur nach der Glaubensänderung sind sie in die Zunft einverleibt worden. An vielen Orten wurde die Copulation, die Taufe und Vorsegnung so lange verweigert, bis sie ihre Religion gewechselt haben; die zur Aufrechthaltung des evangelischen Glaubensbekenntnisses gemachten Fundationen wurden durch, unter erdichtetem Vorwand begonnene Prozesse, oder mit Gewalt entzogen, und gegen die Verfügungen und Willensmeinung des Erblassers zu andern Zwecken verwendet. Es wurde noch mehr Anderes verübt, was wir hier darum nicht ausführlich anführen wollen, damit die zu einer Masse anschwellende Bittschrift nicht sogleich im Anfang Ew. Majestät Überdruß verursache; übrigens sind wir bereit, im Falle der Nothwendigkeit, diesen allgemeinen Vortrag mit Einzelheiten zu beleuchten. Somit die vorgezählten Verletzungen und unsere deswegen eingereichte Erklärung wiederholend, flüchten wir uns abermals zum Throne Ew. Majestät, bei Gottes Barmherzigkeit flehend: Ew. Majestät möchten dieser allgemeinen Drangsal noch unter diesem Landtag durch, aus königlicher Machtfülle zu ertheilende gnädigste Verfügungen, steuern, den Verletzten und Beschädigten Schadenersatz leisten, die Störer der freien Religionsübung nach Verdienst züchtigen und die beängstigten evangelischen Stände in jene sichere gesetzmäßige Lage versetzen, in welcher sie ehedem waren. Diese von Ew. Majestät zu verleihende Gnade werden wir nicht nur durch unsere Gebete für das Wohl Ew. Majestät und des erlauchten östreichischen Hauses, sondern durch ewige
1681 Treue und tiefste Huldigung mit allen unsern Kräften zu
22. Juni verdienen streben." Diese Schrift wurde den Katholiken mitgetheilt und diese haben in ihrer Antwort auch ihre Klagen vorgetragen in folgender Art:

„Da Ew. Majestät die Beschwerden der Stände helve-

tiſcher und augsburgiſcher Confeſſion, die in einem Bittgeſuche vorgetragen wurden, uns allergnädigſt mitzutheilen geruhet, danken wir unterthänigſt für dieſes Zeichen der Ew. Majeſtät angebornen Huld. Wir können unſern innig gefühlten Schmerz nicht verhehlen, daß ſie, die ebenfalls Theile und Glieder dieſes Landes ſind, ſtatt daß ſie dieſem unter ſo vielen Schickſalen gebeugten Lande, wo der Feind der Chriſtenheit einzubrechen droht, zur Aufrechthaltung hülfreiche Hand bieten, wie dies ſowol durch die große Noth, als durch den allergnädigſten, durch Ew. Majeſtät geäuſſerten Wunſch angeſprochen wird, abermals alles Das, was dem allgemeinen Wohle Hinderniſſe und Vernachläſſigung zuzieht, wie dieſes durch die Erfahrung vergangener Zeiten hinlänglich bewieſen wird, hervorgehoben haben. Damit jedoch ihre Klagen nicht vor Ew. Majeſtät und der ganzen chriſtlichen Welt (allein durch unſer Schweigen) an Wichtigkeit gewinnen mögen, anderſeits aber die Verfolgungen und Wuthausbrüche, welche die Katholiken zu erdulden hatten, Schweigen bedecke, und ſomit unſere heilige Religion noch mehr Verunglimpfungen erdulde, ſind wir gezwungen, einen Theil unſerer, ſowol an der Zahl (wenn wir ſolche überhaupt aufzählen wollten) als an der Bedeutenheit wichtigern Beſchwerden Ew. Majeſtät zur Aufklärung unterthänigſt zu unterbreiten.

„Ihre überhaupt ſeit dem Jahre 1647, wo nämlich ihre Wünſche den höchſten Grad erreicht haben, zuſammengeſuchten, in ihrem Geſuche jetzt im Allgemeinen angeführten Klagen ſcheinen zwar auf den erſten Blick einige Wichtigkeit zu haben, aber wenn ſolche mit jenen Verletzungen, geſetzwidrigen Widerſtrebungen und andern unerhörten Beleidigungen verglichen werden, mit welchen der heilige und apoſtoliſche Glaube von dem Beginn der Ausbreitung der angeführten Confeſſionen durch ſelbe verunglimpft wurde, ſo wird Jedermann einſehen, daß ihre Beſchwerden nicht gewichtiger, ja beinahe nichts ſind gegen die unſern.

„Nachdem wider den Willen der glorreichen Gründer und Könige dieſes Landes und wider die mit den Ständen einhellig gebrachten Geſetze (als Stefan des Heiligen, I. Buch, 2. Capitel, dann Ferdinand I. glorreichen Andenkens, durch

das Decret des Jahres 1563, 31. und 32. Capitel, vorher aber 1548, 5. 6. 7. 8. 9. und 10. Artikel; 1550, 12. 13. 14.; 1552, 7.; 1553, 7.; 1554, 7.; 1556, 25. 26.; 1557, 10.; endlich 1604, 22. und mehreren Artikeln zuwider) die alleinige römisch-katholische Religion, zu welcher Ungern aus dem Heidenthum überging und durch mehrere Jahrhunderte glücklich geblüht hat, später, nachdem innere Unruhen eingetreten waren, nicht durch die Weihe, sondern durch die Macht des Wortes, des Schwertes und der Waffen, welche manchmal dem Feinde der Christenheit entlehnt wurden, gestört, die Kirchen mit Gewalt erobert und der von unsern Ahnen befolgte und auch uns überlassene Gottesdienst verändert wurde: so war es rechtgläubigen Söhnen des Landes nicht erlaubt, ihr Erbe, d. i. die Kirchen, welche einst durch die eifrige Beisteuer und die Auslagen der Katholiken gegründet und in spätern unruhigen Zeiten mit Gewalt erobert und seitdem gesetzlich behauptet wurden — wie dies die ertheilten Privilegien, Altarplätze, von den Heiligen entlehnte Namen und die nach römischen Regeln eingeführte Bauart einstimmig beweisen — wenn auch blos im Sinne der allgemeinen Gerechtigkeit (welcher gemäß Niemand in seinem Eigenthum gewaltthätig ist) zurückzunehmen und ihrer ewigen gesetzlichen Obrigkeit zu unterwerfen. Aber vielleicht verbieten dieses die spätern, für sie günstigen Gesetze, die königlichen Urkunden und der längere Gebrauch? Nun und nimmer, Ew. kaiserliche königliche Majestät! Theils darum, weil jene Gesetze mit bewaffneter Hand erzwungen und nicht mit der Einstimmung der versammelten Stände gegeben worden sind; theils weil denselben und ihrer Ausübung oder vielmehr ihrem Misbrauch die ganze Geistlichkeit, viele katholische Magnaten und Adlige auf das Feierlichste widersprachen; theils auch darum, weil der durch sie angeführte Rechtsgrund durch sie verletzt und deshalb nicht für sie streitet. Der erste Punct des im Jahre 1606 abgeschlossenen wiener Friedens (auf den sich später alle königlichen Urkunden vom Jahre 1622, 1638, 1647 und 1659 bestätigend berufen) verordnet, daß in diesem Lande die freie Religionsübung zwar erlaubt sei, aber ohne Verletzung des katholischen Glaubens, und daß die römisch-katho-

lische Geistlichkeit und ihre Kirchen ungefährdet bleiben sollen, und jene, die unter den Stürmen der Zeit weggenommen wurden, ihnen zurückgegeben werden sollen; ungeachtet dessen sind diese nicht nur nicht zurückgegeben worden, sondern die mit Gewalt entzogenen sind, mit bedeutender Hintansetzung des erwähnten Friedensschlusses und königlichen Diploms, zum Schaden vieler Seelen und zur Schmach sämmtlicher Katholiken, auf die gewaltsamste Art vorenthalten worden. Wenn also ihnen unsere unzähligen Kirchen, Schulen, Seelsorgerwohnungen, welche sie mit Gewalt, ja sogar mit heidnischer Hülfe eroberten, trotz den frühern königlichen Diplomen zu behalten erlaubt war: so musste es auch uns vergönnt sein, die wir nicht minder und nicht schlechter sind, als sie, unser Eigenthum zurückzuwünschen und auf die möglichst mässige Art, aber auf keinen Fall mit türkischen Waffen, zurückzunehmen; folglich, nachdem sie gegen das durch sie angeführte Diplom sündigten, können sie dessen Begünstigung nicht ansprechen. Hiezu gehört noch, daß mit Gottes Hülfe der Glaube in dem Lande gegenwärtig auf einem andern Fuße steht, als in den vorigen Zeiten; denn wer weiß es nicht, daß ehedem die Turzo, Illésházy, Perény, Nádasdy, Szécsi, Batthyányi, Rákóczy und aus andern Geschlechtern entsprossene mächtige Palatine und Stände, indem sie den grössern Theil des Landes besessen haben, ihre Unterthanen in ihren Gütern zur Aufnahme ihres Glaubensbekenntnisses gezwungen haben, und mit den unter ihrer Botmässigkeit stehenden Kirchen nach Willkür schalteten? Jetzt aber, da die vorzüglichsten Stände in den Schoos der Kirche zurückkehrten, gehören nur wenige Magnaten, Adlige und Bauern, und auch diese unter katholischen Grundherren, zu ihrem Glaubensbekenntnisse, und somit fragen wir: welche Gründe, welche Ordnung würde es gebieten, daß die Lage der Unterthanen der Lage ihrer Grundherrn vorgezogen würde, und die Kirchen, welche auf dem Boden ihrer Grundherren erbaut worden sind (auf welchem den Unterthanen nach dem Gesetze ausser dem Lohne ihrer Arbeit nichts gebührt), den Unterthanen gehören, die Grundherren aber, als Kirchenpatrone derselben beraubt, von selben ausgeschlossen, den Gottesdienst in ihren Privatwohnungen

zu verrichten beschränkt werden sollen? Zur freien Ausübung der Religion sind Kirchen nothwendig; die Grundherren, die in Hinsicht ihrer Rechte allen Übrigen vorangehen, konnten also von jenem mit der freien Religionsausübung verbundenen Besitz der Kirchen nicht ausgeschlossen werden; endlich, was ihnen früher, möge nun uns erlaubt sein.

„Ferner: wenn wir die übrigen, der Länge nach aufgehäuften und unter dem Schutze der Gesetze als gesetzwidrig aufgezählten und sich auf Gesetze berufenden Verletzungen betrachten, würde es sehr leicht sein, Punct für Punct zu beantworten; es ist aber nicht nöthig, alles gegen uns Vorgebrachte einzeln zu widerlegen, indem solche theils unbekannt, theils anders oder gar nicht geschehen sind, oder mit entgegengesetzten Gründen entkräftet werden können; so z. B. sind die Prediger durch Einkerkerungen und andere im Verhältnisse zu ihren Vergehen viel zu gelinde Strafen, nicht als Prediger, sondern als Empörer und Störer der allgemeinen Ruhe bestraft worden; derlei Individuen werden aber auch bei den Katholiken so gestraft, und jener Prediger der erwähnt wird und der in Folge seines eigenen, vor drei Beisitzern abgelegten Geständnisses verurtheilt wurde, verdiente als Brandstifter und offenkundiger Verbrecher den Scheiterhaufen. Es möge genügen, zu unserer Vertheidigung zu sagen, daß Viele von unserer Kirche Größeres und Schwereres von ihnen erduldet, als sie angeblich von uns ertragen haben und nur zur Beschönigung ihrer eigenen Thaten und wohlberechnet beschuldigen sie uns jener Verletzungen, und auch jene Kleinigkeiten, die sie ertrugen, sind nicht uns, sondern ihren gegen uns, unsern heiligen Glauben und zum Sturze unseres Vaterlandes ausgeübten Sünden zuzuschreiben. — Es schaudert die Seele, wenn wir das aus seinen Fugen gehobene traurige Bild des Vaterlandes betrachten. Wegen der Anhänger ihres Glaubensbekenntnisses liegen die Felder unbebaut, die Einwohner haben ihre ganze Habe verloren, die abgebrannten Märkte und Dörfer rauchen, das Blut von zahlreichen weltlichen und geistlichen Personen ist vergossen, die Kirchen sind entweiht und die katholische Religion wird auf jede mögliche Art gequält. Wir äussern unsern gerechten

Schmerz nicht darum, daß derſelbe ſich erneuere, ſondern damit er durch Ew. Majeſtät theils mittels bis jetzt ins Leben getretener Verfügungen, theils durch die noch zu beſtimmenden Mittel gehoben werden möge. Und wir müſſen geſtehen, daß — beſonders in der jetzigen trüben Zeit und auch vordem — durch die theils verbannten, theils im Lande ſich aufhaltenden Prediger der erwähnten Glaubensbekenntniſſe nichts verſäumt worden iſt, was man zur Beleidigung, zur Herabwürdigung und zum Schaden dieſes armen Vaterlandes erſinnen konnte.

„Unſer Glaube iſt ſo ſehr verhaſſt und herabgewürdigt, daß weder in den Geſpanſchaften noch in den privilegirten freien Städten oder Dörfern unſern Glauben Befolgende, übrigens fähige und würdige Perſonen, zu einem Amte verwendet werden, noch in die Zünfte, ja ſogar zu den niedrigſten Beſchäftigungen früher zugelaſſen worden, als bis ſie der katholiſchen Religion entſagt haben. Die mindeſten Beleidigungen der proteſtantiſchen Vicegeſpanne oder Prediger werden bitter gerächt; aber für jene an der Gegenpartei verübten Beleidigungen wird keine Genugthuung verabfolgt, — dieſe wird an die Superintendenten verwieſen, unter dem Vorwand, daß die Geſetze auf die Katholiken nicht anwendbar ſind; gegen unſere Glaubensgenoſſen werden vor ihrem Richterſtuhl Scheidungsprozeſſe begonnen, ihren Zuhörern wird verboten, bei unſern Religionsfeierlichkeiten und Lehren zu erſcheinen, gemeiniglich rufen ſie uns als Ketzer aus; die auſſer Ew. Majeſtät Staaten wohnenden Superintendenten haben in unſerm Vaterlande Gerichtsbarkeit gepflogen, unſere Glaubensgefährten, die ihre eigenen Lehrer hatten, zwangen ſie zur Bezahlung ihrer Seelſorger, ſonſt ſchleppten ſie auch von den Aeckern die Frucht weg, ſie verwehrten ihnen den Güter- und Häuſerankauf, haben ihre ehelichen Verbindungen geſtört und wollten die zu Copulirenden nicht vereinigen, haben blutſchänderiſche Ehen zugelaſſen, das bei Beerdigungen gebräuchliche Läuten haben ſie unterſagt, manche glänzenden Familien und Grundherren, die den größten Theil des Comitates und mehrere eigene Begräbnißplätze beſaßen, wurden an der Beſtattung ihrer Todten mit gewaffneter Hand ge-

hindert, die Überreste von Angehörigen anderer hoher Familien haben sie ausgegraben und nachdem sie selbe enthauptet und ihrer Kostbarkeiten beraubt haben, sind die Leichname hinausgeworfen worden; theils haben sie gegen die übrigen Katholiken, theils gegen ihre eigenen Grundherren zu den Waffen gegriffen und die gefährlichsten Empörungen angezettelt; die Richter der Gespanschaften, die Abgesandten der Capitel und die königlichen Männer (homines regii) sind bei öffentlichen Amtsverrichtungen mit den verunglimpfendsten Schmähreden verletzt und die zu ihrer Sicherheit aufgestellten Männer todtgeschossen und ermordet, die Commissare Ew. Majestät sind in ihren Amtsverrichtungen mit gewaffneter Hand gehindert, andere Beamte Ew. Majestät sind auf das Grausamste geprügelt worden; im Winter wurden sie halbnackt mehrere Meilen weit geschleppt, an Pferde gebunden und, nachdem sie die Kräfte verloren haben, durch Pferde geschleift, endlich verstümmelt und, zur Schmach unserer Religion, mit auf die Stirne geschnittenen Kreuzen bezeichnet und so zur Beute für Hunde und wilde Thiere liegen gelassen. Gegen die Soldaten Ew. Majestät, die friedlich dahingezogen, haben sie auf den Ruf allein feindliche Waffen ergriffen; unlängst wurden gegen die katholischen Seelsorger die Türken aufgefordert, die Adligen mit abgeschnittenem Backen- und Knebelbarte und Haaren dem Spotte preisgegeben, Andern wurde die Zunge ausgeschnitten, Andere in ihren eigenen festen Wohnungen und freien Gründen gefangen genommen und dann in die Kerker geworfen, oder an die Türken ausgeliefert, mit den härtesten Schlägen und Wunden beladen und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben, nachdem sie die greuliche Kerkerluft lange genossen haben; Viele unter ihnen (darunter auch Kronbeamte des Landes) sind durch grausamen Tod und qualvolle Peinigungen aus der Welt geschafft, zahlreiche Marktflecken und Dörfer angezündet worden, in denen theils das Feuer, theils die Waffen mehrere Hundert Menschen verzehrt haben. Aber mit Alledem wurde der unersättliche Verfolgungsdurst nicht gestillt, denn gegen die Priester und Mönche wüthete derselbe noch viel ärger; das Eigenthum der Seelsorger wurde ge-

raubt; Viele von ihnen mit allem erdenklichen Spott und Schmähungen verletzt, Andere tödlich geſchlagen und verwundet und nur gegen ſchweres Löſegeld abermals in Freiheit geſetzt; in der ſtrengſten Winterzeit wurden ſie, nur in Unterkleidern, an Pferde gebunden, Andere wurden ohne alle Bekleidung von Ort zu Ort geführt, Andern wurden zum allgemeinen Ärger an die Schamtheile (was zu ſagen die Schamhaftigkeit verbietet, aber die Umſtände gebieten) 50pfündige Steine gebunden und ſie ſo in den Städten herumgeführt; auf den Rücken der Mönche, wie dies bei den Soldaten gebräuchlich, wurden Wolfshäute geheftet und ſie durch anhaltendes Peitſchen zum Tanze und Überſpringung der Feuerhaufen gezwungen, Andere wurden auf Dornen und Kletten gewälzt, noch Andere in Brunnen geworfen, Andere geſchunden, wieder Andern in die Hände und Füße gleich Pferden Nägel eingeſchlagen, Andere an der türkiſchen Grenze verkauft, Andere auf die Richtplätze hinausgeführt und nach dem Gebrauch der Scharfrichter zerfetzt, Andere ſind erſchoſſen worden und unbeerdigt geblieben; Andere wurden in ihren eigenen Wohnungen todtgeſchlagen, Andere geköpft, niedergeſäbelt und verbrannt. Unter andern wurde ein gewiſſer katholiſcher Seelſorger gefangen, mit Stricken und Riemen gebunden, in die Kirche geſchleppt, Stücke des zertrümmerten Altars wurden an ſeine Hände gebunden und er mußte ſelbe ſo lange halten, bis der Prediger über ſeinem Haupt gegen die Bilder und gegen die Verehrung der Heiligen eine ſchmach- und greuelvolle Rede beendigt hatte, dann wurde er auf den öffentlichen Platz geführt, unter die angezündeten Stücke des Altars geworfen, ſein Kopf erhielt ſieben Wunden, hierauf wurde er vor die Thore des Fleckens bei den Haaren geſchleppt und, nachdem einige Kugeln in ſeinen Leib geſchoſſen waren, in den nahe liegenden Graben halb todt geworfen. Andere wurden mit Gift aus der Welt geſchafft, Andern wurde auf ihrem Rücken Taback geſchnitten und ihre Geſichter an Bäume gedrückt, Andere auf alle erſinnliche Weiſe gepeinigt und einem ſchmerzhaften Tod überliefert. Aber auch bei dieſen Greueln iſt die entfeſſelte Wuth und der Religionshaß nicht ſtehen geblieben — ſondern die heiligen Altäre und

heiligen Gebäude sind schauerlich zertrümmert worden, die Glocken sind aus den Thürmen geworfen, Kirchen sind erbrochen, heilige Geräthschaften hinausgeworfen, Altäre zerschlagen, heilige Gewänder entwendet worden, die Kelche, nachdem sie sich aus selben berauscht hatten, sind entweiht, die Messkleider sind auf eine lächerliche Weise angezogen und getragen worden, das heilige Altarssacrament wurde aus dem Ciborium hinausgeworfen und mit Füßen getreten; anderswo sind die noch nicht consecrirten Hostien den Pferden gegeben, die Reliquien der Heiligen zerstreut und weggeworfen, der Name der Mutter Gottes beschimpft worden, ihr Bildniß und das Bild mehrerer Heiligen, wie auch das Bild des gekreuzigten Heilands wurde zerschnitten, an Augen, Ohren und andern Theilen verstümmelt, des Hauptes beraubt, die Crucifixe wurden auf Spieße gesteckt und am Feuer gebraten, die heilige Messe wurde in Maskenkleidern abgesungen, die heiligen Prozessionen (indem der das heilige Sacrament tragende Geistliche mit Gewalt ergriffen und durch Koth und Morast geschleppt wurde) gewaltsam gestört. Es wurden über uns die schimpflichsten Bücher und Schriften verfertigt, endlich die heilige katholische Religion so schimpflich erniedrigt, daß in der liptauer Gespanschaft 46 protestantische und nur zwei katholische Kirchen sind. In der szatmárer und szabolcser Gespanschaft, die Burgen zu Szatmar, Ecsed und Bözörmény ausgenommen, sind weder Geistliche noch Kirchen zu finden; — in der zempliner, unghvárer, beregher, ugocser und abaujvárer Gespanschaft kaum einige Priester, aber desto mehr Prediger; in der zipser, tornaer und gömörer Gespanschaft, die königlichen Freistädte und manche Flecken ausgenommen, sind wenig Seelsorger (und auch diese halten sich dort nur in den Hainen und andern verborgenen Orten auf und können über ihre Gläubigen nur mit Lebensgefahr die Aufsicht führen), aber öffentliche Prediger wurden auch unter diesem Landtag in mehrere Orte eingeführt; in gleicher Lage sind die Comitate diesseits der Donau — in der weszprimer Gespanschaft sind, mit Ausschluß der Grenzorte, nur zwei katholische Priester und 100 Prediger, im szalader Comitat, ausser der Grenze und auf der muraközer

Inſel, ſind fünf Prieſter und 16 Prediger; in der Somogy kein Prieſter und 100 Prediger, in Baranya ebenfalls kein einziger Prieſter und 40 Prediger. Manche haben ſich erkühnt, nach dem Friedensſchluß die Kirchen mit Gewalt zu nehmen, die Geräthſchaften zu veräuſſern und deren Preis unter ſich zu theilen.

„Unſere Feder ermüdet ſchon in der Schilderung jener an unſerm unglücklichen Vaterland und gegen die heilige Religion mit greulicher Ungezähmtheit (womit wir nicht Blätter, ſondern Bände füllen könnten) verübten Thaten und wollen Ew. Majeſtät, die ohnehin mit dieſem und andern Ländern beſchäftigt ſind, nicht ungelegen ſein.

„Da alſo unſere eben vorgetragenen, und wenn es die Nothwendigkeit erfordern ſollte, auch näher zu entwickelnden und zu beweiſenden Gefährdungen viel gewichtiger ſind, ſo wagen wir Ew. Majeſtät, als den allerchriſtlichen Kaiſer und apoſtoliſchen König, unſern allergnädigſten Herrn, unterthänigſt zu bitten, Ew. Majeſtät möge Dero mit väterlicher Sorgfalt wachende Augen uns zuwenden und den ſo ſehr Verletzten, Gepeinigten und Schaden Erduldenden die gebührende Genugthuung allergnädigſt vermitteln — uns Ew. Majeſtät Gnaden unterthänigſt empfehlend, Ew. Majeſtät gehorſamſte Capläne, unterthänigſte und getreue Unterthanen, die katholiſche Geiſtlichkeit, Kronbeamten, Magnaten, Adligen, Freiſtädte und ſämmtliche Stände des Königreichs Ungern und der damit einverleibten Länder.“

Auf dieſe zwei Bittſchriften, nämlich die proteſtantiſche und die katholiſche, ertheilte der Kaiſer eine Reſolution, welche folgendermaſſen lautet:

„Im Namen Sr. k. k. Majeſtät den römiſch-katholiſchen, wie auch die augsburgiſche und helvetiſche Glaubensbekenntniſſe befolgenden Ständen des Königreichs Ungern, welche bei dem Landtage verſammelt ſind, wird in Folge unſrer kaiſerl. königl. Gnade kund gemacht.

„Nachdem Se. k. k. Majeſtät den ſechſten Punct der Beſchwerden der ungriſchen Stände, der von dem gemeinſamen Bittgeſuch ſpricht, erledigen wollen, wird folgend geantwortet: Bevor Se. Majeſtät ſich dazu entſchlieſſen wird, ſich auf die Beſchwerden, welche von den Ständen katholiſcher und augs-

burgischer Confession eingereicht sind, zu erklären, wie viel Freiheit in der Ausübung der erwähnten Confessionen gestattet werden möge, haben sich Se. kaiserl. königl. Majestät zu folgenden Bestimmungen zu entschliessen geruht:

1) Der wiener Friedensschluß und besonders der die beiden Confessionen betreffende erste Punct wird im Ganzen bestätigt.

2) Zur Ergänzung des obigen Friedensschlusses können sämmtliche Stände, nicht nur die katholischen, sondern auch die, welche der augsburgischen und helvetischen Confession zugethan sind, mögen sie Magnaten oder Adlige, Bewohner der königlichen Frei- oder zur Krone gehörigen privilegirten Städte, Soldaten oder Grenzbewohner sein, ohne alle Störung in derselben Religion verbleiben, in welcher sie gegenwärtig sind, und Jene, welche die Verfügung übertreten, sollen ohne Religionsunterschied auf das Strengste bestraft werden.

3) Die Befolger der augsburgischen und helvetischen Confession sollen zu keinen ihren Sätzen widerstreitenden und allgemeines Ärgerniß erzeugenden Ceremonien gezwungen werden.

4) Ausser dieser Freiheit wird den Anhängern der augsburgischen und helvetischen Confession noch freie Religionsübung gestattet, jedoch wird in den ausschliesslich katholischen Gütern und Herrschaften das Herrenrecht unverletzbar aufrecht erhalten, in andern Gütern, wo die Grundherrn einer der beiden Confessionen angehören, wird der gegenwärtig bestehende Gebrauch der Kirche ungeschmälert zugelassen.

5) Auch aus jenen Ortschaften, wo die freie Religionsausübung gestattet ist, wird es nicht erlaubt sein, die Seelsorger oder Prediger zu entfernen, zu vertreiben oder zu stören.

6) Künftighin dürfen keine Kircheneroberungen stattfinden.

7) Aus Rücksicht des allgemeinen Friedens und der gemeinsamen Ruhe, damit die Einwohner des Landes nicht in endlosem Zwist wegen der Kirchen leben sollen, wird verordnet, daß jene Kirchen und zu denselben gehörende Einkünfte, welche von 1670 an bis jetzt in Besitz genommen wurden, dem Besitzer verbleiben sollen.

8) Den augsburgiſchen Glaubensgenoſſen zu Presburg wird es geſtattet ſein, an einem durch Se. Majeſtät zu bezeichnenden Orte, nämlich in einer Vorſtadt, auf eigene Koſten eine Kirche zu bauen.

9) Die Stadt Ödenburg bleibt bei jener Glaubensausübung und Beſitzthum ohne alle Störung, wie ſie gegenwärtig iſt.

10) In den übrigen freien Städten, als dieſſeits und jenſeits der Donau, in Trentſchin, Kremnitz, Neuſohl in Oberungern, Bartfeld, Leutſchau, Kaſchau, Nagy-Banya, wird auch auf einem durch Se. Majeſtät zu bezeichnenden Platze die Erbauung der Kirchen geſtattet.

11) In Hinſicht der die helvetiſche und augsburgiſche Confeſſion befolgenden Comitate wird Folgendes verfügt: Im eiſenburger Comitat wird für die Glaubensgenoſſen der augsburgiſchen Confeſſion zu Dömölk und Nemesczo, für die Anhänger des helvetiſchen Glaubensbekenntniſſes zu Felső-Ör; im ödenburger Comitat in Vadosfalva und Nemeskés; in der presburger Geſpanſchaft in Kuth und Puszta-Födémes; in der neitraer Geſpanſchaft zu Nytra-Szerdahely und Skácsa an der Waag; im barſer Comitat zu Simony und Szelecsén; im ſohler Comitat zu Olztaluga und Gávanszeg; im turoczer in Részpál und Ivánkafalva; in der liptauer Geſpanſchaft zu Hy und Napahayga; in der arvarer in Felsökubin und Iztebnye; im trentſchiner Comitat zu Szutor und Zay-Ugroz; in der Zips zu Gergö und Topercz oder Batisfalva; im ſároſer Comitat zu Keczerpeklin und Tarcza, für die Anhänger des helvetiſchen Glaubensbekenntniſſes in Totſelmecz und Balpataka; in der ſzalader, raaber, komorner, abanyvarer, unger, beregher, ſzölnoker und heveſſer, peſther und piliſer, ſzabolcſer, ſzáthmarer, zempliner, ugocſer und honther Geſpanſchaft ſind ſie ohnedies in der Nutznieſſung. An der Grenze und beſonders in dem kaniſaer Generalat zu Egerſzeg und Sz.-Gröt; im raaber Generalat in Tihany, Vásony, Pápa, Weſzprim, Raab und Komorn, in dem Generalat dieſſeits der Berge in Levencz, Karpfen und Fülek, in dem oberungriſchen Generalat in Putnok, Onod, Szendrö und Tokay, in dem Generalat jenſeits der Theiß in Nagy-Kálo und Szathmár.

12) Es wird auch bewilligt, daß die der augsburgischen und helvetischen Confession anhängenden Magnaten und Adligen zur Verrichtung des Gottesdienstes Kapellen und Bethäuser errichten.

13) Da es billig ist und sein muß, daß auch die Römisch-Katholischen im ganzen Lande freie Religionsübung haben, sollen sie in selber nirgend und unter keinem Vorwande gestört werden, noch künftighin gehindert sein.

14) Wenn in Zukunft in den Religionsangelegenheiten Beschwerden entstehen sollten, werden diese nicht durch Waffen, sondern durch den König, nach Anhörung der Parteien, geschlichtet.

15) Unter Androhung der Ungnade Sr. kaiserl. königl. Majestät sollen sich die Stände wie auch die übrigen Landeseinwohner jeder Verunglimpfung, Verspottung oder Verschimpfung der zu einer andern Glaubensmeinung gehörigen Personen enthalten.

„Eben darum wird Se. Majestät die getreuen Stände sammt den übrigen Landeseinwohnern nicht nur gegen jede Macht und Gewalt gnädigst beschützen, sondern die Verletzer dieser Bestimmungen, sowie es die Ruhe des Landes erfordert, ohne allen Unterschied streng bestrafen. Alles dieses wird nur insofern bewilligt, wenn jene Nachfolger des augsburgischen und helvetischen Glaubensbekenntnisses, welche diese Begünstigung genieſſen wollen, mit den übrigen Unterthanen in Ruhe und Eintracht leben und ihrem Könige die nöthige Folgsamkeit nicht versagen.

„Nachdem Se. Majestät in allen diesen seine Gnade gegen sie hinlänglich bewiesen hat, und eben darum von ihm in den Religionsangelegenheiten nichts mehr gewünscht werden kann, glaubt derselbe, daß die Stände des Reichs und die übrigen Landeseinwohner sich mit dieser allerhöchsten Erwiderung begnügen werden. Übrigens versichert Se. Majestät
1681 Alle insgesammt und besonders Seiner kaiserlichen Huld und
9. Nov. Gnade."

Die Protestanten erneuerten ihre Bitten und Klagen noch sieben bis acht Mal, aber es blieb bei der Resolution, in deren Sinn auch das Gesetz abgefasst wurde, ein Gesetz, das

in letzter Analyse Niemand befriedigte. Die Protestanten nicht, weil sie Recht und keine Gnade ansprachen; die Katholiken nicht, denn es schien ihnen, daß den Protestanten zu viel gewährt worden. Aber bis zu Joseph II. Toleranzedict blieb das jetzt gegebene Gesetz der Pfeiler der gesetzmässigen Stellung des Protestantismus in Ungern.

Weder diese Entschliessung, noch die andern schon erwähnten Reichstagsbeschlüsse beschwichtigten das Land. Tököly blieb noch unter den Waffen. Um diesen ebenfalls zum Frieden zu bewegen, willigte der Kaiser endlich in dessen Vermählung mit der schon oft erwähnten Witwe Helena Rákóczy, geborne Zrinyi. Er sandte deshalb den General Saponara an Tököly ab. Saponara war ein geistreicher, gebildeter, freundlicher, scherzhafter Mann, früher Befehlshaber in Szathmár, und seit jener Zeit mit Tököly bekannt. Als er zu diesem gekommen, führte er ihm zu Gemüthe, wie der Kaiser ganz anders gesinnt sei, als die Malcontenten glauben; sein ganzes Streben sei nur dahin gerichtet, dem Lande Ruhe und Frieden zu verschaffen, der Kaiser sei bereit, alle billigen Forderungen einzugehen. Um zu beweisen, daß seine Rede nicht blos leerer Wortschall sei, sprach Saponara endlich: „Ich bringe dir vom Kaiser, was du dir am heissesten ersehnst.“ Als Tököly weiter fragte, was dieses sei, fuhr Saponara fort: „Der Kaiser verlobt dir Helena, wenn du dein Heer entlässest, dem Landtag gehorchst und die Türken dahin bringst, den Waffenstillstand wieder auf 20 Jahre zu erneuern; du siehst hieraus, welchen Werth der Kaiser auf dich legt; in dieser wichtigen Angelegenheit will er vorzugsweise dich verwenden.“ Tököly war wirklich gerührt, bekannte, daß er gefehlt habe, und versprach sogleich nach Ofen zu reisen, um durch den Pascha daselbst die Verlängerung des Waffenstillstandes zu erwirken. Auch säumte er nicht, sich mit Helenen zu vermählen, wodurch er zugleich Herr von Munkácz wurde. 1682

Es ist möglich, daß Tököly es aufrichtig meinte, als er wiederholt erklärte, er wolle allen feindlichen Gesinnungen entsagen, wenn es ihm erlaubt würde, Helenen zu ehelichen; aber die Verhältnisse, in die er durch seine frühern Aufstände verwickelt worden, waren von der Art, daß er sich nicht los-

zuwinden vermochte und beinahe wider Willen neuerdings zur Empörung hingetrieben wurde. Michael Cserey, ein gleichzeitiger, dem Hofe nicht geneigter Schriftsteller, und folglich glaubwürdig, sobald sein Zeugniß den Malcontenten nicht günstig ist, schreibt nach des Hofes oben erwähnter Einwilligung Folgendes: Tököly seinerseits hätte leicht nachgegeben, aber die Kriegscapitaine um ihn, die aus der Armuth durch das Schwert emporgekommen waren, redeten ihm ab; denn, wenn Tököly die Waffen niederlegte, konnten sie auch nicht fürder Beute machen. Sie sagten, er solle des Kaisers Verheissungen nicht trauen, sondern die Angelegenheit, die er begonnen, mit Gottes Hülfe fortsetzen. Nicht 13 Comitate, das ganze Land würde in Kurzem ihm gehören, der Deutsche sei jetzt erschrocken und verspreche darum so viel; sobald sie aber die Waffen niederlegten, würden sie wie Schafe zur Schlachtbank geführt werden. Wie oft gab der Deutsche sein Wort Bocskay und Anderen, Béthlen Gábor, Rákóczy, Peter Zrinyi! Sobald Gelegenheit war, brach er sein Wort und unterdrückte die Ungern. So schliesst nun Cserey, wurde auch hier der deutsche Kaiser verkürzt. Ein merkwürdiges Geständniß!

Es mag dahingestellt sein, ob Tököly sich wirklich habe aussöhnen wollen, so viel ist gewiß, daß sein Benehmen, eine Weile zweideutig, zuletzt offenbar feindselig sich gestaltete. Noch vor der Vermählung mit Helena hatte er „hundert Beschwerden der Ungern wider die Deutschen" im Druck herausgegeben, und durch drei Abgeordnete, in deren Gefolge auch ein verkappter Jesuit [1]), in Konstantinopel Unterstützung nachgesucht. Er, der sich auf seinen Fahnen „Kämpfer für Gott und Vaterland" nannte, schämte sich nicht, dem Großvezier zu schreiben: „Die süsse Erinnerung an die so oft bezeugte, Ew. Herrlichkeit angeborne Huld hat mich Ew. Herrlichkeit
1682 dergestalt verpflichtet, daß ich den Tag für verloren achten
14. Juni müsste, an dem ich Ew. Herrlichkeit nicht gedächte." Jetzt, nachdem er mit Helena vermählt worden, ließ er zwar Gefangene los, trieb aber zugleich die Türken zu einem Einfall auf die Inseln Csakathurn und Schütt. Allerdings ließ er

1) Hammer, Geschichte der Osmanen.

sich mit dem Statthalter von Ofen, Ibrahim, in Unterhandlungen ein, um den Frieden mit dem Kaiser herbeizuführen, aber die Türken stellten die ungeheure Forderung an den Kaiser, er solle Ungern in den Stand zurücksetzen, in welchem es vor 27 Jahren gewesen ist, dem Sultan jährlich eine halbe Million Gulden als Tribut entrichten, Leopoldstadt und Guta schleifen, den Misvergnügten alle Güter zurückgeben, endlich unumschränkte Religionsfreiheit und völlige Verzeihung gewähren, widrigenfalls es bei der Urkunde zu verbleiben habe, die von der hohen Pforte dem Tököly ausgestellt worden.

Hieraus ergab es sich klar, daß die Türken keinen Frieden wollten und daß Tököly mit ihnen einverstanden. Dies wurde bald offenkundig, denn der Vezier, Statthalter von Ofen als Seraskier, wurde mit mehreren Paschas und siebenbürgischen Truppen zu Tököly's Hülfe abgeordnet. Sie sammelten sich auf der Ebene bei Pesth, zogen dann gegen Onod, eroberten es und ebenso Kaschau und Eperies. Fülek vertheidigte Stefan Kohary 17 Tage, der Jammer der Frauen, das Murren der Besatzung zwang ihn, das Felsenschloß zu übergeben. Er sagte dem Tököly ins Gesicht, daß er ein Verräther, des ungrischen Namens Schandfleck, ein verächtlicher Türkensklave sei. — Diese Kühnheit, sowie die unerschütterliche Treue, die er als Gefangener seinem Herrn und König bewahrte, büßte Kohary mit dreijährigem hartem Kerker.

Unter den Mauern von Fülek erhielt Tököly das türkische Diplom, welches ihm zum Kurutzenkönig ernannte. Es wurde ihm mit Fahne und Roßschweif eingehändigt und die Herrschaft über Mittelungern verliehen. Das Diplom legte ihm die Pflicht auf, 40,000 Piaster jährlich zu entrichten und bei Kriegen mit seinen Truppen an dem zu bestimmenden Ort zu erscheinen. Von da an heißt Tököly bei den Türken der Kurutzenkönig und seine Anhänger: die Mittelungern [1]).

Trotzdem aber, daß sich Tököly offen feindselig benahm,

1) Das türkische Diplom befindet sich im Original im k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Es wurde im goldnen Knauf der Tököly'schen Fahne gefunden. Die ganze Urkunde steht bei Hammer, Geschichte der Osmanen, Band 6, S. 731.

suchte er doch noch den kaiserlichen Hof zu täuschen, und während er den Marsch der Türken gegen Wien betrieb, bot er sich dem kaiserlichen Hof zur Friedensvermittlung an, bis er endlich, als der türkisch-östreichsche Krieg begann, sich in
1683 das türkische Lager begab. Von da an verwebt sich sein Schicksal mit den Wechselfällen jenes grossen und langwierigen Krieges.

Fünfundsechzigstes Capitel.

Anfang des vierzehnjährigen Türkenkriegs. Belagerung von Wien. 1683.

Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Hof und der Pforte. Großvezier Kara Mustafa. Östreichs Gegenanstalten. Betrachtung. Bündniß des Kaisers mit Polen. Aufbruch der Türken. Belagerung von Wien. Entsatz. Sobiesky und Kaiser Leopold. Weiterer Verlauf des Feldzugs.

Nach dem Fall Zrinyi's, Frangepáns und Nádasdy's befolgten die ungrischen Misvergnügten, wie schon gesagt, denselben Weg, den Jene gewandelt waren, das heißt, sie suchten Unterstützung bei der Pforte, denn sie glaubten mit Hülfe der Türken das Haus Östreich besiegen zu können. Die Pforte hatte jedoch damals keine Lust, sich in einen solchen Krieg einzulassen, andrerseits aber wollte sie auch die Misvergnügten nicht ganz abweisen. Daher vertröstete sie zuweilen, mahnte dann wieder zur Ruhe und ließ hinterher wieder Hoffnung auf Unterstützung blicken[1]). Die kaiserlichen Botschafter hatten ihr besonderes Augenmerk auf diese Umtriebe der Ungern gerichtet und wusften ihnen immer entgegenzuarbeiten. In Folge des Friedens von Vasvár sandte der kaiserliche Hof als Großbotschafter den Grafen Leslie nach Konstantinopel, der Sultan aber ernannte Kara Mohamed

1) In Hammers Geschichte der Osmanen erscheinen, von Zrinyi's Fall angefangen bis auf Tököly, wenigstens fünf Mal Ungern in Konstantinopel, die sich um die Hülfe der hohen Pforte bemühen.

Aga in gleicher Eigenschaft nach Wien. In dem Dorfe Szöny wurden sie gegeneinander ausgewechselt. Zwei Pfähle, 50 Schritte von einander entfernt, bezeichneten den Ort, wo die beiden Großbotschafter zu gleicher Zeit zu Pferde anzukommen und abzusteigen hatten, dann wurden sie einander entgegengeführt, ihre Hände zusammengelegt, wie bei einer Vermählung, und hierauf der kaiserliche dem türkischen, der türkische dem kaiserlichen Übernahmscommissair überantwortet[1]). Beide Großbotschafter hatten aber an den Orten ihrer Bestimmung keine besondere politische Wirksamkeit, und von dem kaiserlichen ist nur vorzugsweise zu bemerken, daß ihm, als er zurückkehrte, der gelehrte kaiserliche Bibliothekar Lambeccius nach Ofen entgegengeschickt wurde, um durch seine Vermittlung vielleicht die Überreste der Corvinischen Bibliothek besichtigen zu dürfen. Der grösste Theil derselben war zwar schon unter Suleiman nach Konstantinopel gebracht worden, aber ein bedeutender Theil lag noch in einem unterirdischen Gewölbe des Schlosses zu Ofen. Die nachgesuchte Erlaubniß wurde jedoch nicht ertheilt und Lambeccius nur mit ein paar Manuscripten beschenkt. Die eigentlichen Geschäfte mit der hohen Pforte wurden durch die kaiserlichen Residenten zu Konstantinopel besorgt; sie hatten den Frieden zwischen beiden Kaisermächten zu erhalten, die Beschwerden und Gegenbeschwerden über Streifereien an der Grenze zu beschwichtigen oder vorzubringen, den Umtrieben der ungrischen Misvergnügten entgegenzuwirken, den Übergriffen der Türken in Siebenbürgen zu wehren, endlich den Intriguen der französischen Gesandten zu begegnen, die immer geschäftig waren, Hader zwischen der hohen Pforte und dem kaiserlichen Hofe anzufachen. Diese an sich selbst nicht angenehmen Geschäfte wurden noch beschwerlicher durch die Rohheit, mit der die Türken damals christliche Botschafter behandelten[2]). Es er- 1665 Juni

1) Die kaiserlichen Übernahmscommissaire waren der F. M. Souches und der Rath Feichter, die türkischen der Beglerbeg von Stuhlweissenburg und der Beg von Gran. Siehe Hammer, Geschichte der Osmanen.

2) Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus Hammer einzuschalten: „eine grause Zeit für die Diplomaten an der Pforte, wo der französische Botschafter geohrfeigt und mit dem Sessel geprügelt, der

gaben sich aber noch andere Ereignisse, durch welche es dem kaiserlichen Hofe immer schwerer wurde, den Frieden zu erhalten: dies war der Tod des kaiserlichen und zugleich Pfor-
1673 tendolmetsches Panajotti Nisuli, der, vom Schlag gerührt,
3. October starb, dann aber auch, daß die kaiserlichen Residenten schnell nacheinander vom Tod hinweggerafft wurden, bevor sie hinreichende Zeit gewonnen hatten, sich zu orientiren oder gehö-
1673 rigen Einfluß zu gewinnen. Der Kammerrath Berris war
Januar kurz vor Panajotti gestorben, der Secretair Sattler starb auf
1678 dem Wege nach Konstantinopel, der Resident Kinsberg fand
27. Dec. seinen Tod entweder durch die Pest, oder er ward vergiftet.
1679 Der Resident Hoffmann ward vom Schlag gerührt, sein
12. Sept. Nachfolger, Terlingo von Gismann lebte nur sieben Monate.
1676 Das Nachtheiligste aber für den Frieden war, daß Ahmed
30. Oct. Köprili, der Großvezier, erst 41 Jahr alt, starb, und daß zu
8. Nov. seinem Nachfolger Kara Mustafa ernannt wurde. Dieser hatte schon unter Ahmed Köprili immer zum Kriege gegen den Kaiser gedrängt; als er nun zur Macht gelangte, war sein ganzes Trachten auf einen Krieg mit Östreich gerichtet, und daß noch sieben Jahre vergingen, bevor er, sich zum Verderben, diesen beginnen konnte, lag nicht an seinem Willen, sondern an den Streitigkeiten mit Rußland und an dem Krieg mit Polen. Als aber Tököly, durch die Hand der Witwe Rákóczy im Besitz von Munkács und bei vermehrtem Güterbesitz, die Fahne des Aufruhrs erhob, glaubte Kara Mustafa zu dem polnischen Krieg auch noch den mit dem Kaiser auf sich nehmen zu können. Der kaiserliche Resident Kunitz stellte
1680 den Antrag, den Frieden zu erneuern, erhielt aber nur ausweichende Antworten, der Großvezier wollte nur Zeit gewinnen zu seinen Rüstungen. Im nächsten Jahre kam es zu
1681 mehreren Conferenzen zwischen Kunitz und dem Reiseffendi, sie hatten aber keinen Erfolg. Der Großvezier, in der Absicht die Verhandlungen zu erschweren, ließ ein Verzeichniß aller seit 20 Jahren eingelaufenen Beschwerden wegen der

russische mit Rippenstößen hinausgeworfen, der polnische, weil er nicht ganz den Nacken beugen wollte, bald wäre getödtet worden und der kaiserliche Dolmetsch, auch Pfortendolmetsch, zu wiederholten Malen auf die Erde niedergelegt und durchgebläut ward."

verletzten ungrischen Grenze ausarbeiten, dagegen sagte Kunitz: er werde von Wien das Verzeichniß von 800 Dörfern erhalten, die von den Türken mit Gewalt zur Huldigung gezwungen worden. Von Tag zu Tag wurde es klarer, daß die Türken Krieg wollten. Dies trat um so lebhafter hervor, weil auf Kara Mustafa's Antrieb der Sultan Emrich Tököly nicht nur mit gewaffneter Hand unterstützen ließ, sondern ihn auch durch eine eigene Urkunde zum Kuruzenkönig ernannte [1]).

Der Kaiser wünschte den Krieg auf alle Weise zu vermeiden. Er bestimmte also den Grafen Albrecht Caprara, Bruder des Generals Caprara, zum Internuntius nach Konstantinopel. Derselbe wurde sowol in Ofen als in Konstantinopel mit vieler Pracht empfangen, aber seine Verhandlung fiel nicht glücklich aus; die Pforte hatte den Krieg unabänderlich beschlossen. Als Caprara vor dem Sultan erschien und in italienischer Sprache erklärte, daß er zur Erneuerung des Waffenstillstandes gekommen, um den Greueln des Krieges vorzubeugen, antwortete der Sultan: „Sehr wohl." Vierzehn Tage nachher hatte er die erste, und eben so viele Tage später die zweite Unterredung mit dem türkischen Minister. Nach der ersten war ihm gestattet worden, einen Boten nach Wien abzusenden, nach der zweiten nicht mehr. Der Krieg war so gut als entschieden; die Roßschweife wurden zum Kriege gegen Ungern aufgesteckt. Der Sultan und der Großvezier gingen nach Adrianopel; der kaiserliche Internuntius und der Resident mußten den Sultan begleiten. Zu Adrianopel wurde dem Grafen Caprara noch eine Unterredung mit dem türkischen Minister gestattet; sie war ebenso erfolglos wie die beiden vorigen.

1682 Februar

9. Juni

6. August

Während Caprara vergebens mit dem Türken unterhandelte, glaubte man in Wien noch immer den Frieden erhalten zu können, man wähnte den Krieg mit Frankreich näher. Das Gutachten eines der ersten östreichischen Staatsmänner jener Zeit gewährt einen hellen Blick in die Ansichten des wiener Cabinets [2]).

1) Siehe das vorhergehende Capitel.

2) Dieses Gutachten, sowie die beiden nachfolgenden in Jörgers

11. Aug. Graf Quintin Jörger äußert sich so: „Die Machinationen der Feinde haben kein Ende, und die Conspiration Frankreichs mit den Türken ist offenbar. Jene wollen sich des Rheines, diese der Donau bemächtigen. Wollen Ew. Majestät mit Beiden kämpfen, so wird Ew. Majestät und der ganze Status des Erzhauses militairisch werden, und ohne Verlust von Land und Leuten wird die Sache nicht beigelegt werden können. Nachdem es aber bei der Lage der Dinge unbezweifelt ist, daß Krieg begonnen werden müsse, so entsteht die Frage, mit welchem Theil man sich in Krieg einlassen, mit welchem Frieden schliessen soll, da wider beide Theile zu streiten die Kräfte offenbar nicht hinreichend sind.

„Die Gründe, warum man mit Waffengewalt den Franzosen entgegentreten soll, sind folgende: Man kann sich nie in sichere Tractaten mit Frankreich einlassen, dem ein Vergleich kein Vergleich, und kein Vergleich ein Vergleich, wie es ihm beliebt[1]). Wegen der Unbilligkeit des nymweger Friedens, da Frankreich mehr durch den Frieden als durch den Krieg gewonnen. — Die Stände des römischen Reichs werden nicht insgesammt zu den Franzosen fallen, da sie es noch unter keinem Kaiser gethan, ein Theil wird Ew. Majestät unterstützen, und so wird der Krieg mit Nachdruck geführt werden können. — Dadurch werden auch die spanischen Niederlande gerettet, widrigenfalls geht dieses Land und ganz Germania inferior verloren. — Wenn alle Streitkräfte in Ungern zusammengezogen werden, so ist Deutschland verloren, weil es keinen Stützpunkt im Rücken hat. Auf diesen Verlust dürften die Ungern selbst eine gefährliche Reflexion machen. Wenn aber die Kräfte getheilt werden, so reichen sie für keinen Theil hin. — Ratio cameralis daß Ew. Majestät nicht soviel von den Eigenen verwenden müssen, die Hofkammer besser auskommen, den Krieg daher auch nachdrücklich führen können.

„Die Gründe aber, welche bewegen sollen den Frieden mit

unterschiedlichen Motiven u. s. w. Siehe über das Werk selbst die Vorrede des vorliegenden Bandes.

1) Cui pactum non pactum, et non pactum pactum est, cum illi lubet.

der Pforte durch Kunst und Geld zu verlängern, sind: Alle Könige und Kaiser von Sigmund an sind froh gewesen, auch nach siegreichen Kämpfen mit den Türken Frieden zu schließen. So Karl V. — Die Macht des Sultans, der über 50 Königreiche gebietet, ist zu groß, um ihm ohne fremde Hülfe zu begegnen. Diese aber ist schwer zu erlangen, und selbst dann noch gefährlich; denn viele Könige sind schon durch fremde Hülfe um ihre Reiche gekommen, so z. B. Navarra; und wie wäre es ohne göttliche Hülfe bei St. Gotthard gegangen? — Im Fall eines Unglücks würde Ungern von den Türken überschwemmt und auch die übrigen Länder bedroht, so daß endlich die Ungern selbst andere Maßregeln treffen würden. — Die Wichtigkeit Ungerns ist so groß, daß Niemand bei der Nachkommenschaft und der ganzen Christenheit es verantworten könnte, Ungern auf das Aeusserste gebracht zu haben. — Die Ausgaben für den Türkenkrieg wären ungeheuer; der Krieg würde in vier Wochen mehr kosten, als nöthig, um die Gemüther am türkischen Hofe zu gewinnen. Lucas Cap. 14 sagt: Welcher König unternimmt wol einen Krieg, der nicht früher überlegt, ob er mit 10,000 Mann jenem zu begegnen im Stande ist, der mit 20,000 kommt."

Jörger schliesst damit, daß die Frage über den Krieg erst zu stellen sei, wenn die Sache nicht friedlich beigelegt werden könne.

Die Aufnahme Caprara's in Konstantinopel bewies hinlänglich, daß von einer friedlichen Ausgleichung keine Rede mehr sein könne. Ein weiteres Gutachten Jörgers gibt über die Gegenanstalten Östreichs hinreichende Auskunft. Er schreibt: 11. Dec.
„Der ganze Staat ist, wie Allen bekannt, in Gefahr; Ungern ist dem Falle nahe, der obere Theil, wo die Kraft und Stärke Ungerns, ist verloren, und zwar durch Nachlässigkeit, dadurch ist den Rebellen und Türken viel Land zugewachsen; leider könnte der noch übrige Theil von Ungern diesem Beispiel folgen und im Tribut Rettung suchen. Erst wird Wien, dann Regensburg das Grenzhaus; der große Name einer Vormauer der Christenheit geht verloren, und damit der grösste Grund bei Erledigung der deutschen Krone; die Christenheit verliert die Hoffnung, das orientalische Kaiserthum

wieder zu erobern, was nur ein König von Ungern hätte thun können; Ungern wird dem Christenthume verloren gehen, und in Siebenbürgen, der Moldau und Walachei wird statt eines christlichen Fürsten ein türkischer Pascha herrschen. Ereignet sich ein Unglück, so geht Wien verloren, ohne jemals wieder genommen werden zu können, wie wir dies aller Orten von Konstantinopel bis Griechisch-Weissenburg und Neuhäusel sehen, die alle — Raab ausgenommen — nicht wieder in unsere Hände gekommen sind. Wir sehen am Beispiele des Mathias Corvinus, daß der Beherrscher von Ungern sich leicht der übrigen östreichischen Provinzen bemächtigt. Demnach ist Krone, Scepter, der erzherzogliche Hut in Gefahr. Um nun von der Abhülfe so drohender Gefahr zu reden, da wir Krieg zu führen bemüssigt sind und der Türke mit einem schlagfertigen Heere bereit steht, unsere Länder zu überschwemmen, so sind folgende Dinge ins Auge zu fassen: Rath, Waffen, Geld, Bündnisse. Rath ist im Kriegswesen sehr nothwendig, und unerhört ist es, daß bei eindrängender Türkengefahr so selten Rath gehalten wurde; auch ist das Wenigste aus dem geheimen Rathe früherer Zeiten Ew. Majestät referirt worden. Die Verbindung der östreichischen Lande erfordert, daß die Correspondenz des hiesigen Kriegsraths mit dem zu Grätz wiederhergestellt werde, denn der Geschäftsgang vermittels der östreichischen Hofcanzlei, die gewöhnlich das Referat führt, ist zu weitläufig, auch wäre nicht unthunlich, den Kriegsrath noch mit einem oder zwei erfahrenen Individuen zu vermehren.

„Die Waffen betreffend, wird ein zahlreiches Heer erfordert, und zwei unerschrockene Männer als oberste Befehlshaber, die zur Vermeidung der Zwietracht unter einem Generallieutenant den Armeen vorstehen. Der Kriegsrath überwache durch einen Generalcommissair die Aushebungen und Werbungen, denn es geschieht nur zu oft, daß die Regimenter, statt verstärkt zu werden, durch den Abschaum der Städte — „ex purgamentis urbium“ — angesteckt werden. — Der Kriegsrath soll bei Austheilung der Regimenter nicht mit Hintansetzung der Vaterländischen lauter Fremde vorschlagen, denn die Unterthanen schmerzt nichts mehr, als Hab und Gut

hergeben zu müssen und es von Fremden verzehrt zu sehen. — Der Kriegsrath soll die Kriegsdisciplin wieder herstellen und strenge aufrecht erhalten, da sie die Grundveste der Regimenter ist. Es müssen nothwendig Exempel statuirt werden, und zwar jetzt in den Quartieren und nicht im Feldzug, wo es Gefahr bringen könnte. — Der Kriegsrath soll sich die Militairökonomie angelegen sein lassen; er soll darauf sehen, daß die Regimenter soviel als möglich vollständig seien, der gemeine Soldat seinen Sold richtig erhalte; der Kriegsrath soll mit den Ländern fleissig Abrechnung pflegen, und zu diesem Ende sollen die monatlichen Musterrollen und Extracte Ew. Majestät zu eigenen Händen zugeschickt werden. — Der Kriegsrath soll Ew. Majestät mit Nächstem ein wohlbegründetes Gutachten über den Krieg vorlegen: wie der künftige Feldzug zu führen sei, ob und wo offensive zu verfahren, welche befestigten Orte mit ausserordentlicher Besatzung zu versehen seien, wie viel Mannschaft, zu welcher Zeit und wohin ins Feld zu stellen sei? Wie es mit der Verbindung der inneröstreichischen und übrigen Lande zu halten? Wie man für die Vertheidigung der Provinzen gesorgt habe, wie die Sperrung der Donau zu verhüten? Alle Kriegsbedürfnisse, die die Kammer herbeizuschaffen hat, sind zu specificiren, sowie alle Streitkräfte, die bereits vorhanden und noch herzustellen sind, zu überlegen und auszutheilen. Sonst werden Ew. Majestät nur theilweise informirt und fassen das Ganze nicht. — Der Kriegsrath soll alle Obersten zu ihren Regimentern, und alle Commandanten zu ihren Festungen schicken. — Der Kriegsrath zu Grätz soll Ew. Majestät berichten, wie die windische, kroatische und Meergrenze mit Proviant und Anderm versehen, und in welchem Zustand das stehende und Hülfsmilitair — milles praesidiarius und subsidiarius — in der Walachei sich befindet.

„Die Kammer hat also gleich zu sehen, wie sie noch diesen Winter einen großen Vorrath von Getreide beischaffe für die Armee, da auf den künftigen Ertrag auch der reichsten Getreideböden nicht zu rechnen ist, weil selbe vor der Zeit entweder vom Feinde, oder von Ew. Majestät aus Kriegsursachen verwüstet werden könnten. Ebenso ist es mit der

Fütterung der Pferde; sollte dies, wie es fast den Anschein hat, vernachlässigt werden, so kann man eine Hungersnoth gewärtigen. Aus Polen ist nichts zu erwarten, weil durch den Verlust von Oberungern der Weg nicht mehr offen und die Donau gar leicht von den Türken bei Krems gesperrt werden kann; 80,000 Mann verzehren viel und fremde Völker nicht wenig. Desgleichen soll die Hofkammer bemüht sein, die Bewaffnung in vollkommenen Stand zu setzen, damit sonderlich an Munition, Schiffen u. s. w. kein Mangel sei. Die Obliegenheiten des Hofkriegszahlamtes sollen nicht mehr verabsäumt, noch mit denen des Feldkriegszahlamts verwechselt werden, woraus großes Unheil entsteht. Die Geldmittel hiezu bestehen in der Türkensteuer, den bevorstehenden Landtagen, Anticipationen der Kammer und in fremder Hülfe. — Jörger bemerkt hiebei gehorsamst, daß, wenn nicht Proviant, Munition und Rekruten ordnungsmäßig beigeschafft werden, der Kaiser mehr Obersten als Regimenter und für die nothwendigen ersten Ausgaben nicht genug Mittel haben wird.

„Bündnisse sind wichtig um Hülfstruppen und Geldmittel von Freunden zu erhalten. Wie man in vorigen Zeiten von dem römischen Reich, den italienischen Fürsten und Republiken, Spanien, der Schweiz, Polen, Moskau, Dänemark, Persien, England, Schweden, Holland Hülfe begehrt und öfters erhalten hat, so könnten Ew. Majestät Siebenbürgen, Moldau und Walachei um Hülfe angehen, Teleki[1]) selbst mit Guthalten und Versprechungen überwinden, wozu sein Wunsch, Fürst zu werden, gut zu benutzen wäre. Sollte er jedoch hartnäckig bleiben, so ist er mit dem Tode zu bestrafen. — Bei Herbeiziehung fremder Hülfsvölker ist aber darauf zu sehen, daß die meiste Stärke in Ew. Majestät Kriegsheer bestehe. Die Armeen mögen aus den obern Ländern schnell herbeigezogen werden, weil zu befürchten, daß der Feind das Land überschwemmt. Zu Gesandten sollen nur taugliche Personen von Ew. Majestät proprio motu erwählt werden. — Schliesslich aber vor Allem ist die Sicherheit Ew. königlichen Majestät und des ganzen Hauses in Berathung zu ziehen."

1) Soll wol Tököly heissen.

Die Anstalten, die der Kaiser Leopold traf, sowie die Besorgnisse der Besonnenen in seiner Umgebung sind in einem dritten Gutachten Jörgers ausgesprochen, welches er im nächstfolgenden Frühjahr, als der Krieg an der Schwelle war, dem Kaiser einreichte. Darin heisst es: „Ew. Majestät haben zum bevorstehenden Feldzug schon Vieles angeordnet, als neue Werbungen, Rekruten, Remonten, Fuhrwerke, Schiffe, Einrichtungen des Kriegscommissariats, Fortification von Wien, Krems, Neustadt und in Niederungern von Presburg, Leopoldstadt, Raab, Komorn; Visitation der Grenzhäuser, Erzeugung von Munition, besonders von Pulver, Durchsuchung des Hauszeugamts sammt dessen Filialen, Verproviantirung aller Art, Abschickung der Commandanten in die Festungen, Ernennung der Nebencommandanten, Einlegung der Extraordinairgarnisonen in die haltbaren Plätze und Designirung der Kriegsvölker, Commissionen in Steyer durch den Grafen Rabatta, Repartition, Formalitäten der Quittungen, besonders des Hofkriegszahlamts und deren nochmalige Überlegung, Ernennung eines General en Chef. 1683 11. März

„Es fragt sich nun, was hievon bereits geschehen und was noch zu thun übrig? Und zweitens, was der Hofkriegsrath nach gehaltenem Rendezvous weiter zu thun vermeint. Die Berathschlagung besteht aus folgenden Puncten: 1) In der Vertheilung des Feld- und Festungsmilitairs. 2) In Anwendung der ungrischen Miliz. 3) In der Vergleichung der feindlichen Waffen mit den Kräften Ew. Majestät. 4) In den beiläufigen Operationen der Türken und Rebellen und wo? 5) Wie dem Feind in einem andern und dritten Fall zu begegnen. 6) Wie, im Fall sich bei der Armee ein Unglück ereignet, die Stadt Wien vom Untergang zu retten sei.

„Den ersten Punct betreffend, soll der Kriegsrath bestimmen, was in die Festungen zu werfen, wo die Ströme und Päsfe zu verwahren, ingleichem wie viel deutsche Völker der kroatischen Miliz in Steyer zu adjungiren und wie viel Mannschaft nach Abzug alles dessen ins Feld zu stellen? Den zweiten Punct will ich zwar nicht genau erörtern, aber doch im Allgemeinen bemerken, daß die meisten der Ungern verdächtig und ungetreu sind — suspecti et infidi — daher sie

besser entfernt und bei Ihresgleichen zu halten[1]). Drittens findet sich, daß Ew. Majestät mit innern und äussern Feinden zu thun hat; die Rebellen mit Siebenbürgen, Molhauern, Walachen, vermischten Tartaren sollen sich auf 30,000 belaufen, die Türken auf 200,000, worunter zwar nur die Hälfte regulaires Militair, Ew. Majestät bleiben aber kaum über 20,000 streitbare Männer ins Feld zu stellen. — Der vierte und fünfte Punct sind von einander abhängig: die Feinde können unter dreien eins, wenn nicht zwei zugleich vornehmen, die Armee angreifen, eine Festung belagern, oder die Erbländer insgesammt verwüsten. Geschieht das Erste, so wird Ew. Majestät zertheiltes Heer, besonders da es diesseits und jenseits der Donau steht, kaum hinlänglich sein, damit bleiben die Länder ohne Vertheidigung und allem Unheil preisgegeben. Das Andere wäre für das Erträglichste zu halten, wenn die Feinde um einen Platz Zeit verlieren. Das Dritte wäre das Fürchterlichste. Auf diese drei Puncte muß der Kriegsrath positiv antworten, sonst hat es das Ansehen, daß man Ew. Majestät das unvollkommene Defensivum noch zur Zeit und bis zum Rendezvous verheimlichen wolle, weil mehrere Referate ausdrücklich melden, daß, wenn Ew. königliche Majestät nicht zuerst angreifen, Alles verloren gehen muß; nun zeigt aber die späte Expedition, daß an ein Offensivum nicht zu denken, wenn auch die kroatische Miliz, die in höchstens 10,000 Mann besteht, zugegen wäre, da die Rebellen jenseits mit 30,000 und die Türken diesseits mit 200,000 Mann stehen. Der Kriegsrath erwäge daher wohl die Streitkräfte und fasse dann seine Beschlüsse. Der sechste Punct ist von der höchsten Wichtigkeit. Da eine Niederlage das grösste Unglück wäre, deswegen ist es nöthig vorsichtig zu handeln; denn Wien verloren, ist Alles verloren."

Instinctmäßig fühlten die Geschäftsmänner Östreichs, daß

1) Der ganze Passus über die Ungern lautet so: Die meisten deren Hungari sind suspecti et infidi, qui nolunt juberi, non regi, und wan die Noth oder Gefahr zum grösten Tumultuarie agiren; die Flucht sine pudore flagitii, sine mora ducum nehmen; devastieren die Länder, und setzen Ew. K. Maj. eigenen Exercitum in Confusion, daher sie besser remoti, und bei Ihresgleichen zu halten.

der Türke die Eroberung Wiens beabsichtige. Man sieht aber auch, daß in Wien unendlich viel Zeit vergeudet wurde mit Berathungen, während Handeln noth that; man sieht, daß die schönsten Beschlüsse gefasst wurden, daß aber die Ausführung weit hinter den Beschlüssen zurückblieb. Östreich wurde auch diesmal gerettet, aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch fremde Hülfe.

Der Krieg des Hauses Östreich und der hohen Pforte, den ich nun zu erzählen habe, dauerte 14 Jahre und bietet gleich im Beginn ein welthistorisches Ereigniß dar, nämlich die zweite türkische Belagerung Wiens. Es mag mir daher vergönnt sein, bevor ich auf den Krieg selbst übergehe, zu erwägen, welche Folgen die Eroberung Wiens durch die Türken für Europa wahrscheinlich gehabt hätte, wie die Lage der Welt gewesen, als der Krieg begann.

Die zweite türkische Belagerung Wiens war der Wendepunkt der türkisch-östreichischen Verhältnisse. Zum letzten Male waren die Türken ausgezogen, um den christlichen Westen anzugreifen, aber Wien war der Damm, an dem sich die barbarische Flut brach. Das Haus Östreich, das sich durch 150 Jahre gegen die Osmanen nur vertheidigt hatte, befreite, nach der Belagerung, im raschen Siegeslauf Ungern von der türkischen Obergewalt und so erhielt die östreichische Monarchie, im Großen genommen, jene Gestalt, die sie jetzt hat. Wenn nun die Belagerung von Wien in Bezug auf die Monarchie als eines der bedeutendsten Momente hervortritt, so ist dieses Kriegsereigniß nicht minder bedeutsam für ganz Europa. Die Eroberung dieser Stadt durch die Türken hätte die Monarchie unfehlbar aufgelöst. Es unterliegt wol keiner Frage, daß alsdann Ludwig XIV. zur Rettung Deutschlands und Europas mit seiner ganzen Kraft aufgetreten wäre; aber abgesehen davon, daß die Entscheidung durch das Schwert immer zweifelhaft bleibt, würde selbst im Fall, daß Ludwig gesiegt hätte, Deutschland seinem Despotismus heimgefallen sein. Denken wir uns nun die östreichische Monarchie aufgelöst, oder vielleicht auf Böhmen beschränkt, wer hätte einige Jahre später bei dem Erlöschen der spanischen Habsburger Ludwig XIV. gehindert, das ganze spanische

Erbe anzutreten? Und was wäre aus Europa geworden, wenn Ludwigs XIV. allgewaltigem schrankenlosem Herrscherwillen Spanien, Neapel, die Niederlande, Südamerika und das Protectorat von Deutschland anheimgefallen wäre! Der Türke in Wien, der Franzose in Strasburg! Das uneinige Deutschland hätte einem von Beiden zufallen müssen. Man kann also mit Recht sagen: die Selbständigkeit Deutschlands lag in den Mauern Wiens. Der Halbmond auf den Wällen Wiens dauernd aufgepflanzt, hätte die Weltgeschichte geändert. Wie tausend Jahre früher Karl der Hammer in der Schlacht von Tours Europa vor der Überflutung der Araber rettete, so war jetzt Rüdiger Starhemberg der Mann der durch die Vertheidigung Wiens die letzte Sturmflut des Islam von Europa abwehrte.

Die Belagerung von Wien ist daher, wie schon gesagt, ein welthistorisches Ereigniß, und es ist also passend und nöthig, bevor ich die Belagerung selbst erzähle, die damalige Lage Europas ins Auge zu fassen.

In Italien war die Republik Venedig zu schwach, um dem Kaiser wirksam beizustehen. Der Herzog von Savoyen befolgte eine schwankende Politik, auf seine Hülfe konnte Leopold nicht rechnen. Neapel gehörte dem König von Spanien, von Genua und den andern kleinen Staaten Italiens war nichts zu erwarten. Es war also nur der Papst übrig; wie sehr sich derselbe der bedrängten östreichischen Monarchie annahm, wird in der Folge erzählt werden. Spanien, obschon von riesiger Ausdehnung (Neapel, die Niederlande, die südamerikanischen Colonien waren Dependenzen der spanischen Krone), war doch in so tiefe Ohnmacht versunken, daß es sich der Angriffe Frankreichs nicht zu erwehren vermochte, und trotz der Goldminen von Peru und Mexico war es nicht im Stande, auch nur Geldhülfe zu leisten. Das kleine entfernte Portugal war froh seine Selbständigkeit gerettet zu haben, in die Weltereignisse griff es nicht ein. England war unter einem schwachen König rasch von der Höhe gesunken, zu der es Cromwells hoher Geist gehoben hatte. Der Zwiespalt zwischen König und Volk, die innere Gährung verschlang die ganze Thätigkeit des Cabinets und der Nation. Holland

mussfte seine ganze Aufmerksamkeit auf die furchtbar drohende Übermacht Frankreichs verwenden und suchte selbst Verbündete. Der König von Dänemark suchte im kleinen Ländererwerb die gewaltigen Unternehmungen Ludwig's XIV. nachzuahmen. Der Glaube an schwedische Unüberwindlichkeit war durch die Schlacht bei Fehrbellin gebrochen, es neigte sich zu Frankreich und war um Pommern besorgt, welches der Kurfürst von Brandenburg nach jener Schlacht erobert und nur wider Willen zurückgegeben hatte, und in Russland war jener große Geist noch in der ersten Jugend, der bald nachher den nordischen Koloß in das europäische Staatensystem einreihen sollte.

Es treten also nur noch drei Länder hervor in ihrer unmittelbaren Beziehung auf die östreichische Monarchie, damals die bedeutendsten: Frankreich, Deutschland und Polen.

Ludwig XIV. war der entschiedenste Gegner des Hauses Östreich; wenn er auch keine andern Gründe gehabt hätte, so würde schon der eine hingereicht haben, daß es seinen Vergrößerungsplänen gegen den Rhein zu, daß es seinem Einfluß in Deutschland widerstand, daß es dem französischen Protectorat über Deutschland kräftig entgegentrat, daß es mit einem Wort Deutschlands Selbständigkeit gegen Frankreich vertheidigte. Kurz vor der Belagerung von Wien hatte sich Ludwig XIV. abermals Gewaltthaten gegen Deutschland erlaubt. Er hatte die zehn Reichsstädte im Elsaß sich gänzlich unterworfen, er hatte Reunionskammern errichtet, die wiedervereinigen sollten, was zu den an Frankreich abgetretenen Ländern und Plätzen jemals gehört hatte. Sofort wurden mehrere Fürsten und Grafen zur Huldigung vorgeladen, den nichterscheinenden ihre Besitzungen als verwirkte Lehen abgesprochen. Diesem folgte offene Gewaltthat: ein französischer Heerhaufe er- 1681
schien unvermuthet vor Strasburg; die Stadt, ohne Vertheidigungsmittel, wie ohne Muth, ergab sich. Denselben Tag hatte auch Ludwig XIV. Casale in Piemont besetzt. Der Kaiser suchte nun die deutschen Reichsfürsten unter sich zu einem Bündniß zu vermögen, auch trat er und Spanien in Verbindung mit Holland und Schweden, es schien sich ein neuer Krieg gegen Frankreich zu gestalten. Er unterblieb nur

27. Sept. 30. Sept.

deshalb, weil die Verbindung der deutschen Reichsfürsten keinen rechten Fortgang gewann. Das Haupthinderniß war der mächtigste Reichsstand, Kurfürst Friedrich Wilhelm von
1682 Brandenburg; er hatte mit dem König von Frankreich ein
22. Jan. früher geschlossenes Bündniß erneuert, durch welches er sich verpflichtete, alle Mühe anzuwenden, den Streit zwischen dem Reich und Frankreich friedlich auszugleichen, wogegen Ludwig versprach, alle weiteren Reunionen einzustellen und die Verhandlungen nicht durch die Waffen zu unterbrechen. Als der Kaiser sah, daß die Associationsidee in Stocken gerieth, ließ er dem Reichstag zu Regensburg erklären, die Erfahrung zeige, wie Frankreich seine Zusage halte. Das angerathene Nachgeben würde nichts als Vorwände zu neuen Forderungen veranlassen und laufe eigentlich darauf hinaus, daß Deutschland sich ohne Widerstand das Joch über den Kopf werfen lassen solle. In Folge solcher Rathschläge könne das Reich binnen 50 Jahren, anstatt des Kaisers, einen französischen Statthalter haben. Gott wolle verhüten, daß die Rathgeber den Unterschied zwischen deutscher Freiheit und französischer Knechtschaft nicht noch selbst erfahren möchten. — Den Kaiser musste es allerdings kränken, daß es deutsche Fürsten gab, die ihre Mitwirkung verweigerten, als er für Deutschlands Unabhängigkeit und Integrität das Schwert ziehen wollte, aber im Ganzen genommen war es ein Glück für Östreich; denn in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, hätte es dem gewaltigen Andrang der Türken nicht widerstehen können, und nur zu bald erhielt der Kaiser die Kunde, daß die Türken, von den ungrischen Unzufriedenen aufgefordert und von der französischen Gesandtschaft aufgereizt, sich zu einem grossen Kriegszug rüsteten. Der Kaiser suchte also einen thätigen Verbündeten und fand ihn in Johann Sobiesky, König von Polen. Die Franzosen bemühten sich zwar auf alle Weise das Bündniß Polens mit dem Kaiser zu hintertreiben, sie sagten, für Polen sei nichts zweckmässiger, als Friede mit der Pforte und enges Bündniß mit Frankreich. Die Königin aber, eine Französin, durch Ludwig XIV. beleidigt, weil er ihrem Vater nicht, wie sie es wünschte, den Herzogtitel verliehen, und der päpstliche Legat, nach dem ausdrücklichen Be-

fehl des Papstes, waren für Östreich. Den Ausschlag gab, daß der französische Gesandte erklärte, Polen könne nicht auf französische Hülfe rechnen, wenn es von den Türken angegriffen würde, und daß dem König der Briefwechsel des französischen Gesandten mit dem Großschatzmeister Morstinsky in die Hände fiel, worin der Franzose sich verächtlich über die Nation und den König äusserte und der Plan durchschimmerte, den König abzusetzen. Diese Briefe legte der König dem Reichstag vor. Es ergriff solcher Unwille die Nation, daß der Reichstag das vom König vorgeschlagene Bündniß mit 1683
dem Kaiser genehmigte. Der Inhalt desselben aber war fol- 31. März
gender: Nachdem die beiden contrahirenden Mächte der Ursachen dieses Bündnisses und namentlich der Vermittlung des Papstes Innocenz XI. gedacht, schliessen sie ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß, aber nur gegen die Türken. Der Papst übernimmt die Garantie für sich und seinen Nachfolger. Ausser der eidlichen Unterschrift der Monarchen, sollen auch ihre Bevollmächtigten und die Cardinäle, welche das Protectorat der Kronen Polen und Ungern verwalten, auf das Bündniß beeidet werden. Beide Mächte verzichten auf alle Subsidienrückstände, der Kaiser insbesondere auf jede Entschädigung für die Hülfe, die er im Schwedenkrieg der Republik geleistet, er entsagt ferner allen Ansprüchen an die Salzwerke von Wieliczka, der Kaiser verpflichtet sich zum Krieg in Ungern 60,000, der König von Polen 40,000 Mann zu stellen. Wenn Wien oder Krakau belagert werden sollte, oder in andern großen Fällen gemeinsamer Kriegsnoth sollen sich beide Theile mit ganzer Macht beistehen, sonst aber sollen die Kaiserlichen trachten, Ungern und die Festungen desselben, die Polen aber Kaminiek, Podolien und die Ukraine wieder zu erobern. Bei dem nahen Ausbruch des Krieges und der Unmöglichkeit, die Contributionen sogleich einzutreiben, die der polnische Reichstag bewilligt hatte, verspricht der Kaiser, dem König alsobald 1,200,000 polnische Gulden auszahlen zu lassen und deren Rückzahlung niemals zu verlangen; es steht jedoch dem Papst frei, für irgend eine andere Art von Entschädigung zu sorgen. Ferner verspricht der Kaiser, alsobald bei dem König von Spanien einzuschreiten, daß derselbe in

seinen italienischen Staaten, und zwar sowol im Königreich Neapel als im Herzogthume Mailand, den Zehnten, sobald er vom Papst ausgeschrieben sein wird, erheben und, so lange der Krieg dauert, ausschliesslich dem König von Polen verabfolgen lasse. Der Kaiser erklärt ausdrücklich, daß er auf diese Abgabe des Zehnten keinen Anspruch mache. Alle christlichen Fürsten sollen zu diesem Bunde eingeladen und jene, die sich freiwillig anbieten, zugelassen werden. Den Czar von Moskau soll man besonders trachten zu gewinnen. Am Schluß heisst es, daß, wenn eine der contrahirenden Majestäten mit Zustimmung des andern Theiles im Lager anwesend sein würde, das Obercommando an dieselbe überzugehen habe.

Die französische Partei, mit diesem Vertrag unzufrieden, wollte den Reichstag sprengen, um dem Vertrag alle Gültigkeit zu nehmen; aber der Landbote, welcher durch das Liberum veto alle Beschlüsse des Reichstages vereiteln sollte, war nicht muthig genug, der allgemeinen Begeisterung die Stirn zu bieten, und die Drohungen der Majorität, sowie die Vorstellungen des Königs hielten ihn zurück. So wurde der Reichstag in gültiger Form geschlossen und der Vertrag war kräftig. Alsobald sammelte der König ein Heer; aber es ging langsam von statten, dergestalt, daß der König von Frankreich meinte, es werde gar nicht zu Stande kommen, und sich deshalb auch keine fernere Mühe gab, es durch Umtriebe zu hindern, und allerdings vergingen vier Monate, bis ein Heer von beiläufig 20,000 Mann sich bei Krakau gesammelt hatte. Wien, unter dessen Mauern wir den Heldenkönig wieder finden werden, war schon in der höchsten Gefahr, als das polnische Heer von Krakau auszog.

1683 30. März Im Frühjahr brach das türkische Heer von Adrianopel auf, gerade an dem Tag, an welchem Kaiser Leopold das Bündniß mit Sobiesky unterzeichnete; ein merkwürdiges Zusammentreffen! Zu Essek erhielt der kaiserliche Internuntius von den Türken endlich die Erlaubniß zur Rückreise, man sagte ihm, nachdem er zurückberufen sei, könne er gehen und seinem Hofe erzählen, was er gesehen. Drei Tage später erschien Tököly im türkischen Lager und wurde vom Großvezier

als Kurutzenkönig prächtig empfangen, ein reicher Zobelpelz wurde ihm verehrt, 70 Kastane unter sein Gefolge ausgetheilt. 10. Juni

Nachdem die Türken bei Essek über die Drau gegangen, war ihre erste Waffenthat die Eroberung von Weszprim. Das Kloster auf dem Martinsberg bei Raab wurde in die Luft gesprengt, die Vorstädte von Raab von den Türken in Brand gesetzt, die Festung zur Übergabe aufgefordert; der Befehlshaber in Raab antwortete, ohne Vertheidigung könne er die Festung nicht übergeben, der Großvezier würde besser thun, nach Wien zu ziehen, Raab werde sich ohne Schwertstreich ergeben, sobald Wien in des Großveziers Händen sei. Diese Antwort war ganz dem Sinn des Großveziers entsprechend, und so entging Raab der Belagerung. Obschon der Großvezier entschlossen war, gerade auf Wien loszurücken, hielt er doch noch vorher Kriegsrath. Hier trug er seine Ansicht vor, einige Paschas widersprachen und riethen, vorher das ganze Land zu unterwerfen, dann müsse Wien im nächsten Frühjahr von selbst fallen; der Großvezier aber blieb bei seinem Sinn, das Heer brach zur Belagerung von Wien auf.

Vierzehn Tage verwendete der Großvezier, um von Raab nach Wien zu marschiren. Totis und Pápa wurden erobert, Haimburg erstürmt, die Besatzung niedergehauen, die Anhänger des Kurutzenkönigs verbrannten 50 Schlösser, nur Ödenburg, Eisenstadt und Bruck wurden verschont, weil sie sich in Tököly's Schutz begaben.

Der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, war zwar von Caprara noch aus dem türkischen Lager verständigt worden, daß Kara Mustafa unmittelbar die Eroberung Wiens bezwecke, der Herzog aber wollte nicht glauben, daß der Großvezier Raab unerobert im Rücken lassen werde. Er nahm also eine Stellung unfern von Komorn, um von da aus Raab zu unterstützen. Als er sich endlich überzeugte, daß der Türke sich wirklich ausschliesslich Wien zum Ziel gesetzt habe, brach er ebenfalls schnell auf und eilte nach Wien. Das Fußvolk, unter dem Schotten Leslie, ging durch die Insel Schütt bei Presburg aufs linke Donauufer und so durch

das Marchfeld nach Wien, während Karl von Lothringen mit der Reiterei die Straße über Halmburg einschlug. Zwischen Petronell und Elend gerieth er in ein Gefecht mit der türkischen Reiterei. Die Verwirrung der Kaiserlichen, die sich plötzlich angegriffen sahen, war über alle Beschreibung groß; das Gepäck fiel den Türken in die Hände, nur die Tapferkeit der Officiere hemmte die allgemeine Flucht. Der Herzog von Savoyen, älterer Bruder des nachher berühmt gewordenen Prinzen Eugen, fiel, indem er die Truppen zum Stehen bringen wollte; endlich gelang es dem Herzog von Lothringen die Türken zu werfen.

Einige Flüchtlinge waren bis nach Wien gelaufen und verbreiteten die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des kaiserlichen Heeres. Rauchwolken, die sich auf der steyrischen Straße erhoben, Flammen, die man auf der Grenze aufflodern sah, schienen die traurige Kunde zu bestätigen. Der Kaiser ernannte den Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg zum Commandanten von Wien; der Feldzeugmeister Graf Leslie, der Landmarschall Graf Molast, der Regierungscanzler Graf Sintzendorf, der Hofkammerrath Buchler, bildeten ein Geheimeraths-Collegium, welches dem Grafen Starhemberg zur
7. Juli Seite stehen sollte. Vor der Abreise, des Nachmittags, berief der Kaiser den Bürgermeister von Liebenberg und den Stadtrichter Schuster, empfahl ihnen mannhafte Vertheidigung, versprach baldmöglichst Entsatz. Um 8 Uhr Abends fuhr der ganze kaiserliche Hof über die Donau nach Kornneuburg. Die Verwirrung war bereits so groß, daß man dort nicht einmal Eier genug für die kaiserliche Familie auftreiben konnte. Gegenüber stand das Camaldulenserkloster auf dem Kahlenberge in hellen Flammen, die Tartaren hatten es angezündet. Nach des Kaisers Abreise suchte Alles sich aus Wien zu retten. Viele liessen Hab und Gut zurück und eilten fort, zufrieden, das Leben gerettet zu haben; Andere besorgt um das Ihre, luden Alles auf, was sie nur vermochten, trieben die Pferde an, bis diese todt zusammenstürzten, und die Kostbarkeiten und die Menschen fielen den Türken in die Hände. Sechs Stunden hindurch fuhr Wagen an Wagen über die Donaubrücke, in zwei Tagen verliessen 60,000

Menschen die Stadt; zuletzt war kein Fuhrwerk mehr zu miethen und Viele, dem Drang der Umstände nachgebend, mussten gegen ihren Willen in der Stadt zurückbleiben.

Den Muth der Stadt hob es, daß der Herzog von Lothringen unter Trompetenklang und Paukenschall, mit der gesammten kaiserlichen Reiterei, 10,000 Pferde stark, bei der St. Marxerlinie herein, durch die Stadt durch, beim Schottenthor hinaus in die Taborane zog und dort lagerte, um das Fußvolk zu erwarten, welches über das Marchfeld heranrückte. 8. Juli

Wien wurde vorzüglich durch die Langsamkeit des Großveziers gerettet. In verzweifelten Fällen ist ein Tag von unbeschreiblicher Wichtigkeit, und der Großvezier verlor deren beinahe 14 durch allzu langsames Marschiren! Schneller anrückend, hätte er Wien ohne Besatzung und ohne Vertheidigungsmittel gefunden.

Noch mit dem Anbeginn des Jahres sollten Adel und Geistlichkeit den hundertsten Pfennig Kriegssteuer entrichten, jedes Haus in der Stadt und ausser derselben sollte Arbeiter stellen, es war befohlen, daß jeder Einwohner sich auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorge, wenn er dessen nicht fähig, die Stadt räume, die Erhöhungen und vorspringenden Gebäude sollen abgetragen werden, die Lieferung von 30,000 Stück Palissaden aus den nächsten Wäldern war anbefohlen; aber alle diese Anstalten hatten keinen oder nur geringen Erfolg. Am besten ging noch die Kriegssteuer ein, aber diese sowol, als die Geldhülfe von einer Million, die der Cardinal Cibo aus Rom brachte, verschwanden zu andern Zwecken. Es war kein Geld in der Kasse, Wien nicht einmal palissadirt und kaum für zehn Stücke Bettung auf den Basteien. Am Tag als der Kaiser Wien verließ, bestand die Besatzung aus der gewöhnlichen Stadtguardia und 1000 Mann vom Regiment Kaiserstein.

Während der Tage, die des Großveziers unbedeutendes Vorrücken der Stadt freiließ, wurde das Unmögliche geleistet: der Herzog von Lothringen warf beinahe 14,000 Mann Linientruppen in die Stadt, die Universität bildete ein Regiment, 700 Mann stark, der Rector war der Oberst, der Regierungsrath Freiherr von Wels Oberstlieutenant, der Arzt Sorbelt,

ein Niederländer, Major, Stanislaus Altmann und Ignaz von Täuber waren Hauptleute; die gesammte Bürgerschaft trat in acht Compagnien, zusammen 2382 Köpfe stark; der Bürgermeister Liebenberg, der Oberkämmerer Fock waren die Obersten, acht Rathsherrn standen den Compagnien als Lieutenants vor; Ambrosius Frank, Mitglied des äussern Rathes, errichtete eine Freicompagnie, sie war 255 Mann stark, bestand meistentheils aus Wirthen und leistete während der Belagerung ausgezeichnet gute Dienste; die Kaufleute und Niederländer errichteten eine Compagnie von 250 Mann, ihr Anführer war der vorige Oberstwachtmeister des Regiments Baden, er hieß Wilhelm Schütz, ihr Hauptmann Heinrich Pöller. Einige Zünfte traten in eigenen Compagnien zusammen, 155 Bäcker, 288 Schuster, 294 Fleischhauer und Bierbrauer, 300 ledige Handwerksburschen bildeten gesonderte Compagnien; die Hofbefreiten und kaiserlichen Hofbedienten endlich wurden durch einen 70jährigen Mann, den niederöstreichischen Buchhalter Reuschel, ermuntert, in ein eigenes Corps zusammenzutreten, sie bildeten unter dem Obersten, Grafen Maximilian Trautmannsdorf vier Fahnen; die ganze Besatzung belief sich auf 21,960 Mann.

Unter der Besatzung fanden sich einzelne Männer, die besonders genannt zu werden verdienen. Es fehlte an einem Mineurcorps, der Freiherr von Kilmannsegge, kein Soldat, aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann, errichtete es, ein Niederländer und ein Lothringer traten die ersten als Gemeine ein, der Stadthauptmann Hafner und Bartholomäus aus Graubündten gebürtig, vormals Hauptmann in venetianischen Diensten, schlossen sich dem Freiherrn an, so auch ein Schlesier, Elias Kühn. Bei der Annäherung der Türken wurde er berufen, das Schloß Schönau zu vertheidigen, unterwegs gerieth er den Türken in die Hände, er hieb sich durch, aber seine Frau und Kinder blieben in der Türken Gewalt, er sah sie nie wieder; er und die eben Genannten führten den ganzen Minenkrieg.

Der wichtigste Mann unter allen war ein Geistlicher, Graf Leopold Kolonitsch. Vordem Maltheser, zeichnete er sich im Krieg auf Kandia aus, nahm mehrere türkische Ga-

leeren, erschlug zu wiederholten Malen Ungläubige im Zweikampf und eroberte Roßschweife, die von den Türken schon als Siegeszeichen auf erstürmten Wällen aufgepflanzt waren. Des weltlichen Lebens überdrüssig, war er in den geistlichen Stand getreten und zum Bischof von Neustadt erhoben worden. Als die Türken sich näherten, warf er sich freiwillig in die bedrohte Hauptstadt; er war der eigentliche Civilcommissair, er stand den Spitälern vor, sorgte für die Verwundeten, sprach den Sterbenden Trost zu; er leitete die Löschanstalten, sorgte für Lebensmittel, flösste Allen Muth ein, setzte sich waffenlos der Gefahr aus und verwendete Weiber, Greise, Kinder, die die Waffen nicht führen konnten, zu allen jenen Arbeiten und Dienstleistungen, die ausser dem Kreis der unmittelbaren Vertheidigung lagen.

Die Thätigkeit war in Wien so groß, daß nach acht 16. Juli
Tagen bereits über 200 Kanonen auf den Wällen aufgeführt werden konnten. Jedes Haus musste einen Mann zur Schanzarbeit stellen, Niemand schloß sich von der Arbeit aus. Der Bürgermeister Liebenberg war einer der Ersten, der einen Schiebkarren mit Erde hinwegführte, die Ordensgeistlichen verliessen ihre Zellen, um an den Festungswerken mitzuarbeiten, das Bau- und Brennholz ausser der Stadt wurde in die Stadt gebracht, jeder Bürger musste seinen Boden mit hinlänglichem Wasser versehen, die Schindeldächer wurden abgerissen, auf dem Judenplatz war der Sammelplatz der Löschanstalten. Vierhundert Bürger zogen täglich aus, blos um zu löschen. Das Pulver wurde in Kirchen und Grüfte gebracht und die überflüssigen Zugänge und Fenster vermauert, die Hauptniederlagen waren bei den Dominicanern, Franziscanern, Jesuiten, am Hof und der Magdalenen-Kapelle. Auf dem Stephansthurm standen unausgesetzt zwei Jesuiten, um die Bewegung des Feindes zu beobachten.

Auch für Lebensmittel war hinlänglich Sorge getragen. Es befanden sich in der Stadt 169,000 Eimer Wein, im bürgerlichen Zeughaus, auf dem Hof wurden 20 Hand- und sechs Roßmühlen errichtet, im Rathhaus stand eine Roßmühle mit zwei Gängen, Lebensbedürfnisse waren in solcher Menge

vorhanden, daß eine sehr mässige Taxe vorgeschrieben werden konnte [1]).

Bevor noch die türkische Macht unter den Mauern Wiens erschien, und auch während der Belagerung, ergossen sich die Renner und Brenner weithin durch das Land, bis nach Ips längs der Donau, bis nach Lilienfeld ins Gebirge wütheten sie, über 40,000 Seelen wurden in die Sklaverei fortgeschleppt, nur Neustadt, die allzeit getreue, und die drei Stifte Klosterneuburg, Mölk und Lilienfeld widerstanden mit Glück. Aus der allgemeinen Verwüstung tritt besonders bemerkenswerth die Zerstörung von Petersdorf hervor, es ging in Flammen auf, die Bürger aber retteten Hab und Gut, Weib und Kind in die Kirche und den festen Thurm. Drei Tage hielten sie sich, endlich bedingten sie freien Abzug gegen Erlegung von 4000 Gulden. Ein Pascha war zu dieser Unterhandlung von Wien gekommen, das Gold wurde auf drei Schüsseln den Türken gebracht, hierauf begann der Zug, eine Jungfrau voran, den Kranz auf dem Haupt, eine Fahne in der Hand, die Bürger ihr nach; wie sie aber im Freien waren, wurden sie zusammengehauen, es waren ihrer 3800 an der Zahl [2]).

1) Eine Semmel von weissem Mehl für einen Kreuzer musste 8 Loth 1 Quentel wiegen, das Pfund Rindfleisch galt 6 Kr., Kalbfleisch 9 Kr., Schöpsenfleisch 6 Kr., 1 Pfd. Speck 12—14 Kr., 1 Pfd. Leber 3 Kr., 1 Pfd. Fleck 4 Kr., ein Paar Hühner 24 Kr., eine alte Henne 24 Kr., ein Kapaun 2 Fl., eine Gans sammt der Zurichtung 54 Kr., eine Ente 30 Kr., 1 Maß Wein von der schlechten Gattung 3 Kr., von der mittlern 6 Kr., von der besten 8—10 Kr., ein Laib Brod von 3 Pfd. 4 und 6 Kr., 1 Achtel Mundmehl 24 Kr., 1 Achtel Semmelmehl 18 Kr., Pohlmehl 17 Kr., 1 Achtel Gries 24 Kr., Gersten 20 Kr., Erbsen 16 Kr., Linsen 15 Kr., 1 Pfd. Schmalz 16 Kr., 1 Pfd. frische Butter 15 Kr., 1 Maßl Salz 6 Kr., 1 Pfd. Käse 4, 6—8 Kr., 1 Pfd. Zwetschen 4 Kr., 1 Pfd. Kerzen 9—10 Kr., 1 Metze Hafer 26 Kr., 1 Büschel Heu 6 Kr., 1 Hund Stroh 4 Kr., 1 Pfd. Baumöl 18 Kr., 1 Pfd. Reis 9 Kr., 1 Pfd. Pfeffer 30 Kr., Muskatblüte 15 Kr., 1 Loth Muskatnuß 9 Kr., 1 Loth Safran 48 Kr., 1 Pfd. Capri 36 Kr., 1 Pfd. Ingwer 21 Kr., 1 Pfd. Mandeln 36 Kr., 1 Pfd. Stockfisch 11 Kr., ein Häring gewässert 5 Kr.

2) Der Mord geschah am 17. Juli, und jährlich wird eine Seelenmesse an demselben Tage für die treulos Ermordeten gelesen.

Als endlich türkische Reiter an den Vorstädten erschie- 13. Juli
nen, ließ der commandirende Graf Starhemberg diese in Brand stecken. Die Roßau, damals der obere Werd genannt, die Alsergasse, St. Ulrich, Spittelberg, damals Kroatendörfel, die Leimgrube und Windmühle, damals St. Tipold, Gumpendorf, die Wieden, der Rennweg, die Landstrasse und Endberg loderten in Flammen auf. Ein Sturm, der sich zu gleicher Zeit erhob, trieb die Flammen gegen die Stadt, nur Starhembergs und der Unterbeamten vereinte Anstrengungen retteten die Stadt. Neun Tage nachher, des Morgens, erschien 24. Juli
das türkische Heer vor den Mauern Wiens. Bei St. Ulrich erhob sich das Zelt des Großveziers, groß und bequem wie ein Haus, es war der Mittelpunct von 25,000 Zelten, unter denen mehr als 200,000 Ungläubige lagen. Was das Feuer in den Vorstädten verschont hatte, zerstörten die Ungläubigen, nur das sogenannte Neugebäude unweit Ebersdorf schonten sie, weil Suleiman bei der ersten türkischen Belagerung dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Zwei Aufforderungsschreiben in lateinischer Sprache, von den Türken in die Stadt geworfen, wurden keiner Antwort gewürdigt. An dem Tag, an welchem die Türken vor Wien lagerten, ereignete sich ein grosses Unglück; von der Roßau flog, von dem Wind getragen, Brennstoff in die Stadt; der Schottenhof gerieth in Flammen, der Traunische, Auerspergische und Pallffysche Palast brannten ab, die Flammen züngelten bereits über das Haus zu den drei Haken, jetzt römischer Kaiser, gegen das Zeughaus hin, wo noch sehr viel Pulver aufbewahrt war. Der Adjutant und Neffe des Commandirenden, Graf Guido Starhemberg, ein junger Mann von 26 Jahren, eilte herbei. Er und der Zeuglieutenant Lumpert begossen die Pulverfässer mit Wasser, der hölzerne Gang des Zeughauses, nur 40 Schritte vom Pulver entfernt, brannte schon! während der Bürgermeister Liebenberg und der Oberkämmerer Foky den Gang einreissen liessen, trieb Guido mit gezücktem Degen die Handwerker an, die Fenster die zur Pulverkammer führten, zu vermauern, die Rahmen brannten bereits. So wurde das Auffliegen von 1800 Tonnen Pulver unmöglich gemacht.

Das Volk glaubte, das Feuer sei angelegt, und suchte

einen Gegenstand, um seine Wuth auszulassen. Bei den drei Haken wohnte ein Officier aus den Bergstädten, Namens Christof Zweier. Während des Brandes suchte er seine Habe zu retten, das Volk sah unter seiner Bagage einige Stöcke, hielt sie für Raketenstöcke, mishandelte auf der Stelle den unschuldigen Eigenthümer und warf ihn in den Kerker. Ein junger Mensch von 16 Jahren, der wahrscheinlich eines Liebesabenteuers wegen sich in Frauenkleider vermummt hatte, wurde als Spion zerrissen. Ein Unglücklicher, Thanon genannt, in dessen Kopf es nicht ganz richtig war, unter dem Spottnamen Baron Zwiebel bekannt, feuerte in seiner Verrücktheit eine Pistole gegen den Brand ab, der Pöbel bemächtigte sich seiner, schleifte ihn auf den Petersplatz, dort wurde er grausam umgebracht.

Noch stand in der Leopoldstadt General Schulz mit einigen kaiserlichen Truppen, aber die Türken griffen ihn an und warfen ihn zurück.

Nun war Wien ganz eingeschlossen. Der Großvezier richtete seinen Hauptangriff gegen die Burgbastei; zu seinen beiden Seiten der Janitscharen-Aga, der Pascha von Rumili, Hussein Pascha von Damaskus und Hassan Pascha, der Statthalter von Mesopotamien, lagerten auf dem linken Flügel bis an die Roßau und an die Donau, auf dem rechten Flügel gegen das Kärnthnerthor und Rothenthurmthor lagerten die Paschas von Erlau und Großwardein, asiatische und egyptische Völker. Die Leopoldstadt war sehr stark besetzt.

Die ersten Bomben verursachten keinen Schaden. Die erste, die in die Michaeliskirche schlug, wurde von einem dreijährigen Knaben gelöscht; eine andere, die ins Zeughaus flog, erstickte im Sande; die dritte fiel gerade in einen Mörser auf der Burgbastei. Auf dem Graben zersprang die erste Bombe wirklich, die Stücke wurden geweiht und auf den Feind zurückgeschossen.

Die Türken belagerten Wien nicht na der Regel der eigentlichen Belagerungskunst, und obschon sie ausserordentlich viel Geschütz bei sich hatten, wirkten sie doch weniger durch ihre Artillerie, als durch den Minenkrieg. Hierin bestand

ihre eigentliche Stärke. So oft eine Mine aufflog, stürmten sie alsobald, und der Ruhe von einigen Tagen folgte immer die Sprengung einer neuen Mine und dann wieder Sturm, und so ging es in einem fort. Ich kann mich nicht enthalten anzumerken, daß bei einer solchen Gelegenheit die Gewalt der Mine einen Soldaten von einem Aussenwerk auf die Burgbastei schleuderte, und daß er unversehrt herunterfiel. Drei andere Soldaten, die mit derselben Mine aufflogen, fielen ebenfalls unverletzt auf ihren alten Platz zurück, sie klagten alle nur über heftigen Durst.

Die Besatzung setzte der Raserei der Türken hohe Begeisterung und kecke, mitunter lustige Todesverachtung entgegen so: während die Altmannische Compagnie beim Burgthor tanzte, trat ein Student den sich nähernden Türken entgegen und trank aus einer kupfernen Flasche, ein Pfeil durchbohrte die Flasche und blieb in ihr stecken, da lachte der Student die Türken aus und ging zu den Seinen zurück. Dem Hauptmann Mied von der Artillerie waren beide Hände abgeschossen, und er blieb auf dem Wall und fuhr fort zu commandiren.

Das Beispiel des commandirenden Grafen Starhemberg wirkte ungemein auf die Besatzung; dreimal des Tags und einmal in der Nacht besichtigte er die Stadt, die Wälle, die Minen. Eine feindliche Kugel zerschmetterte ein Schilderhäuschen, ein Stein davon traf Rüdiger an den Kopf und beschädigte ihn hart; dennoch war er am dritten Tag überall zu sehen. Am Arm verwundet, ließ er sich auf den Wall tragen, und als er später erkrankte, besiegte der Geist die Krankheit, und wie die Gefahr am grössten war, fand er sich wieder ein. So oft eine Gegenmine aufflog, ermunterte und belobte er die Seinen. Die Zeit, die ihm von der unmittelbaren Vertheidigung übrig blieb, brachte er auf dem Stephansthurme zu, in der Beobachtung des feindlichen Heeres. Man zeigt noch jetzt den Ort, wo er gesessen. Streng bewies er sich gegen jene, die ihre Pflicht vergassen. Zwei Knaben, der eine zehn, der andere funfzehn Jahre alt, hatten sich von den Türken als Kundschafter brauchen lassen. Starhemberg ließ sie köpfen; ein Lieutenant, der an der Loibel-

bastei die Wache hatte und es ruhig geschehen ließ, daß sich die Türken des Nachts eingruben, hatte die Wahl gehenkt zu werden oder mit 24 Mann auszufallen und die Arbeit der Türken zu zerstören. Soldaten, die Unzufriedenheit äusserten, mussten um ihr Leben würfeln. Der Hauptmann, der nicht augenblicklich vordrang, kam vor ein Kriegsgericht; wenn er keine hinlänglichen Gründe seines Zauderns angeben konnte, wurde er erschossen.

Rüdiger war emsig bemüht, sich mit dem Herzog von Lothringen in Verbindung zu setzen. Ein Küraſſier des götzischen Regiments kam glücklich vom Lager in die Stadt. Er war über die grosse Donau und alle ihre Arme geschwommen, das Schreiben des Fürsten trug er in Wachs wohlverwahrt am Hals. Der Herzog verhieß baldigen Entsatz. Rückkehrend wurde der Küraſſier von den Türken gefangen und zum Großvezier gebracht; diesem schilderte er die Lage der Stadt als verzweifelt, so rettete er sein Leben. Der Brief in Chiffren, den er bei sich trug, ließ der Großvezier in die Stadt zurückschicken, mit einem lateinischen Schreiben des Inhalts: Es sei ganz überflüſſig, daß die Besatzung in Chiffren schreibe, die Noth der Stadt sei weltbekannt. Daß der Küraſſier entdeckt und gefangen wurde, hielt den Lieutenant Gregorovits vom Heisterschen Regiment nicht ab, sich hinauszuwagen. Starhemberg verhieß ihm die erste erledigte Compagnie, falls es ihm gelänge, zum Herzog durchzukommen. Gregorovits verkleidete sich als Türke, kam so glücklich durch das Lager und über die Donau. Ein verabredetes Feuerzeichen auf der Höhe des Bisamberges gab der Besatzung kund, daß er wohlbehalten hinübergekommen sei. Keiner von Allen, die sich als Kundschafter hinauswagten, war so kühn und gewandt, als ein Pole, Georg Franz Koltschitzky. Er war vordem Dolmetsch der orientalischen Compagnie, dann Bürger in der Leopoldstadt und diente während der Belagerung in der Freicompagnie des Hauptmanns Frank. Er, als Dolmetsch, der türkischen Sprache kundig, ging mit
13.—14. August seinem Diener, der ebenfalls türkisch fertig redete, in der Nacht, während eines grossen Ungewitters hinaus in das türkische Lager; der Regen strömte heftig, ein Obdach hatte

er nicht, er setzte sich also mitten im feindlichen Lager nieder und erwartete den Morgen. Als der Tag anbrach, setzte er seine Wanderung fort und sang dabei ein türkisches Liedchen. Ein Aga, an dessen Zelt er vorbeiging, rief ihn zu sich, gab ihm Kaffee, bedauerte ihn seiner Nässe wegen und fragte, wohin er wolle? Koltschitzky antwortete: er gehe Weinbeeren und Früchte sammeln, der Aga entließ ihn mit der Warnung, er möge Acht geben, um nicht den Christen in die Hände zu fallen. So kam er aus dem Lager durch die Weinberge und den Wald nach Klosterneuburg. Ungewiß, ob nicht Türken darin, kehrte er ins Kahlenberger Dörfel zurück. Aus einer nahe liegenden Insel schoß man nach ihm, denn man hielt ihn für einen Türken, er aber rief die Leute deutsch an, gab sich als Christ kund, da führten sie ihn über. Es war der Richter von Nußdorf und seine Nachbarn, die sich auf diese Insel gerettet. Sie brachten Koltschitzky auf das jenseitige Ufer zum General Heister, der ihn zum Herzog von Lothringen sandte. Um 10 Uhr Nachts sah man das Losungsfeuer, welches Kolschitzky verabredetermassen zu Stammersdorf abbrannte, das Gelingen seines Unternehmens zu verkünden.

Auf demselben Wege kehrte Koltschitzky wieder zurück, wäre aber beinahe in türkische Hände gerathen; er und sein Diener nämlich hatten sich in einem Keller verborgen. Koltschitzky war aus Ermattung eingeschlafen; als er erwachte und sich mit seinem Diener besprach, wurden sie von einem Türken belauscht, der Türke eilte davon, wahrscheinlich um Leute zu rufen, die Beiden bemerkten den sich entfernenden Türken, machten sich eilig davon und kamen glücklich in die Stadt. Koltschitzky brachte einen Brief des Herzogs; dieser schrieb, daß nur die Ankunft des Königs von Polen erwartet werde, um die Stadt zu entsetzen. Dies hob den Muth der Belagerten. Koltschitzky aber wollte wieder hinaus, als eben ein Deserteur gehenkt werden sollte. Dieser gewahrte unter den Zuschauern auch Koltschitzky und warnte ihn, sich ja nicht wieder hinauszubegeben; er sei den Türken so genau beschrieben, daß er erkannt und gefangen werden müsse. — Koltschitzky's Diener Michalovitsch wagte sich noch zweimal hinaus, beide Mal mit Glück. Auf der letzten Rückkehr schloß sich

ein türkischer Reiter an ihn an; während sie ein vertrauliches Gespräch führten und der Reiter sich keines Angriffes versah, hieb ihm Michalovitsch den Kopf ab, warf sich auf sein Pferd und sprengte in die Stadt.

Vierzig Tage der Belagerung waren bereits vergangen, die Janitscharen murrten, indem sie nicht schuldig, länger vor der Stadt zu liegen. Ein Tschausch, vom Großherrn gesendet, um nach dem Augenschein ihm Bericht zu erstatten über den Stand der Belagerung, war wieder abgereist, unzufrieden mit der Lage der Dinge. Der Großvezier verdoppelte also seine Anstrengungen, theilte Geschenke unter die Janitscharen aus, die Widerspenstigen ließ er züchtigen, Muthlose tödtete er eigenhändig. In einer, mit eisernen Platten gut verwahrten Sänfte ließ er sich zu den Arbeitern tragen und ermunterte sie durch seine Gegenwart. Endlich ließ er für sich selbst im Laufgraben einen bombenfesten Platz ausgraben, worin er sich den Tag über aufhielt, um unausgesetzt den Arbeiten nachsehen zu können.

23. Aug. Die Stürme auf den Burgravelin verdoppelten sich. Einmal hatten die Türken schon den dritten Theil desselben gewonnen und die Palissaden in Brand gesteckt, die Kaiserlichen aber trugen in Hüten Wasser herbei, um das Feuer
26. Aug. zu löschen, und trieben zugleich den Feind zurück. Drei Tage nachher stürmten die Türken aufs Neue; 40 Janitscharen waren bereits eingedrungen, General Starhemberg jedoch tödtete deren zwei eigenhändig und warf die Übrigen hinaus.
27. Aug. Tags darauf entdeckte man in einem Kessel 100 Türken. Die Kaiserlichen unterhielten ein so lebhaftes Feuer, daß sich keiner der Türken hinauswagte und man sie mit ihren eigenen Schaufeln verschüttete.

Am Fest der Enthauptung Johannis war die Stadt in banger Besorgniß, man erwartete einen heftigen Sturm; denn am 29. August hatte Suleiman Rhodus und Belgrad erobert und die Ungern bei Mohács geschlagen, man glaubte, die Türken würden an diesem siegbringenden Tage einen allgemeinen Sturm wagen; zur grossen Verwunderung der Christen aber verging der Tag ruhig. Es war ganz natürlich, die Türken haben eine ganz andre Zeiteintheilung als die

Christen, die Eroberung von Rhodus und Belgrad, die Schlacht von Mohács fallen also bei den Türken nicht auf denselben Tag, und somit ist der 29. August nach christlichem Kalender für sie kein siegbringender Tag.

Minen erschütterten indessen den Burgravelin, die Türken liefen Sturm und setzten sich in demselben fest, der Hauptmann Heistermann aber mit 50 Mann hielt sich noch 24 Stunden in dem sogenannten Brennkasten; endlich musste er jedoch diesen gefährlichen Platz verlassen und der Ravelin blieb in der Türken Händen. 24 Tage hatten sich die Christen in jener Verschanzung vertheidigt, sodaß Kara Mustafa sie den christlichen Zauberhaufen nannte, Tausende von Türken waren in den wiederholten Stürmen geblieben.

Der Verlust, den die Türken erlitten, war aber nicht zu vergleichen mit der Noth der Stadt; die letzten Kundschafter waren nicht mehr zurückgekehrt, man wusste also Nichts vom kaiserlichen Heere, die Lebensmittel waren bereits um das Vierfache im Preis gestiegen, 6000 Mann von der Besatzung waren schon todt, Krankheiten nahmen so zu, daß an manchem Tag 30 Menschen starben, der Passauerhof, die beiden Ballhäuser, das jetzige Franziscanerkloster, mehrere Häuser in der Himmelpfortgasse lagen voll Kranker. Nur der Thätigkeit des Bischof Kolonitsch gelang es, die Kranken und Verwundeten mit dem nöthigen Bettzeug zu versehen und solche Ordnung in der Pflege, solche Reinlichkeit in den Spitälern zu erhalten, daß die Krankheiten nicht ansteckend wurden.

Von Übergabe sprach Niemand, die Gassen wurden mit Ketten gesperrt, verrammelt, abgegraben, verschanzt; Starhemberg war fest entschlossen, jede Gasse zu vertheidigen.

Es schien, es werde bald hiezu kommen. Eine Haupt- 4. Sept.
mine flog auf, sie war so gewaltig, daß die halbe Stadt erbebte, von der Bastei selbst war eine fünf Klafter lange Mauer in den Graben gestürzt und erleichterte somit das Stürmen, die Türken liefen wüthend an, der Großvezier führte sie selbst. Der Kampf war verzweifelt, einige Türken schwangen sich bereits auf die Mauern, vier Roßschweife waren schon aufgepflanzt und wehten siegverkündend auf den

Mauern, dennoch gelang es dem Grafen Starhemberg, die Feinde wieder hinabzuwerfen. Sobald der Sturm abgeschlagen, waren die Kaiserlichen emsig bemüht, die Öffnung zu verrammeln, Balken und Pflöcke wurden eingeschlagen, Wollsäcke hingewälzt, Ochsenhäute vorgespannt, spanische Reiter aufgepflanzt, Dachstühle abgetragen und hölzerne Wände daraus gezimmert, die auf Rädern beweglich nach allen Richtungen gebracht werden konnten.

Eine neue Mine flog an der Loibelbastei auf, die Mauer
6. Sept. stürzte in der Länge von sechs Klaftern ein; zwei Stunden währte der Sturm, und abermals hatten die Türken zwei Fahnen schon auf den Wällen aufgepflanzt, doch gelang es der verzweiflungsvollen Tapferkeit der Besatzung, die Fahnen zu erbeuten und den Sturm abzuschlagen. Die zwei nächsten Tage erfolgten ebenso heftige Stürme, sie wurden zwar abgewiesen, aber jeder Augenblick konnte die Stadt in die Hände des Feindes liefern.

In dieser drangvollen Lage bewährte sich das Sprichwort: wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Das Entsatzungsheer stand schon bei Hollabrunn, die Östreicher 27,100 Mann stark, die Polen 26,600 Mann, die Sachsen 11,400, die Baiern 11,300, das Contingent des fränkischen und schwäbischen Kreises 8400; in Allem zählte das Heer 84,800 Mann, worunter 38,700 Mann Fußvolk, 46,100 Reiter, die Artillerie war für jene Zeit zahlreich, 186 Kanonen.

Man nahm es als günstige Vorbedeutung, daß ein mächtiger Adler lange Zeit vor dem polnischen Heere flog, als sich der grosse König mit den kaiserlichen und den Reichstruppen vereinigte. Der Herzog bot nun, dem Vertrage gemäß, dem König den Oberbefehl an. Dieser antwortete, er sei nur als Soldat gekommen und werde folgen, wohin ihn der Herzog führen wolle. Wenn aber auch keine wirkliche Übertragung des Oberbefehls statthatte, so war die oberste Leitung doch factisch in den Händen des Königs. Einen Augenblick hatte Leopold den Gedanken, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen; als aber hievon bei der Mahlzeit die Rede war, ließ der König seine Verstimmung dadurch

erkennen, daß er in Stillschweigen versank und später gegen seine Begleiter äusserte: dann wird von der Ehre des Sieges wenig auf uns kommen. Hiedurch wurde der Kaiser vermocht, von seinem Vorsatz abzustehen. Bei zwei solchen Heerführern, wie der König und Karl von Lothringen, war seine Gegenwart ohnedies unnöthig, und es lag ihm viel zu viel an der Erreichung des Zweckes, als daß er nicht gern den Ruhm geopfert hätte, bei dem Entsatz der Hauptstadt persönlich mitgewirkt zu haben.

Das christliche Heer besorgte, beim Übergang über die Donau den Türken zu begegnen, aber diese waren so unbegreiflich nachlässig gewesen, weder Krems noch Tuln zu besetzen, nicht einmal ein Beobachtungscorps war dort. So kam es, daß das christliche Heer ungehindert bei Tuln über die Donau ging. General Merci bildete mit 2000 Reitern den 7. Sept.
Vortrab. Tags darauf war das Heer bei St. André und
Königsstädten, zwei Tage später am Fuße des Kahlenberges. 10. Sept.
Noch jetzt hätten es die Türken in den Gebirgsschluchten aufhalten können, aber es befand sich nicht ein Mann, weder in
den Thälern, noch auf den Bergen. Den nächsten Tag ver- 11. Sept.
wendeten die Kaiserlichen, die Wege zu ebnen, Brücken über die Tiefen zu schlagen, nach und nach rückte das Heer auf die Höhen; Abends war der Kahlenberg mit der kaiserlichen Armee bedeckt, der linke Flügel derselben stand auf dem Leopoldsberg, das Centrum, die Sachsen, Baiern und übrigen Reichsvölker, lagen auf dem Kahlenberg und weiter hinaus, der rechte Flügel, die Polen, dehnten sich über den Hermannskogel bei Waidling und über den Saubergg aus.

Die Kaiserlichen pflanzten eine große Fahne auf dem Leopoldsberg auf, sie war roth mit einem weissen Kreuz durchschnitten. Nun konnte Niemand mehr an der Nähe des Entsatzes zweifeln. Wer kann die freudenvolle Bewegung eines solchen Augenblicks schildern? Die Wälle wimmelten von hoffnungjauchzenden Neugierigen. In den Kirchen stiegen Dankgebete auf zum Herrn der Heerscharen, die Krieger rüsteten sich zum Ausfall am nächsten Morgen.

Als es dunkelte, schwamm ein Reiter aus der Stadt über die Donau und brachte einen Zettel an den Herzog von

Lothringen; Starhemberg schrieb: „keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!" Zugleich stiegen vom Stephansthurm häufige Raketen auf, gleichsam die Noth der Stadt verkündend. Der Herzog von Lothringen antwortete durch Raketen am Hermannskogel und drei Kanonenschüsse, diese wurden von der Melkenbastei erwidert, Alles erwartete unruhvoll den Morgen.

Kara Mustafa hatte die Hoffnung genährt, Wien werde fallen vor der Ankunft des Entsatzheeres: das war die Ursache, daß er die Donau unbesetzt ließ und den Übergang der Christen nicht hinderte. Plötzlich rief er die Truppen aus der Leopoldstadt zurück, er schlug sein Zelt bei der Spinnerin am Kreuz auf, Hunderte von Zelten verschwanden, Tausende von Kameelen und Lastthieren wurden nach Ungern hin getrieben, eine auserlesene Schar rückte an den Fuß des Kahlenberges auf die Höhen von Grinzing.

Kara Mustafa hielt einen Kriegsrath, der Pascha von Ofen rieth, die Belagerung aufzuheben, die Wälder zu verhauen, das Lager zu verschanzen und so den Angriff der Christen zu erwarten. Die Stadt müsse und werde sich ergeben, wenn der Angriff mislänge. Diesen Rath verwarf der Großvezier; er zählte auf beinahe 170,000 Mann, daher beschloß er, die Schlacht anzunehmen und die Belagerung
10. u. 11. fortzusetzen. So waren zwei Tage vorübergegangen. Der
12. Sept. entscheidende Morgen brach an; der Capuziner Marcus Avianus, ein uralter Mann, im Ruf der Heiligkeit und der Gabe der Weissagung stehend, las die Messe in der Leopoldburgkapelle, der König von Polen ministrirte ihm, mehr als 30 Fürsten beteten damals zu Gott um Sieg: der heldenmüthige König von Polen, Johann Sobiesky, Herzog Karl von Lothringen, die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, zwei Herzoge von Neuburg, Brüder der Kaiserin, ein Herzog von Holstein, einer von Hannover, einer von Würtemberg, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Herzog von Eisenach, der Fürst von Anhalt mit zwei Söhnen, der Landgraf von Hessen, ein Fürst von Hohenzollern, der Herzog von Weissenfels, der von Braunschweig-Lüneburg, der Herzog von Croy, die Fürsten von Waldeck, Anhalt und Salm, der Markgraf

von Baireuth, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, diese zwei künftigen Türkengeisseln, und noch viele Andere. Nach der Messe stärkten sich die Fürsten mit dem heil. Abendmahle und Marcus segnete sie und verhieß ihnen Sieg. Des Königs von Polen Sohn, Jakob, sank in die Knie und der königliche Held schlug ihn zum Ritter zum Andenken an den grössten Tag, den er je erleben könne. Auf der Kirchenschwelle stehend, sprach der König noch einige kraftvolle Worte an die Seinen, und vorwärts wogte das Heer.

Auch der Großvezier bereitete sich zur Schlacht. Daß er vor derselben 30,000 gefangene Christen habe niedersäbeln lassen, ist nicht erweisbar. Kara Mustafa's Schlachtanstalten waren folgende: Osman Oglu Pascha befehligte den rechten Flügel bei Nußdorf, der Pascha von Großwardein, Ibrahim, lenkte den linken Flügel bei Herrnals und Vornbach. Der Großvezier selbst stand im Centrum, eine auserlesene Schar blieb in den Laufgräben und ängstete die Stadt.

Der Angriff begann in Nußdorf. Die Türken widerstanden lebhaft, endlich wurden sie geworfen, und östreichisches und sächsisches Fußvolk gelangte bis auf den Kamm des Nußbergs, wo es sich hinter einigen Lehmmauern vortheilhaft postirte. Die Türken drängten in drei Colonnen gegen die Christen vor, wurden aber zwei Mal zurückgeworfen, das zweite Mal besonders durch einen Flankenangriff der Sachsen bis in das durchschnittene Terrain unmittelbar vor Nußdorf. Hier erneuerte sich das Gefecht, hier wurde der Herzog von Croy verwundet, sein Bruder neben ihm erschossen. Die Christen begannen bereits, sich nach Nußdorf zurückzuziehen. Aber Markgraf Ludwig von Baden ließ vier sächsische Dragoner-Divisionen absitzen, diese hielten die Türken so lange auf, bis sächsische Infanterie heranrückte und die Feinde durch einen Flankenangriff zum Weichen brachte. Durch diese kühne Bewegung wurden die Türken bis gegen Döbling, über eine Viertelmeile von Nußdorf, zurückgedrängt. Bei diesem Angriff jedoch war dieser Theil des ersten Treffens unverhältnißmässig weit vorgerückt und der Unterstützung seiner Reserven beraubt. Diesen Umand benutzte der Pascha von Diarbekr. Die langsame Bewegung des christlichen Centrums

wegen der Terrainschwierigkeit, und der Schutz einer bei Döbling gut placirten Batterie gab ihm hiezu vollkommen Zeit. Eine Colonne, die er entsandte, drang bis Nußdorf vor, warf Alles vor sich nieder und kam bis auf die halbe Höhe des Nußberges. Hiedurch waren die sächsischen Truppen völlig isolirt, aber der Pascha versäumte, den glücklichen Augenblick zu benutzen. Statt die Sachsen anzugreifen von vorn, im Rücken und in der Flanke, ließ er sie fast unbeachtet; der Sachsenführer benutzte dies mit Gewandtheit und schickte einige Bataillons in den Rücken der Türken, die, von vorn und im Rücken angegriffen, völlig in die Flucht geschlagen wurden. Nußdorf, bisher verzweifelt vertheidigt, ward nun von den Christen besetzt und gab dem linken Flügel derselben einen Stützpunct, der ihn gegen Nachtheile sicherte. Unter diesen Gefechten war es Mittag geworden.

Das Centrum und der rechte Flügel waren noch nicht zum Schlagen gekommen; auch bei den Türken hatte nur der rechte Flügel gefochten, das übrige Heer stand noch drohend in sechs Linien von Döbling bis Breitensee. Um zwei Uhr jedoch debouchirte der rechte Flügel des christlichen Heeres, unter dem Schutz von vier deutschen Bataillonen, die der König begehrt hatte, aus dem Walde von Darnbach. Seine Bewegungen deuteten auf eine entschiedene Richtung nach dem linken Flügel des Centrums hin. Sowie Kara Mustafa diese Gefahr bemerkte, führte er seine Scharen dem König entgegen. Die Polen suchten vergebens die Reihen der Türken zu durchbrechen. Nach Beweisen des glänzendsten Muthes mußten sie weichen, und sich nach den Defilée retten, die sie so eben verlassen. Diesen Moment des Unglücks erfaßte jedoch der Herzog von Lothringen mit der ihm eigenen großen Energie des Geistes. Ohne eine Minute zu verlieren, befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Die feindliche Batterie bei Döbling wird genommen, das Geschütz gegen die Türken gewendet, die nun die Flucht ergreifen. Indessen hatte Sobiesky vier deutsche Regimenter herbeigerufen, dadurch dem Vordringen der Türken ein Ende gemacht und ihre dreimaligen Angriffe zurückgeschlagen. Auch war es ihm gelungen, seine 12,000 Husaren, welche den verunglückten Angriff ge-

wagt, zu sammeln, und nun konnte er mit dem ganzen rechten Flügel vorrücken. Damals scheint auch das Centrum vorgegangen zu sein. — Jetzt frug der Herzog von Lothringen den sächsischen Feldmarschall Götz, ob man sich für heute mit den errungenen Vortheilen begnügen solle? Götz aber antwortete: ich bin ein alter Mann, ich möchte heute gern in Wien ausruhen. Die Schlacht währte fort. Die beiden siegenden Flügel des christlichen Heeres drangen immer heftiger vor. Von geordneter Gegenwehr war keine Rede. Der Markgraf von Baden sprengte unter Trompetenschmettern und Paukenwirbeln mit einigen Schwadronen Dragonern bis an das Schottenthor vor. Starhemberg kam zu ihm heraus und versprach auszufallen gegen die Türken. — Um sechs Uhr Abends war die Schlacht entschieden. Nur die Türken in den Laufgräben hielten sich noch und beschossen die Stadt, als ob die Ihren gesiegt hätten. Von den Kaiserlichen angegriffen, vertheidigten sie sich mannhaft, aber bald, von allen Seiten umringt, zerstäubten sie in wilder Flucht[1]).

Der König von Polen und der Herzog von Lothringen hielten ihr Heer die ganze Nacht über unter den Waffen, einen möglichen Angriff besorgend. Des Herzogs Adjutant, Graf Auersperg, wurde mit der Siegesnachricht an den Kaiser abgeschickt nach Dürrenstein bei Krems. Der nächste Morgen zeigte, wie ungeheuer die Beute war: 370 Kanonen, unzählige Standarten und Roßschweife, 15,000 Zelte, in vielen noch die Speisen auf dem Tisch, 10,000 Büffel und Ochsen, 5000 Kameele, 10,000 Schafe, 100,000 Metzen Korn, ungeheure Quantitäten von Lebensmitteln und Kriegsmaterial aller Art; Kaffee fand sich so viel vor, daß der Gebrauch desselben damals allgemein wurde. Der König von Polen erhielt das

1) Die Darstellung der Schlacht ist beinahe wörtlich nach: Handbibliothek für Officiere, bearbeitet und herausgegeben von einer Gesellschaft preussischer Officiere. Berlin 1838. Vergleiche hiermit die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683 in der östr. milit. Zeitschrift, Jahrgänge 1811—1813. Neue Auflage. Wien 1834, I. Band, Seite 5—91. Es ist die Geschichte des ganzen Feldzugs. Röder, in den Türkenfeldzügen Ludwigs von Baden, schildert die Ereignisse des polnischen Corps abweichend.

Zelt Kara Mustafas mit Allem was darin war. Die Soldaten durften am andern Tage das Lager plündern, sie fanden aber soviel Geld, Silber und Schmuck, daß sie alles Andere den Wienern überliessen, diese kletterten mit dem frühesten Morgen über die Bresche hinab, wogten bei den Thoren hinaus, drängten sich in das Lager und ergossen sich in die Vorstädte. Durch den Schutt und Graus fand sich mancher kaum zurecht bis zu dem Platz, wo einst sein Haus gestanden, aber in den Kellern und Gewölben lag soviel verschiedener Vorrath, daß er sein Haus leicht wieder aufbaute.

Während alle nach irdischem Gute trachteten, ging Bischof Kolonics nach einer köstlichern Beute aus, er suchte im Lager die verlassenen Christenkinder, fand deren 500 und sorgte für Alle, ein wahrer Mann des Evangeliums.

Als Starhemberg ins Lager kam, umarmte ihn Sobiesky und nannte ihn Held und Bruder. Miteinander durchwandelten sie die Belagerungsarbeiten der Türken; der Stein, auf welchem der ermüdete König ausruhte, war bis zum Jahre 1809 im Graben zwischen der Burg und dem Schottenthor zu sehen.

Der Einzug geschah durch das Stubenthor. Eine Schar polnischer Edeln voraus, dann der König, Graf Starhemberg und die übrigen Fürsten. Der Zug ging zu den Augustinern; in der Lorettokapelle hörte der König die Messe. Als sie geendet war, stimmte der König selbst das Te Deum an und 300 Kanonenschüsse trugen den Jubel in die Umgegend.

14. Sept. Der Kaiser kam den andern Tag nach Wien, wohnte dem Te Deum in der Stephanskirche bei, speiste in der Stallburg mit den Kurfürsten von Sachsen und Baiern und ging Nachmittags in das Lager bei Schwechal. Eine Pyramide an der Straße, die jetzt von Ungern nach Wien führt, bezeichnet noch den Ort, wo der Kaiser und der König von Polen sich begegneten.

Über dieses Zusammentreffen ist so vielerlei geschrieben worden. Man hat den Kaiser so oft des Undanks beschuldigt, daß es nicht nur schicklich, sondern nothwendig ist, das Ereigniß näher zu beleuchten. Ich glaube zwar in dem vorliegenden Werke meine Unparteilichkeit hinreichend bewährt zu

haben, will aber, um keiner Beschuldigung Raum zu geben, mich hier nicht eigener Worte bedienen, sondern schreibe das ab, was ein neuerer, nicht ein östreichischer protestantischer, Schriftsteller sagt[1]), und setze nur hinzu, daß ich Dem, was er angibt, vollkommen beipflichte. Seine Worte sind folgende: In Wahrheit stand jedoch der Zusammenkunft nur das Ceremoniel entgegen, welches dem Kaiser nicht erlaubte, einen König, zumal einen erwählten, als seines Gleichen zu behandeln. Da aber Leopold wiederholt den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft äußerte, machte Sobiesky den Vorschlag, im offenen Felde einander zu Pferde, wie durch Zufall, zu begegnen und zu begrüßen. Demnach eilte der Kaiser, der auf die Kunde des Entsatzes nach Wien zurückkehrte, nachdem er in der Stephanskirche seine Andacht verrichtet, mit dem Kurfürsten von Baiern (Johann Georg III. von Sachsen war eilfertig nach Hause gereist) und einem großen Gefolge hinaus in das Lager bei Ebersdorf. Sobiesky, der ihn auf dem rechten Flügel seiner Truppen erwartete, sandte ihm zuerst seinen Canzler entgegen, eilte aber, als er ihn kommen sah, selbst im kurzen Galopp vor[2]). Sobiesky richtete an den Kaiser eine kurze Anrede in lateinischer Sprache, und Leopolds Antwort drückte in gewählten Worten seinen Dank aus, daß der König durch Theilnahme an einem so heiligen Kriege und durch solchen Erfolg seinem Ruhm Zuwachs gegeben, worauf derselbe erwiderte: „Er selbst habe wenig gethan, dem Höchsten, der den Sieg verliehen, gebühre der Dank." Dann befahl er seinem Sohn, dem Prinzen Jakob, vom Pferde zu steigen und dem Kaiser die Hand zu küssen. Daß der Letztere dies geschehen ließ, ohne etwas Verbindliches zu sagen und ohne an den Hut zu greifen, was er auch gegen die mit entblößten Häuptern herum-

1) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, 9. Band, Seite 127 u. f.

2) Als beide Potentaten einander erblickten, entblößten sie ihre Häupter und beugten ihre Leiber aufs Freundschaftlichste gegen einander. Nichts Neues und nichts Altes oder umständliche Beschreibung, was Anno 1683 vor, bei und in der Belagerung Wiens vorgelaufen von einem Teste oculato Chr. W. Huhn, Breslau 1717, S. 233.

stehenden polnischen Senatoren, Hetmänner und Palatine unterließ, verdroß den König. Er sagte nur noch: Falls Se. Kaiserliche Majestät die Truppen besehen wolle, so habe er den Generalen Befehl gegeben, sie ihm zu zeigen, und kehrte nach gegenseitiger Begrüßung in sein Lager zurück; Leopold eilte hierauf mit dem Kronfeldherrn Jablonovsky durch die Reihen der polnischen Truppen. Zwei Tage später schickte der Kaiser dem Prinzen Jakob einen kostbaren Degen mit einem Schreiben, in welchem er seinen Dank für seine und seines Vaters Theilnahme an den Waffenthaten des entscheidenden Tages bezeigte[1]). Starhemberg wurde Feldmarschall, Staats- und Conferenzminister, erhielt 100,000 Reichsthaler,

1) Wie früher von Franzosen und nachbetenden Deutschen das Benehmen Leopolds bei dieser Zusammenkunft im ungünstigsten Lichte dargestellt worden ist, so geschieht dies ganz besonders von Salvandy, dem neuesten Geschichtschreiber Sobiesky's in der Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobiesky, t. III, liv. X, p. 16 ff. Einige empfindliche Äusserungen des Königs in einem Schreiben an seine Gemahlin sind sorgfältig ausgebeutet und die ganze Darstellung darauf angelegt, den Kaiser zu einem wahren Ungeheuer von Selbstsucht, Neid und Undankbarkeit zu machen. Und doch beschwert sich Sobiesky auch in diesem von Salvandy mitgetheilten Schreiben an die Königin nicht über eine ihm selbst widerfahrene Vernachlässigung, sondern nur darüber, daß der Kaiser dem Prinzen Jakob und den polnischen Großen die erwartete Höflichkeit nicht erwiesen habe. Leopolds von Natur steife Haltung und die ihn stets begleitende Besorgniß, der kaiserlichen Würde etwas zu vergeben, war freilich nicht geeignet, bei solchen Anlässen ihm Herzen zu gewinnen; es ist aber auch wol andern Leuten begegnet, wider ihre Absicht in empfindlichen Gemüthern durch unterlassene Erwiderung eines übersehenen Grusses, oder durch das Unterbleiben einer erwarteten Anrede Misgefühle zu erregen. Daß Sobiesky davonritt, und anstatt selbst dem Kaiser die Truppen zu zeigen, wie derselbe gewünscht hatte, dies Geschäft dem Krongroßfeldherrn überließ, war ein ärgerer Verstoß gegen die Höflichkeit, als daß der Kaiser vor dem Prinzen Jakob und vor den polnischen Großen den Hut nicht abnahm, was er auch vor den Kurfürsten nicht that. Um so unwahrscheinlicher ist die Erzählung Salvandy's, der Kaiser habe in dem Schreiben, mit welchem er dem Prinzen Jakob den Degen übersendet, sein Schweigen bei der Zusammenkunft damit entschuldigt, daß die durch den Gedanken an die überstandenen Gefahren und den Anblick seines Erretters in ihm hervorgebrachte Gemüthsbewegung ihn verhindert habe, seine Dankbarkeit und Freude auszudrücken. Eine solche Entschuldigung hätte ein wahres Übermaß von

einen kostbaren Ring und den Stephansthurm im Wappen. Selbst Innocenz XI. dankte ihm in einem eigenen Breve. Der König von Spanien sandte ihm das goldne Vließ. Die Stadt Wien befreite sein Haus von Abgaben auf ewige Zeiten. Bischof Kolonics wurde vom Papst zum Cardinal ernannt. Der Bürgermeister Liebenberg war gestorben, an seine Stelle trat der Stadtrichter Simon Schuster; er sowol als der städtische Kämmerer Foky, der Stadtunterkämmerer, der Syndikus und noch andere erhielten den Titel „kaiserliche

Genugthuung enthalten und sieht dem kaiserlichen Hofstyl nicht ähnlich. Übrigens ist bei dergleichen Vorgängen auch auf die Angabe von Augenzeugen nicht immer zu bauen. Nach einem Schreiben Jablonovsky's, des Krongroßfeldherrn, haben die Monarchen beim Kommen und beim Abschiede vor den Augen der Armee einander umarmt, und unerschüttert durch die Zwistigkeiten ihrer Umgebungen ihre Eintracht dargethan, so daß diese Begrüßung als ein denkwürdiges Schauspiel den Ruhm des Königs von Polen und der ganzen polnischen Nation der spätesten Nachwelt vor Augen stellen werde. Der Kaiser aber hat, nachdem er (Jablonovsky) ihm die Truppen zeigte, mit wenigen aber sehr verbindlichen Worten gedankt. Dum ergo caesarea Majestas advenit et mutui monarcharum complexus peracti, videndum fuerat egregie concordes et proximorum certaminibus inconcussi. Fama ad posteros sicut sacrae Regiae Majestatis ita gentis totius Poloniae dignum hoc spectaculum et salutatio referet. Post amplexus sacrae Caesareae Majestatis cum Regia majestate placuit videre exercitum. Igitur duxi ad ostentationem Cesareae Majestati, cui (scil. mihi) pro obsequio omni grates retulit verbis paucis et sensu permodesto. Zalusky, Epist. II, p. 846. In diesem Schreiben Sobiesky's an die Königin ist jedoch von keiner Umarmung, die zu Pferde auch nicht gut thunlich ist, sondern nur von einer gegenseitigen Begrüßung die Rede. Auch Leopolds Geschichtschreiber, Wagner, erwähnt keiner Umarmung in seinem Bericht über diese Zusammenkunft, der wegen seiner schönen Fassung der Mittheilung werth ist. Venienti (Caesari) Rex cancellarium primum misit obviam; dein ut apropinquantem vidit subditis equo calcaribus ipse procurrit. Prior prolocutus Caesar exquisitis verbis gratias rependit Regi, qui et belli causa tam sancta talique successu tantum laudibus suis cumulum adjecerit. Vicissim rex elevare sua acta in divinum numen referre omnia. Inde filio ad Caesareae manus osculum submisso paululum collocuti ab invicem divelluntur. Am richtigsten hat wol der Augenzeuge Huhn die vielbesprochene Scene mit den Worten bezeichnet: sie (die Potentaten) beugten ihre Leiber aufs freundlichste gegen einander. K. A. Menzel a. a. O.

Räthe", eine goldne Kette mit dem Bilde des Monarchen. Koltschitzky bekam die Erlaubniß, ein Kaffeehaus zu errichten, es war das erste in Wien. Er wurde gemalt, und der jedesmalige Vorsteher der Kaffeesieder bewahrt das Bild des „Bruder Herz", wie Koltschitzky genannt wurde, weil er Jedermann mit dieser Redeform begrüßte.

Der König von Polen und Karl von Lothringen brachen mit dem Heere nach Ungern auf.

Sechsundsechzigstes Capitel.

Fortsetzung des türkischen Kriegs. 1683—1686.

Sobiesky's Gefahr bei Párkány. Schlacht von Párkány. Sobiesky geht nach Polen. Kara Mustafa's Ende. Venedig erklärt sich gegen die Türken. Gran, Wischegrad, Waizen, Pesth werden erobert. Fruchtlose Belagerung von Ofen. Glücklicher Fortgang der kaiserl. Waffen in Kroatien. Die Türken besetzen Waitzen wieder. Glück der Kaiserlichen. Schlacht bei Pesth. Eroberung von Neuhäusel. Tököly. Belagerung und Eroberung von Ofen.

Die Türken flohen unaufhaltsam, aber nicht alle Paschas waren so rathlos wie der Großvezier, manche unter ihnen suchten den Christen zu schaden; so geschah es, daß, als das kaiserliche Heer auf dem linken Donauufer vorrückte, die Türken sich in den Sümpfen bei Párkány, gegenüber von Gran, in einen Hinterhalt legten. Wie nun der Polenkönig Sobiesky, dem verbündeten Heer voraneilend, in jene Gegend kam, fielen ihm die Türken unvermuthet in die Flanke. Die Polen kamen so ins Gedränge, daß der König selbst zwei Mal in Lebensgefahr gerieth. Die Sage geht, daß den einen Türken, der eben auf ihn hauen wollte, des Königs Sohn Jakob tödtete. Das zweite Mal soll er dadurch gerettet worden sein, daß ein polnischer Krieger seinen Arm zwischen den

König und den tödtlichen Hieb ausstreckte. Der Mann verlor den Arm, aber der König war gerettet [1]).

Zwei Tage nachher hatte die Schlacht von Párkány statt; die Kaiserlichen und Polen fochten einen glänzenden Sieg; von 14,000 Spahis und 10,000 Mann Fußvolk entkamen kaum 300 dem allgemeinen Blutbad. Diesem Sieg folgte die Belagerung von Gran. Die Stadt ergab sich, nachdem die Besatzung sich tapfer, aber kurz vertheidigt hatte. 78 Jahre war Gran unter türkischer Botmäßigkeit gewesen. Der König von Polen kehrte, nach der Eroberung dieser 1681
Stadt, über die Gebirge nach Polen zurück. Unterwegs 21. Oct.
schlug er die Türken noch ein Mal bei Szétsen; er verließ Ungern wie ein scheidender Löwe. Während der Belagerung Wiens war auch an der steyrisch-kroatischen Grenze gekämpft worden, die Streifereien der Türken waren mit Glück, Umsicht und Tapferkeit zurückgewiesen und so befanden sich die Türken am Ende des Feldzuges, den sie mit so grossen Hoffnungen begonnen, überall im Nachtheil.

Und was war das Schicksal des Urhebers dieses Krieges? Kara Mustafa hatte die Schuld der aufgehobenen Belagerung auf den Statthalter von Ofen, Ibrahim Pascha, geschoben und hatte den im Dienst der Pforte ergrauten Vezier zu Ofen hinrichten lassen. Der Sultan hatte hierfür dem Großvezier, nach türkischer Sitte, ein Handschreiben und einen mit Juwelen besetzten Säbel geschickt, als Zeichen der Erkenntlichkeit für das gerettete Heer; als aber Kara Mustafa nach Belgrad kam, erschien auch ein Bote aus Konstantinopel mit dem Auftrag zur Hinrichtung des Großveziers, die auch alsobald um Mitternacht vollzogen wurde [2]).

1) Nach mündlicher, in Ungern oft erzählter Überlieferung.

2) Er wurde in der Moschee begraben, die er vor dem Marsch nach Wien hatte bauen lassen, um sich des Himmels Gunst zu sichern. Als 1683 Belgrad durch die Kaiserlichen erobert wurde, verwandelten die Jesuiten die Moschee in eine Kirche; des Nachts schlichen sich 7 Soldaten in die Kirche und brachen das Grab des Großveziers auf, um sich seiner Kleider zu bemächtigen, zwei Jesuiten kamen hinzu, die Soldaten gaben offen ihren Zweck an, nahmen die Beute mit sich, zum Andenken aber schenkten sie den Jesuiten den Kopf des Großveziers. Den Jesuiten war es bekannt, daß Kara Mustafa während der Belagerung Wiens ge-

Der nächstfolgende Winter brachte dem Kaiser einen neuen Verbündeten, es war die Republik Venedig, die vorzüglich durch des Papstes Vermittelung ein Bündniß mit
1684 dem Kaiser und dem König von Polen schloß, welches man
25. April gewöhnlich den heiligen Bund nennt. Am Marcustag wurde der Krieg von der Republik den Türken erklärt. Es war das erste Mal, daß sie der angreifende Theil war, in allen frühern Kriegen war sie zuerst von den Türken angegriffen worden. Aber wie der Kaiser bestrebt war, sich durch ein neues Bündniß zu stärken, seine Heere zu vermehren und zu großen Unternehmungen vorzubereiten, ebenso näherte sich der Sultan dem französischen Hof. Der Gesandte Ludwigs XIV. wurde mit ungewohnten Höflichkeiten überhäuft und zugleich wurde Alles aufgeboten, um das Heer in achtbaren Stand zu setzen.

Als der Feldzug begann, war die Absicht der Kaiserlichen, Ofen zu erobern. Wischegrad wurde gleichsam im Vor-
18. Juni übergehen genommen, bei Waitzen begegnete den Kaiserlichen
27. Juni eine starke türkische Heeresabtheilung, sie wurde geschlagen und sowol Waitzen als Pesth fielen, letzteres ohne Schwertstreich, in die Hände der Kaiserlichen. Bei St. Andrä, zwischen Waitzen und Pesth, setzte das kaiserliche Heer über die Donau, die Türken warfen sich entgegen, wurden aber geschlagen. Der Seraskier Mustafa Pascha zog sich nach Hansabég[1]) zurück und setzte Ofen nach besten Kräften in Vertheidigungszustand; die Festungswerke wurden ausgebessert, eine stattliche Besatzung hineingeworfen, mit hinreichendem Mundvorrath versehen, er selbst blieb mit dem Heer bei Han-
14. Juli sabég, drei kleine Meilen von Ofen entfernt. Am Jahrestag der Belagerung Wiens stand der Herzog von Lothringen un-

schworen, er werde den Bischof Kolonics köpfen lassen, sie sandten also nun den Kopf des Beziers dem noch lebenden Bischof Kolonics, dieser schenkte den Kopf der Stadt Wien, er ist noch jetzt im bürgerlichen Zeughaus zu sehen.

1) Der Ort hat seinen Namen von dem Hamsa Bég, der unter Suleiman im Sandszak von Stuhlweißenburg war, jetzt wird der Name des Dorfes Hansabég geschrieben. Die deutschen um Ofen angesiedelten Einwohner nannten den Ort lange Hanselpek.

ter den Mauern von Ofen, aber man konnte die Belagerung nicht mit Sicherheit fortsetzen, so lange der Seraskier in der Nähe war; sobald also die Wasserstadt erstürmt war, beschloß 19. Juli der Herzog diesem eine Schlacht zu liefern. Drei Tage nach dem Sturm führte er diesen Plan aus. Die Türken, auf der Anhöhe zwischen Hansabég und Ertsi gelagert, wurden aufs Haupt geschlagen. Die Haupttrophäen dieses Sieges, 22. Juli die große acht Ellen lange, vier Ellen breite Standarte des Seraskiers, in der Mitte blutroth, wurde zum Andenken des Sieges zuerst in dem Dome St. Stephan in Wien aufgestellt und dann ins bürgerliche Zeughaus gebracht. Nach diesem Siege führten die Kaiserlichen die Belagerung um so muthiger fort, aber die Türken setzten ihnen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Der Befehlshaber der Stadt hieß Mohamed, ein tapferer Mann; er wurde in die Hand geschossen, als er die Minengräber einübte, er wich nicht von seinem Platz; als er unter dem Thorbogen seines Hauses lag, zerriß eine platzende Bombe ihm den Unterleib; sofort berief er die Unterbefehlshaber alle, ermahnte sie zu tapferm Widerstand, ernannte Ibrahim zu seinem Nachfolger und starb. Die Osmanen leisteten mannhaften Widerstand bis in den Herbst hinein; der Kurfürst von Baiern verstärkte durch seine Gegenwart und durch seine Truppen das christliche Heer. Am Jahrestag des Entsatzes von Wien ließ er die Besatzung zur Übergabe auffordern; Ibrahim schenkte dem Parlamentair 15 Ducaten und entließ ihn mit der Antwort, daß er noch keine Ursache zur Übergabe sehe. Nachdem nun einige Stürme abgeschlagen worden, das Wetter ungünstig war, Krankheiten einrissen, wurde die Belagerung aufgehoben; 30. Oct. die Türken schrieben das Abziehen der Kaiserlichen der sichtbaren Einwirkung Mohameds zu [1]).

In Kroatien waren die kaiserlichen Waffen glücklicher. An demselben Tag, an welchem der Seraskier bei Hansabég

1) Röder, Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsruhe 1839. Der erste Band gibt eine ausführliche Schilderung der Belagerung und sagt, daß der Eigensinn Starhembergs, der die Belagerung unmittelbar leitete, am ungünstigen Ausgange Schuld sei.

war geschlagen worden, hatten die Paschas von Bosnien und Gradiska durch Leslie und Trautmannsdorf bei Werowitz eine Niederlage erlitten, worauf die Festung nach 131 Jahren wieder in kaiserliche Hände kam. In Folge dieses Sieges und dieser Eroberung fielen auch noch einige minder bedeutende Schlösser in die Gewalt der Kaiserlichen. Der Winter verging in kleinen Gefechten und Streifereien, die Türken besetzten Waitzen wieder. Es war schon hoher Sommer, als sich das kaiserliche Heer in Bewegung setzte. Der Herzog von Lothringen befehligte 50,000 Mann; unter Leslie standen 30,000 in Kroatien und Schulz war mit 25,000 Mann in Oberungern. In Kroatien und an der Donau war das Waffenglück den Kaiserlichen günstig, sie eroberten einige Schlösser, schlugen die Türken in kleineren Gefechten, Graf Leslie brannte einen Theil der Brücke von Essek ab, steckte Essek in Brand, aber die kaiserlichen Truppen wurden hiebei von solchem panischen Schreck befallen und flohen dergestalt, daß die Türken dies nicht anders als durch das sichtbare Einschreiten Mohameds, den sie auch gesehen zu haben behaupteten, zu erklären vermochten. In Oberungern eroberte Schulz über Tököly Kraznahorka, Unghvár und Eperies. Im Kerker von Unghvár fand man Stephán von Kohárý, der schon drei Jahre darin schmachtete[1]).

1685 Juli

Der Hauptschlag wurde aber durch den Herzog von Lothringen ausgeführt. Er umlagerte Neuhäusel; die Türken wollten diesen wichtigen Waffenplatz entsetzen, aber statt eine Schlacht zu liefern, belagerten sie Gran und bedrängten es hart. Karl von Lothringen ließ einen Theil des Heeres unter Caprara zur Belagerung von Neuhäusel zurück, mit der zweiten größern Hälfte zog er gegen Gran. Da Neuhäusel auf dem linken, Gran auf dem rechten Donauufer liegt, ging er bei Komorn über die Donau und zog nun auf dem rechten Ufer, dem Laufe des Flusses entlang, gegen Gran. Der Donner des Geschützes, der bis dahin die Vertheidigung von Gran kundgegeben, war verstummt und Lothringen in banger Besorgniß um das Schicksal der Festung. Endlich kam

1) Siehe hierüber das 64. Capitel.

ein Bote aus derselben; die Türken hatten die Belagerung aufgegeben und erwarteten die Kaiserlichen zur offenen Feldschlacht. Sie standen auf der Straße, die von Ofen nach Gran führt, so, daß im Falle des Verlustes der Schlacht, der Rückzug dahin ihnen frei blieb; doch war dieser Rückzug immer mislich, weil das geschlagene Heer eine einzige Straße dazu hatte; gerade in derselben Lage war auch das kaiserliche Heer, dem im Falle einer Niederlage auch nur ein Weg nach Komorn offen stand. Die Schlacht war blutig und hartnäckig; der Osmanen alter Waffenruhm, die neuen Trophäen der Kaiserlichen begeisterten beide Heere; endlich siegte Karl von Lothringens Feldherrntalent über des Seraskiers persönliche 16. Aug.
Tapferkeit. Die Niederlage der Türken war groß [1]) und deren erste Folge die Übergabe von Neuhäusel; die zweite Folge dieser Schlacht war ein Friedensantrag von Seiten der Türken und Tököly's. Beide Anträge wurden mit Stillschweigen übergangen.

Einem Siege gleich zu achten war der Misgriff, den die Türken mit Tököly begingen. Dieser, von den Kaiserlichen hart bedrängt, wendete sich persönlich an die Paschas in Ungern, um sie zu seiner Unterstützung anzurufen; der Seraskier Ibrahim, genannt Scheitan, d. i. der Teufel, wälzte die Last der zwei unglücklichen Feldzüge auf des Kurutzenkönigs Schultern, er berief ihn nach Großwardein und als Tököly, nichts Böses ahnend, erschien, nahm ihn der Pascha von Großwardein gefangen. Mit Ketten beladen, wurde er auf einen Wagen gesetzt, und, von hundert Janitscharen begleitet, nach Adrianopel geschickt. Seinen Adjutanten, Petneházi, entließ der Pascha von Großwardein ungefährdet. Dieser ging alsbald nach Kaschau in Caprara's Lager, erzählte den Vorfall und schwur dem Kaiser Treue. Tököly's Schicksal erschütterte seine Anhänger dergestalt, daß Kaschau, Patak, Regécz den Kaiserlichen die Thore öffneten. Von der Hinrichtung wurde Tököly nur dadurch gerettet, daß der Seras-

1) Die türkischen Geschichtschreiber erwähnen diese Schlacht gar nicht. Siehe über die Schlacht Röder, Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsruhe, Müller, 1839, I. Band, S. 149 ff.

kier Ibrahim selbst hingerichtet, der Großvezier, der schwarze Ibrahim, abgesetzt und Suleiman zum Seraskier für Ungern ernannt wurde. Dieser sah den Fehler ein, den Ibrahim durch die Gefangennehmung Tököly's begangen, er gab ihn frei und versprach ihm ansehnliche Unterstützung. Derselbe Pascha, der ihn eingekerkert hatte, empfing ihn zu Großwardein wie einen König; aber alles dieses war schon zu spät: Tököly war nie mehr im Stande, etwas Bedeutendes zu unternehmen.

Der Winter verfloß beiderseits in neuen Rüstungen; als der Sommer kam, hatte Kaiser Leopold bedeutende Streitkräfte gesammelt. Über ihre Verwendung waren die Meinungen getheilt, der Heerführer, Herzog Karl von Lothringen stimmte für die Belagerung von Ofen, weil dem Falle dieser Stadt bald der von ganz Ungern folgen würde; ohne den Besitz dieser Festung hingegen seien alle andere Eroberungen schwankend und unsicher. Der Hofkriegsrath hingegen meinte, dies sei nicht zu unternehmen, so lange die Türken die esseker Draubrücke, somit den Heerweg auf dem rechten Donauufer, frei hatten. Die Belagerung Ofens wäre nicht das Unternehmen eines Monats, die Jahreszeit sei bereits vorgerückt, räthlicher sei es, dieses Jahr Stuhlweissenburg und Erlau zu erobern, im nächsten Jahre die Draubrücke zu zerstören und dann erst Ofen zu belagern. Der Kaiser entschied: Stuhlweissenburg sei zu berennen, indessen zu sehen, ob das Heer zahlreich genug zur Belagerung von Ofen sei; leichte Reiter seien nach Essek vorzusenden, um die Bewegungen der Türken zu beobachten. Käme der Vezier mit großer Heeresmacht, sei ihm entgegenzugehen und er zu schlagen.

Das kaiserliche Heer sammelte sich bei Komorn. Der Kurfürst von Baiern war schon daselbst. Der eben vom Fieber genesene Karl von Lothringen folgte ihm, als ihn zu Odenburg ein Bote des Kaisers ereilte und nach Neustadt zurückberief. Leopold hatte seinen Entschluß geändert und beschlossen, die Belagerung von Ofen sofort zu beginnen. Mit diesem Auftrag reiste der Herzog von Lothringen zum Heere, der Canzler Strattmann mit ihm; Letzterer, um dem Kurfürsten von Baiern den ohne sein Vorwissen veränderten

Operationsplan annehmbar zu machen. Bei dem kühnen, kriegslustigen Fürsten bedurfte es keiner Entschuldigung, daß man die gefahrvollere, glänzendere, entscheidendere Aufgabe einer minder bedeutenden vorgezogen. Indessen wurde der frühere Plan, Stuhlweissenburg anzugreifen, absichtlich bekannt gemacht, um den Feind über den eigentlichen Zweck des Feldzuges irre zu führen.

Die List gelang, der Pascha von Stuhlweissenburg verbrannte die Vorstädte und rüstete sich zur Gegenwehr.

Die kaiserlichen Truppen im Beginne des Feldzuges waren 90,000 Mann stark, darunter 20,000 Ungern und Kroaten, und 30,000 Hülfstruppen aus dem deutschen Reiche. Die Stellung auf dem ganzen Kriegsschauplatze war folgende: Schärfenberg, unter ihm Piccolomini und Veterani, mit 12,000 Mann, stand in Siebenbürgen; Caraffa und Graf Heister mit 10,000 Mann in Oberungern; Schulz mit 7000 Mann in Slawonien und an der Drau; die Hauptarmee, über 60,000 Mann stark, bei Komorn versammelt, war zur Belagerung von Ofen bestimmt. Aus beinahe ganz Europa kamen Freiwillige zum kaiserlichen Heere: Spanier, Engländer, Italiener, Franzosen, Deutsche, aus den angesehensten Häusern wie aus den geringsten Ständen. Es war der letzte Kreuzzug. Rührend ist es, daß 60 Catalanen, meist Handwerker, sich zu Barcellona das Wort gaben, gegen die Türken zu ziehen. Auf verschiedenen Wegen, zu Wasser und zu Lande, Vieles leidend, trafen sie endlich in Wien beim spanischen Gesandten zusammen. Der Kaiser reihete sie dem Starhembergischen Regimente ein und gab ihnen einen gedienten Soldaten aus Andalusien, Franz Astorga, zum Führer; sie waren fleißig bei der Arbeit, traurig, wenn sie der Gefahr entzogen wurden. Die Meisten liegen unter den Ruinen Ofens. Wol hätten sie verdient, daß die Nachwelt ihre Namen kenne, aber sie sind verklungen, Friede sei mit ihnen!

Vor dem Aufbruche hielten die Führer Heerschau und theilten die Truppen. Der Herzog von Lothringen nahm 25,000 Mann Kaiserliche und 3000 Franken, letztere unter Thüngens Befehl, 8000 Brandenburger unter Schöning; 6000 Schwaben, von Durchbach geführt, die erst im Marsche

waren, sollten noch zu ihm stossen. Der Kurfürst von Baiern hatte 8000 Mann seiner Truppen, eben so viel der Kaiserlichen und 5000 Sachsen. Wurz war Chef des Generalstabes. Das Geschütz war für jene Zeit zahlreich: 60 größere, 30 kleinere Kanonen, 40 Mörser. Anton Gonzales aus Flandern — ungeheurer Ruf ging ihm voran — leitete das Artillerieweſen. Kriegsvorrath hatte man reichlich wie nie früher, durch den General-Commissair Rabata war für Alles gesorgt; auf den verschiedenen Inseln der Donau waren Magazine errichtet, Schiffe standen bereit, die Vorräthe wohin es nöthig zu verführen.

Das Heer brach auf. Der Herzog von Lothringen drang auf dem rechten, der Kurfürst auf dem linken Donauufer vor. Widerstand fanden sie nirgends; die Türken verliessen Pesth eilig und brachen die Brücke so unordentlich ab, daß ein grosser Theil der Schiffe den Kaiserlichen in die Hände fiel. Der Pascha von Ofen war vollkommen zur Gegenwehr gerüstet; Lebensmittel, Waffen, Pulver, Kugeln waren in grosser Menge in der Stadt aufgehäuft, 16,000 entschlossene, geprüfte Krieger bildeten die Besatzung. Die Mauern, die bei der letzten Belagerung viel gelitten, waren hergestellt und der Zierde wegen sogar geweisst. Vor Allem aber vertraute der Pascha der eigenen oft erprobten Tapferkeit, die er auch mannhaft bewährte.

Als die Christen schon im Angesichte der Stadt waren, versammelte er die Seinen, ermahnte sie fest zu stehen in der Gefahr; Ofen sei die Vormauer des Halbmondes, — zu erwägen den irdischen Lohn des Sultans, wenn sie siegten, das Paradies Mohameds, wenn sie fielen, — schon oft sei Ofen fruchtlos belagert worden, auch jetzt dürfte es nicht glücklich geschehen. Den Schatzmeister bedrohte er öffentlich mit dem Pfahle, wenn er irgend einen um den Sold beträge; zugleich ließ er der Besatzung Mann für Mann Geldgeschenke geben. Hierauf vertheilte er die Seinen; die Tapfersten auf die gefährlichsten Stellen, die Andern nach ihren persönlichen Eigenschaften. Diese sorgten für Speise, Jene löschten die Flammen, Waffen und Kriegsbedürfnisse brachten die Andern. Einige Haufen schleppten Steine und ergänzten die

erschütterten Mauern. Dort, wo jetzt vom stuhlweissenburger Thore bis zum wiener Thore Meierhöfe sind, waren große Vorwerke mit einem Hauptthore, von den Türken, grossartig genug, das Thor von Stambul genannt, durch seinen Namen langen, steten, sichern Verkehr mit der fernen Hauptstadt anzeigend. Hier hielt die Reiterei zum Ausfalle bereit. Selbst Weiber, die in der Festung zurückgeblieben, wurden mit Pfeilen bewaffnet, aus sichern Orten auf die Christen zu schiessen. Der Pascha selbst, rastlos thätig, war überall zugegen, am sichersten dort zu finden, wo die Gefahr am höchsten.

Das christliche Heer stand im Angesicht von Ofen. Die 18. Juni
ganze Strecke längs der Donau, von dem jetzigen Barmherzigenkloster und dem Kaiserbade bis Alt-Ofen hinaus, war öde. Die Kaiserlichen lehnten ihren linken Flügel an die Donau, besetzten den Geisberg und stellten die Regimenter Gondola, Dünenwald und 2000 Hannoveraner im Mühlthale in einer tiefen Heersäule auf, um zu hindern, daß die Regimenter Mercy, Neuburg und Truchseß, die über den Bergsattel, welcher jetzt zur „schönen Schäferin" heisst, anrückten, nicht im Aufmarsche überfallen würden; das übrige Heer dehnte sich längs der Berge im Halbkreise bis zum Adlersberge aus. Am nächsten Morgen lagerten die beiden Corps an dem entgegengesetzten Ende der Stadt; sie stellten sich so auf, um die Streitkräfte des Feindes so viel als möglich zu trennen. Der Herzog von Lothringen begann die Belagerung am wiener Thore, der Kurfürst von Baiern stand auf dem Gerhards- oder Blocksberge; er richtete den Angriff gegen den festesten Theil der Stadt, das alte Königsschloß selbst, wo jetzt die Königsburg, die dazu gehörigen Gärten, das Haus „zum goldnen Hirsch" und die Häuserreihe daneben sind. Auf dem Johannesberge stand ein Detaschement, die Bewegungen in der Stadt zu erspähen. Das Spital war auf der Margaretheninsel. Pesth wurde verschanzt, ein Theil der leichten Reiter daselbst aufgestellt und auf die Insel Csepel verlegt; der grössere Theil unter Pálfy an die Sárviz vorgeschoben, der leichteren Verpflegung wegen, und um die Bewegungen der türkischen Armee zu beobachten. Leichte Reiter waren schon auf dem Wege dahin, als ihnen die Türken von

Ertsi begegneten, die sich auch in die Festung werfen wollten. Die leichten Reiter umgingen sie und drängten sie an den Blocksberg; so zwischen zwei Feuer gebracht, versuchten sie noch, sich durch die baierschen Truppen durchzuhauen, aber alle fielen bis auf drei. Dieser Verlust zog einen zweiten nach sich: der Pascha von Ofen hatte in zwölf Schiffen seine und der Vornehmsten Schätze und Weiber auf die Insel Csepel geschickt, die Türken von Ertsi sollten sie weiter nach sichern Orten befördern. Adam Bátthyányi überfiel sie, hieb ihre geringe Bedeckung nieder und machte sie zu Gefangenen. Die Beute ward auf 200,000 Gulden geschätzt.

Nach 15tägiger Belagerung wurde, am Feste Johanns des Täufers, auf der wiener Seite die untere Mauer gestürmt und nach hartnäckigem Widerstande durch Souches genommen. Die Belagerung der Veste selbst begann. Da rückten die Brandenburger und die Schwaben ein; diese besetzten einen Berg, der noch jetzt der Schwabenberg heisst, und sicherten so die Verbindung beider Heerhaufen. Jene lagerten in der Richtung des Kaiserbades; sie waren so thätig, daß ihre Batterien bald denen der Kaiserlichen gleich kamen. Des berühmten brandenburgschen Feldmarschalls Dörfling Sohn, Karl, wurde hiebei durch eine Kanonenkugel getödtet. Fruchtlose Ausfälle, unentschiedene Stürme lehrten beide Theile ihre wechselseitige Tapferkeit kennen. Die Belagerung wurde von nun an meistentheils mit Minen geführt, worin die Türken zu jener Zeit allen andern Nationen überlegen waren; indessen geschah es doch, daß eine ihrer Minen statt den Belagernden zu schaden, die Stadtmauer selbst erschütterte: sogleich ordnete Karl von Lothringen einen Sturm an. Dippenthal führte ihn, unter ihm Bettingen, Guido Starhemberg, Auersperg, Herberstein und Baron Anbach. Abends gaben drei Kanonenschüsse das Zeichen. Den rechten Flügel leitete Starhemberg,
15. Juli den linken Auersperg, Herberstein die Mitte. Die Baiern unternehmen einen Scheinangriff. Einer der Ersten fiel Herberstein, doch drangen die Christen in die Bresche ein. Die Türken widerstanden tapfer wie gewöhnlich; indessen mehrte sich die Zahl der eindringenden Christen und der Augenblick schien nahe, da sie die Türken hineinwerfen würden; aber der

Pascha hatte den Sturm vorausgesehen und die Strecke, auf welcher die Kaiserlichen aufmarschiren müssten, untergraben lassen; während nun die Stürmenden siegesfroh jubelten, flog die Mine auf, zugleich warfen die Belagerten ganze Säcke Pulver in die Flammen, die Türken stürzten in der Bresche hinab und warfen die Christen zurück. In diesem wichtigen Augenblicke rief der Herzog von Lothringen die Freiwilligen auf; sie flogen zum Sturme. Die Ersten waren die Spanier, wieder unter diesen die Ersten Vecha, Escalona, Zuniga. Herzog Vecha stand der Erste auf den gesprengten Mauern, eine Kugel warf ihn in den Staub; kaum vermochten die Seinen ihn ins Lager zurückzubringen. Auf dem Schutte dauerte der Kampf fort. Die Kaiserlichen vermochten nicht hinaufzudringen, die Türken nicht, die Stürmenden hinabzuwerfen. Der Pascha häufte Janitscharen auf Janitscharen in der Fronte, zwei Thürme bestrichen die Flanken der Angreifenden; die meisten Obersten der stürmenden Regimenter lagen in ihrem Blute. Der Sturm war abgeschlagen; 1400 Kaiserliche waren geblieben durch das Schwert, durch die Flammen, oder von der Erde verschüttet. Der Herzog von Vecha starb im Zelte des Herzogs von Lothringen. Seit früher Jugend den Kriegswissenschaften ergeben, Oberst eines spanischen Regiments in Flandern, dann in Ruhe in Spanien lebend, hatte er Reichthümer, alle Genüsse des Lebens, die schönsten Hoffnungen verlassen, um bei Ofen den Heldentod zu sterben. Er sah seinem Tode gefasst entgegen und freute sich, daß er für den heiligen Glauben sterbe.

Nach dem mislungenen Sturme wurde die Festung 15 Tage hindurch beschossen; aber dieser Zweig des Kriegswesens lag noch in der Kindheit und ausser Gonzales zeichnete sich in diesem Fache ein Einziger aus, der Franziscaner Pater Gabriel. Er wurde seiner Geschicklichkeit wegen von den Ungern tüzes Gabor, feuriger Gabriel, genannt. Das Geschütz der Brandenburger spielte gut. Den besten Erfolg hatten aber die von Gonzales verbesserten Mörser. Die Verbesserung bestand in der verengten Pulverkammer, wodurch eine kleine Pulvermasse grosse Kugeln in weite Ferne warf. Eine glühende Kugel fiel auf das Hauptzeughaus der Osma-

nen, durchbrach alle Gewölbe, das Pulvermagazin flog in die Luft. Eine Stunde im Umkreise bebte die Erde. Die Donau trat aus ihren Ufern, daß die Strandhut sich flüchten musste, grosse Steine fielen dem Regen gleich aus den Lüften über das Lager und die Donau bis Pesth; Rauch umhüllte Alles so, daß kaum die Naheſtehenden sich erkannten; die Wachtposten flohen in Unordnung, überall herrschte Verwirrung, Angst und Schrecken. Nie war die Gelegenheit günstiger den Christen zum Sturme, den Türken zum Ausfalle, aber beide Theile waren betäubt, beide nur besorgt sich zu decken gegen den Angriff, — selbst anzugreifen gedachte kein Theil. Als der Dampf nach zwei Stunden sich verzogen, sahen Karl und der Kurfürst vom pesther Ufer die Festungsmauer in der Breite von 60 Schritt eingestürzt, aber gerade am steilsten Bergabhange, sodaß die Feldherrn sich nicht getrauten einen Sturm anzuordnen; auch waren die Türken schon beschäftigt, die Mauern wieder herzustellen. Es muß oberhalb der Kettenbrücke gewesen sein, wo jetzt das Zeughaus, theils das Graf Sándorische Haus steht. Nicht in der Hoffnung, die Übergabe zu bewirken, wol aber um über die Lage der Stadt Auskunft zu erhalten, wurde Königsegg an den Pascha gesandt, ihn zur Übergabe aufzufordern. Der Pascha ließ ihn nicht in die Stadt, antwortete stolz und rühmenswerth, er habe gemeint, die Christen hielten ihn und die Besatzung für tapfere Männer; der letzte Sturm habe ihnen wol bewiesen, daß sie nicht Schwächlinge seien, die Christen möchten sie also nicht mehr zur Übergabe auffordern, jedes Haupt der Besatzung sei dem Tode geweiht, der Knall eines auffliegenden Pulverthurms schrecke sie nicht. Nun begann wieder erfolgloser Minenkrieg. Oft wurden die Kaiserlichen durch ihre eigene Mine verschüttet, kleine Ausfälle, Stürme auf einzelne Vorwerke folgten sich. Die Christen verloren den Chef des Mineurcorps, Liberio, den eine türkische Gegenmine verschüttete; Graf Fontana, ein tapferer und kluger Officier, fiel, als er eine Schanze aufwerfen ließ, ein sächsischer Hauptmann und hundert der Seinen wurden schlafend überfallen und getödtet. Die Häupter der Erschlagenen knüpften die Osmanen

auf die Zweige eines hohen Baumes nächst dem Thore von Stambul, dem Christenlager zur Schau.

Endlich schienen die Mauern durch das unausgesetzte Schiessen so erschüttert, daß die Feldherrn einen allgemeinen Sturm beschlossen; 6000 Mann sollten am Wienerthore angreifen, 4000 das Schloß, 2000 Ungern von der Wasserseite. Der Palatin Esterházy befehligte die Ungern. Auf zwölf Tschaiken und durch den Schutt der verfallenen Häuser kamen sie zum Sturme, aber all ihr Bemühen war fruchtlos, die eingestürzte Mauer war neu aufgebaut und die Sturmleitern reichten nicht auf zur Mauerhöhe. Heftiger entbrannte der Kampf auf den beiden andern Sturmseiten. Die Baiern stritten mit vielem Muth, aber die türkischen Minen vereitelten allen Erfolg. Unter die Stürmenden schleuderten sie Säcke, mit Schwefel und Pech angefüllt; die Stürmenden, von der Flamme ergriffen, bemühten sich vergebens, das Feuer zu löschen. Manche liefen brennend bis zur Donau, und warfen sich in die Flut, Andere fielen im Laufe todt hin, keiner stand dem Andern bei, jeder fürchtete ebenfalls von der Gluth ergriffen zu werden; die persönliche Tapferkeit des Markgrafen von Baden und Eugens von Savoyen hemmte die allgemeine Flucht. Sie führten neue Truppen zum Sturme; ihnen gelang es, eines der bedeutendsten Vorwerke zu nehmen und zu behaupten. Wüthend war der Kampf am wiener Thore, der erste Angriff war so entscheidend abgeschlagen, daß Alles floh. Karl von Lothringen warf sich den Fliehenden entgegen und wandte sie neuerdings zum Sturme. Schon wehte die kaiserliche Fahne auf der Bresche, als eine Mine aufflog, mit ihr die Christen. Neue Krieger ersetzten die Gefallenen. Mit so rücksichtsloser Raserei ward gestritten, daß Manche sich bis in die Stadt Bahn brachen, wo sie dann, die Einzelnen, von den Türken niedergehauen wurden. Endlich erlag der verzweifelte Widerstand der Osmanen der ausdauernden Tapferkeit der Brandenburger und Kaiserlichen. Die Türken wurden hinabgeworfen von den Mauern, die Aussenwerke blieben in der Gewalt der Kaiserlichen, die innere Mauer schützte der Pascha dadurch, daß er Holz, Pech und Schwefel, schnellbrennende Gegenstände, in den Graben wer-

sen und anzünden ließ. Die erste Fahne, die wehend blieb, hatte ein Haiducke von der raaber Besatzung aufgepflanzt. Zweitausend sechshundert Kaiserliche, 400 Brandenburger, 800 vom Corps der Baiern waren gefallen, Officiere über 200 todt oder verwundet.

Die Lage der Besatzung war verzweifelt: sie war auf jenen Theil der Stadt beschränkt, der jetzt die Festung heisst; die Aussenwerke waren in der Gewalt der Christen. Der Pascha wurde durch einen Trompeter zur Übergabe aufgefordert: er begehrte dreistündigen Waffenstillstand — dieser wurde abgeschlagen; nun gab er zwei Agas als Geisseln, von Seite der Christen wurde Baron Greitz zur Unterhandlung geschickt. Der Pascha erklärte, er könne Ofen nicht übergeben, sei aber bereit, jede andere Festung in Ungern, welche von den Christen bestimmt wird, ihnen zu öffnen, wenn sie von Ofen abstehen wollten; Greitz antwortete: man verlange Ofen, gäbe er es nicht gutwillig, so würde man es mit Gewalt nehmen. Nun entließ der Pascha die meisten Anwesenden, hielt nur die vorzüglichsten seiner Officiere zurück und eröffnete dem Freiherrn von Greitz, er sei bereit auch Ofen zu übergeben, wenn hiedurch zugleich der Friede geschlossen werden könne. Hierüber habe er keinen Auftrag, erwiderte Greitz, er werde aber des Feldherrn Gesinnungen so schnell als möglich dem Pascha bekannt machen. Als das Geschäft geendet war, bewirthete der Pascha den Gesandten fürstlich, die Augen wurden ihm auf dem Rückwege nicht verbunden, und die Gassen, durch die er zog, waren voll türkischer Soldaten. Den nächsten Morgen ließ Karl von Lothringen dem Pascha verkünden: nur in schneller Unterwerfung könne er Heil finden. Aber der Pascha wusste schon, daß ein türkisches Heer zum Entsatze anrückte, und war zur Vertheidigung entschlossener als je.

Die Christen hatten dieselbe Kunde bekommen. Mit 80,000 Mann war der Vezier bei Essek über die Draubrücke gegangen; den Seitan-Pascha mit 15,000 Reitern sandte er voraus, das Heer folgte in gemessenen Tagreisen. Die Christen waren so erschöpft, daß kaum 10,000 Mann Fußvolk waffenfähig waren. Sie rüsteten sich zur Gegenwehr; die Reiterei, die bis jetzt an der Sávviz und auf der

Insel Csepel gestanden, wurde ins Lager gezogen, Caraffa war aus Oberungern, Schärfenberg aus Siebenbürgen berufen; die Donau, soweit sie am Ufer gangbar war, mit aneinandergeketteten Schiffen bedeckt; zwölf Tschaicken kreuzten beständig; das Lager wurde stark verschanzt. So emsig arbeitete das Heer, daß die Verschanzungen binnen drei Tagen vollendet waren. Der Vezier stand schon bei Ertsi.

Von Ertsi bis Ofen sind vier Meilen. Eine Meile von Ertsi liegt, hart an der Donau, das Dorf Hansabég, zur Linken des Dorfes dehnt sich ein grosser Wald aus, der jetzt zu den Dörfern Hansabég, Tétény, Török, Bálint, Kis-Torbágy (Groß- und Klein-Turbal), Budaöcs und Bia gehört. Von Hansabég eine halbe Meile liegt der weinreiche Ort Diós oder Drás, hier beginnt ein Plateau. Ein Thal trennt es vom ofner Gebirge. Diese Gegend war es, auf welcher sich der Vezier bewegte, sie bildet ein vollkommenes Dreieck, dessen Ecken Hansabég, Bia und das Promontorium. Die Linie vom Promontorium nach Bia ist die Hypothenuse. Im Lager zu Ertsi hatten die Türken die Linie von Hansabég nach Bia vor sich. Auf der Linie von Hansabég nach dem Promontorium bewegte sich die Armee; auf der Linie vom Promontorium nach Bia stand die Schlachtordnung. Das erste Mal rückte der Vezier über Hansabég nach Tétény, nach dem Promontorium vor, den rechten Flügel an die Donau, 13. Aug.
den linken Flügel an den schon erwähnten Wald gelehnt, auf dem Plateau vom Promontorium stellten sich die Türken hakenförmig auf. Die Hauptmasse bildete der Haken von der Donau bis zum Walde. So oft der Vezier in der Folge gegen Ofen vordrang, nahm er immer dieselbe Stellung.

Die Kaiserlichen hatten die Gebirge von Ofen inne. Das ofner Gebirge bildet ebenfalls ein Dreieck, dessen Basis längs der Donau; der Blocksberg, die Festung, Altofen mit seinen Gebirgen, die Spitze des Dreiecks. Auf der Seite gegen Stuhlweissenburg liegt der Blocksberg, der Adlerberg, Burgerberg, der budaöcser Berg. Diese Linie läuft parallel mit der Stellung der Türken. Der Berg Csile liegt gegenüber dem Kleinturbaler Walde, doch ist die Linie des Waldes länger, so, daß Kleinturbal selbst und Bia in der Flanke der

eben angegebenen ofner Gebirgslinie liegen. Auf der Seite gegen Wien ist für unsern Zweck blos der Johannisberg bemerkbar; er ist die höchste Spitze oberhalb des Sauwinkels. Die Strecke vom Blocksberge zum Adlerberge war durch Verschanzungen gedeckt. Am Blocksberge und an der Donau stand der linke Flügel, das Centrum war am Adlerberge, seine Flanke durch einen Morast gedeckt. Die Reserve stand hinter dem Centrum auf dem Schwabenberge; der Johannisberg war besetzt, einige Bataillone hielten die Festung blokirt, eine schwache Reiterabtheilung blieb in Altofen. Dieses war die Stellung der Kaiserlichen. Hätte sich einer der Führer zu einer Hauptschlacht entschlossen, so hätte sie erfolgen müssen in der Ebene zwischen dem Blocksberg, Adler- und Burgerberge auf einer Seite, und dem Plateau vom Promontorium auf der andern Seite, in der Ebene, in welcher jetzt der Palatinal-Garten, der Pulverthurm, Kietraibers Anlagen sind. Aber eine entscheidende Schlacht lag weder im Sinne des Veziers noch des Prinzen von Lothringen. Ersterer wollte die Christen ermüden, ohne sich der Gefahr einer Niederlage auszusetzen, die Besatzung von Ofen verstärken und dadurch die Eroberung unmöglich machen. Lothringen hingegen wollte den General Schärfenberg erwarten. Als die Heere sich zuerst im Angesichte standen, hoffte die Besatzung eine Schlacht und fiel aus; sie wurde zurückgeworfen, die beiden Heere waren ruhig, einige leichte Reitergefechte ausgenommen. Die Nacht über blieb Alles unter den Waffen. Die Türken sandten ein auserlesenes Corps vom Walde, den sie inne hatten, durch das budaörser Gebirge in den Rücken und die Flanke der Kaiserlichen, so, daß die Reserve und die Truppen, welche im Paulsthale aufgestellt waren, zuerst in den Kampf verwickelt wurden. Der Angriff der Türken war so heftig, daß die Kaiserlichen flohen. Lodron, der die Flucht hemmen wollte, wurde von den Rossen zertreten, die Regimenter Schulz, Saurau und Mercy hielten den Feind auf. Als Pálfy mit den Reiterregimentern Caprara, Taaffe, Neuburg, Fürstenberg erschien, ward der Feind geworfen; 3000 Türken blieben. Indessen hatte der Vezier den rechten Flügel der Kaiserlichen wiederholt angegriffen; seine Versuche zielten

dahin, sich mit dem Corps, welches im Rücken der Kaiserlichen wirkte, in Verbindnng zu setzen, aber seine Versuche waren fruchtlos; mit einem Verluste von 5000 Mann zog er sich am Abend nach Ertsi zurück. Ein Corps von 9000 Mann, welches wenig Tage nachher in Ertsi eintraf, ersetzte den Verlust des türkischen Heeres. Der Großvezier erschien 10. Aug.
wieder, stand einige Stunden in Schlachtordnung, und zog sich dann zurück, ohne einen Mann zum Kampfe ausgesendet zu haben. Dies erregte die Vermuthung, daß er eine List beabsichtige, und so war es auch. Zehntausend Mann marschirten über Bia und Kleinturbal in den Rücken der Kaiserlichen, erschienen plötzlich bei der äussersten Nachhut und brachen durch. Zweitausend Janitscharen, durch grosse 20. Aug.
Versprechungen aufgeregt, hatten geschworen, in die Festung einzudringen, sie erstiegen den Wall, kämpften im Lager und soviel ihrer auch fielen, die andern drangen immer vorwärts.

Dreihundert kamen in die Festung. Zum Gruß wurden alle Kanonen der Stadt abgefeuert. Indeß war die Hülfe sehr gering; ein türkischer Taucher wurde aufgefangen, der einen Brief an den Vezier trug, worin der Pascha die traurige Lage der Stadt und das Bedürfniß schneller Hülfe schilderte. Noch einmal versuchte der Vezier, Mannschaft in die Festung zu bringen. Entschlossene Reiter und kühnes Fußvolk marschirten wieder über Bia und Kleinturbal und besetzten Altofen. Zuerst wollten die Türken die Margarethen-Insel nehmen und sich in ihr behaupten, aber durch Kanonen abgehalten, gingen sie von Altofen neben der Donau auf das Kaiserbad zu und überwältigten die Wallhut. Die Einen suchten nun sich durchzuschlagen bis zur Festung, Baron Asti wehrte sie ab; die Andern sprangen in die Donau, schwammen, wateten gegen die Festung, die Meisten wurden erschossen. Die Furchtsameren retteten sich nach Altofen. Die Entschlossenen liessen sich erschlagen. Mercy hatte sie mit den Dragonerregimentern Mercy, Saurau, Heister umzingelt; sie ergaben sich nicht. Ein Türke, aus zwei Wunden blutend, sprengte mitten unter die Kaiserlichen auf Mercy zu, den er an Kleidung und seinem Benehmen als den Anführer erkannte, und

verwundete ihn tödtlich [1]); zu Mercy's Füssen sank auch der Oberstlieutenant des Regiments und viele Officiere. Der Herzog von Lothringen selbst war in Gefahr, sein Stallmeister Mola wurde neben ihm getödtet. Die Türken wurden bis auf einen Mann niedergesäbelt. Dies war der letzte Versuch des Veziers, Ofen zu entsetzen.

Die Freude über den Sieg mehrte Schärfenbergs Ankunft. Er zog denselben Tag mit beinahe 12,000 Mann ein.

Nun entschloß sich der Herzog von Lothringen, Ofen im
2. Sept. Angesichte des Veziers mit Sturm zu nehmen. Es ist bemerkenswerth, daß bei diesem Sturm des Bajonnet zum ersten Male als entscheidende Waffe im Grossen gebraucht wurde. Ein eigener Befehl des genannten Herzogs machte es den Soldaten zur Pflicht, sich desselben zu bedienen.

Am Morgen wurden Reiter ausgesendet, die Bewegung des Veziers zu erspähen. Als sie berichteten, daß Alles ruhig sei, gaben um 6 Uhr Abends sechs Kanonenschüsse auf dem Schwabenberge das Zeichen zum Angriff. Die Kaiserlichen stritten mit der Zuversicht des Sieges, die Türken mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung, Baron Asti fiel, einer der Ersten, mit ihm die meisten Freiwilligen, doch siegten die Christen. Der Erste auf der Mauer war ein ungrischer Oberst, Petneházy, früher ein Anhänger Tököly's. Er stritt so wild, daß Jene, die ihn sahen, riefen: „das ist kein Mensch, sondern ein Teufel!" Die Türken übermannten ihn auf dem Walle und knüpften ihn auf, dort, wo jetzt das Graf Sándorische Haus steht; doch weil indessen die Mauern erstürmt waren, fanden ihn die Seinen noch lebend und retteten ihn. Von allen Seiten strömten die Kaiserlichen nun in die Festung. Der Herzog sendete den Commercy mit der Siegesnachricht an den Kaiser. Ein Theil der Türken flüchtete in das Schloß, Viele vertheidigten sich in den Gassen, in den Häusern. Ceoy stellte sich auf dem Georgsplatze auf, hiedurch war die Verbindung zwischen dem Schlosse und dem übrigen Theile der Festung abgeschnitten. Der Pascha, mit ihm die Entschlos-

1) Er starb am 5. October desselben Jahres an seinen Wunden zu Wien. Röder a. a. O. Seite 223.

senften, kämpften nahe am wiener Thore unfern vom jetzt Almássischen Hause. Einige flohen, die Meisten fielen, hier fand auch der Pascha den Heldentod. Die ganze Nacht wurde geplündert. Viertausend Leichen lagen am nächsten Morgen in den Strassen, Männer, Kinder, Weiber, Greise, selbst dem Sieger ein jammervoller Anblick! Die Türken, die sich ins Schloß geflüchtet, ergaben sich. In der Hauptkirche wurde ein Te Deum gehalten. Thüngen mit 400 Mann besetzte die Festung. Das türkische Heer, das zum Entsatz herbeigekommen, zog sich in Eile gegen Essek zurück.

Das Schicksal zweier türkischer Gefangenen verdient, seiner Sonderbarkeit wegen, Erwähnung. Der Eine, Csonka-Beg, Janitscharen-Aga und nach dem Pascha der Erste in der Stadt, ließ sich taufen; er wurde Leopold, nach seinem Taufpathen, dem Kaiser, genannt. Von diesem in den Adelstand erhoben, befehligte er zuletzt ein ungrisches Regiment am Rhein gegen die Franzosen. Der Andere war Hamsa-Beg, der im gleichnamigen Ort vordem befahl. In früherer Zeit hatte er den Peter Szápáry gefangen und ihn an den Pflug gespannt, gleich einem Stier; von Szápáry's Frau forderte er ein Lösegeld von 30,000 Gulden, die sie durch eine Sammlung im ganzen Lande zu erhalten bemüht war; Adam Batthyányi aber befreite ihn durch einen kühnen Streifzug. Beide, Batthyányi und Szápáry, waren beim Belagerungsheer. Als es bekannt ward, daß Hamsa-Beg unter den Gefangenen sei, schenkte ihn Karl von Lothringen dem Szápáry während eines Mittagsmahles. Ein eilfertiger Diener des Letztern lief sogleich zu Hamsa-Beg, erzählte ihm, was vorgefallen, mit dem Beisatz, nun werde sein Herr ihm alle die Grausamkeiten vergelten, die er an ihm einst ausgeübt. Nach dem Essen ging Szápáry mit dem Herzog von Lothringen und vielen Andern zu Hamsa und sprach: „Du hast viel Grausamkeit an mir geübt und bist nun in meiner Gewalt, damit du aber siehst, daß ein Christ besser ist als ein Türke, schenke ich dir die Freiheit." Aber Hamsa, Szápáry's Rache scheuend, hatte bereits Gift genommen; doch erschütterte ihn Szápáry's Edelmuth dergestalt, daß er sich augenblicklich zu Christus bekannte und taufen ließ; wenige Zeit darauf war er todt.

So war Ofen nach 145jähriger Herrschaft den Türken entrissen. In Konstantinopel im Divan brachte dieses Ereigniß eine grosse Erschütterung hervor; denn Ofen war zwar an Rang nur die zehnte Stadt des türkischen Reiches, aber „ein Haus des heiligen Kampfes, das Grenzbollwerk des Islam in Europa, des osmanischen Reiches Schloß und Schlüssel [1])."

Siebenundsechzigstes Capitel.

Von der Eroberung von Ofen bis zum karlowitzer Frieden. 1686—1698.

Eroberungen der Kaiserlichen. Sieg bei Harkány. Folgen. Siebenbürgische Angelegenheiten. Empörung im türkischen Lager. Thronwechsel. Eperieser Blutgericht. In Ungern wird die erbliche Thronfolge nach dem Recht der Erstgeburt eingeführt. Fruchtlose Friedensverhandlungen. Eroberung von Belgrad durch den Kurfürsten von Baiern. Eroberung von Serbien durch den Markgrafen Ludwig von Baden. Kurzes Glück der Türken. Sie erobern Belgrad und Serbien. Schlacht bei Szalankemen. Siebenbürgen kommt an den Kaiser. Der Sultan selbst im Feld. Schlacht bei Lugos. Schlacht bei Zenta. Verhandlungen und Friede von Karlowitz. Das Ende Tököly's.

Die unmittelbaren Folgen der Eroberung von Ofen waren die Eroberung von Simontornya und Siklós, Fünfkirchen und Szegedin; auch wurden die Türken zum Frieden geneigt, aber eine Anfrage des Großveziers an den Markgrafen von Baden hatte keine weitern Folgen, weil die Türken noch immer Tö-

1) Die Rangordnung der Städte war bei den Türken folgende: die drei Residenzen: Konstantinopel, Adrianopel und Brussa; die drei heiligen Städte des Islam: Mekka, Medina und Jerusalem; Cairo, die unvergleichliche, Damaskus, die wie das Paradies duftende, Bagdad, das Haus des Heils — hierauf Ofen. Hammer, Gesch. des osmanischen Reichs, Th. VI, S. 476.

köly unterstützten. Es wurde also von beiden Seiten während des Winters zum Krieg gerüstet; bei den Türken mit verminderter, bei den Kaiserlichen mit erhöhter Zuversicht des Sieges. Der Verlauf des nächsten Feldzuges entsprach vollkommen dieser Stimmung. Sowol in Oberungern als in 1687
Kroatien erlangten die Kaiserlichen Vortheile; dort über die Anhänger Tököly's, hier über die Türken, aber entscheidend war das Zusammentreffen der beiden Hauptheere nicht nur für diesen Feldzug, sondern hatte auch lang nachhaltende Wirkung. Der Großvezier Suleiman stand mit dem Hauptheere bei Essek, der kaiserliche Heerführer, Karl von Lothringen, wollte die Türken zu einer Schlacht bringen, sein Heer war, mit Einschluß der Baiern und Brandenburger, 60,000 Mann stark. Unter ihm standen der Kurfürst von Baiern, Markgraf Ludwig von Baden, der Herzog von Mantua an der Spitze ihrer Contingente, und Eugen von Savoyen. Die Türken zählten 120,000 Mann, wovon aber nur 80,000 Streitfähige, sie standen hinter Essek wohl verschanzt in vortheilhafter Stellung. Der Übergang über die Drau, den der Herzog von Lothringen wagte, vermochte die Türken nicht aus ihrer festen Stellung zur Schlacht zu locken. Er zog sich also schnell, doch in Ordnung wieder über die Drau an die Donau zurück. Der Großvezier folgte und verschanzte 28. Juli
sich bei Dárda. Der Herzog stand bei Mohács, er hatte die 29. Juli
Besatzungen von Siklós und Fünfkirchen an sich gezogen. Da der Großvezier sich nicht zur Schlacht entschloß, ging ihm das kaiserliche Heer entgegen, und so kam es am Berg Harkány zu einem für diesen Feldzug entscheidenden Kampf.

Das Terrain vor der Fronte der Kaiserlichen war eben, aber wegen der steinigen Beschaffenheit des lehmigen Bodens beschwerlich und mit vielem, die freie Umsicht und Bewegung der Truppen hindernden Gebüsch bedeckt. Die beiden Oberbefehlshaber verständigten sich aus dieser Ursache mit Recht, um die freiere, zur Aufstellung zweier so starker Heere ungleich geeignetere Ebene bei Siklós zu gewinnen.

Der über die Lehne des Harkány dahinführende Weg ist tief eingeschnitten und bildet ein bedeutendes Defilée. Während der rechte Flügel dasselbe passirte und der linke zur

Deckung der Bewegung stehen blieb, passte der Großvezier den Augenblick ab, wo letzterer, durch das Defilée von ersterm getrennt, gleichfalls abmarschiren wollte, und debouchirte plötzlich aus dem Gebüsche, wohinter er gelauert hatte. Die voranmarschirenden Spahi, unter dem Chiauspascha, stürzten sich auf die Colonne des Kurfürsten und liessen ihm kaum Zeit mit Halt! Front! beide Treffen zu formiren und die bedrohte linke Flanke durch einige im Haken gestellte Bataillone und Schwadronen zu schliessen. Unter den wiederholten Schwärmattaken der Türken, denen man die spanischen Reiter und ein ununterbrochenes Gewehr- und Geschützfeuer entgegensetzte, hatte der Großvezier nicht nur eine Anhöhe nahe am linken Flügel der kurfürstlichen Armee mit Geschütz besetzt, sondern auch die Massen seines Heeres, wegen Beengung des Raumes, in mehreren schmalen, aber tiefen Treffen in Schlachtordnung gestellt und dadurch seinen Entschluß kund gegeben, es zu einer Hauptentscheidung zu bringen. Zur nämlichen Zeit setzte eine feindliche Reiterschar von 8000 Pferden über die Karasicza, trabte, ohne auf das Feuer der Flanke zu achten, dicht daran vorbei, um zwischen dem Harkány das zweite Treffen im Rücken zu fassen. In dieser Bewegung stieß sie auf drei Cavalerieregimenter des gleich beim ersten Kanonenschuß dem linken Flügel zu Hülfe gesendeten Generals Piccolomini, wozu der Markgraf, begleitet vom Kurfürsten, ebenfalls einige Regimenter führte. Diese imposante Masse feindlicher Reiterei, gegenüber einer einzigen dünnen Linie, die sie nur zu durchbrechen brauchte, um den Rücken der Kaiserlichen zu gewinnen und ihnen eine Niederlage beizubringen, fing an zu stutzen. Ihre Unschlüssigkeit bewog den Markgrafen, trotz des grossen Misverhältnisses der Kräfte, angriffsweise zu verfahren. Die Türken schienen nur darauf gewartet zu haben, um allmälig das Feld zu räumen, als der Markgraf Terrain gewonnen, so daß gegen Mittag Alles, was vom Feinde der kurfürstlichen Armee im Rücken gestanden oder sie überflügelt hatte, verjagt und ihre linke Flanke wieder wie früher an die Karasicza angelehnt war.

Unterstützte der Großvezier durch Angriffe in der Fronte mit dem Fußvolk das sehr gut eingeleitete kühne Flanken-

manoeuvre seiner Reiterei, so war aller Wahrscheinlichkeit nach das in zwei Theile getrennte kaiserliche Heer flügelweise geschlagen. Statt dessen beschränkte sich Suleiman Pascha auf einen nichtssagenden Geschützkampf und wendete seine Hauptsorge auf die schleunige Herstellung einer doppelten Verschanzungslinie, um sich, im Falle einer ungünstigen Wendung der Schlacht, von derselben aufnehmen zu lassen. Hiedurch gab er dem Herzog von Lothringen, welcher anfangs durchaus nicht glauben wollte, daß der Kurfürst es mit dem ganzen türkischen Heere zu thun habe, Zeit, seinen Irrthum zu erkennen und schleunigst über das Defilée von Harkány zur Wiedervereinigung mit dem linken Flügel zurückzukehren. Obgleich nun zwar der rechte Flügel durch einen dichten Wald, wohinter er nach dem Aufmarsche zu stehen kam, an wirksamer Theilnahme bei Fortsetzung des Kampfes verhindert war und der Herzog die Unschlüssigkeit des Feindes zum Abmarsch nach Siklós benutzt wissen wollte, so waren doch weder der Markgraf, noch der Kurfürst hiezu zu bewegen, Beide hielten vielmehr dafür, daß ein entschlossenes Übergehen zum Angriff, auch ohne Mitwirkung des rechten Flügels, dennoch weniger gefährlich sei, als die Wahrscheinlichkeit, während des Marsches noch einmal angegriffen und geschlagen zu werden; eine Ansicht, welche in dem abgehaltenen Kriegsrathe die Oberhand behielt.

Es scheint, daß sich die beiderseitigen Heerführer in ihren Dispositionen zur Ergreifung der Offensive kreuzten. Während man nämlich auf der Seite der Kaiserlichen einig geworden war, dem Feinde kraftvoll auf den Leib zu gehen, entfernte der Großvezier — durch die aufgeworfenen Verschanzungen im Rücken sich gegen alle Zufälligkeiten der Schlacht gesichert wähnend — gegen 3 Uhr Nachmittags einen Theil des Fußvolkes, um sich längs der Karasieza mit der, dem christlichen linken Flügel noch stets gegenüber haltenden Reiterei in Verbindung zu setzen. Eine so gefahrdrohende neue Demonstration konnte nicht geduldet werden. Die Brigade Piccolomini wurde alsobald auf 23 Schwadronen verstärkt, an deren Spitze sich Markgraf Ludwig stellte, der die Spahi, noch bevor sich die Janitscharen mit ihnen vereinigen konn-

ten, angriff, glücklich über den Haufen warf und bis zu ihrem Fußvolke tapfer verfolgte.

Die beiden Haupttreffen hatten sich mittlerweile ebenfalls in Bewegung gesetzt und dem Feind einen so kraftvollen Stoß in der Front gegeben, daß die Reiterbrigaden Prinz Eugen von Savoyen und Rabutin bis auf Gewehrschußweite an die vorderste Verschanzungslinie der Türken vorprallten und diese sich in Unordnung dahinter zurückzogen. Der Kurfürst hielt mit den, dem Fußvolk weit vorgekommenen Schwadronen so lange im Feuer der Schanzen aus, bis ersteres ebenfalls herangekommen war, und gab hierauf den, von den Truppen mit Jubel aufgenommenen Befehl zu deren Erstürmung. Mit unwiderstehlicher Tapferkeit drang die Brigade Prinz Eugen, mit den Regimentern Savoyen, Heißler, Latour, Sachsen-Lauenburg und der kurfürstlichen Leibgarde links, die aus den Regimentern Götz und Truchseß bestehende Brigade Rabutin rechts, die Generale Steinau und Wallis mit den Infanteriebataillonen des ersten Treffens von vorn in die Schanzen der Türken ein. Die nur theilweis vollendeten, zu nahe hinter einander angelegten Werke schossen zu hoch und waren keines nachdrücklichen Widerstandes fähig. Die fliehenden Janitscharen der ersten Linien stiessen die der andern über den Haufen. Die türkische Reiterei jagte mit verhängtem Zügel davon; das von der Reiterei verlassene Fußvolk wurde in Folge dessen auf und neben den Kanonen niedergehauen, der Rest in die Moräste der Karasicza oder in die Wälder versprengt. Der Großvezier floh, mit Hinterlassung alles Geschützes und des ganzen Lagers, nach Baranyavár, von wo er sich, in der Dunkelheit der Nacht, mit den Trümmern des Heeres über die Schiffbrücke nach Esseck rettete. An der vollständigen Aufreibung des türkischen Heeres hinderte der Umstand, daß die, ihm vom rechten Flügel in den Rücken entsendete Umgehungscolonne, unter General Dünewald, sich in den dichten Wäldern verirrte und deshalb zu spät kam[1]).

1) Die Beschreibung der Schlacht ist wörtlich aus Röder, Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsruhe bei Müller, 1842. II. Band, Seite 32—37.

Die Beute war groß, 78 Stück Geschütz, 5000 Gewehre, Kugeln, Bomben, Schanzzeug in Menge, 300 Kamele, viele Maulthiere, Pferde und Büffel, die Kriegskasse und Juwelen, im Werth einer Million. Der Verlust der Türken betrug 8000 Getödtete, 2000 Gefangene. Der Verlust des siegenden Heeres wird auf 2000 Mann angegeben. Unter den Tapferen verdienen, ausser dem Herzog von Lothringen, der Kurfürst von Baiern, der Markgraf Ludwig von Baden, Eugen und Commercy besondere Erwähnung. Der Kurfürst wurde an der Hand leicht verwundet, Eugen verlor zwei Pferde unter dem Leibe, Commercy eroberte mit eigener Hand eine Fahne. Wie viel der Markgraf von Baden zum Sieg beigetragen, ist in der Darstellung der Schlacht schon erwähnt worden. — Die unmittelbare Folge des Sieges war die Unterwerfung von Slawonien. Die Türken sowol als die Kaiserlichen bezogen hierauf Winterquartiere.

Die christlichen Geschichtschreiber nennen diese Schlacht, mehr witzig als richtig, die Schlacht von Mohács und sehen in dem Sieg eine Vergeltung der Niederlage, welche 161 Jahre früher König Ludwig von Ungern bei Mohács durch die Türken erlitten hatte. Die Benennung aber ist unrichtig, denn die Schlacht, die wir jetzt dargestellt, ist nicht bei diesem Ort vorgefallen, ja nicht einmal auf der Ebene desselben, sondern vier Meilen entfernt, jenseits des Berges Harkány, zwischen Harkány und Siklós und Baranyavár; die Schlacht sollte eigentlich die Schlacht von Harkány heissen. Übrigens mag man diese Schlacht nach dem Berg Harkány oder dem Flecken Mohács nennen, immer bleibt das Resultat ein entschiedener Sieg. Die Türken waren über die Drau zurückgeworfen, Ungern war auf dem rechten Donauufer von den Türken so gut als befreit, denn die wenigen Puncte, die noch von ihnen besetzt waren, mussten, weil sie vereinzelt standen, früher oder später den Kaiserlichen in die Hände fallen, aber noch wichtiger, als diese schon an sich wichtigen Folgen, war die Rückwirkung des Sieges auf die innern Verhältnisse dreier Reiche, nämlich Siebenbürgen, die Türken und Ungern.

Es ist hier passend, einen Blick auf die siebenbürgischen Verhältnisse zu werfen und zu sehen, welche Früchte dem

Großfürsten die schwankende, doppelsinnige Politik, der er gefolgt, zuletzt eintrug. Apafi war ein guter Mann, kümmerte sich aber nicht um die Reichsangelegenheiten. Er wies jedes wichtige Geschäft seinem Günstling, Michael Teleky zu, bei dessen Entscheidung es dann blieb. Er, der Großfürst, war nach Belieben zu lenken. Den Hofstaat hielt des Fürsten Gemahlin mit Ernst und Strenge in Ordnung. Apafi lebte gern gut, trank manchmal zu viel Wein und gab dann Befehle, die er nüchtern widerrief.

Wie stand nun Siebenbürgen mit den Türken? Wie sah es im Innern aus? Was that der östreichische Hof?

Da Siebenbürgen unmöglich mehr die 80,000 Thaler als jährlichen Tribut erschwingen konnte, unterhandelten die Botschafter Apafi's, Johannes Sárózy und die drei Abgesandten der siebenbürgischen Stände. Mit denselben schloß der Großvezier Siavusch einen Vertrag in sieben Artikeln ab. — Vermöge des ersten sollen alle Kräfte Siebenbürgens zur Vertheidigung wider die Deutschen aufgeboten, aber zugleich für die Zeit des Krieges die jährlichen 80,000 Thaler als Kriegskosten von dem Lande verwendet werden; doch sollen fürs nächste Jahr zur Anerkennung osmanischer Herrschaft Gesandte, wie zuvor, die üblichen Geschenke bringen, die Befehlshaber der osmanischen Heere sollen mit denen Siebenbürgens in Einverständniß zu handeln angewiesen sein; dem Fürsten Siebenbürgens volles Vertrauen geschenkt werden; Niemand hindere die, so aus Siebenbürgen an die Pforte flüchten wollen, dahin zu ziehen. Die Bitten wegen künftiger Herabsetzung des Tributs sollen beachtet werden [1]).

Und wie sah es im Innern Siebenbürgens aus? Dort leitete, wie schon gesagt, Michael Teleky das Ganze. Er hieß eigentlich Garázda, war nicht in Siebenbürgen geboren, sondern eingewandert und theils als Fremder, theils als Günstling des Fürsten, theils der Reichthümer wegen, die er Apafi's Gnade und Freigebigkeit dankte, war er Gegenstand des Hasses für die Meisten. Er war ein Mann von Geist und Entschlossenheit, und in der Wahl der Mittel, seinen

1) Hammer, Gesch. des osman. Reichs, Bd. VI, S. 529.

Entschluß, seine Macht aufrecht zu erhalten, nicht sehr verlegen. Einer seiner entschiedensten Gegner war Denis Bánfy, aus einer uralten, vielleicht mit der Einwanderung der Ungern gleichzeitigen Familie, er war dem Großfürsten nahe verwandt, hochmüthig, eigenwillig, ehrlich.

Michael Teleky brachte dem Großfürsten den Argwohn bei, daß Bánfy nach dem Fürstenthume strebe. In Folge dieses Verdachtes wurde dieser eingekerkert und vor dem Landtage angeklagt, aber die Anklageacte sprach nichts von seinem Streben nach der Herrschaft, sondern in 37 Klagepuncten von Hochmuth, zu großem Aufwand, Tadel des Fürsten und des Landes, Willkür gegen einzelne Edelleute u. s. w. Der Landtag verurtheilte ihn zum Tode und der Urtheilsspruch wurde im Kerker mit unziemlicher Eile vollstreckt. Der Gnade bringende Bote kam zu spät.

Gegen Teleky's Macht erhoben sich Mehrere, unter andern Paul Béldy, er trat mit den Széklern unter die Waffen, entließ sie jedoch wieder, nachdem er glaubte, dem Großfürsten hinlängliche Furcht eingejagt zu haben und ihn nun nach Willkür lenken zu können. Teleky aber benutzte eben die Furcht des Großfürsten und vermochte ihn, Béldy's Güter einzuziehen. Dieser flüchtete nach Konstantinopel, der Großvezier ließ ihn in den Kerker werfen, wo er am Schlage oder an Gift starb. Einer seiner aufrichtigen Anhänger, Georg Kapi, wurde in Siebenbürgen eingekerkert und verschied im Gefängnisse.

So war die Lage der Parteien in Siebenbürgen, als, nach dem Siege von Wien und Párkány der kaiserliche General Schärfenberg mit 15,000 Mann in Siebenbürgen einrückte und überall verkündete, daß er als Freund komme, alle Lebensmittel bezahlen wolle und Siebenbürgen bald zu verlassen gedenke. Er machte ein Diplom bekannt, welches, in des Kaisers Namen abgefasst, den Siebenbürgern den gegenwärtigen Stand der Dinge sicherte. Ein einziger, Nikolaus Bethlen, rieth zur Annahme des Diploms, aber Teleky und die andern Siebenbürger wollten Widerstand leisten; die Armee jedoch, die sich sammelte, war mehr lächerlich als kriegerisch. Der Bericht, der über sie dem siebenbürger Senate

eingereicht wurde, lautet folgendermassen: „Gute Flintenschützen so viel, schlechte Flintenschützen so viel, mit Lanzen, Heugabeln, Knitteln Bewaffnete, Blinde, Taube, Hinkende, Verstümmelte so viel, es ist Schande und Lächerlichkeit."

Die Siebenbürger, durch Frankreich aufgereizt, nahmen das erwähnte Schreiben, welches allgemein das Leopoldinische Diplom genannt wird, nicht an und Schärfenberg musste Siebenbürgen verlassen, um bei der Belagerung von Ofen mitzuwirken. Als Ofen gefallen war, zog Karl von Lothringen wieder mit dem kaiserlichen Heere in Siebenbürgen ein. An Widerstand war nicht zu denken und so wurden Klausenburg, Herrmannstadt und noch zehn andere Städte den Kaiserlichen zum Standquartiere angewiesen. Siebenbürgen übernahm die Verpflichtung, die Truppen zu erhalten, dagegen versprach Karl von Lothringen, das Land im nächsten Frühjahr zu verlassen, gute Mannszucht zu halten, die beiden Apafi als Großfürsten zu achten und das Verhältniß der vier Staatsreligionen Siebenbürgens nicht zu stören.

Bald erschien ein anderer kaiserlicher Feldherr in Siebürgen. Nach der Eroberung von Munkács, von der anderwärts die Rede sein wird, wurde Caraffa nach Siebenbürgen geschickt, um statt Karls von Lothringen das Commando zu übernehmen. Als dieser Ungern verließ, kam es ihm wol kaum zu Sinn, es werde durch die Vermählung der letzten Habsburgerin mit seinem Enkel das blühende, durch seinen Heldenarm befreite Ungern und alle weiten Lande des Hauses Habsburg seinem Stamme heimfallen. Caraffa benahm sich sehr klug und umsichtig. Vor allen gewann er Michael Teleky; dann suchte er die Herzen der Grossen durch Offenheit und Freundlichkeit zu gewinnen. Hiebei war ihm sein Secretair Absalon sehr behülflich, und so kam endlich eine Erklärung der Abgeordneten des siebenbürgischen Großfürsten und der Stände zu Tag, welche den alten Verband, der vor der Schlacht von Mohács bestanden, wiederherstellte, mit dem Unterschied, daß den Siebenbürgern frei blieb, nach dem Tode Apafi's sich einen Großfürsten zu wählen, und die vier Religionen die Zusicherung ihrer gegenwärtigen Rechte und Freiheiten erhielten.

In der Türkei, besonders aber bei dem Heere, hatte der Fall von Ofen und die Niederlage von Harkány oder Mohács die bei den Türken ohnedies lockern Bande der Disciplin ganz gelöst. Zwischen Zombor und Becse, acht Meilen von Peterwardein entfernt, empörten sich die Janitscharen und forderten dem Großvezier das Siegel und die heilige Fahne ab, er aber rettete in eiliger Flucht beides nach Peterwardein, bestieg dort ein Schiff und floh nach Belgrad und Konstantinopel. Die Paschas, als die Flucht des Großveziers bekannt wurde, wählten zum Heerführer Siewusch Pascha, aber er vermochte nicht das Heer im Felde zu halten, es wandte die Roßschweife um und zog gegen Konstantinopel. Die Versuche Mohameds IV., die Empörer durch Zugeständnisse zu beschwichtigen, mislangen, wie dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, und endete mit einem Thronwechsel. Mohamed wurde abgesetzt, sein Bruder Suleiman, dieses Namens der zweite, auf den Thron erhoben. Dadurch aber war die Ruhe noch nicht hergestellt, denn jeder gewaltsame Thronwechsel lockert die Bande des Gehorsams. In verschiedenen Theilen des Reichs flammte der Aufruhr auf und unwiederbringlich verging eine kostbare Zeit, bevor die Türken sich zur Fortsetzung des Krieges mit dem Kaiser rüsten konnten.

In Ungern hatte eine, der türkischen ganz entgegengesetzte Bewegung statt. In der Türkei waren, wie wir sahen, die Bande des Gehorsams gelockert worden, in Ungern wurde das Band zwischen dem Land und der regierenden Dynastie enger und fester geknüpft. Es kam so: als der Krieg ausbrach, hatte Tököly bedeutenden Anhang, als aber die Türken von Wien zurückwichen, ließ Leopold eine allgemeine Amne- 1684
stie verkündigen, eine Commission wurde zu Neusohl niedergesetzt, bei der sich Jeder zu melden hatte, der wieder zu des Kaisers Gehorsam zurücktrat. Obschon nun Tököly ein Abmahnungsschreiben an die Seinen erließ, traten doch viele zum Kaiser zurück. Binnen 35 Tagen schwuren 14 Grafen, 17 Comitate, 12 königliche Freistädte neuerdings den Eid der Treue. Nun verlor Tököly die Besonnenheit und wurde grausam. Er wüthete gegen die Verdächtigen oder wirklich Abfallenden. 15 Edle wurden gespiesst, zehn andere gehenkt,

96 geköpft [1]). Natürlich entfremdete ihm dies die Gemüther noch mehr, und als er, wie schon erwähnt, von den Türken in Ketten geschlagen worden, betrachteten ihn seine Anhänger als verloren und traten größtentheils zum Kaiser über.

Die Siege über die Osmanen und Tököly und Ungerns Befreiung aus der Gewalt der Ungläubigen wurde durch das eperieser Blutgericht befleckt. General Caraffa befehligte in Oberungern, sein Sitz war zu Eperies. Plötzlich berichtete er nach Wien, er habe die Spuren einer alten, weit verzweigten Verschwörung aufgefunden, sie habe bereits unter Ferdinand I. angefangen und im Stillen fortgewuchert bis in die Gegenwart, sie sei so ungeheuer, daß sich ganze Folianten darüber schreiben liessen, er habe aber nicht den Muth, darüber zu schreiben; es kurz zu sagen, so sei der Zweck der Verschwörung die Ermordung des Kaisers, die Verwüstung aller Königreiche und Provinzen, die ihm gehorchen, die Vertilgung des christlichen Namens. An dem Allen sei des Kaisers Milde schuld; jetzt sei die Gelegenheit da, die Rebellion in Ungern zu entwurzeln. Dies ist der gedrängte Inhalt des Berichtes, den Caraffa dem Kaiser vorlegte. Sofort begann Caraffa Gericht zu halten in Eperies. Er war Kläger und Richter zugleich. Auf dem Marktplatze wurde eine Bühne für die Hinrichtungen aufgeschlagen; der unausgesetzten Hinrichtungen wegen wurde sie allgemein die Fleischbank von Eperies genannt. 30 grau gekleidete spanische Schergen durchzogen die Strassen von Eperies und schleppten die Verdächtigen zur Tortur, zur Hinrichtung, zum Rädern, zum Viertheilen. Manchen zum Tode Verurtheilten gestattete Caraffa die Appellation an den Hof, aber ehe die Antwort von Wien zurückkam, war der Unglückliche, der Gnade hoffte, oder Gerechtigkeit mit Zuversicht erwartete, hingerichtet. Caraffa hatte die Frechheit, öffentlich zu erklären, der Kaiser habe ihm den Auftrag gegeben, auf Allerhöchste Begnadigungen keine Rücksicht zu nehmen. Dieses Blutgericht währte mehrere Monate. Auf die vielseitigen Bitten der Ungern, namentlich des Palatinus Paul Esterházy, des Grafen Niklas Bereseny und des

1) Katona, Hist. crit. Regum Hungariae, t. 35.

Freiherrn Ladislaus Barkóczy, die persönlich in Wien erschienen, hob Leopold das eperieser Blutgericht auf und übertrug den Befehl in Eperies dem General Wallis; er strafte aber den grausamen Caraffa nicht, sondern ernannte ihn zum Feldmarschall. Es ist derselbe Caraffa, der — wie schon erzählt worden — sich in Siebenbürgen sehr umsichtig betrug und Munkács eroberte, wie gleich berichtet werden wird.

Während dessen war die Schlacht bei Harkány oder Mohács geschlagen worden. Der Schrecken der Türken war so groß, daß sie Essek verliessen, ehe ein Mann von den kaiserlichen Truppen vor den Festungsmauern erschienen war. Als die Christen die glückliche Kunde erhielten, besetzten sie die Stadt. Die meisten von den Türken bisher behaupteten Städte wurden von diesen verlassen oder leicht erobert, oder es schien ihr Fall unausweichlich, und so war der grösste Theil von Ungern vom türkischen Joch befreit. Die Freude hierüber war so groß, so allgemein, daß auf dem Landtage zu Presburg die Stände von Ungern Leopolds erstgebornen Sohn Joseph nicht mehr zum Könige wählten, sondern die Thronfolge auf ihn und alle seine männlichen Nachkommen nach dem Rechte der Erstgeburt übertrugen. Die Krönung wurde zu Presburg mit vieler Feierlichkeit begangen. Zugleich ward 9. Dec.
der alte Krönungseid geändert, dergestalt, daß der jedesmalige König zwar die goldene Bulle Andreas II. zu beschwören hat, aber mit Hinweglassung der Clausel, „daß jeder Edelmann das Recht habe, sich dem Könige mit bewaffneter Hand zu widersetzen, wenn er den Krönungseid nicht hält."

Der Erfolg des nächsten Feldzuges entsprach ganz der 1688
Lage der beiden kämpfenden Parteien, in Oberungern fiel Munkács in die Hände der Kaiserlichen.

Es war der Hauptsitz Tököly's, und während er sich im Felde und im türkischen Lager herumtrieb, hielt Helena in Munkács die Fäden der Verschwörung in Oberungern mit geschickter Hand zusammen. So tadelnswerth das Unternehmen Tököly's auch gewesen ist, so viel Lob, so viel Bewunderung verdient sie, die im Glück und Unglück mit wandelloser Standhaftigkeit an ihm festhielt, alle Güter der Erde freudig für ihn hinopferte, als ihn Alles verließ, allein für

sein untergehendes Glück kämpfte und da Alles verloren war, freiwillig Noth und Verbannung wählte, um beides mit ihm zu theilen. — Drei Jahre währte die Belagerung von Munkács. Helena verachtete die Drohungen der Belagerer und widerstand ihren Waffen. Das Unglück ihres Mannes, den die Türken in Ketten geschlagen, beugte sie nicht, Verrath nur zwang sie zur Übergabe. Es kam so: sie erhielt einen Brief von Tököly, in welchem er ihr rieth, päpstliche Verwendung anzurufen und sogar seinen Übertritt zur katholischen Religion zu versprechen, wenn dadurch billige Bedingungen zu erlangen wären. Der Brief war in Chiffern, Helena gab ihn also ihrem Vertrauten — er hieß Absalon — zur Entzifferung. Dieser, ein eifriger Protestant, entsetzte sich über den Inhalt. Um alle Verhandlungen Helena's unmöglich zu machen, verschleuderte er absichtlich den Mundvorrath und so war Helena gezwungen, die Festung an Caraffa zu übergeben. Helena und ihre beiden Kinder wurden nach Wien gebracht.

1687 Die Kämpfe mit den Türken waren den Kaiserlichen
14. Oct. günstig. Erlau wurde erobert, 110 Kanonen nebst 13 Mörsern fielen den Kaiserlichen in die Hände. Die Stadt war
1688 hundert Jahre in der Gewalt der Türken gewesen. Stuhl-
6. Sept. weissenburg wurde mit Sturm genommen. Seit 150 Jahren hatte man sich mit den Türken immer auf ungrischem Boden geschlagen, jetzt brachen die kaiserlichen Waffen in Bosnien und Serbien ein. Während der Ban von Kroatien, Erdödy und Veterani Slawonien und Kroatien von den Türken reinigten, drang der Markgraf Ludwig von Baden in Bosnien ein. Die Kaiserlichen wurden zwar anfangs von den Türken zurückgedrängt, aber bald darauf wurde der Pascha von Bosnien in entscheidender Schlacht bei Derbent geschlagen. 5000 Türken deckten das Schlachtfeld, die beiden Feldherren kamen selbst in das Gedränge der Schlacht. Der Markgraf tödtete sechs Türken mit eigener Hand, der Pascha war umringt, sein Säbel war zerbrochen, er vertheidigte sich noch mit dem Dolch. Der Markgraf hätte ihn gern gefangen gesehen, er aber ergab sich nicht, eine Kugel endete des Tapfern Leben. Mehrere Schlösser wurden durch den Markgrafen

theils verbrannt, theils erobert. Aber allen diesen günstigen Erfolgen drückte die Eroberung von Belgrad das glänzendste Siegel auf. Der Herzog Franz von Lothringen lag krank in Wien, den Oberbefehl über die vereinigte kaiserliche, baiersche und Reichsarmee führte der Kurfürst von Baiern. Sie war 53,000 Mann stark. Als das christliche Heer anrückte, 1688
steckten die Türken die Vorstädte in Brand, aber die Chri- 11. Aug.
sten löschten das Feuer und nahmen in den geretteten Häu-
sern ihre Wohnungen. Die Festung wurde mit Macht an- 25. Aug.
gegriffen, am Ende des Monats hatte Prinz Eugen die
Contrescarpe besetzt. Zwölf Tage feuerte man mit 40 Ka- 29. Aug.
nonen und 15 Mörsern, aber der Vertheidiger Jegen Osman
Pascha, ein tapferer Mann, wollte sich nicht ergeben. Es
wurde also beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen. 6. Sept.
Das christliche Heer rückte in drei Colonnen an. Die erste Colonne befehligte der Kurfürst selbst; die zweite Prinz Commercy, die dritte, aus Ungern bestehend, Oberst Häusler. Den Prinzen Eugen hatte der Kurfürst für den Tag an seine Seite genommen. Die verzweiflungsvolle Vertheidigung der Türken lässt sich aus ihrem Verlust und jenem der Kaiserlichen ermessen. 7000 Türken blieben während des Sturmes. Die Kaiserlichen hatten glänzende Namen eingebüßt. Die Grafen Fürstenberg, Thurn, Schärfenberg, zwei Starhemberg, ein Fürst Liechtenstein lagen unter den Todten. Verwundet war Prinz Eugen, Fürst Auersperg, Commercy, der Kurfürst selbst erhielt zwei Wunden. Gefangen wurden 1300 Mann, unter ihnen Jegen Osman Pascha selbst. In der eroberten Festung fanden sich 177 Kanonen, worunter zwei von ungeheurer Größe, sonst aber wenig Beute, denn die Türken hatten vor der Belagerung alles Werthvolle entfernt. Es darf nicht übergangen werden, daß der Herzog von Lothringen, von seiner Krankheit hergestellt, während der Belagerung herbeieilte, um den Oberbefehl zu übernehmen; als ihm aber hinterbracht wurde, daß der Kurfürst sich hierüber misgünstig geäussert habe, da hiedurch sein Ruhm geschmälert werden dürfte, verzögerte der Herzog seine Reise dergestalt, daß der Ruhm des erstürmten Belgrad dem Kurfürsten allein und ungekürzt verblieb. Je seltner derlei Züge sind, um

so mehr ist der Geschichtschreiber verpflichtet, sie aufzubewahren [1]).

So viel durch Jahre sich wiederholendes Kriegsunglück stimmte den Sultan zum Frieden. Unter dem Vorwande, die Thronbesteigung Sultan Suleimans kundzugeben, wurde eine Gesandtschaft nach Wien abgeordnet. — Zwei Tage nachher als Belgrad in die Hände der Kaiserlichen gefallen war, erschien die Gesandtschaft im christlichen Lager. Der Kurfürst bewohnte dasselbe Lusthaus, in welchem sechs Jahre vorher Sultan Mohamed IV. die Nachricht von der Eroberung Wiens so lange erwartet hatte. Dort empfing und bewir-
8. Sept. thete jener die Gesandtschaft. Den andern Tag setzte sie ihre Reise fort. In Östreich angekommen, wurde die Gesandtschaft nicht in Wien, sondern in Pottendorf einquartiert, und es vergingen vier Monate, während welcher die Gesandten mit dem Grafen Caraffa über das Ceremoniel bei der Übergabe ihres Beglaubigungsschreibens verhandelten, bis sie endlich dasselbe übergaben. In der Anrede an den Kaiser sprachen sie zuerst von Sultan Suleimans Thronbesteigung, dann von dessen friedlichen Gesinnungen. In der Antwort, die der erste Reichshofrath im Namen des Kaisers ertheilte, wurde gesagt, daß dem Kaiser die friedliche Gesinnung wohlgefalle. Die Verhandlungen zwischen den türkischen Gesandten und den Geschäftsträgern des heiligen Bundes, das heisst des Kaisers, Venedigs und Polens, begannen hierauf und schleppten sich langsam und mühselig fort, ohne zu irgend einem Ende zu führen. Es wäre unnütz, sich in die ausführliche Darstellung dieser Verhandlungen einzulassen, da sie zu keinem Resultat führten. Sie zerschlugen sich an den übertriebenen Forderungen des heiligen Bundes. Die türkische Gesandtschaft hatte keine andern Verhaltungsbefehle, als höchstens auf der Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes zu unterhandeln, die verbündeten Mächte aber forderten mehr. Der Kaiser: Jenö, Gyula, Wardein und Temesvár; Venedig: Negroponte, Malvasia, Antivari und Dulcigno; Polen: Ka-

1) Röder sagt, der Herzog sei schon im Lager gewesen und habe sich auf Caraffa's Zureden entfernt.

miniecz, die ganze Ukraine, Podolien und Beſſarabien bis an die Krim, ſammt der Verpflanzung aller Tartaren aus Europa nach Aſien. — Am kaiſerlichen Hofe wurde im geheimen Cabinetsrath die Frage verhandelt, ob überhaupt vor der Eroberung von Konſtantinopel Friede zu ſchlieſſen ſei! Einer der treueſten Rathgeber Leopolds I., der ſchon einigemal genannte Graf Quintin Jörger, arbeitete für den Kaiſer ein Gutachten aus über die Frage: ob die Grenze an der Trajaniſchen Pforte oder bei Konſtantinopel abzuſtecken ſei[1]). Jörger ſagt in der Einleitung, daß er nicht blos als Rath, ſondern als Chriſt vor dem Haupt der Chriſtenheit zu reden habe. — Dafür, daß die Grenze an der Trajanspforte abgeſteckt werde, führt er an: Es gereicht zwar Ew. Majeſtät zum äuſſerlichen Ruhm den Erbfeind beſiegt zu haben, aber eben deßwegen iſt deſto größere Umſicht nöthig, daß das Glück ſich nicht wendet. — Der Nutzen des Friedens iſt groß, denn die Cameralien ſind durch ſo viele Erwerbungen ſtark vermehrt, auch kann ſtattlicher Handel und Gewerbe errichtet werden, was im Kriege nicht möglich, der groſſe Herren nur mächtig, aber nicht reich macht, daher Friede zum Gedeihen nothwendig iſt. — Die ſchon erweiterten Grenzen geben eine beſtändige Vormauer und Sicherheit der ganzen Chriſtenheit. Ew. Majeſtät können jetzt den Frieden dictiren, eine Gelegenheit, die nicht leicht aus den Händen zu laſſen iſt. — Es läuft gegen die alte Kriegsregel, daß man einen feindlichen Barbaren nicht öfters mit Waffen überziehen und ihn dadurch zur Gegenwehr geſchickt machen ſoll. — Es iſt wohl zu erwägen, daß die Erbländer an Geld und Volk erſchöpft ſind. — Ebenſo iſt das Äratium erſchöpft, der Credit hat abgenommen. — Seit einiger Zeit werden ſehr ſchlechte Anſtalten zum Krieg gemacht, wie jüngſt die Armee des Markgrafen von Baden bewieſen. Die Militairdisciplin iſt ſehr geſunken und kann nur in Friedenszeit durch einige Hauptreformen wieder hergeſtellt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Rekrutirung und der Militairökonomie. Der Ge-

1) Jörger: Ob die Grenze penes portam Trajanam zu ſchlieſſen, oder bei Konſtantinopel zu terminiren? ſiehe Vorrede.

nerale sind zu viel und zu mächtige, die den Strafen nicht unterliegen, sie haben die Regimenter an sich gebracht. — Es ist wohl bekannt, wie schwer die Reichshülfen erlangt werden, und welche Differenzen es unter ihnen gegeben hat, zu geschweigen, daß Ew. Majestät Ihre Hülfstruppen in Deutschland gegen Gallien unumgänglich nothwendig haben. — Im Fall eines Unglücks in Ungern würde die Kriegslast ganz allein auf Ew. Majestät fallen, die Verbündeten abfallen und nach ihrem Gutdünken handeln.

Für die Fortsetzung des Kriegs führt Jörger nachstehende Gründe an: Seit der Eroberung von Konstantinopel seufzen viele Tausend Christen in türkischer Sklaverei. — Ew. Majestät sind apostolischer König, daher verpflichtet, den apostolischen Glauben auszubreiten, Gewissens halber. — Ew. Majestät haben für sich neben den ungrischen Landen auch die Herrschaft über den Orient zu gewarten, wodurch das Erzhaus zum frühern Glanz zurückkehren wird. — Die Eroberung des griechischen Reichs und die Vereinigung der beiden Kirchen wird Ew. Majestät unsterblichen Ruhm bringen. — Eine solche Conjunctur dürfte sich viele Jahrhunderte hindurch nicht wieder ereignen. — Die Türken haben unlängst einen schlechten Regenten erwählt. — Ihre Veteranen sind völlig zu Grunde gegangen. — Ihre ersten Capitains sind meistens von ihnen selbst umgebracht worden. — Sie leiden Noth an Volk, Geld und Lebensmitteln. — Sie fassen schlechte Rathschläge, daher sie in diesem ganzen Kriege fast lauter Fehler begangen. — Sie haben mit innern Unruhen zu kämpfen, die wol einen allgemeinen Aufstand und Abfall der Christen zur Folge haben können. — Sie sind zu Wasser und zu Lande mit andern feindlichen Mächten implicirt. — Man muß dem Volke keine Zeit lassen, sich wieder zu sammeln. — Treue und Glauben hat bei diesem eidbrüchigen Volk ein Ende, da es den Frieden von Vasvár gebrochen. — Ew. Majestät können das Militair aus dem feindlichen Lande bezahlen, wenn man nur bedacht ist, daß die eroberten Landschaften genau verwaltet werden. — Bei den immer abnehmenden Kräften der Türken ist kein so zahlreiches Heer vonnöthen. — Die Wege bis nach Konstantinopel sind keine

besondere Schwierigkeit, da die Hälfte des Weges schon zurückgelegt ist, und der Großvezier beim Anfang des Krieges alle Wege von Konstantinopel bis Belgrad zurichten ließ. Ew. Majestät Dolmetsch, Lakovitz, hat seinem Zug beigewohnt und alle Örter und Stunden des Weges verzeichnet. — Wenn auch mit den Türken Friede geschlossen wird, kann man die Armee doch nicht aus Ungern entfernen, wegen der Rebellen. — Die Alliirten Ew. Majestät sollen sich billig des beständigen Glückes erfreuen, an dem auch sie Theil nehmen, weshalb sie Ursache haben, treu zu bleiben. — Die Türken gehen allem Anschein nach ihrem Untergang entgegen, wie es sich mit allen mächtigen Völkern zugetragen, und die Türken trifft jetzt die Reihe.

Jörgen schliesst, daß er aus der Mehrzahl der Gründe dafür stimmt, der Kaiser möge die Sache Gottes wider den Erbfeind des Christenthums noch ferner mit den Waffen ausführen.

Der Verlauf des letzten Feldzugs, sowie die sonstigen 1689
Verhältnisse unterstützten die Ansicht Jörgers. Die Alliirten waren bis jetzt im Glück gewesen, und der Kaiser hatte die Türken beinahe aus ganz Ungern herausgeworfen, die Polen und die Venetianer hatten mit glänzendem Erfolg die Türken bekriegt, und nun trat ein vierter Feind gegen die Pforte auf, der Czar der Russen. Es war kaum denkbar, daß die Pforte, entmuthigt und erschöpft, den wiederholten Angriffen so vieler Feinde, die der Sieg zu neuen Anstrengungen begeisterte, werde widerstehen können, und allerdings waren die Ereignisse des Feldzugs, der auf die Eroberung von Belgrad folgte, den Türken ungünstig. Der Markgraf Ludwig von Baden, der den Oberbefehl hatte, schlug sie zweimal. Zuerst bei Patacin, und das zweite Mal, als er den Serasskier Redscheb-Pascha im Lager bei Nissa umging und überfiel [1]). 200 Kanonen, 1000 Kamele, grosser Mund- und Kriegsvorrath fielen den Kaiser-

1) Ludwig von Baden musste, obschon viel schwächer, die Türken bei Nissa angreifen, weil die Verproviantirung ausblieb und seine Truppen nichts zu leben hatten. Jörger (siehe Vorrede) über die Fortsetzung des Kriegs. Gutachten vom 1. November 1689. — Röder sagt dasselbe.

lichen in die Hände. Die Folge dieses Sieges war die Eroberung von Widdin und Nissa.

In dieser Noth wurden die Türken durch zweierlei Ereignisse gerettet: Der König von Frankreich, Ludwig XIV., überzog den Kaiser mit Krieg[1]). Dies zwang den Kaiser eine grosse Truppenzahl und seine besten Feldherrn an den Rhein zu senden, und von da an wurde der Krieg gegen die Türken weder mit jener Kraft, noch mit jener Kenntniß geführt, durch welche die bisherigen Siege waren erkämpft worden, was um so bedenklicher, weil eben damals ein Mann
1689 von Einsicht und Thatkraft an die Spitze des türkischen Rei-
7. Nov. ches trat. Mustafa Köprili wurde zum Großvezier ernannt. Die osmanischen Geschichtschreiber rühmen es an ihm, daß er nie ein Verbrechen begangen und nie ein überflüssiges Wort geredet. Seine Maßregeln waren einsichtsvoll und kräftig, und man erstaunt über die Hülfsquellen des osmanischen Reiches, wenn man sieht, wie Mustafa Köprili im Stande war, nach sechs unglücklichen Kriegsjahren, in einem Winter Heere zu schaffen, die nicht nur fähig, vier Mächten zu widerstehen, sondern auch Verlornes zurückzuerobern.

1690 Der Beginn des Feldzugs brachte dem Kaiser die Eroberung von Kanischa. Die ausgehungerte Besatzung ergab sich den ungrischen Feldherren Adam Batthyányi und Stefan Zichy. In der höchsten Noth hatte die Besatzung einen Boten ausgeschickt, um den Großvezier zur schleunigen Unterstützung aufzurufen, der Bote wurde aufgefangen, geköpft und sein Haupt auf einer Stange zu den Stadtmauern getragen. Da ergab sich die Besatzung; der stolze Pascha sandte die Schlüssel, die an einer goldnen Kette hingen, dem Grafen Adam Batthyányi ins Lager.

Aber was war dieser Sieg gegen die sonstigen Verluste!
1690 In Siebenbürgen war der Großfürst Michael Apafi der Erste
15. April nach 29jähriger Regierung gestorben, der Kaiser als oberster Schutzherr Siebenbürgens war zugleich Vormund des 14jährigen, noch bei des Vaters Lebzeiten zum Großfürsten gewählten Michael Apafi des Jüngern. Ein Rath, unter Michael

1) Siehe das nachfolgende Capitel.

Teleky's Vorsitz, leitete die Geschäfte. Da brach Tököly durch den Paß Törzburg ein, nun mußten die Kaiserlichen beweisen, daß ihre Schutzmacht nicht blos auf dem Papier stehe. Heister und Michael Teleky, den der Kaiser eben zum Reichsgrafen ernannt hatte, gingen dem Tököly muthig entgegen und lieferten ihm auf den Feldern von Zernest eine blutige Schlacht. Die Kaiserlichen wurden geschlagen, der fliehende Teleky stürzte mit seinem Rosse, die Türken ereilten ihn und hieben ihn zusammen. Heister, der Marchese Doria und 18 Officiere wurden gefangen, 22 Fahnen fielen in Tököly's Hände. Einige dem kaiserlichen Hofe ergebene Siebenbürger riefen Ludwig von Baden eilig um Hülfe. Dieser kam mit 18,000 Mann und Tököly zog sich ohne Schwertstreich zurück. So wurde Siebenbürgen gerettet. Aber indessen gingen die Eroberungen in Serbien verloren. Semendria fiel dem Großvezier in die Hände. Widdin ergab sich. Belgrad leistete tapfern Widerstand, aber durch eine türkische Bombe, Unvorsichtigkeit oder Verrath, flog das Pulvermagazin der Belagerten in die Luft; bei der Verwirrung, die dieses Unglück herbeiführte, stürmten und erstürmten die Türken die Stadt. Mit der Eroberung der verschanzten Insel bei Belgrad beschloß der Großvezier den Feldzug; er hatte die Kaiserlichen in einem Sommer vom Ursprung der Morava bis über die Donau und Drau zurückgeworfen.

Die Siege hatten Köprili's Ansehen dergestalt befestigt, 1691
daß der Tod Sultan Suleimans II. in seiner Stellung keine 23. Juni
Veränderung hervorbrachte. Der neue Sultan Achmed II. bestätigte ihn als Großvezier. Voll Siegeshoffnung lagerte er bei Semlin. Die Kaiserlichen hatten sich, unter dem Markgrafen von Baden, bei Peterwardein gesammelt.

Der Großvezier, dessen Rathschläge durch den französischen Ministerresidenten und die französischen Officiere im Lager geleitet wurden, war anfänglich Willens, noch vor der Ankunft der Verstärkungen unter Tököly und dem Tartarchan aus dem verschanzten Lager bei Semlin herauszugehen und den Markgrafen anzugreifen. Später, durch einen Überläufer von der bedeutenden Stärke desselben unterrichtet, hielt er für angemessener, die Kaiserlichen ruhig in seinem wohl-

verschanzten Lager zu erwarten, und einstweilen für die bevorstehende Waffenentscheidung Allah durch tägliches dreimaliges Gebet um den Sieg anzurufen. Der Markgraf, welcher auf diesem Terrain so wenig wie auf jedem andern dem Großvezier irgend einen Vortheil einräumen wollte, ließ auch seinerseits bei der kaiserlichen Armee ein allgemeines Gebet „um
12. Aug. glückliche Progressen" anstellen, worauf er bis in das Angesicht der feindlichen verschanzten Stellung bei Semlin vorrückte. Diese, sehr zweckmässig auf dominirenden Höhen gewählt, war auf der rechten Flanke durch die Donau, auf der linken durch die Sau gedeckt, in ihrer ganzen Ausdehnung von einem tiefen Graben und hoher Brustwehr umgeben, wohinter eine Geschützmasse von 200 Kanonen, darunter 60 schweren Kalibers, die der Großvezier aus Belgrad genommen hatte. Einen 100,000 Mann starken Gegner mit 45,000 Mann in solcher Verfassung anzugreifen, durfte der Markgraf
13. Aug. nicht wagen. Nach einer Recognoscirung zog er sich daher
14. Aug. bis auf eine halbe Stunde von Semlin zurück. Der Großvezier, die Absicht des Markgrafen vermuthend, ihn dadurch aus seinem Vortheil herauszulocken — verhielt sich ganz ruhig.
16., 17. August Als aber die Kaiserlichen die Rückzugsbewegung längs der Donau fortsetzten, nahmen die Türken solche, gleichwie bei Gran und Harkány, für ein Zeichen der Furcht und folgten mit dem ganzen Heere so nahe, daß man die Schläge der grossen türkischen Trommel deutlich vernehmen konnte. Der Markgraf postirte sich daher bei Szalankemen, auf den südlichen Hängen des Werdnikgebirges, den linken Flügel an der Donau, den rechten von einer aus dem Gebirge ziehenden Schlucht gedeckt. Während er in dieser vortheilhaften Stellung dem Angriff des Großveziers zuversichtlich entgegensah, vollzog dieser, zweifelsohne mit dem Rathe Tököly's und der französischen Officiere, ein meisterhaftes Manoeuvre, indem er zur Verbergung der vorhabenden Bewegung einen Theil der
17., 18. August Reiterei den Kaiserlichen gegenüber stehen ließ und sie sodann in der Nacht links über Kerefedin vollkommen umging, sein Lager auf dem höhern Theile des Gebirgsplateau auf dem Kozevaczberge aufschlug, in unbegreiflicher Schnelle mit einem Kreise tüchtiger Verschanzungen umgab und die Reiterei auf

der Ebene auſſerhalb in Schlachtordnung entwickelte. In der Frühe gewahrten die Kaiſerlichen mit Erſtaunen dieſes kühne Manoeuvre, wodurch ſie ſich wie mit einem Zauberſchlage 18. Aug.
taktiſch und ſtrategiſch in ein ganz umgekehrtes Verhältniß geſchleudert und zu Lande von ihren Magazinen in Peterwardein abgeſchnitten ſahen. Man war genöthigt, ſich ſogleich durch eine volle Frontveränderung parallel mit dem Feind zu ſtellen. Gleichzeitig lief Nachricht ein, daß ein für die Armee beſtimmter groſſer Lebensmitteltransport von Peterwardein mitten in die feindliche Armee gerathen, die aus dem Dragonerregiment Bouquoi und der Ergänzung für die Küraſſierregimenter Caprara und Hofkirchen beſtehende Bedeckung zuſammengehauen und 200 mit Proviant beladene Wagen, 1200 Ochſen, die Remonten, Officiershandpferde, nebſt Allem, was ſich dem Convoi beigeſellt, zur Beute gemacht worden ſeien. — „Doch iſt zu glauben“ — äuſſerte der Markgraf hierüber gegen den Kaiſer — „daß dieſer Unglücksſtreich von Gott dem Allmächtigen mehrers zu Ew. K. Maj. Aufnemben und Seegen alſo verhänget worden, allermaſſen dem Feind dadurch der Muth ſolchergeſtalt gewachſen, daß er in eine völlige Verachtung dieſer Armee gerathen und ſich dannenhero unterſtanden zwiſchen Peterwardein und Ew. K. Maj. Armee ohnweit und in Angeſicht derſelbigen auf einen Berg zu lagern und zu verſchanzen, in Meinung, uns nit allein den Rückmarſch abzuſchneiden, ſondern ihrem Vorgeben nach uns alle auf einmal zu vertilgen.“

Die ganze Armee, vom Prinzen bis zum letzten Musketier herab, betrachtete die feindliche Umgehung mit gleichem Auge als eine unerhörte Beſchimpfung der kaiſerlichen Waffen, die man ohne Zaudern in dem Blute der Ungläubigen abwaſchen müſſe; — ein Beweis, daß die von Neuern gänzlich verworfenen Soldheere nicht ſo ganz ohne moraliſchen Werth waren, und der Schlüſſel zu den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen, womit unter den ungünſtigſten Verhältniſſen das türkiſche Heer bewältigt wurde. 19. Aug.

Ein Tag verging in Vorbereitungen zu der auf den fol- 18. Aug.
genden Tag feſtgeſetzten Schlacht. Das türkiſche Lager bedeckte das wellenförmige, die Donau nahe begleitende Höhen-

plateau des sich bei Szalankemen in die Ebene verlierenden Werdnikgebirges. Die Verschanzungen — rechts durch die Donau, links durch die in der Ebene aufgestellte Reiterei, in der Front von einer tiefen, zur Donau herabziehenden Schlucht gedeckt — bestanden in einer starken von 100 zu 100 Schritt durch Redans flankirten Brustwehr und Vorgraben. Mit ähnlichen Werken war es in der rechten Flanke geschlossen, hier indessen wegen Kürze der Zeit von geringerm Profile, als in der Front und zuletzt in eine Wagenburg endigend. Innerhalb der Verschanzungen befand sich der Großvezier mit 40—50,000 Mann Infanterie und mehr als 160 Geschützen; die ausserhalb stehende Reiterei, unter den Befehlen des Grafen Tököly und des Seraskiers war beiläufig eben so stark. — Gegenüber standen die Kaiserlichen, 45,000 Mann stark, mit 90 Kanonen, in drei Treffen. Den äussersten rechten Flügel, auf den bewachsenen Höhen an der Donau, bildete die Masse der Infanterie, 20 Bataillone unter Feldzeugmeister Souches, mit der schweren Artillerie in eine grosse Batterie formirt, die Cavalerietheilung des Herzogs von Holstein hinter sich in Reserve; den linken Flügel in der Ebene, gegenüber der türkischen Reiterei, bildeten 85 Schwadronen Reiterei mit 16 Bataillonen unter Feldmarschall Graf Dünewald; das vom brandenburgischen Generallieutenant von Barfuß befehligte Centrum bestand aus 17 Bataillonen und 31 Schwadronen. Das Armeegepäck stand hinter dem rechten Flügel, mit dem Rücken an die Donau, gedeckt von einigen Bataillonen und Schwadronen unter Obristlieutenant Graf Herberstein und einer verschanzten Batterie, welche zugleich der Schiffsabtheilung bei Szalankemen zum Schutz gegen die davor kreuzende feindliche Flotille diente. Diese von dem bisherigen Schema der kaiserlichen Schlachtordnungen abweichende Disponirung der Kampfmittel — nämlich die Vereinigung eines grossen Infanteriecorps und einer Massenbatterie auf dem rechten Flügel — lässt uns von Seiten des Oberbefehlshabers eine für die damaligen Verhältnisse bewunderungswürdig richtige Schätzung der Eigenthümlichkeit des Terrains und der Waffen erkennen. Auch in dem Angriffsentwurfe des Prinzen zeigt sich der tiefblickende Taktiker. Seine klar

ausgesprochene Absicht war nämlich, mit Versagung des rechten Flügels, die feindliche Reiterei mit der seinigen über den Haufen zu werfen und gegen die rechte Flanke und Rücken der feindlichen Verschanzungen vorzudringen und erst dann, wenn Kräfte und Aufmerksamkeit des Gegners dadurch getheilt, das Infanteriecorps des Generalfeldzeugmeisters Souches gegen die verhältnißmäßig sehr starke Fronte desselben anstürmen zu lassen. Wie durch die Langsamkeit des linken Flügels gerade das Entgegengesetzte von Dem geschah, was der Prinz wollte, gehört in das Gebiet der Zufälligkeiten, welches keine menschliche Klugheit zu beherrschen vermag. Durch einen Bombenwurf von der Mitte der Armee erfolgte das Signal zum Angriff, welcher Nachmittags 3 Uhr begann. 19. Aug. Die grosse Batterie fuhr kühn bis auf 200 Schritte gegen die feindlichen Verschanzungen heran, durch Abkämmen der Brustwehr dem Sturme des Fußvolks vorzuarbeiten. Die Türken erwiderten das Feuer der Kaiserlichen aus 80 Feuerschlünden. Unter dem Toben dieser Artillerieschlacht setzte Feldzeugmeister Graf Souches seine 20 Bataillone zum Angriff der Fronte der feindlichen Stellung in Bewegung, das Fußvolk brach in Sturmschritt vor und warf sich mit grosser Entschlossenheit auf dieselbe. Die Grenadiere an der Spitze sprangen in den Graben, erklommen die Brustwehr und schon flatterten die kaiserlichen Fahnen auf der Krone derselben, — da streckte eine Kugel den Feldzeugmeister Grafen Souches zu Boden; die tapfern Scharen, durch das ganz in der Nähe empfangene Feuer aus den Schanzen ohnedies erschüttert, sind nicht im Stande, den mit wüthendem Geschrei und grosser Überlegenheit aus den Lücken ausfallenden Janitscharen zu widerstehen. In Unordnung gebracht, überwältigt, müssen sie unter entsetzlichem Blutbade den Rückzug antreten. Markgraf Ludwig, welcher seinen Standpunct beim rechten Flügel genommen, sendete ihm die Division Holstein zu Hülfe. Die braven Küraſſiere von Neuburg, Holstein, St. Croix und Darmstadt kommen in Galopp herbei; sie hauen in die Janitscharen ein und werfen sie mit grossem Verlust in die Verschanzungen zurück, bis dicht an den Graben verfolgend. Guido Starhemberg, der nächste nach dem rühmlich gesunke-

nen Feldzeugmeister, hat inzwischen das Fußvolk wieder gesammelt; dasselbe setzt, eines Hagels von Geschossen ungeachtet, zum Sturm zum zweiten Mal an; aber mit gleich unglücklichem Erfolg. Die Janitscharen, hinter ihren festen Bollwerken ganz sicher stehend, versparen ihre Salven bis auf unmittelbare Nähe, greifen dann zum Säbel und schlagen die Kaiserlichen zum zweiten Mal zurück. Starhemberg, obwol von einem Pfeil in der Brust getroffen und über und über mit Blut bedeckt, widersteht allen Bitten seiner Umgebung, den Kampfplatz zu verlassen. Mit heroischer Hingebung hemmt er die Flucht der Seinen und führt sie — zur Tapferkeit anfeuernd — zum dritten Mal gegen die Schanzen vor. Umsonst — sie werden zum dritten Mal zurückgeschlagen. Alle Führer sind todt oder verwundet; die Krisis der Erschöpfung ist eingetreten; die beinahe vernichteten Bataillone stellen sich mechanisch dem feindlichen Kugelregen blos. Der Prinz, welcher mit Schmerz das Gefecht auf solche Weise ermatten, die Wahlstatt mit Leichen und Verwundeten bedeckt sah, ohne vom befohlenen Angriff des linken Flügels etwas zu vernehmen, sendete dem Grafen Dünewald Befehle auf Befehle, ihn zu beschleunigen und dem beinahe aufgeriebenen rechten Flügel Luft zu machen.

Während der Kampf am rechten Flügel wüthete, hatte der Seraskier einen Theil der Reiterei gegenüber der zunächst an das Souchessche Corps stossenden Cavaleriedivision Serau vereinigt. Der Prinz, am Erfolg des rechten Flügels verzweifelnd, war auf diesen Punct neuer Gefahr hingeeilt und ging mit den Regimentern Caprara und Serau dem „mit grosser Fouria und Verachtung aller Stück und kleinen Geschütz" anrückenden Feind selbst entgegen, vermochte aber den Strom des erfolgenden überlegenen Angriffs nicht auszuhalten. Die Division Serau, durch das Flankenfeuer der türkischen Batterien erschüttert, zugleich mit Wuth von vorn chargirt, wurde durchbrochen, die dazwischen gestellten Bataillone unwickelt und zusammengehauen, ohne zum Schuß zu kommen. Schon waren die Spahi bis in das zweite Treffen vorgedrungen, schon neigte sich auch hier der Sieg auf die Seite des Feindes: da schwenkte Generallieutenant

von Barfuß, der mit den Brandenburgern im Centrum stand und die Division Serau durch das Feuer seiner Batterien unterstützt hatte, rechts und griff die Türken tapfer in der Flanke an, wodurch jene Zeit gewann, sich wieder zu sammeln und in Gemeinschaft mit den Brandenburgern das Gefecht herzustellen.

Um diese Zeit verkündeten über der Donau aufsteigende Rauchsäulen und Geschützdonner, daß mittlerweile auch die beiderseitigen Flotillen handgemein geworden seien; und damit es scheine, als hätten sich alle feindlichen Mächte an diesem Tag zum Untergange wider die Christen verschworen, brach Mezzomorte, ungeachtet ihm fünf grosse Schiffe in Grund gebohrt wurden, bei Szalankemen durch, sprengte die Flotille der Kaiserlichen auseinander und legte am linken Flügel der türkischen Armee bei, wodurch die Verbindung jener mit Peterwardein nunmehr auch zu Wasser völlig unterbrochen war. Der rechte Flügel war geschlagen, die Mitte erschüttert; die Nacht am Einbrechen. Die einzige und letzte Hoffnung beruhte auf dem bis jetzt ohne Theilnahme an der Schlacht gebliebenen linken Flügel. Dort lag das Loos einer grossen Entscheidung und dorthin sprengte der Markgraf in stürmender Eile, um, die Zügel des Befehls über die Reiterei selbst in die Hand fassend, die fast entschwundene Siegesgöttin zur Rückkehr zu bewegen.

Das Terrain am linken Flügel war eben, aber mit Gestrüpp und hohem wildem Grase so überwachsen, daß die Truppen, insbesondere das zwischen die Reiterei gestellte Fußvolk, sich kaum durchzuwinden vermochten. Zudem hatte der Seraskier Dünewald's Anmarsch nicht sobald wahrgenommen, als er ihm entgegenging und ihn durch wiederholte Attaken, insbesondere auf die Flanke unter General Hofkirchen zurückhielt und eben dadurch verursachte, daß der rechte Flügel das ganze Gewicht der mörderischen Schlacht so lange allein zu tragen hatte.

Sobald der Markgraf den Feldmarschall Dünewald aufgefunden, wurde für nothwendig erachtet, das die Fortschritte der Reiterei hemmende Fußvolk zurückzulassen und mit ersterer den Schlag auf den Seraskier allein auszuführen.

Der Prinz befahl hierauf eine Rechtsschwenkung in gestrecktem Trabe. Durch diese einfache Bewegung, welche sein unbehülflicher Gegner durch kein Gegenmanoeuvre zu paralysiren verstand, versetzte er die Masse seiner Reiterei in die rechte Flanke der dreifach überlegenen, in zwei tiefen Phalangen gescharten türkischen. Zugleich wurde General Corbelli beordert, mit der leichten Cavalerie der Reserve links abzuschwenken und in Colonne am ersten Treffen vorbei, den Türken in den Rücken zu gehen. Der hierauf folgende Choc war kurz, aber völlig entscheidend; der rechte Flügel der feindlichen Reiterei, beinahe ohne Kampf über den Haufen geworfen, bedeckte in wenig Augenblicken das ganze Schlachtfeld mit Flüchtlingen; der linke, bald in die Unordnung mit verwickelt und zur Flucht fortgerissen, rettete sich zum grösten Theil durch die Seiteneingänge in das Lager. Während der Prinz bis an den Graben der Verschanzungen verfolgte, stürzte sich die ganze, aus 6000 Pferden bestehende Reserve, nebst den Regimentern Hoffkirchen, Bassompierre, Dünewald, Rabutin und Castell in Carriere von hinten in das letztere. Sobald die andern Heertheile benachrichtigt worden waren, daß der Markgraf die feindliche Reiterei auf der karlowitzer Ebene total geschlagen und das Lager im Rücken angreife, rückte das Centrum, welches der Schwenkung des linken Flügels gefolgt war, und die Division Serau, an die sich die Überreste des Souchesschen Corps anschlossen, gegen die Fronte und rechte Flanke vor. Die Türken, von dem Beispiele Mustafa Köprili's angefeuert, vertheidigten sich im Lager nach allen Seiten mit Löwenmuth. Die eingedrungenen Regimenter drängten sie nach und nach bis dicht auf ihre Schanzen. Die Spahi ergriffen zuerst die Flucht, indem sie gleich angeschossenen Ebern durch die Lücken der Verschanzungen, durch das Feuer und beide Treffen des rechten Flügels durchbrachen. Die Janitscharen, von der Reiterei in Stich gelassen, eingesperrt zwischen der Donau und ihren eigenen Verschanzungen, ohne Hoffnung auf Pardon, ohne Möglichkeit des Entkommens, vertheidigten sich mit der Wuth der Verzweiflung bis zur sinkenden Nacht, wo sie endlich durchbrochen, überwältigt und bis auf den letzten Mann in Stücken gehauen wurden.

Der Großvezier Mustafa Köprili — der Stolz und Abgott der Osmanli — der Seraskier, der Janitscharenaga, der Lagerrichter, 18 Paschas, 36 Alaibege, die Zorbaschi der 4., 6., 8., 15., 16., 21., 24., 25., 26., 31., 38., 61., 66., 71. und 77. Oda der Janitscharen, 25 Oda Baschi, 10 Bairakdare, 22 Giedliki Tschauschen und gegen 20,000 Gemeine bedeckten das Schlachtfeld mit ihren Leichen; — die Reiter und zum Troß Gehörigen fand man, in Unzahl erschlagen, vom Schlachtfeld bis an den Saustrom zerstreut; was die Donau verschlang und später an Wunden starb, ist nicht mitgerechnet.

Noch in keiner Schlacht — sagen die türkischen Geschichtschreiber — waren auf einmal so viele Lehne erledigt. Unter den eroberten Trophäen befanden sich die Roßschweife und die grosse Heeresfahne des Großveziers von grüner Farbe mit Gold, die des Seraskiers roth mit Gold — der Janitscharenagas, die der Egyptier und die Standarte der Freiwilligen, sowie die Hauptfahnen aller Paschas; ausserdem 154 Kanonen, 10,000 Zelte, 10,000 Büffel, 5000 Pferde, 2000 Kamele und Maulthiere und die ganze Feldkasse des Großveziers, aus 54 Kisten Kupfergeld bestehend [1]).

Die Kaiserlichen hatten 7300 Todte und Verwundete, worunter 300 Officiere. Unter Ersteren die Generale Graf Souches, Christian von Holstein, Prinz von Aremberg, die Obersten Graf Bouquoi, Kaunitz, Below; unter den Verwundeten die Generale Graf Guido Starhemberg, Graf Corbelli, von Börner, die Obersten Prinz Vaudemont und Graf Zacco.

Noch während Köprili Großvezier, waren durch den englischen Gesandten zu Konstantinopel Friedensverhandlungen eingeleitet worden, aber ohne Erfolg. Der Krieg musste damals fortgesetzt werden. Aber das Siegesgestirn, welches

1) Ich habe die Darstellung der Schlacht von Szalankemen wörtlich nach Röder: Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge gegen die Türken. Karlsruhe bei Müller, 1842, II. Band, S. 160—172, aufgenommen, und nur die unrichtige Schreibart Szlankament in Szalankemen geändert. Wenn die Darstellung zu ausführlich erscheint, möge man zu meiner (nicht Röders) Entschuldigung erwägen, daß sie eine der größten Türkenschlachten und, ausser von Röder, nirgends klar dargestellt ist.

den Osmanen für kurze Zeit aufgegangen, war mit Köprili Mustafa's Tod wieder untergegangen. Die Kaiserlichen eroberten Großwardein; 77 Kanonen und viel Kriegsvorrath fiel ihnen in die Hände. Die Besatzung hatte sich freien Abzug bedungen; sie wurde aber zurückbehalten, weil auch die Türken bei Übergabe der Schanzen von Piskabona und Marcobila ihr Wort gebrochen hatten. Es war ein schwacher Ersatz für die Türken, daß sie bei der veteranischen Höhle siegten. Diese Höhle war durch den Freiherrn von Arnau mit 300 Mann auf General Veterani's Befehl — daher der Name — besetzt. Albaneser erkletterten die Felsen oberhalb der Höhle und warfen Steinblöcke herab, von dem entgegengesetzten Ufer wurden Kanonen gegen sie abgefeuert, die Besatzung schwebte in Gefahr, zu ersticken und zu verdursten. Dennoch ergab sie sich nicht eher, als bis sämmtliche Musketen gesprungen oder unbrauchbar geworden waren.

Auf den Gang des Krieges hatte dieses keinen Einfluß, aber es gehört zu der angenehmen Pflicht des Geschichtschreibers, solche Züge der Tapferkeit zu verzeichnen. Die nächsten zwei Jahre boten nichts kriegerisch Merkwürdiges dar. Die Pforte war erschöpft und der Kaiser rief den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um ihm den Befehl am Rhein zu übergeben. Was sich in dieser Zeit begab, ist in Kürze Folgendes: Köprili's Nachfolger, Ali Pascha, wollte Siebenbürgen angreifen; um ihn hievon abzuziehen, beschloß der kaiserliche Feldherr Croy, Belgrad zu belagern. Der Großvezier eilte herbei, die Kaiserlichen wichen zurück, aber sie hatten sowol bei der Belagerung, als nachher beträchtlich gelitten. Dies war das ganze Resultat des Feldzugs. Als Croy die kaiserlichen Dienste verließ, trat Caprara an seine Stelle, ein unrühmlicher Feldherr. Er bezog ein verschanztes Lager bei Peterwardein, und die Türken belagerten ihn in demselben. Nur das schlechte Wetter befreite ihn, nachdem er 21 Tage eingeschlossen gewesen. Die Eroberung der kleinen Feste Gyula ist das einzig Merkwürdige, was sich unter Caprara's Führung zugetragen, und auch dies geschah nicht durch seine Kriegskunst, sondern durch den guten Willen der Besatzung, die zum Kaiser übertrat.

Der Krieg schleppte sich ohne Entscheidung fort, obschon in der Türkei eine Veränderung eingetreten war, die dem Anschein nach eine bedeutende Wendung in den Kriegsereignissen hätte herbeiführen müssen. Es war nämlich der Sultan Achmed gestorben und an seine Stelle Sultan Mustafa II. getreten. Dieser, kriegerisch gesinnt, beschloß selbst ins Feld 1695
zu ziehen. Der Divan entsetzte sich hierüber und rieth ihm, den zarten sultanischen Leib nicht den Gefahren des Krieges auszusetzen; der Sultan aber ließ sich nicht irre machen. Der Feldzug entsprach auch den Wünschen desselben: Lippa wurde erstürmt, und wenn der Sultan ebenso viele kriegerische Kennt- 5. Dec.
nisse besessen hätte als Muth, würde er den Kaiserlichen grossen Schaden haben verursachen können; denn der Kurfürst von Sachsen, der an Caprara's Stelle trat, war der Mann nicht, der durch überlegene Geisteskraft einem geringern Heer den Sieg über ein grösseres hätte verschaffen können. Dies zeigte sich durch den Verlust der Schlacht bei Lugos.

Unter dem Kurfürsten standen die Generale Caprara, Heister und Veterani. Letzterer war mit einem getrennten Corps in Siebenbürgen. Der Kurfürst hatte ihm Hülfe zugesagt, im Fall die Türken auf ihn losrücken sollten; so erwartete Veterani den Sultan stehenden Fußes bei Lugos. Aber die Hülfe kam nicht [1]). Zum Tod entschlossen, eilte Veterani ohne Harnisch in die Schlacht. Fünf Stunden hielt er den Andrang des Feindes aus, neun Türken hatte er schon selbst getödtet, da warf ihn eine Kugel vom Pferde. Den Schwerverwundeten brachte man auf einen Wagen. Truchseß, der nach ihm den Befehl übernommen, rettete die Trümmer des Heeres durch einen kühnen und geschickten Rückzug. Die verfolgenden Türken trafen auch auf den Wagen, in welchem Veterani fuhr. Als dieser hörte, daß Türken kämen, stieg er aus, die Füße trugen ihn nicht mehr, er kniete nieder und erschoß noch einen der ansprengenden Türken, die übrigen hieben ihn zusammen. Den abgeschnittenen Kopf ließ der Sultan ehrenvoll begraben. In Siebenbürgen aber

1) In Siebenbürgen hatte sich, nach der Schlacht, der Glaube verbreitet, daß Caprara und Heister, aus persönlicher Feindschaft gegen Veterani, die Absendung der Unterstützung hintertrieben hätten.

verbreitete sich das Gerücht, Veterani sei nicht todt, sondern in Konstantinopel gefangen, und die Stände von Siebenbürgen liessen seiner Gemahlin Victoria, einer gottesfürchtigen, demüthigen, sanften Frau, anzeigen, sie würden Veterani auslösen und sollte das Lösegeld sich auf 100,000 Gulden belaufen; so lieb war der Mann den Siebenbürgern geworden. Die Abgeordneten, welche Victoria deshalb nach Konstantinopel sandte, brachten die Kunde, wie er den Tod gefunden.

Während dieses für die Kaiserlichen unglücklichen Feldzuges war dem Kaiser Siebenbürgen zugefallen. Nach dem Tode des Großfürsten Apafi I. hatte Leopold, als oberster Schutzherr, die Vormundschaft über den 14jährigen, schon früher zum Großfürsten gewählten Michael Apafi übernommen. Die unmittelbare Verwaltung des Landes besorgte ein Staatsrath unter dem Vorsitz Michael Teleky's. Als Teleky fiel, wurde die Leitung dem Gubernator Georg Bánffy übertragen. Die Siebenbürger suchten zwei Mal beim Kaiser an, daß dem jungen Fürsten die Regierung des Landes überlassen werde; Leopold erwiderte beide Mal: nach den siebenbürgischen Gesetzen trete die Großjährigkeit des Fürsten erst mit dem 20. Jahre ein, die Zeiten seien zu bedenklich, um einem jungen, noch nicht ganz herangereiften Fürsten die Verwaltung des Landes allein zu überlassen. Als der junge Fürst 18 Jahr alt wurde, vermählte er sich plötzlich mit Ka-
1694 tharina Bethlen, Niemand wusste darum, als der Gubernator Georg Bánffy, Georg und Alexis Bethlen. Erst bei der Trauung erfuhren die Siebenbürger die Vermählung ihres Fürsten. Dies gab zu mancherlei Gerede Anlaß. Die meisten beschuldigten den Gubernator, sie sagten, er habe diese Heirath eingeleitet, um Apafi mit Kaiser Leopold zu entzweien und dadurch länger Gubernator bleiben zu können. In Siebenbürgen ging das Gerücht, der Kaiser habe die Absicht gehabt, den Apafi, wenn er katholisch geworden wäre, mit einer Erzherzogin, hätte er aber protestantisch bleiben wollen, mit einer protestantischen Fürstin aus dem deutschen Reich zu vermählen. Die Klügsten oder Besorgtesten sagten voraus, daß Apafi durch diese Heirath sich um das Fürstenthum gebracht habe. Der Kaiser gab seinen Unwillen dem

siebenbürgischen Staatsrathe kund; dieser entschuldigte sich, so gut er konnte. Bald darauf reiste der junge Fürst nach Wien, wurde aber vom Kaiser Leopold nicht besonders huldvoll empfangen und in kurzer Zeit wieder nach Siebenbürgen entlassen. Als Apafi großjährig geworden war, ließ ihm Kaiser Leopold grosse Güter und den Titel eines Reichsgrafen antragen, wenn er ihm Siebenbürgen abtreten wollte. Apafi nahm diesen Antrag nicht an; nun erhielt der Gubernator Georg Bánffy, der Canzler Nikolaus Bethlen und General Rabutin den Auftrag, zu wachen, daß Apafi weder Ursache, noch Werkzeug, noch Gelegenheit, noch Gegenstand irgend eines Unheils werde. Als Rabutin gegen die Türken auszog, blieb Philipp Ernst Liechtenstein an seiner Stelle in Siebenbürgen. Dieser erhielt nicht lange darauf den Befehl, wenn Fürst Apafi nicht gutwillig wolle, ihn zur Reise nach Wien zu zwingen. Der Gubernator überredete ihn dahin zu reisen und Liechtenstein gab ihm eine sogenannte Ehrenwache mit. Nach seiner Ankunft entsagte er dem Großfürstenthume Siebenbürgen und übertrug es dem Kaiser. Von da an verließ Apafi Wien nicht mehr. In Siebenbürgen selbst brachte die Abdankung des Fürsten Apafi nicht die geringste Veränderung oder Bewegung hervor; Alles erkannte einmüthig Leopold I., den bisherigen Schutzherrn, für den unmittelbaren Herrn von Siebenbürgen. 1696

Sehen wir nun auf den Krieg zurück. Der nächste Feldzug war den Kaiserlichen nicht günstig. Der Kurfürst von Sachsen belagerte zwar Temesvár, als aber der Sultan zum Entsatz heranrückte, gab er die Belagerung eilig auf, an der Bega kam es zur Schlacht. Der Kurfürst verlor sie, die Kaiserlichen bedauerten den Verlust des General Grafen Jörger, unter den Verwundeten waren Graf Heidersheim und der Prinz von Vaudemont.

Zum großen Glück der kaiserlichen Waffen wurde der Kurfürst zum König von Polen gewählt und an seine Stelle trat der 34jährige Prinz Eugen von Savoyen. Durch ihn wurde die Entscheidung des langen Krieges endlich herbeigeführt. Eben deshalb verdient der Feldzug eine ausführlichere Darstellung.

Sobald Eugen zum Feldherrn in Ungern war ernannt worden, befahl ihm der Kaiser durch den Hofkriegsrath, ein
1697 Gutachten über den nächsten Feldzug abzugeben und hiebei
26. Jan. besonders die Eroberung Belgrads im Auge zu haben[1]).

Das Gutachten Eugens ist höchst merkwürdig. Es zeigt, wie fest seine Ansichten waren, denn was er in diesem Gutachten über die Art sagt, wie man sich bei der Belagerung von Belgrad gegen den Entsatz benehmen müsse, hat er 20 Jahre später wirklich ausgeführt. Aber auch sonst ist das
31. Jan. Gutachten ein Muster von Umsicht. Eugen beginnt damit, daß allerdings die Eroberung von Belgrad Ungern sichern, den Frieden herbeiführen würde, daß die Unternehmung grosse Schwierigkeiten habe, daß er aber glaube, sie überwältigen zu können. Hiezu sei aber Folgendes nöthig: die Armee muß eine tüchtige Kriegskasse haben, den Regimentern der rückständige Sold ausgezahlt sein, das Fußvolk muß 35,000 Mann zählen, muß wenigstens sechs Wochen früher als der Feind — also Anfangs Mai — ins Feld rücken; das Heer muß 100 Regimentsstück, 80 Batteriestück und 20 Mörser mit hinlänglicher Munition, Anspannung und Artilleristen haben. Es muß Sorge getragen werden, daß Schanzkörbe, Batteriebreter und sonstiges Zeugholz vorräthig ist, um alsobald auf der Donau zugeführt zu werden. Magazine müssen nicht nur an der Donau, sondern auch an der Theiß und Maros errichtet werden, damit die Armee nicht an Proviant Mangel leide. Auf den Flüssen müssen hinlängliche Transportschiffe, auf der Sau auch insbesondere Brückenschiffe sein, weil mehrere Brücken nothwendig sein werden. Wenn die Belagerung beginnt, müssen die mehrsten in Siebenbürgen liegenden Cavalerieregimenter herangezogen werden. Sollte der Feind den Entsatz durch eine Diversion nach Siebenbürgen oder Oberungern versuchen, so müsste dann sowol diese, als auch alle bei der Belagerung entbehrliche Cavalerie über eine, schon früher bei Szalankemen zu schlagende Brücke zurück und dem Feind entgegen gesendet werden. Wahrscheinlicher

1) Alles, was von hier an bis zur Schlacht von Zenta gesagt wird, beruht auf Heller, Militairische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien bei Gerold, 1848, I. Band, S. 118—174.

aber sei, daß der Feind unmittelbar auf Belgrad losrücken werde. Es sei besser, den Feind in einem verschanzten Lager zu erwarten, als ihm entgegenzugehen, deshalb seien beim Beginn der Belagerung 5000 Landarbeiter nöthig, um die Schanzarbeiten zu beschleunigen. Die Belagerung selbst werde nach Eröffnung der Tranchéen wol an die 40 Tage dauern. Nach der Eroberung von Belgrad werde Temesvár leicht fallen. Diesen Ort als den Zweck des Feldzuges zu bezeichnen, sei nicht räthlich. — Sollte die Belagerung von Belgrad nicht möglich sein, so muß die Armee gerade nach Semlin gehen, sich dort verschanzen und erwarten, was der Feind vor hat, um sich danach zu richten.

Die Begierde nach dem Besitz von Belgrad war in Wien allerdings groß, aber die Maßregeln zur Ausführung waren schlecht. Eugen konnte erst im Juli Wien verlassen. In der Instruction, die ihm gegeben wurde, hieß es, daß es zu einer offensiven Operation oder Belagerung schon zu spät sei, und da nach der Sachlage von dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Treffens Alles abhänge, sei nichts zu wagen, sondern nur mit einem grossen Vortheil und beinahe sicherer Hoffnung des Gelingens ein Treffen zu liefern. Sobald Eugen bei der Armee eintraf, führte er sie unter die Mauern von Peterwardein, wo er ein Lager bezog. Die kaiserlichen Streitkräfte waren damals in Ungern folgendermassen vertheilt: Graf Leiningen stand, mit vier Regimentern, an den Grenzen der Moldau und Walachei, Rabutin mit acht Regimentern in Siebenbürgen, Prinz Vaudemont mit einem Corps Kaiserlicher, den Brandenburgern unter General Schlabrendorf, den Husaren von Palffy, Deák, Kohári in Oberungern, Auersperg bei Biházz in Kroatien mit vier Regimentern zu Pferd und zwölf Bataillonen. Die Donauflotille stand unter dem Viceadmiral Franz Ludwig de Pesmes de St. Saphorin; unter ihm befehligte der Flottencapitain Luca Damiani. Die Hauptarmee lagerte, wie gesagt, bei Peterwardein. Sie war in einem sehr schlechten Zustand. Niemand war da vom Generalstab; von allen Generalwachtmeistern stand nur Truchseß allein im Feld. Kein Feldspital existirte. Niemand besorgte Proviant oder die Commissariats-

administration. Proviantwagen hatte man nur 250, obschon 600 nöthig waren. Der Vorrath an Mehl und hartem Futter für die Pferde war gering und die Lieferanten in Ofen weigerten sich, ferner etwas zu schicken, weil sie noch kein Geld bekommen. Den Regimentern war zweimonatlicher Sold rückständig und in der Kriegskasse war kein Kreuzer, so daß Eugen gezwungen war, 1000, sage tausend Gulden, vom Grafen Herberstein zu entlehnen, „eine große Miseria, die nicht genugsam zu beschreiben ist", so schreibt Eugen dem Kaiser[1]). Wegen der Verpflegung des Militairs schrieb er zu wiederholten Malen dem Hofkriegsrath, dem Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Starhemberg, dem Kaiser. An Letztern sandte er auch den General Solari ab, damit derselbe mündlich die Umstände der Armee schildere; dies hatte wenigstens die Folge, daß Geld geschickt wurde. Der Amtssecretair Ekler brachte 30,000, Solari 50,000 Gulden[2]). Es war freilich nicht genug, denn jedes Regiment erhielt nur 1500 Gulden, aber es war doch etwas. Die Nachlässigkeit in Hinsicht der Lebensmittel wirkte auf den Schluß des Feldzuges ungünstig ein. Eugen suchte Rath zu schaffen wie möglich, und trug sogar dem Oberkriegscommissair Schweidler in Ofen auf, die Lieferanten zu fernerer Lieferung mit Gewalt zu bewegen, wenn sie in Güte nicht acceptiren wollten.

Da die Hauptarmee zu schwach war, um etwas gegen den Feind zu unternehmen, rief Eugen Leiningen, Rabutin, Vaudemont und Auersperg mit ihren Truppen zu sich. Zum Glück hatte Vaudemont die ungrischen Rebellen geworfen, Tokai besetzt und konnte sich, nach Zurücklassung weniger Truppen in Oberungern, auf den Marsch begeben, um sich mit Eugen zu vereinigen. Auersperg hatte zugleich mit dem

1) Ich erinnere, daß alles hier Gesagte aus den früher erwähnten Briefen Eugens beinahe wörtlich zusammengestellt ist. Die mündliche Überlieferung sagt, daß die alten Soldaten zu dem schwächlich aussehenden, immer einen braunen Überrock tragenden Feldherrn nicht viel Vertrauen hatten: „das kleine Capuzinerlein wird den Türken auch nicht viel schaden," so sollen sie gesagt haben.

2) In den Briefen dankt Eugen für 100,000 Fl., die durch Solari verheissen worden, aber specificirt ist nur der Empfang von 80,000 Fl.

Befehl Eugens einen andern des Hofkriegsrathes erhalten, über Stuhlweissenburg nach Raab oder Ofen zu marschiren. Er zeigte die sich kreuzenden Befehle Eugen und dem Hofkriegsrathe an; da jedoch die Rebellen in Oberungern bereits bekämpft waren, nahm der Hofkriegsrath seinen Befehl zurück. Auersperg und das Vaudementsche Corps, sowie die Brandenburger unter Schlabrendorf, vereinigten sich mit Eugen. Die Husaren waren ihm sehr erwünscht, denn er hatte sonst gar keine leichten Truppen und erhielt keine sichern Nachrichten über den Feind. Jetzt versprach er den Deákschen Husaren für den ersten Gefangenen 50 Ducaten und alsobald brachten sie ihm einen Türken, von dem er erst „rechte Nachricht eingezogen." Seine Hauptsorge aber war die Vereinigung mit Rabutin, denn wie Eugen bemerkt: Rabutin ist zu schwach um dem Feind allein zu widerstehen und er, Eugen, zu schwach, um sich Siebenbürgen im Angesicht des Feindes zu nähern. — Endlich erfolgte die Vereinigung Rabutins und Eugens. Hierüber schreibt der Letztere dem Kaiser: „Mehrberührte Rabutinische Coniunction, auf welche ich schon so lange Zeith getrungen, hätte nur ehender geschehen sollen, dann man bishero ob dieser mehr alß auf des Feindes Mouvement hat das Auge richten mueſſen, dannenhero erkhüne mich E. K. M. allerunterthänigst zu versichern, wan fürohin nicht gleich im Anfang der Campagne dero Armée beysamben sein würdt, daß es allemahl für ein Besonderes mueß gehalten werden, wenn man ohne Unglickh heraus kommet, da der Feindt auf den erst schwächern Theyll mit jählinger Macht anfallet, und denselben ohne weithers yber den hauffen werfft." Man sieht, Eugen wollte nicht überall, sondern am entscheidenden Ort stark sein. Er fürchtete im Detail aufgerieben zu werden.

Indessen war Sultan Mustafa nach Belgrad zum Heer gekommen. Ein Franzose hatte dort den ganzen Winter über an einer tragbaren Schiffbrücke gearbeitet, die der Sultan dem Heere nachführen lassen wollte. Eugen nennt sie eine „sehr schöne Invention, auch gahr guett und tauglich." Die Türken setzten über die Donau, nahmen Titel und verdrängten den General Nehem von der Moraſtbrücke. Sie bedroh-

ten Peterwardein. Der Prinz eilte, nach der Vereinigung mit Rabutin, gegen Peterwardein, mittelst eines ausgezeichneten Flankenmarsches, in welchem er als grosser Feldherr, die Armee als kriegskundig und wohldisciplinirt gleich glänzen. Der Marsch währte 18 Stunden, man hatte keinen Tropfen Wasser, ausser was auf Proviant- und Marketenderwagen nachgeführt wurde; der Feind war den ganzen Tag, bis gegen 5 Uhr Abends, kaum einen tüchtigen Musketenschuß entfernt, immer an der Armee und griff bald die rechte, bald die linke Flanke, oder auch die Fronte an. Die ganze feindliche Cavalerie schwärmte um das kaiserliche Heer, aber dennoch ging der Marsch fort, fast ohne Verlust eines Mannes, ausser zwei oder drei Scharmutzierer. Eugen schliesst seinen Bericht mit dem Lob der Truppen: „Ich kan E. M. den guten Willen und tapfern Muth der ganzen Armée nicht genug loben, und ich glaube, daß kein einziger Mann dabei gewesen ist, welcher nicht mit Freuden den Feind erwartet hat; es hat sich auch Niemand embarasiret, ob selbiger schon in der Flanke oder vorn gekommen ist, sondern ich setzte den Marsch fort in aller guten Ordnung, und blieb auch kein einziger Mensch zurück von der Infanterie, wiewohl der Marsch achtzehn Stunden lang gewesen“[1]).

Endlich wurde die Absicht des Sultans klar, Szegedin anzugreifen. Tököly hatte ihm hiezu gerathen, indem der Ort leicht zu nehmen und dort der Proviant der kaiserlichen Armee aufgehäuft sei. Allerdings waren Szegedins Festungswerke und die Palanka so vernachlässigt, daß Eugen trotz aller Anstalten, die er getroffen, dennoch nach Wien berichtete, der Ort würde sich kaum 24 Stunden halten können. Er marschirte also den Türken nach in zwölf Colonnen, deren sechs Infanterie, sechs Cavalerie[2]). Da wurde von vier Husaren der kleine Dschaafer Pascha eingebracht. Als er sich weigerte, über die Pläne des Sultans Auskunft zu geben,

1) Ausführlich in Hellers militairischer Correspondenz. Die östr. milit. Zeitschrift nennt diesen Flankenmarsch einen der schönsten Flankenmärsche, die je ein Feldherr angegeben.

2) Militairische Schriftsteller bedauern sehr, daß über die Formirung dieser Colonnen nichts Näheres bekannt ist.

wurde er mit dem Tod bedroht, da gestand er, der Zug nach Szegedin sei aufgegeben, der Sultan habe beschlossen, bei Zenta über die Theiß zu gehen, sich nach Temesvár zu wenden und von dort in Siebenbürgen und Oberungern einzufallen. Alsobald beschloß Eugen die Türken bei dem Übergange über die Theiß anzugreifen. Am zweiten Tag darauf, um 2 Uhr Nachmittags, erschien das kaiserliche Heer im Angesicht des türkischen[1]). Das türkische Geschütz, das Gepäck waren schon auf dem linken Ufer der Theiß, das Lager war schon geschlagen, die Reiterei zog ununterbrochen über die Brücke; auf dem rechten Ufer aber hatten die Türken eine große Verschanzung aufgeworfen, deren beide Enden sich an die Theiß anschlossen. Die Verschanzungen waren hoch und bildeten eine Art Brückenkopf zur Deckung des Übergangs, beinahe das ganze türkische Fußvolk lag hinter diesen Wällen. Eugen bedurfte zweier Stunden, um alle Anstalten zum Angriff zu treffen. Graf Guido Starhemberg führte den rechten, Graf Bussi-Rabutin den linken Flügel, im Centrum stand Prinz Eugen. Auf dem einen türkischen Flügel stand der Beglerbeg von Rumili, Dschaafer Pascha und der Sandschak von Arlona Kaplan Pascha und Tasli Pascha. Auf dem andern befehligte Missirlisade Ibrahim Pascha die Truppen Anatolis. Während die Kaiserlichen sich zum Angriff rüsteten, herrschte unter den Türken Schwanken, Unentschlossenheit, Bestürzung. Tököly rieth dem Sultan die Brücke abbrechen zu lassen, um die Drübenstehenden zur verzweiflungsvollen Gegenwehr zu zwingen, aber Mustafa wollte nicht. Der Großvezier bewies todverachtenden Muth, aber keine Feldherrntalente. Es ist behauptet worden, daß die Kaiserlichen hätten geschlagen werden müssen während des Aufmarsches, wenn der Großvezier mit ganzer Macht ausgefallen wäre, und einem gewöhnlichen Feldherrn gegenüber ist das richtig, aber man muß voraussetzen, daß ein Feldherrngeist wie Eugen dies entweder vorausbedachte, oder im entscheidenden Augenblick Mittel dagegen gefunden haben würde. Der

1697 11. Sept.

1) In der Darstellung der Schlacht von Zenta folge ich, ausser dem Bericht Eugens, der Darstellung Hammers, der, in der Geschichte des osmanischen Reichs, den Schlachtverlauf aus türkischen Quellen ergänzt.

Großvezier rief die Paschas zurück, die schon mit den Spahis abgezogen waren, sie kamen, jeder von drei Tschokadaren begleitet, zu Fuß über die Brücke, die von Reiterei vollgepfropft war. Der Großvezier ermahnte sie zur Krone des Märtyrerthums und sie gingen an ihre Posten. Die Schlacht begann. Das kaiserliche Heer war dergestalt kampfbegierig, daß die Reiterei, ein bisher unerhörter Fall, absaß, bis an die Verschanzungen vorrückte und wie die Infanterie feuerte und stürmte. Eine Kanonenkugel riß den Knauf des Zeltes weg, unter welchem der Großvezier und der Tartarchan standen, dann entließ der Großvezier den Chan und dieser zog eilig mit seiner Reiterei über die Brücke. Der linke kaiserliche Flügel drang zwischen der Theiß und dem rechten Flügel der Türken durch und schnitt die Fliehenden von der Brücke ab. Der erste, der über den Graben und die Verschanzungen vordrang, war der General Rabutin, zugleich wurden die Verschanzungen erstürmt, die Kaiserlichen schonten keines Mannes, so hohe Summen mancher auch für sein Leben bot. Der Greuel der Verwirrung und des Mordes stieg, als sich mitten in dem Drange die Janitscharen empörten und ihre eigenen Anführer erschlugen. Mit Sonnenuntergang war der Sieg entschieden, die Schlacht geendigt.

Eugen sagt in seiner Relation hierüber: „Diese victoriose Action hat sich geendet mit Scheidung Tag und Nachts, und hat sogar die Sonne selbst vom Tage nicht eher weichen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Aug den völligen Triumpf der glorreichen Waffen E. K. M. hat vollständig mit anschauen können."

Der Verlust der Türken war ausserordentlich. Der Großvezier und vier andere Veziere, 13 Beglerbege, 20 Alaibege, über 30 Agas waren unter den Todten, sieben Roßschweife, 423 Fahnen, das kaiserliche Siegel, welches der Großvezier immer auf der Brust trägt, waren die Zeugen des glänzend-
1697 sten Sieges, den die kaiserlichen Waffen je über die Türken
12. Sept. erfochten[1]). Am nächsten Morgen zog das kaiserliche Heer

1) Das kaiserliche Siegel befindet sich in der k. k. Schatzkammer zu Wien. Es ist weder früher noch später von irgend einem Feind der Osmanen ein Siegel der Art erbeutet worden. Es wurde durch einen

über die Theiß. Schöner konnte Eugen die Erinnerung an seine erste Waffenthat nicht feiern, denn es war gerade der Tag, an dem er vor 14 Jahren, als Freiwilliger, bei dem Entsatz von Wien zum ersten Mal gegen die Türken gekämpft hatte. Das Lager der Osmanen stand verlassen, die Beute war sehr groß: das ganze Geschütz (es bestand aus 87 Kanonen, 58 Doppelhaken), das ganze Gepäck, 62 Brückenschiffe, 9000 Wagen, mehrere Tausend Kamele, 15,000 Ochsen, 7000 Pferde, 26,000 Kugeln, 553 Bomben, 500 Janitscharentrommeln, des Sultans mit 18 Pferden bespannter Wagen, zehn Weiber des Harems, 48 Pauken und die Kriegskasse, worin über drei Millionen Gulden.

So viel Todte lagen in der Theiß, daß, nach Eugens Bericht, die Soldaten, besonders bei der Brücke auf den todten Körpern „fast als wie auf einer Insel" gingen.

Der Verlust der kaiserlichen Armee betrug 1448 Mann Infanterie und Cavalerie, 48 Mann Artillerie, 52 Pferde, 14 Zugochsen. Unter den Verwundeten waren die Generale Heister, Graf Reuß, Baron Pfeffershoven und Vitry.

Im Verlauf des Berichtes hatte schon Eugen der Tapferkeit der Truppen erwähnt und unter andern gesagt: „Die Kavallerie ist mit der Infanterie zugleich bis an den Graben des trenchements avanciret, und hat alldort des Feindes Feuer ausgehalten, auch mit chargirt gleichwie die Infanterie, welches ich Zeit meines Lebens noch niemalen gesehen habe." Gegen das Ende der Relation kömmt er auf die Tapferkeit der Truppen zurück und sagt: „der Kaiser möge dies nicht als ein gewöhnliches Compliment ansehen, welches man nach glücklichen Gefechten der Armee zu machen pflegt, sondern es sei Gerechtigkeit. Denn es hätten wohl einige Gelegenheit gehabt, sich zu distinguiren, aber es sei nicht ein Einziger, der nicht mehr gethan als seine Schuldigkeit." — Hierauf empfiehlt er die Officiere zu einer allgemeinen Beförderung, die Gemeinen aber zu einer Gratification.

Der in vieler Beziehung merkwürdige Bericht schliesst

siebenbürgischen Commissair, der mit Rabutin gekommen war, gefunden und Eugen übergeben.

mit folgenden Worten: „Zum Beschluß und nachdeme ich die fünf und sechs Posttäg ohne Schreiben gewesen, da wegen des Feindes excursionen die Posten und Courirs nit sicher lauffen können, mithin zu Szegedin seynt angehalten worden, so empfange ich den 13. dieses durch die Zuruckehkommen, und sonst von Ew. Kaiserlichen Majestät an mich abgeschickhte Expresse dero allergnädigste beide Rescripte vom 28. passato und 5. ddto, welche aber gleichwie zeithero der status rerum ein anderes Aussehen bekommen, also auch mit dieser Relation zu genuegen beantwortet seynt, nur werden Sye mir allergnädigst erlauben, meine große Consolation bezeugen zu khönnen, da Ew. Kaiserliche Majestät nicht allein alle meine zeither gemachte Anstalten allergnädigst approbiren, sondern auch daßjenige mir befehlen wollen, welches ich schon vollbracht, ehe gedachte Dero allergnädigste Schreiben Behändigt hab:."

Aus dieser Stelle ergibt sich, daß man bisher irrig geglaubt hat, Eugen habe auf dem Schlachtfelde bei Zenta, noch bevor die Schlacht begann, den Befehl erhalten, keine Schlacht zu liefern[1]). Es ergibt sich vielmehr, daß der Kaiser eine entscheidende Schlacht gewünscht und ihn hiezu ermächtigt habe, daß aber die beiden Schreiben zwei Tage nach der Schlacht in Eugens Hände kamen, und er sehr erfreut war, daß er die Befehle des Kaisers erfüllt hatte, bevor sie ihm zugekommen waren[2]).

1) Ich war auch dieser Meinung und nehme mit Vergnügen den Irrthum zurück, den ich in der Geschichte der Magyaren Bd. V, von der Schlacht bei Zenta redend, ausgesprochen habe.

2) Die zwei Schreiben aus Wien, deren Eugen erwähnt, genehmigen die Anstalten, die er getroffen, ohne Ausnahme. Jenes vom 28. August empfiehlt besonders die Vereinigung mit Rabutin; in dem andern vom 5. September heißt es, daß der Prinz „nach der Vereinigung mit Rabutin dem zu befürchtenden Angriff auf die Schiffbrücke und den Brückenkopf von Peterwardein durch thätige Operation zuvorzukommen, oder wenigstens die Schanze, wenn sie angegriffen würde, nch a tempo zu secundiren, wovon, wenn es geschieht, mit der Gnade Gottes ein glücklicher Streich zu hoffen ist, indem die Armada also beschaffen, daß man mehr Hoffnung hat, wann sie beisammen, den Feind zu schlagen, als Sorge, von ihm geschlagen zu werden, welcher seine Vermessenheit noch

Als die Siegesnachricht nach Wien kam, hielt der Kaiser zu Kaiser-Ebersdorf eine Conferenz. Zugegen waren die Fürsten Dietrichstein und Salm, die Grafen Kinsky, Wallenstein, Öttingen, Ernst Starhemberg, Caprara, der Hofkammerpräsident Graf Breuner, Hofcanzler Buccellini, der Hofkriegsrath Wöber, letzterer als Protocollführer. Im Protocoll, welches noch im Original vorhanden ist, wird der Tapferkeit, dem Feldherrntalent Eugens reichliches, verdientes Lob gespendet und der Kaiser gebeten, durch ein eigenes „Handbriefel" das gnädigste Wohlgefallen zu erkennen zu geben, der Generalität aber aus der Hofkriegscanzlei durch einige Zeilen die kaiserliche Gnade versichern zu lassen, endlich die Beförderung, die Eugen beantragt, gleich zu genehmigen und auch die beantragte Geldgratification den gemeinen Soldaten zu bewilligen[1]).

General Prinz Thomas von Vaudemont, der die erste mündliche Nachricht vom Siege bei Zenta nach Wien überbracht hatte und Zeuge gewesen war, wie man dort das Te Deum anstimmte und Freudensalven gab, wurde nach der Conferenz an Eugen zurückgesendet und überbrachte demselben 25. Sept. den vorläufigen Dank des Kaisers.

Dies widerlegt hinlänglich die auch in einige Bücher neuerer Zeit übergegangene Sage, daß Eugen, nach Wien zu-

theuer bezahlen wird." — Dieses Schreiben war vom Hofkriegsrath verfasst und vom Kaiser genehmigt. Aus demselben erhellt, daß man in Wien der Schlacht nicht ausweichen, sondern sie herbeiführen wollte. Im hofkriegsräthlichen Vortrag an den Kaiser über die Berichte Eugens vom 7. und 8. September sagt der Hofkriegsrathpräsident Graf Starhemberg unter andern: „So viel die Movimenta anlanget, so der Prinz von Savoyen seither des 31. passati gemacht, kann man nichts anders sagen, als daß er mit großem Judicio und guter Conduite operirt habe. Sonderlich aber ist die in conspectu des Feindes gehaltene Marschordnung zu estimiren u. s. f. — Es wäre sehr zu wünschen, daß dem Sultan sein Hochmuth so viel verblendete und bewegte, sich in ein Treffen einzulassen, in welchem Fall mit der Gnade Gottes an einer ansehnlichen Victori nicht zu zweifeln wäre." — Ein abermaliger Beweis, daß man in Wien eine Schlacht wünschte. — Siehe Östr. milit. Zeitschrift, Jahrgänge 1811—1813. Neue Auflage, Wien 1835, Strauß Witwe, II. Bd., II. Theil. Die Schlacht von Zenta von Schels S. 55—63.

1) Heller, Militair. Correspondenz u. s. w., wo ein ausführlicher Auszug aus dem Protocoll.

rückkehrend, vom Kaiser kalt empfangen worden, daß man ihm, als höheren Befehlen nicht gehorchend, den Degen abgefordert, daß zu seinen Gunsten in Wien ein Volksauflauf stattfand, daß der Kaiser erst jetzt von der Größe des Sieges Kenntniß erhalten und Eugen der Haft entlassen habe. Das Ganze ist eine Fabel. Eugen kam erst spät nach Wien und wurde mit all den Ehren empfangen, die ein so grosser Sieg, ein so grosser Feldherr verdiente.

Eugen wollte den Sieg benutzen, aber es fehlte an Geld und Proviant. Man wollte Geld von den Generalen und Officieren und Marquetendern borgen, den letztern allenfalls auch mit Gewalt nehmen; Graf Schallenberg nahm es auf sich, das Geld zu schaffen. Aber da Mundvorrath fehlte, so konnte kein grosser Schlag mehr ausgeführt werden. Eugen unternahm noch einen Streifzug nach Bosnien. In 18 Tagen zerstörte er vier Schlösser, plünderte und verbrannte die reiche Handelsstadt Seraglio, dann bezog das Heer Winterquartiere. Eugen ging nach Wien.

Der neue Großvezier Köprili Hussein, ein alter Mann, der die Schlacht bei St. Gotthard und Szalankemen unter seinen Vettern Achmed und Mustafa mitgefochten und so die Waffen der Christen aus persönlicher Erfahrung kennen gelernt hatte, war hiedurch und durch 16, meist für die Pforte unglückliche Feldzüge zum Frieden geneigt, und so nahm er es willig auf, als der englische Gesandte Paget sich zum Friedensvermittler antrug. Einige Jahre früher, nachdem die Friedensgesandtschaft aus Wien erfolglos zurückgekehrt war, hatte Paget eine Friedensvermittlung übernehmen wollen, hatte aber bei den Türken keinen Anklang gefunden; die letzten Ereignisse hatten aber den Sultan dergestalt erschüttert, daß er sich herabließ, eigenhändig zu unterfertigen, was bisher nie geschehen war. Der Hauptinhalt dieses Gegenvorschlags war: Siebenbürgen wird geräumt, die Grenze des Banats sind die Theiß und die Maros, Peterwardein wird geschleift, Illok und Pozsega, sowie die jenseits der Unna gelegenen türkischen Schlösser werden geräumt, Kaminietz soll geschleift werden. Die Pforte schloß in diesen Friedensantrag auch Venedig ein. In Wien war dieser Friedensantrag der

Gegenstand einer Ministerial-Conferenz, in Folge welcher dem 1698
vermittelnden englischen Hofe geantwortet wurde: der kaiser- 24. April
liche Hof könne als Grundlage des Friedens nur den wirklichen Besitzstand ohne alle Beschränkung und Ausnahme annehmen, auch müsse Russland darin mit einbegriffen sein. Zugleich theilte der kaiserliche Hof diesen Beschluß den übrigen kriegführenden Mächten, Venedig, Polen, Russland, mit. Venedig war mit dieser Grundlage des Friedens ganz einverstanden, es hatte im Lauf des Krieges Dalmatien von den Türken gesäubert und in den letzten Jahren den Kampf sehr lässig fortgesetzt; die Republik war also froh, im Gewinn zu bleiben und fernerer Kriegsanstrengungen überhoben zu sein. Nicht so der König von Polen und Peter der Grosse von Russland. Der König von Polen meinte, das seinerseits Eroberte sei kein Ersatz für das früher Verlorene und für die ungeheuern Kriegsunkosten, die er auf 200 Millionen berechnete; endlich war seine Einwendung die, daß bei dieser Friedensgrundlage Kaminietz, der Schlüssel des polnischen Reichs, in den Händen der Türken verbleiben würde; zuletzt aber entschloß er sich doch, einen Gesandten zur Friedensverhandlung abzuschicken. Peter der Grosse, der eben in Wien anwesend, begehrte ausser dem schon Eroberten die Festung Kertsch, oder Verlängerung des Bündnisses zwischen Leopold und ihm auf neue drei Jahre. Der kaiserliche Hof gab eine ausweichende Antwort. Charakteristisch ist eine Unterredung Peter des Grossen mit dem Grafen Kinsky. Peter warf die Frage hin: wer denn eigentlich den Frieden wolle? Als Graf Kinsky antwortete: das römische Reich, Spanien, England, Holland, die ganze Christenheit, erwiderte Peter: auf England und Holland darf man sich nicht verlassen, sie haben kein anderes Augenmerk als ihr Handelsinteresse und nehmen auf ihre Verbündeten keine Rücksicht. Ein prophetisches Wort, welches sich bald darauf im spanischen Successionskrieg zu Östreichs Nachtheil bewährte.

Bevor noch die Friedensverhandlungen begannen, hatten der König von Polen und Peter der Grosse eine Unterredung, es schien, als ob sie, sei es im Krieg, sei es beim Friedenscongreß, gemeinschaftliche Sache machen wollten, aber da sie

sich wechselseitig nicht trauten, hatte die Besprechung kein Resultat; beide Höfe entschlossen sich aber doch, den Friedenscongreß zu beschicken. Indessen war auch die Frage wegen des Ortes, wo verhandelt werden sollte, entschieden. Der kaiserliche Hof hatte Wien oder Debreczin vorgeschlagen; gegen beide Orte hatten die Türken Einwendungen vorgebracht und durchaus einen Platz auf dem rechten Donauufer begehrt, und so wurde denn endlich Karlowitz hiezu ausersehen. Es erschien kaiserlicherseits der Hofkriegsrathspräsident Wolfgang Graf zu Öttingen und der Generalwachtmeister Graf von Schlickh; als Botschaftsrath und Commissair der künftigen Grenzscheidung war ihnen der Oberst Graf Marsigli, zur Führung des Protocolls der Hofkriegsrath Till als Secretair und Talman als Dolmetsch beigegeben. Der venetianische Botschafter war der Cavaliere Ruzzini; der polnische Graf Malachowsky, der russische Bevollmächtigte Prokop Baganowitz Woznitzow.

October In der Ebene bei Karlowitz schlugen die Botschafter der kriegführenden christlichen Mächte ein viereckiges Lager auf, jede Macht nahm eine Seite ein; in einiger Entfernung war das Lager der türkischen Bevollmächtigten, Reis-Effendi Rami und Maurocordato. Zwischen beiden Lagern stand das Conferenzhaus, zu dessen beiden Seiten die Botschafter der vermittelnden Mächte, England und Holland, ihre Zelte aufschlugen. Nachdem die ersten Besuche abgestattet waren, wurde für die Verhandlung alles Ceremoniel aufgehoben, und man begann endlich sich mit dem Frieden zu beschäftigen. Die türkischen Bevollmächtigten forderten in ihrem ersten An-
7. Nov. trag, daß Siebenbürgen wieder unter eigene Fürsten und türkischen Schutz gestellt werde; dies verweigerten die kaiserlichen Gesandten auf der Stelle. Hierauf sagten die Türken, daß, wenn Siebenbürgen dem Kaiser bleiben solle, er sich bequemen müsse, dafür jährlich eine gewisse Summe zu entrichten. Diese beiden Forderungen waren der Grundlage, die man zu den Friedensverhandlungen angenommen hatte, dergestalt zuwider, daß die kaiserlichen Gesandten auf den Gedanken geriethen, daß es den Türken mit dem Frieden nicht Ernst sei. Um dies auszumitteln, wandten sie sich an die vermittelnden Ge-

sandten mit der Bitte, sie möchten dieses ergründen. Der englische Gesandte antwortete, daß er nicht gesonnen sei, unvernünftige Begehren der Türken zu unterstützen, sondern die Absicht habe, ihnen in der Rechten den Frieden, in der Linken den Krieg anzubieten und in bestimmter Zeit bestimmte Antworten zu verlangen. Bald darauf versicherten die Türken, daß sie von Siebenbürgen gar nicht mehr reden wollten. Nachdem dies abgethan war, und der gegenwärtige Besitzstand als Friedensbasis schon angenommen war, blieb zwischen dem Kaiser und den Türken kaum etwas Anderes übrig, als die Bestimmung der Grenzen im Grossen. Merkwürdig ist, daß bei den Verhandlungen nur die zweiten Bevollmächtigten, Graf Schlickh und Maurocordato, das Wort führten; die beiden ersten Bevollmächtigten, obschon ausgezeichnete Staatsmänner, sprachen so gut als gar nichts; es scheint eine stillschweigende Übereinkunft gewesen zu sein, um Wiederholungen zu vermeiden. Nach manchem Hin- und Herreden kam man über folgende Grenze überein: Siebenbürgen, dessen Grenze schon ohnedies bestimmt war, blieb dem Kaiser; in Ungern war, von Siebenbürgen angefangen, die Maros die Grenze bis zu ihrer Einmündung in die Theiß, sodaß das Land auf dem linken Ufer der Maros bis an die Theiß und ihre Einmündung in die Donau türkisch war; von dem rechten Ufer der Donau angefangen bis dorthin, wo die Bosna in die Sau einmündet, wurde die Grenze durch eine künstliche Linie von Pfählen und Graben bestimmt, von der Einmündung der Bosna an war die Sau, von da die Unna die Grenze. Während hierüber verhandelt wurde, kamen auch diejenigen Orte zur Sprache, die auf dem kaiserlichen Gebiet die Türken und, umgekehrt, die Kaiserlichen auf dem künftig türkischen Gebiet im Besitz hatten, sie wurden beiderseits theils geräumt, theils geschleift. Über die Gefangenen wurde festgesetzt, daß Diejenigen, die sich in den Händen der Regierungen befinden, ohne die in der Gewalt der Privaten stehenden, gegen mässiges Lösegeld freigegeben werden sollten. Graf Schlickh brachte Manches vor zu Gunsten der Trinitarier, deren rührendes Geschäft die Auslösung der Gefangenen war, der Franziscaner, die den alten Besitz des heiligen

Grabes ansprachen, und der Jesuiten. Maurocordato antwortete, daß er Trinitarier, Franziscaner, Jesuiten gar nicht kenne. Die Frage wegen des heiligen Grabes müsse der nächsten Großbotschaft überlassen werden. Der Artikel wegen des Schutzes der Religion wurde nach den alten Capitulationen und Fermanen verfasst. Die übrigen Artikel sind zu unbedeutend, als daß sie erwähnt werden sollten. Die Dauer des Friedens wurde auf 25 Jahre festgesetzt.

Nachdem der Friede zwischen dem Kaiser und der Pforte auf diese Weise so gut als geschlossen war, trat die kaiserliche Gesandtschaft für die übrigen Mächte vermittelnd auf. Die Russen zwar lehnten jede Vermittlung ab; sie schlossen nur einen zweijährigen Waffenstillstand. Die Polen erhielten, durch die Vermittlung der kaiserlichen Gesandtschaft, Kaminietz zurück, die Pforte gab ihre Ansprüche auf die Ukraine und Podolien auf, und der Abgabe an den Tartarchan wurde gar nicht mehr erwähnt. Die Verhandlung mit Venedig war die hartnäckigste, die Türken zeigten sich gegen die Republik am wenigsten nachgiebig. In einem einzigen Punct kam der venetianische Botschafter mit den Türken überein, dies war die Abgrenzung Moreas. Um die übrigen streitigen Puncte auszugleichen, wurde noch eine Frist von 16 Tagen festgesetzt, in welcher der Friede mit Venedig durch den Gesandten oder die Vermittler abgeschlossen, oder Waffenstillstand festgesetzt sein müsse, sodaß dann Venedig für sich selbst Frieden schliessen solle. Die Vermittler und Östreich griffen ans Werk, und zwischen ihnen und den Türken wurden noch 15 Artikel für Venedig festgesetzt, und 30 Tage bestimmt zur Bestätigung des Friedens; eine Bestätigung, die auch in der gegebenen Zeit, aber erst nach Auflösung des Friedenscongresses, erfolgte.

1699 Nachdem dies Alles geschlichtet war, schritt man zur Un-
26. Jan. terzeichnung des Friedens. Der kaiserliche, polnische und venetianische Tractat wurde vorgelesen, man wartete aber mit der Unterschrift bis drei Viertel auf 12 Uhr, weil der erste türkische Bevollmächtigte, Reis-Effendi Rami, berechnet hatte, daß in langer Zeit der Verein der Gestirne zur Unterschrift nicht so günstig sein werde, als gerade in jener Stunde; als sie schlug, wurden die Urkunden unterschrieben, die vier Thü-

ren des Saales geöffnet. Die Botschafter gaben sich den Friedenskuß. Die Verhandlung hatte 72 Tage gedauert [1]).

Für den kaiserlichen Hof war der Friede durchaus ehrenvoll: Siebenbürgen und Ungern, mit Ausnahme des Banats, waren dem Kaiser zugefallen; er schloß keinen Separatfrieden, sondern wahrte die Interessen seiner Verbündeten, die alle beide mit Gewinn aus dem Kriege schieden. Für die Türken war der Friede höchst nachtheilig. Ausser dem materiellen Landesverlust war der kriegerische Ruhm verloren, die Zuversicht der Christen erhöht, das Vertrauen der Türken zu sich selbst erschüttert. Dem bei Wien beginnenden Verfall war das Siegel aufgedrückt.

Und was war Tököly's Schicksal? In einer frühern Verhandlung war von seiner Auslieferung an den kaiserlichen Hof die Rede gewesen; was dabei geredet worden, ist höchst charakteristisch und wird von dem grossen Geschichtschreiber der Osmanen folgendermassen erzählt [2]): Die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten, sie könnten, ehe Tököly's Auslieferung nicht zugestanden sei, die Anträge der Türken nicht beantworten; mit Tököly habe der Krieg begonnen, mit desselben Auslieferung müsse das Friedenswerk begonnen werden. Die osmanischen Bevollmächtigten erwiderten: Tököly werde von ihnen selbst nicht anders als ein Feind angesehen, der sie in das Kriegsunglück gebracht, er sei des Sultans Hund, ein Hund, an dessen Leben oder Tod der Pforte wenig gelegen, sie seien aber nicht gekommen, denselben umzubringen. Sie schlossen damit, daß sie die Auslieferung nicht versprechen könnten, daß sie es aber überlegen wollten, bis man über die Grundlage des Friedens einig wäre. Dem niederländischen Gesandten, welcher hernach in einer Privatunterredung im Namen der kaiserlichen Bevollmächtigten vorstellte, daß, weil sie selbst den Tököly für einen Hund erklärten, sie denselben doch ausliefern möchten, antworteten sie: Tököly ist in der That ein Hund, der auf des Sultans Befehl liegt oder aufsteht, bellt oder verstummt, aber er ist des Padischahs der

1) Die ganze Friedensverhandlung nach Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs.

2) Brauche ich noch Hammer zu nennen?

Osmanen Hund, welcher auf desselben Geheiß als grimmiger Löwe ausfallen kann.

Die Kaiserlichen bestanden jetzt, beim Abschluß des Friedens, nicht mehr auf Tököly's Auslieferung. — Er wurde von den Türken in Konstantinopel eine Weile geduldet, dann aber nach Kleinasien verwiesen. Seine Gemahlin Helena, gegen einen kaiserlichen General ausgewechselt, folgte ihm dahin. Dort starben sie beide, sie zuerst, später er. In ihm erlosch das Geschlecht Tököly [1]).

Ich kann es mir nicht versagen, hier auf das Aussterben so grosser Familien aufmerksam zu machen, das sich um Helena gruppirt. Ihre Mutter war die letzte Frangepán, ihre Schwiegermutter erster Ehe die letzte Báthory, ihr Bruder der letzte Zrinyi, ihr zweiter Mann der letzte Tököly, ihre Enkel erster Ehe die letzten Rákóczy.

Achtundsechzigstes Capitel.

Der französische Krieg bis zum ryswicker Frieden. 1683—1697.

Frankreichs Angriffe auf Spanien und Holland. Friede. Ludwig XIV. greift Deutschland an. Französisches Manifest. Kaiserliches Manifest. Wilhelm von Oranien wird König von England. Verwüstungen der Franzosen. Kriegsthaten. Karl von Lothringen stirbt. Charakteristik. Krieg in Italien. Leopolds Sohn, Josef, wird zum römischen König gewählt. Fortgang des Kriegs. Friede von Ryswick.

Während des siegreichen türkischen Krieges, dessen Verlauf und Ende im vorigen Capitel erzählt worden, hatte sich Krieg mit Frankreich entsponnen, durch dessen Erzählung ich die

1) Siehe hierüber das Tagebuch seines Secretairs Komaromy, welches ich im „Miskolczi árviz könyv". Pesth bei Heckenast, herausgegeben habe. Über Tököly's Gemahlin, Helena, siehe ihre Biographie von mir in der „Iris" 1840. Pesth bei Heckenast.

Darstellung des Krieges gegen die Türken nicht unterbrechen wollte, der also hier nachgetragen werden muß.

Der Franzosen wurde in diesem Werk zuletzt bei den Verhandlungen mit Polen gedacht. Als es dem französischen Gesandten Vitry nicht gelungen war, das Bündniß zwischen Östreich und Polen zu hindern, hoffte Ludwig XIV., daß dieses Bündniß nie zur Wirklichkeit werde; er glaubte nicht, daß der König von Polen die versprochenen Hülfstruppen auf die Beine werde bringen können, und ebendeshalb erwartete er mit Zuversicht zu vernehmen, daß die Türken Wien erobert. Es kam aber anders, und während in ganz Europa der Entsatz von Wien durch Freudenfeste und Dankgebete gefeiert wurde, verbarg Ludwig XIV. seinen Ärger, indem er sich unter dem Vorwand des Unwohlseins drei Tage seinen Höflingen entzog.

In der damaligen Zeit wurde behauptet, daß man unter den erbeuteten Papieren des Großveziers auch ein Schreiben des Königs von Frankreich gefunden habe, in welchem er den Türken zur Belagerung Wiens ermuntert, Rathschläge zur Ausführung gibt und Hülfsgelder verspricht.

Ein von den Kaiserlichen gefangener Secretair Tököly's soll ferner die geheimen Verabredungen des Königs mit seinem Herrn und dem Vezier enthüllt haben.

Für diese Behauptungen gibt es keinen positiven Beweis, sie sind aber ein Beleg, wessen man damals Ludwig XIV. fähig hielt, und allerdings war es ein gewaltthätiger König. Kurz vor der Belagerung Wiens ließ er in den spanischen Niederlanden die Städte Courtrai und Dixmuiden besetzen und Luxemburg beschiessen. Der spanische Statthalter der Niederlande erklärte hierauf den Krieg an Frankreich. Wilhelm von Oranien, der Statthalter von Holland, suchte nun ein Bündniß gegen Frankreich zuwege zu bringen, aber mit wem sollte sich Holland verbinden? Spanien war kraftlos, England war zu keinem Bündniß zu bewegen, das deutsche Reich getheilt. Der Kaiser hätte wol zum Krieg den Willen gehabt, aber alle seine Kräfte waren durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen. Wie nun Luxemburg sich nach hartnäckigem Widerstand ergeben hatte und der Marschall Crequi

1683 26. Juli

1684 4. Juni

1684 sich auch der Stadt Trier bemächtigte, schloß Holland mit
15. Juni Frankreich auf 20 Jahre Waffenstillstand. Die Holländer willigten darein, daß die Franzosen die in den spanischen Niederlanden besetzten Städte und Landschaften Luxemburg, Beaumont, Bovines und Chimay behielten; ferner versprach die Republik, sich in den Krieg nicht zu mengen, der etwa zwischen Frankreich und Spanien, der erwähnten Besetzungen wegen, entstehen könnte. Dem deutschen Reich wurde zur Schliessung eines ähnlichen Stillstandes die Zeit eines Monats anberaumt. Ludwig versprach, sich in dieser Zeit aller Reunionen zu enthalten. In dieser Lage der Dinge musste auch der Kaiser nachgeben, er schloß zu Regensburg für das Reich
1684 und vom König von Spanien hiezu bevollmächtigt, auch für
15. August den letztern, einen 20jährigen Waffenstillstand folgenden Inhalts: die Franzosen behalten alle Ortschaften, welche die Reunionskammern von Metz, Breisach und Besançon bis zum 1. August 1681 dem König zugesprochen haben, und auch Straßburg mit der Kehlerschanze. Die Franzosen verpflichten sich hinwieder, die politische Verfassung und kirchlichen Einrichtungen, sowol der Katholiken als der beiden protestantischen Confessionen nicht anzutasten; die Franzosen stellen alles Andere zurück, werden während des Stillstandes unter den Namen Zubehör, Dependenz und Reunion keine weitern Ansprüche an das Reich erheben. Endlich sollen Verhandlungen über den definitiven Frieden eingeleitet werden, nach welchem dieser Stillstand von selbst aufhört. Spanien musste Luxemburg, Beaumont, Bovines und Chimay mit völliger Souverainetät an Frankreich abtreten, dagegen erhielt es Courtrai und Dixmuiden, jedoch mit geschleiften Festungswerken zurück.

Man hätte glauben sollen, daß der Länderzuwachs, den Ludwig XIV. sich seit Jahren durch Unrecht und Gewalt erworben hatte, seine Ländergier hätte befriedigen können. Man hoffte Ruhe im christlichen Europa, man hoffte, dem Kaiser würden Zeit und Mittel bleiben, die Macht des gefürchteten Feindes der Christenheit in den Wurzeln anzugreifen. Ja, im Geist war schon eine Theilung der Türkei vorgenommen und ein namhafter Theil Frankreich zugedacht [1]).

1) So ging damals das Gerücht, Beweise dafür gibt es nicht.

Aber es kam anders: Frankreich fing neuerdings Krieg an mit dem deutschen Reiche und also auch mit dem Kaiser. Französische Schriftsteller behaupten, Ludwig XIV. sei mit seinem Kriegsminister Louvois wegen eines Fensters im Lustschlosse Trianon in Streit gerathen, habe ihm harte Worte gesagt, und der Minister habe hierauf den Krieg angezettelt, um den König zu beschäftigen und sich unentbehrlich zu machen.

Dies ist wol möglich und beweist nur, von welchen Erbärmlichkeiten oft das Leben von Hunderttausenden, das Schicksal der Völker abhängt. Wenn wir uns aber auch diese Ursache ganz hinwegdenken, so blieben für Ludwig XIV., der fremden Staaten gegenüber kein Recht beachtete, sondern nur den Gewinn ergriff, den ihm der Augenblick darbot, zwei Ursachen, die ihn zum Krieg bestimmen konnten. Zuerst wollte er die in Aussicht stehende Zertrümmerung der Türkei hindern. Dann war das deutsche Reich, in Folge des regensburger Waffenstillstandes, wehrlos und unvorbereitet; es war also von einem plötzlichen Angriff ansehnlicher Ländergewinn zu hoffen.

Beinahe gleichzeitig mit der Eroberung Belgrads durch die Kaiserlichen erklärte der König von Frankreich Krieg an 1688
den Kaiser. Das Manifest, welches er erließ, gehört unter 24. Sept
die frechsten Belege, wie sich Gewalt über alles Recht hinaussetzt, und was für schwache Motive dem Mächtigen hinreichend scheinen zur Rechtfertigung seiner Angriffe. Das Ma- 1688
nifest und die Antwort, die in des Kaisers Namen der un- 18. Oct.
sterbliche Leibnitz ausgearbeitet, verdienen die grösste Beachtung. Beide sind in einem neuern Geschichtswerk in gedrängter und gediegener Kürze mitgetheilt, und ich würde mich vergebens bemühen, beide besser zu geben, ich schreibe sie also wörtlich ab [1]). Der wesentliche Inhalt des französischen Manifests ist folgender: Da der Kaiser die Absicht habe, Frieden mit den Türken zu schliessen, um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren, da der Kurfürst von der Pfalz den Ansprüchen der Herzogin von Orleans an die Erbschaft ihres

1) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen.

Bruders gerecht zu werden sich weigere und bei dem Kaiser Unterstützung für seine ungerechte Weigerung suche, da endlich der wiener Hof den mit dem König befreundeten Cardinal von Fürstenberg, den ein Theil des Domcapitels zu Cöln zum Erzbischof erwählt hatte, von diesem Stuhle verdrängt, und nicht ohne die Absicht, hiedurch das baldige Aussterben des Hauses Baiern zu befördern, an dessen Stelle die Erwählung des bairischen Prinzen Josef Clemens durchgesetzt, auch zu diesem Behufe die Kriegsvölker vieler protestantischer Fürsten in der Gegend dieses Erzstiftes versammelt habe, unbekümmert, daß hiedurch das Erzstift verwüstet und die katholische Religion an allen davon abhängenden Orten unterdrückt werde: so habe der König die Waffen ergriffen, um seinerseits Alles beizutragen, was zur Sicherstellung eines allgemeinen Ruhestandes für dienlich erachtet werden könne. Es werde nur an dem Kaiser liegen, diesen Ruhestand durch Vertauschung des zu Regensburg geschlossenen Waffenstillstandes in einen Definitivfrieden immerwährende Dauer zu verschaffen. Der König habe den Anfang mit der Belagerung der Reichsfestung Philippsburg machen lassen, nicht um das Reich anzugreifen, sondern um den Gegnern der Ruhe den Eingang in sein Königreich zu versperren, und er werde zur Beförderung des abzuschliessenden Definitivfriedens gern bereit sein, diese Stadt, nach Schleifung der Festungswerke, an den Bischof von Speier, ihren Landesherrn, unter der Bedingung zurückzugeben, daß die Werke niemals wiederhergestellt werden und die zur Sicherheit der französischen Grenze angelegten Forts Hüningen und Louis keine Beeinträchtigung erleiden dürften.

In der Antwort unterschied Leibnitz zuvörderst den französischen Publicisten von der Person des französischen Monarchen, dessen Gesinnungen dieses mit Schmähungen gegen den Kaiser, den Papst und den Kurfürsten von der Pfalz angefüllte, seinem Verfasser und Gleichgesinnten höchst schimpfliche Machwerk so wenig ähnlich sehe, daß man annehmen könne, der König habe dasselbe weder gelesen noch gebilligt, sondern ein unbesonnener Minister dasselbe zusammengestoppelt. Denn man wisse nicht, ob es Anmassung oder Albern-

heit zu nennen sei, daß einem fremden Könige zustehen solle, nicht nur grosse Rüstungen auf eigenem Boden zu veranstalten, sondern auch unter dem Vorwande eines mit einigen Domherrn in Cöln widerrechtlich geschlossenen Bündnisses Truppen in das Erzstift zu werfen; dagegen wenn der Kaiser im eigenen Reiche mit des Reiches Fürsten und Ständen einen Vertrag schliesse, dies Frankreich beleidigen und zum Ergreifen der Waffen berechtigen heisse. Sodann wies er die einzelnen Puncte der französischen Schrift in ihrer Unwahrhaftigkeit nach und zeigte, wie, in der Absicht, den Kurfürsten von Baiern gegen das Haus Östreich zu verhetzen, selbst die der Flamme des Henkers werthe Lüge nicht gescheut sei, daß der Kaiser in der Erhebung eines bairischen Prinzen trachte das Aussterben des Hauses Baiern herbeizuführen. Der wahre Zweck der französischen Staatskünste sei, die Reichsstände durch das Schreckbild einer Knechtschaft unter Östreich wie vom Kaiser ab-, so der Herrschaft Frankreichs zuzuführen. Aber das Haus Baiern sei nicht so einfältig und die deutsche Nation nicht so unerfahren, um diese schlechten, schwer zu verhüllenden Künste nicht zu fassen und nicht einzusehen, daß auf Frankreich, welches nur eigene Vortheile suche, keine Hoffnung zu setzen sei. Jeder Deutsche, der noch nicht das eiserne Joch Frankreichs trage, werde an den darunter seufzenden Stammgenossen, ja an den Unterthanen und dem niedern und hohen Adel Frankreichs selbst zu unterscheiden vermögen, ob die östreichische Regierung oder die französische Herrschaft der Tyrannei verwandter sei. Noch erwarte der Kaiser, daß der König dem Recht die Ehre geben, die Angaben der in seinem Namen erlassenen Staatsschrift als verleumderisch zurücknehmen, seine zu Unrecht ins Reich gesandten Heere abrufen, die rauchende Verwüstung erstatten und Alles wieder in den vorigen Stand setzen werde. Geschehe dieses nicht, so werde er seinen Ruhm durch den schändlichsten Friedensbruch beflecken, der Kaiser aber bezeuge vor Gott und der christlichen Welt, daß er dem Könige frei gestellt habe, seine Hände zum Feuer oder zum Wasser auszustrecken, und entweder das Glück seiner gegenwärtigen Macht zu misbrauchen, oder, so lange es noch Zeit sei, die dem Zorne des All-

mächtigen abgetrotzten Strafen des Übermuthes zu fürchten. Zwar rühme sein angeblicher Wortführer, daß Gott die Waffen des Königs jedesmal als gerecht bekundet, sobald sie erhoben worden; der Kaiser aber lebe der Überzeugung, daß er auch dann, wenn es Gott gefallen sollte, wiederum die französischen Waffen glückliche Erfolge gewinnen zu lassen, die geheimen Rathschlüsse Dessen zu verehren habe, der die, welche er liebe, zu ihrer Besserung zuweilen auch durch seine Attila züchtige.

Die erste Waffenthat der Franzosen war die Belagerung und Eroberung von Philippsburg; ohne Widerstand ergaben sich Mainz, Trier, Bonn. Nach schwacher Vertheidigung ergab sich Heidelberg, das ganze Rheinland war in der Gewalt der Franzosen. Da trat in England eine Veränderung ein, durch welche nicht nur damals, sondern auch in der Folgezeit die Plane Ludwigs XIV. durchkreuzt wurden. Diese Veränderung war nichts mehr und nichts weniger als ein Thronwechsel. Das Zerwürfniß zwischen Jacob II. und der englischen Nation war zu einer solchen Höhe gediehen, daß die geringste Veranlassung den Umsturz des Thrones herbeiführen musste.

1688 October

Wie also Wilhelm von Oranien mit einer holländischen Flotte an der englischen Küste erschien und landete, wurde er als Vertheidiger der Landeskirche und Verfassung mit Jubel begrüßt, Alles fiel ihm zu, König Jacob floh, das Parlament betrachtete den Thron als erledigt und übertrug die Krone Großbritanniens an Maria, die ältere Tochter Jacobs II. in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, dem schon erwähnten Wilhelm von Oranien. Die katholische Religion, welcher Jacob II. angehört hatte, wurde von der Erbfolge für immer ausgeschlossen. Jacob II. hatte sich nach Frankreich geflüchtet. Ludwig XIV. erklärte sich für ihn, wodurch sich natürlich der Krieg auch gegen England ausdehnte. England hinwieder vermochte die Holländer und Spanier, die Waffen gegen Frankreich zu erheben, und so war halb Europa in Kriegesflammen.

Das Erste, wodurch der König von Frankreich seinen Zorn kundgab, war die barbarische Verwüstung jenes Theils von Deutschland, den die Franzosen im ersten Siegesanprall

gewonnen hatten. Bei dem neuen und raschen Umschwung der Dinge waren die besetzten Länder nicht zu behaupten, die Franzosen wollten sie also nur als Brandstätten und verwüstet ihren Feinden überlassen. Religion, Alter, Stand, Geschlecht, nichts vermochte sie zu theilweiser Schonung. Mitten im Winter begann die Zerstörung. Die Obrigkeiten und Bewohner von Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Baden flehten fußfällig die französischen Generale um Erbarmen, mehrere fürstliche Personen, dem französischen Hof verwandt, verwendeten sich in Versailles für die Schonung dieser Städte, es war vergebens. Mitten im Winter loderten sie in Brandhaufen, und so ging das Sengen und Brennen fort bis an die Grenze des Elsasses. Manche Orte wurden unvorbereitet, unerwartet vom Verderben ereilt. Die französische Besatzung zog ruhig ein, bei der Nacht aber stand der Ort in Flammen und die Franzosen plünderten. — Die Reichsstädte Worms und Speier hatten sich mittelst Capitulation ergeben, den Franzosen grosse Summen gezahlt und ihre Festungswerke freiwillig geschleift, aber dies Alles rettete sie nicht vom Verderben. Es wurde ihnen die Zerstörung förmlich angesagt. Zugleich wurde dabei erklärt: wer auswandern wolle, würde in Frankreich Aufnahme finden; was er von seiner Habe nicht mitnehmen könne, möge in die Domkirche gebracht werden, denn diese wolle man schützen. Aber auch hierin hielten die Franzosen nicht Wort, denn die Kirchen wurden geplündert und in Brand gesteckt. In Worms allein sanken 15 katholische Kirchen und Klöster in Asche. Die sogenannten Beschützer des Katholicismus trieben mit den geweihten Hostien Spott und Frevel. In Heidelberg wurde das Schloß und die Neckarbrücke theilweise in die Luft gesprengt und die Gebeine der Kurfürsten aus ihren Gräbern geworfen. Als in Speier der Dom in Feuer aufging, wurden die Gräber der alten Kaiser entweiht und die Leichen herausgerissen. Französische Officiere selbst entsetzten sich über die allgemeine Zerstörung und wagten Vorstellungen bei dem Marschall Crequi, er aber antwortete: der König will es und wies ihnen ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern, welche noch verbrannt werden sollten, weil die Deutschen sich

1689 Mai

mit dem ketzerischen Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jacob verbündet [1]).

Durch die Thätigkeit Wilhelms von Oranien wurden Holland, England und Spanien vermocht, dem Krieg gegen Frankreich beizutreten, und so hatte Ludwig XIV. abermals muthwillig halb Europa in Waffen gebracht. Der Krieg wurde an vielen Orten zugleich, aber ohne bedeutenden Erfolg geführt und nicht mit jenem Nachdruck, der zu schneller Entscheidung nothwendig gewesen wäre. Ein großer Theil der kaiserlichen Heereskräfte war in Ungern gegen die Türken verwendet, das Reichsheer war, in Folge der schwerfälligen Organisation des deutschen Reiches, nie vollzählig und seiner Beweglichkeit standen immer mancherlei Hindernisse entgegen. Das erschöpfte Spanien konnte nur verhältnißmäßig geringe Streitkräfte aufstellen und Holland selbst war zu klein, um viel Kriegsvolk auf die Beine zu bringen. England führte blos den Seekrieg. Ludwig XIV. hinwieder musste gegen so viele Feinde seine Kräfte ebenfalls zersplittern, und so beschränkten sich die Feldzüge auf eine folgenlose Schlacht, die Eroberung oder den Entsatz einer Festung! Die Leser werden es mir also Dank wissen, wenn ich den Verlauf dieses Krieges nur in Kürze darstelle.

Der Kaiser setzte den Franzosen den Herzog von Lothringen als Feldherr entgegen. Der Prinz wollte rasch in

1) Zu derselben Zeit ereigneten sich häufige Brände in Oberungern, Brandenburg und Böhmen. Namentlich hatte in Prag eine furchtbare Feuersbrunst statt, bei welcher nach Einigen 3000 Häuser in Flammen aufgingen, nach Andern verzehrte das Feuer 600 Häuser und gegen 1000 Häuser wurden verwüstet, über 300 Menschen fanden den Tod in den Flammen. Die erhitzte Phantasie so vieler Schadenleidender beschuldigte die Franzosen der Mordbrennerei; manches verdächtige Individuum wurde auf der Stelle in die Flammen geworfen, manche wurden eingefangen, bekannten auf der Folter, daß sie zur Mordbrennerei gedungen, manche, daß sie hiezu vom König von Frankreich befehligt worden. Siehe hierüber Östreichische Blätter für Literatur und Kunst, 1846, Nr. 126, in dem Aufsatz: Actenstücke zur Geschichte der feindlichen Mordbrennereien, welche durch französische Emissaire im Jahre 1689 zu Prag verübt worden sind, durch Dr. Lewis Glückselig. Ich muß bemerken, daß Alles auf der Aussage gefolterter Menschen beruht, also weder historisch noch juridisch einen Beweis abgibt.

das Rhein- und Moselland vordringen, mussfte aber, gegen seinen Willen, Mainz belagern. Er bezwang die Festung und der Kurfürst von Brandenburg eroberte Bonn, aber für den Kaiser war es ein grosser Verlust, daß der Herzog 1690
von Lothringen im nächsten Jahre starb. Er verschied zu 18. April
Wels 47jährig. Er ist der Ahnherr des heutigen Kaiserhauses. Kaiser Leopold hatte ihm die polnische Königskrone verschaffen wollen, die Polen aber hatten Johann Sobiesky gewählt, und in seinem Herzen regte sich weder Neid noch Misgunst. Er war mit Eleonora, Schwester Kaiser Leopolds und Witwe des Polenkönigs Michael Wiesnowiczky vermählt, durch diese Heirath wurde der Herzog Ahnherr des jetzt regierenden Kaiserhauses. Er lebte in glücklicher Ehe und für seine Person höchst einfach.

In der Zeit ungemessener Prachtliebe trug er einen einfachen grauen Rock, einen Hut ohne Feder. Das Sattelzeug seines Schlachtrosses war unscheinbar und abgenutzt. Er sprach wenig, aber immer treffend; höchst bescheiden, war er stets bereitwillig, fremdem Verdienst volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So schildert ihn sein glücklicher Nebenbuhler um die polnische Krone und nachheriger Waffengefährte, Johann Sobiesky, und einen ebenbürtigern Beurtheiler konnte er nicht finden. Um die Monarchie hatte er sich unendliche Verdienste erworben. Er hatte die Schlachten bei Wien, Parkány, Gran und Mohacs geschlagen, Ofen erobert, Siebenbürgen gesichert, Ungern von 150jähriger türkischer Knechtschaft befreit und bei alledem nie mit seinen Thaten geprunkt. Wie äusserer Glanz, so war ihm auch der Ruhm gleichgültig. Die That, nicht der Schimmer war ihm Alles, das Lob dafür überließ er gern Andern.

Durch die Eroberung von Mainz und Bonn war Deutschland dergestalt vor den Franzosen gesichert, daß der Kaiser im Winter einen Kurfürstentag zu Augsburg, zur Wahl eines römischen Königs, halten lassen konnte. Die drei geistlichen Kurfürsten und zwei weltliche, der von der Pfalz und der von Baiern, waren persönlich erschienen. Da sich die Kurfürsten schon früher mit dem Kaiser verständigt hatten, wurde sein zehnjähriger Sohn Josef einstimmig zum römi-

schen König gewählt und gekrönt; einige Tage zuvor hatte Leopold auch seine Gemahlin Eleonora als Kaiserin krönen lassen.

Im nächstfolgenden Jahr war das merkwürdigste Kriegsereigniß, daß der französische Marschall Luxemburg bei Fleurus eine Hauptschlacht gewann.

1690 1. Juli

Derselbe Marschall schlug Wilhelm von Oranien bei Neerwinden. Die französische Flotte hinwieder wurde von den Engländern und Holländern bei Lahogue aufs Haupt geschlagen und so gut als vernichtet.

1693 29. Juli

In Italien war eine Hauptaufgabe, den Herzog von Savoyen für die Allianz gegen Frankreich zu gewinnen, den Auftrag dazu erhielt Prinz Eugen von Savoyen. Unter dem schlecht gewählten Vorwand, den Carneval in Turin zuzubringen, erschien Eugen am Hof seines Vetters, des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen. Aber auch Ludwig XIV. wollte den Herzog für sich stimmen; Catinat, der an der Spitze des französischen Heeres stand, unterhandelte mit ihm. Aber Eugen, in diplomatischen Geschäften eben so groß wie im Feld, gewann den Herzog. Victor Amadeus nahm holländische und englische Subsidiengelder und hatte seine Kriegsmacht gesammelt. 12,000 Spanier und 7000 Kaiserliche zogen ihm durch die Lombardei zu Hülfe; Eugen mahnte ihn, ihren Anmarsch zu erwarten; aber durch die Verheerung Piemonts aufgereizt, ging er den Franzosen blos mit seinen Truppen entgegen und wurde bei Staffordа geschlagen. Eugen deckte den Rückzug.

1690

Das Wichtigste im Felde war, daß die Franzosen von Coni verdrängt und Catinats Nachhut von Eugen geschlagen wurde, als sie über den Po zurückgingen. Das nächste Jahr sah Eugen das Wort erfüllt, das er, aus Frankreich scheidend, prophetisch ausgesprochen: ich werde Frankreich nur mit dem Degen in der Faust betreten. Die Hauptmacht der Alliirten drang in die Dauphiné und Provence ein. Vor Guillesterre sprach Eugen zu seinem Freund Commercy: „ich habe mein Wort gelöst wie ein Mann und Fürst!“ Er stand auf Frankreichs Boden! — Aber wie die meisten Angriffe, die von Italien aus gegen das südliche Frankreich

1691 1692

unternommen worden, hatte auch dieser kein Resultat; nach einigen Monaten zog das alliirte Heer wieder nach Italien zurück. Die Feldzüge führten zu keiner Entscheidung. Pignerol wurde vergebens belagert und die Alliirten in der Schlacht bei Marsaglia geschlagen; Eugen befehligte den Rückzug, wie immer meisterhaft. Er ging hierauf nach Wien, wo er den Winter zubrachte. 1693 4. Oct.

Als Prinz Eugen von Savoyen zur italienischen Armee gekommen war, folgte ihm bald ein kaiserliches Schreiben, die Belagerung von Casale befehlend. Schon in einem frühern Kriegsrathe hatten die Generale gefunden, daß Casale jetzt nur blokirt werden, die Belagerung erst im nächsten Jahre beginnen könne. Ein jetzt abermals versammelter Kriegsrath blieb bei der frühern Meinung, nur Eugen war für die Belagerung. Da er aber überstimmt war, wurde die Blokirung von Casale beschlossen und dem General Gschwindt übertragen. Dies war die einzige Kriegsthat des ganzen Feldzugs. Die Franzosen thaten nichts die Blokade zu heben. 1694 28. Juli

Die Lage Eugens war schwierig; das Heer bestand aus Spaniern, in englischem Sold stehenden Deutschen, aus Piemontesern und kaiserlichen Truppen. Über alle hatte der Fürst von Savoyen den Oberbefehl. Mit den verschiedenen Anführern musste Eugen in Harmonie leben, was ihm gelang. Der spanische Oberbefehlshaber Marquis Leganez und der Engländer Galway waren seine Freunde. Aber mit der Verpflegung seiner Truppenabtheilung ging es ihm schlecht. Die Infanterie sollte 12,000 Mann stark sein und zählte kaum 7000 Köpfe, die Artillerie sollte der savoyischen und spanischen aushelfen, welche schlecht war, aber Eugen hatte selbst zu wenig Artilleristen und auch Ingenieurs fehlten; dann mangelte Geld; Eugen war an die italienischen Mächte angewiesen, die Reichslehen besassen, aber weder Genua noch Florenz wollten zahlen; es ergab sich ein Deficit von 1,800,000 Gulden. In der höchsten Noth half der Hofzahlmeister Visendo mit seinem Geld aus. Auch an Proviant war Mangel, weshalb Eugen vorschlug, durch die spanische Regierung Getreide aus Sicilien kommen zu lassen. Zudem hatte er

manchen untüchtigen General bei sich, wie z. B. den Prinzen von Hannover, um dessen Abberufung Eugen förmlich anhielt. Einen tapfern General verlor er am Feldmarschall
3. Nov. Grafen Palfy, der zu Mantua gestorben war. Ein anderer General, Graf Leiningen, war bei Hof angeschwärzt worden, aber Eugen nahm sich seiner lebhaft und glücklich an. Als Ludwig XIV. die Franzosen, die in fremden Diensten standen zurückrief, erließ auch Eugen Avocatorien in gleichem Sinn. Er dachte auf Alles: die Post von Wien nach Paris war 17 bis 19 Tage unterwegs; er unterbreitete dem Kaiser das Project des Bürgermeisters von Bern, die Briefe durch Deutschland binnen neun Tagen zu befördern. Den Erfolg des Projects weiß ich nicht.

1695 Das nächste Jahr entschied das Schicksal von Casale: es wurde genommen, aber die Lage der Armee war sehr bedrängt; es fehlte an Geld, Remonten und Rekruten.

Das Commissariat stand nicht unter Eugen. Indem er den Zustand der Armee und den Übelstand wegen des Commissariats dem Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Starhemberg vorstellte, protestirte Eugen gegen alles Unglück, bat aber zugleich von dem Commando befreit zu werden, denn er wolle nicht in der Gefahr bleiben, einem so grossen Übel zu unterliegen. Als statt der Abhülfe der Antrag kam, der Armee noch etwas abzuziehen, antwortete Eugen: Man kann mir zwar den Befehl zuschicken, aber ich glaube, es wäre besser, damit anzufangen, daß man gleich gar nichts mehr geben wolle. — So verging das Jahr.

1696 Der nächstfolgende Feldzug brachte in dem Verhältniß der Alliirten eine wesentliche Veränderung hervor. Der Herzog von Savoyen unterhandelte mit Frankreich und obschon Eugen, Leganez und Galway die Übereinkunft zu hindern suchten, kam sie doch zu Stande; es ward ein 40tägiger Waffenstillstand festgesetzt, während dessen die kaiserlich-spanisch-englische Armee das piemontesische Gebiet räumen sollte. Nun hielten die drei Generale der combinirten Armee einen geheimen Kriegsrath. Sie stimmten für die Fortsetzung des Krieges, zogen sich aber während des Waffenstillstandes gänzlich aus dem Piemontesischen in die Lombardei. Als der Kaiser

die Übereinkunft Savoyens mit Frankreich vernahm, schwankte er unentschlossen zwischen den zu ergreifenden Maßregeln; er fragte bei den Alliirten, England und Spanien, an und sandte zugleich den Grafen Mansfeld, seinen Oberstenhof- und Feldmarschall, nach Turin, um entweder den savoyischen Hof wieder von Frankreich loszureissen, oder eine allgemeine Neutralität für Italien zu schliessen, was der Herzog von Savoyen eifrig wünschte.

Indessen hatte sich dieser mit den französischen Truppen vereinigt; die Armee war 45,000 Mann stark und begann Valenza zu belagern, aber allen Feindseligkeiten setzte der Neutralitätsabschluß zwischen Piemont, Spanien und dem Kaiser ein Ende.

Die kaiserliche Armee wurde aus Italien gezogen und an den Rhein beordert. Obschon Eugens Commando zu Ende war, empfahl er dem Kaiser noch ein Mal dringend die Truppen, er bat für sie um den rückständigen Sold, Re- 1697
monten (Pferde) und Rekruten[1]). Er selbst erhielt das Com- 27. Jan.
mando in Ungern.

Acht Jahre hatte nun schon der Krieg gedauert, als Ludwig XIV. den Wunsch hegte, Frieden zu schliessen, er wurde hiezu besonders durch die Aussicht bestimmt, die ganze spanische Monarchie für sein Haus auf friedlichem Weg zu gewinnen und sich zu rüsten, wenn deshalb ein Krieg nöthig sein sollte, wie dies später erzählt werden wird. Der König 1697
von Frankreich ging also Schweden um Vermittlung an und 9. Mai
so begannen die Friedensunterhandlungen, die in einem oranischen Lustschlosse, bei dem holländischen Dorf Ryswick, statthatten. Der Friede der daselbst geschlossen wurde, heisst der Friede von Ryswick. Seinem alten Grundsatze treu, mit den gegen ihn verbündeten Feinden einzeln Frieden zu schliessen, sie dadurch zu trennen und somit dem letzten der überbleibenden Feinde harte Bedingungen vorschreiben zu können, schloß der König von Frankreich zuerst mit England

1) Über die Feldzüge 1694—1696 und die hier erwähnte Empfehlung der Armee siehe Heller, Militairische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus östreichischen Originalquellen. I. Band, Wien bei Gerold, 1848.

und Holland Frieden. Den Holländern wurden bedeutende Handelsvortheile zugestanden. England begnügte sich damit, daß Frankreich Wilhelm III. als König anerkannte. Spanien erhielt beinahe Alles zurück, was Frankreich erobert hatte, denn Ludwig hoffte, wie schon gesagt, das Ganze in kurzem auf friedlichem Wege zu erlangen. Ludwig XIV. hatte den Bundesgenossen des Kaisers zugleich erklärt, er wolle auch mit Deutschland Frieden schliessen, er stellte hiebei den nymweger Frieden als Basis dar und wollte Straßburg zurückgeben, oder statt dessen Freiburg und Breisach; aber die kaiserlichen Gesandten stellten als Basis der Verhandlungen den Frieden von Münster auf, so verstrich die Zeit, die Ludwig XIV. zur Annahme jener Bedingungen gesetzt hatte, und
1697 so sahen Kaiser und Reich sich plötzlich allein und mussten
30. Oct. sich einen viel härtern Frieden gefallen lassen.

Die Franzosen gaben den rechtmäßigen Besitzern Alles zurück, was die Reunionskammern ausserhalb des Elsaß eingezogen hatten. Trier und Lothringen wurden den vertriebenen Fürsten zurückgegeben, Freiburg und Breisach erhielt Östreich wieder, Philippsburg kam an das Reich zurück. Das Erzstift Köln verblieb dem baierschen Prinzen. Über die Ansprüche der Herzogin von Orleans an die pfälzische Erbschaft sollte der Papst als Schiedsrichter entscheiden. Kaiser und Reich traten hinwieder Straßburg nebst Allem, was am linken Rheinufer dazu gehörte, ausdrücklich ab, und überliessen stillschweigend die zehn Reichsstädte und die Reichsritterschaft innerhalb des Elsaß den Franzosen.

Vor der Unterzeichnung des Friedens aber traten die Franzosen mit einer Forderung auf, die sie auch durchsetzten, durch welche im deutschen Reich zwischen den Katholiken und Protestanten auf viele Jahre Hader und Zwiespalt gestiftet wurde. Dies war die sogenannte Ryswicker Clausel. Das Ganze ereignete sich auf folgende Weise.

In vielen Orten, welche die Franzosen seit dem Frieden von Nymwegen unter dem Vorwand der Reunionen in Besitz genommen, hatten sie den katholischen Gottesdienst eingeführt, den Evangelischen Kirchengüter weggenommen und den Katholiken gegeben. Die Protestanten beschwerten sich

hierüber beim deutschen Reichstag und es wurde ein Übereinkommen mit den Franzosen getroffen, des Inhalts, daß im Religionszustand Alles bleiben solle, wie es der westfälische Friede angeordnet. Aber diese Übereinkunft blieb nur auf dem Papier, denn die Franzosen führten auch fernerhin das Simultaneum ein. Wie nun der ryswicker Friede verhandelt wurde, erhielt die zum Abschluß desselben abgeordnete Reichsdeputation die Weisung, darauf zu dringen, daß die Religionsangelegenheit im Sinn des westfälischen Friedens geordnet werde. Die Evangelischen verfasten einen eigenen Artikel, der in den ryswicker Frieden aufgenommen werden sollte. Die kaiserlichen Gesandten aber suchten die Religionsangelegenheiten ganz vom Frieden auszuschliessen und meinten, jetzt sei nur Das zu erörtern, wodurch der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reich herbeigeführt werden könne; man müsse trachten, das von Deutschland neuerdings Abgerissene wieder zu bekommen, die Beschwerden der einzelnen Stände seien nicht hier, sondern bei Kaiser und Reich anzubringen. Die Evangelischen begnügten sich also damit, daß im dritten Artikel des ryswicker Friedens der westfälische und nymweger Friede zum Grunde gelegt und vollzogen werden sollte, sowol in Religionssachen als in weltlichen Angelegenheiten, ausgenommen in wiefern man sich jetzt eines andern verglichen hätte. Im vierten Artikel sollte stehen, daß die von Frankreich ausser dem Elsaß zerstörten und weggenommenen Orte ihren vorigen Besitzern zurückgegeben werden sollten. Man war schon beschäftigt, die Friedensurkunde ins Reine zu schreiben, als die Franzosen 1697
kurz vor Mitternacht begehrten, daß dem vierten Artikel die 29. Oct.
Clausel beigesetzt werde: „doch soll die römisch-katholische Religion an den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben." Sie drohten hiebei, daß, im Fall diese Clausel nicht alsobald, noch denselben Abend, angenommen würde, sie die Friedensverhandlungen auf der Stelle abbrechen und gegen Die, welche dagegen Schwierigkeiten erhüben, den Krieg fortsetzen würden. Die katholischen Subdelegirten erklärten hierauf den Evangelischen, „daß, wofern nach allen möglichen Remonstrationen nichts verfangen wollte, sie bei

dem jetzigen kläglichen Zustand, da die Alliirten [sich vom Reich gesondert hätten, sich genöthigt finden würden, den Frieden, wie er auch sei, zu unterschreiben, es wäre dann, daß man ihnen darthun könnte, wie und mit welchem Vermögen der Krieg fortzusetzen sein möchte." Da nun die französischen Gesandten auf ihrer Forderung beharrten, unterschrieben die kaiserlichen Gesandten, sowie jene der katholischen Stände, von den Evangelischen aber nur die Gesandten von Würtemberg, der wetterauischen Grafen und von der Stadt Frankfurt.

Die Franzosen aber gaben nur eine sechswöchentliche Frist zur Ratification und erneuerten ihre Kriegsdrohung und so erfolgte die Ratification auch von Seite der übrigen evangelischen Stände. Sie verlangten jedoch, daß die Katholischen sich dieser Clausel im ganzen Reich wider die protestirenden Stände nie bedienen sollen und sie blos eine Sache zwischen dem Reich und der Krone Frankreich zu bleiben habe. Durch diese Clausel und die Auslegung, die ihr die Franzosen gaben, wurde der Religionszustand von 1922 Orten geändert und im deutschen Reich war der Samen der Zwietracht auf viele Jahre gestreut. Die Franzosen hatten den doppelten Zweck, den sie durch die Clausel zu erlangen strebten: Beschränkung der Protestanten und Uneinigkeit im deutschen Reiche, vollständig erreicht.

Dreizehntes Hauptstück.

Die Zeit des spanischen Successionskriegs.

Neunundsechzigstes Capitel.

Die Verhandlungen wegen der spanischen Succession. 1667—1700.

Karl II., König von Spanien. Theilungsvertrag zwischen Östreich und Frankreich. Ein neuer Erbprätendent wird geboren. Er stirbt. Verhandlungen zwischen Spanien und Östreich. Erster Theilungsvertrag zwischen Frankreich und Wilhelm von Oranien. Zweiter Theilungsvertrag. Stellung der Parteien in Spanien. Das Testament des Königs. Er stirbt. Ludwig XIV. nimmt das Testament an. Philipp wird von den spanischen Ländern als König anerkannt. Erstaunen und Entschluß des kaiserlichen Hofes. Frankreichs und Östreichs Verbündete.

Karl II. war vier Jahr alt, als er den spanischen Thron bestieg. Er war der letzte Habsburger der spanischen Linie, und so schwächlich, daß man seinem baldigen Ende entgegensah. Er besaß Spanien, Navarra, den grössten Theil von Amerika, die Philippinen, einige Plätze in Afrika, Neapel, Sicilien, Sardinien, die Lombardei, die spanischen Niederlande. Wem sollte dieses ungeheure Erbe zufallen? Seine nächsten Verwandten waren der Kaiser und Ludwig XIV. Ihre Mütter waren Karls Tanten, ihre Frauen seine Schwestern[1]). Beide, der Kaiser und Ludwig, wollten das ganze Erbe, woraus natürlich in der Folge Krieg entstehen musste.

1) Das Verwandtschaftsverhältniß wird später ausführlich dargestellt.

Nicht in der Hoffnung auf Erfolg, sondern in der Absicht, den Kaiser hinzuhalten und ihn zu hindern, den Spaniern beizustehen, mit denen Ludwig XIV. in Krieg war [1]), ließ er dem östreichischen Hof einen Theilungsvertrag über das spanische Erbe in Aussicht stellen; die Verhältnisse aber gestalteten sich so, daß der Vergleich wirklich zu Stande kam.

Der Vergleich ist eine der grössten diplomatischen Unternehmungen, denn er regelte die grösste Erbschaft der Welt; eine der kühnsten Verhandlungen, denn er ordnete die Erbschaft 32 Jahre vor dem Tode des Erblassers; einer der am besten geführten, denn er gelang; und einer der geheimnißreichsten, denn er blieb unbekannt bis zu unsern Tagen [2]). Aus allen diesen Ursachen ist es nöthig, hier näher auf die Verhandlungen einzugehen, die zu dem Vergleich führten. Sie geben ein lebhaftes Bild von der Art, wie die Geschäfte am kaiserlichen Hof geführt wurden.

Ludwig XIV. wollte, wie gesagt, den Vorschlag der Theilung des spanischen Erbes nur vorbringen lassen, um Leopold von der Theilnahme am spanisch-französischen Kriege abzuhalten; deshalb ließ er auch den Vorschlag zur Theilung nicht durch seinen Minister am wiener Hof, Gremonville, einen der gewandtesten Männer seiner Zeit, vorbringen, sondern durch den Grafen Wilhelm Fürstenberg, und dieser mußte vorgeben, hiezu durch den Kurfürsten von Köln beauftragt zu sein, weil derselbe dies als das sicherste Mittel betrachte, den Frieden in Europa herzustellen.

Wilhelm Fürstenberg war ganz im Interesse Frankreichs und hatte Ludwig XIV. in Deutschland schon manche Dienste

1) Es ist der sogenannte Devolutionskrieg. Ludwig behauptete, daß nach dem Tode Philipp IV. von Spanien ein Theil der Niederlande seiner Frau als Philipps Tochter gebühre. Die Spanier wollten dies nicht anerkennen, daher der Krieg.

2) Alles, was in diesem Capitel über diesen Vergleich gesagt wird, beruht auf Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV., tom. II, part. III, sect. III, p. 323—481. Mignet hat das grosse Verdienst, die Acten zuerst ans Licht gezogen und die Verhandlung in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt gemacht zu haben. General Grimonard hat vor ihm einen kurzen Auszug herausgegeben. Siehe Mignet S. 325 in der Anmerkung.

geleistet, aber eben deshalb war er am wiener Hof nicht beliebt und verdächtig. Der östreichische Hof errieth alsbald, daß Fürstenberg eigentlich im Auftrage Ludwigs handle; man besorgte irgend eine Schlinge, zur Erreichung irgend eines geheimen Zweckes. Außerdem wurde der Gegenstand, der verhandelt werden sollte, bekannt, die Hofleute sprachen, die Zeitungen schrieben darüber, der spanische Gesandte Marquis Malagon beschwerte sich persönlich bitter bei dem Kaiser über die Kühnheit und Unschicklichkeit der Anträge Fürstenbergs und verlangte, daß der Graf nicht angehört werde. In dieser Lage der Dinge wurde Fürstenbergs Antrag zurückgewiesen, obschon das östreichische Cabinet im Grund einem Theilungsvertrage nicht abgeneigt war. Unter den kaiserlichen Ministern war nur der Fürst Auersperg entschieden gegen den Vergleich. 1667
Fürstenberg hatte zwei Monate in Wien zugebracht. Er 8. Jan.
reiste ab. 8. März

Gremonville schrieb zwar seinem Herrn, in Folge einer freundschaftlichen Mittheilung des Geheimrathes Grafen Sinzendorf, daß der projectirte Vergleich zu Stande gebracht werden könnte, wenn eine andere Person, als Fürstenberg, gesendet und das Geheimniß der Verhandlung streng bewahrt würde, aber Ludwig hatte seinen Nebenzweck erreicht und ließ das Ganze fallen.

Sieben Monate waren seither vergangen, als der kaiserliche Geschäftsträger in Paris, Vicka, zur Feier der Geburt eines Erzherzogs ein Saufgelag veranstaltete[1]). Ludwig hatte 26. Oct.
den Grafen Wilhelm Fürstenberg hingeschickt, um die Gesundheit des Kaisers auszubringen. Bei dieser Gelegenheit äusserte Vicka gegen Fürstenberg, daß jetzt in Wien mehr Neigung zu einem Eventualitätstractat vorherrsche, als er vordem gefunden. Auf dieses hin gab der französische Minister der äussern Angelegenheiten dem französischen Gesandten in Wien, dem noch oft zu nennenden Gremonville, den Auftrag, zu sondiren: ob Vicka zu seiner Äusserung beauftragt gewesen, oder ob sie überhaupt Grund habe.

1) Une debauche steht in der Depesche Lionne's an Gremonville; es ist charakteristisch für die Zeit, jetzt gibt man diplomatische Diners.

Die zwei bedeutendsten kaiserlichen Minister waren damals die Fürsten Lobkowitz und Auersperg. Sie standen in Feindschaft gegeneinander und pflegten sich ihre Pläne und Vorschläge wechselseitig zu hintertreiben. Gremonville besprach sich zuerst mit Lobkowitz, der sich dem Vergleiche sehr geneigt zeigte. Er wollte aber die Leitung der Verhandlung nicht übernehmen, sondern sagte: „es ist besser, wenn der Kaiser den Antrag durch Jemand anders erhält, er wird dann mich fragen und dann hat meine Meinung mehr Gewicht, als wenn der Vorschlag selbst von mir ausginge." Hierauf rieth Lobkowitz dem Gesandten, sich an den Fürsten Auersperg zu wenden. Der Fürst stehe da wie eine verlorene Schildwache und wünsche eine Gelegenheit, sich durch einen grossen Dienst wieder in der Gunst des Kaisers festzusetzen. Gremonville vermuthete, daß Lobkowitz hiedurch dem Fürsten Auersperg eine Falle bereite, suchte aber gleich eine Gelegenheit, mit Auersperg zu reden.

Er gab die Idee für seine eigene aus, was jedoch Auersperg nicht glauben wollte. Jener zerstreute auch die Besorgniß des kaiserlichen Ministers, daß man sie durch diesen Vorschlag nur einschläfern, oder mit den Spaniern in Zwiespalt bringen wolle, Beide kamen darin überein, daß die Angelegenheit im tiefsten Geheimniß behandelt werden müsse. Der gewandte Franzose stellte dem Fürsten vor, daß durch diesen Vergleich die Ruhe von Europa hergestellt werden würde, und daß dann ihm, dem Fürsten nämlich, der Cardinalshut als Belohnung nicht entgehen könne. Dies wirkte, denn nach dem Cardinalshut ging Auerspergs höchstes Streben. Er versprach über die Sache selbst in vier Tagen Antwort.

Aber schon am nächsten Morgen hatte Auersperg mit dem Kaiser und der Kaiser mit Lobkowitz geredet; denn als Gremonville, wie die Gesandten alle damals, in des Kaisers Antichambre erschien, streifte Lobkowitz, aus dem Cabinetsrath kommend, an ihm vorbei und flüsterte ihm zu: „Betreiben Sie Ihre Angelegenheit, sie geht gut; mehr kann ich jetzt nicht sagen."

In der nächsten Unterredung Gremonville's und Auers-

pergs gestand jener, daß er im Auftrag seines Königs handle, und dieser, daß der Kaiser in diesem Fall bereit sei, in die Verhandlungen einzugehen. Beiderseits wurde anerkannt, daß es nöthig sei, das tiefste Geheimniß zu bewahren; deshalb forderte Auersperg, daß die Verhandlung durch ihn, den Gesandten, allein geführt werde. Gremonville schmeichelte hinwieder dem östreichischen Minister mit der Aussicht, daß auch er die Ehre haben werde, die Angelegenheit allein zu Ende gebracht zu haben. Gremonville versprach alsogleich Instructionen zu verlangen, auf welcher Basis, durch wen und wo unterhandelt werden könne. Merkwürdig ist die Wendung, durch welche Auersperg die Zusicherung Gremonville's erhielt, daß Ludwig sich in Hinsicht des Cardinalshuts für ihn interessiren werde. Er sagte: „ich sehe, daß in diesem Fall Sie hoffen, daß auch Ihnen einige Vortheile verschafft werden." Gremonville antwortete: „daß er sich nicht den geringsten Skrupel darüber machen würde." In dem Bericht an seinen König erzählt Gremonville dies Alles und setzt hinzu, er habe dies nur gesagt, damit Auersperg auch keinen Skrupel habe, sein Privatinteresse mit zu befördern. Der Franzose war feiner als der Deutsche.

Den ganzen Stand der Verhandlungen berichtete Gremonville nach Paris, bat um Vorschriften für sein weiteres Benehmen, falls ihm die Führung der Verhandlungen überlassen werden sollte, und endlich um eine bedeutende Geldsendung, „denn — schreibt er an Lionne — unter uns gesagt, ist Graf Lamberg der Mann, ein grosses Präsent anzunehmen, wenn er überzeugt ist, daß es verschwiegen bleibt, und da er in allen wichtigen Angelegenheiten des Kaisers grösster Vertrauter ist, könnte er uns leicht Vortheile verschaffen." — Diese bestechbare Person war des Kaisers Oberstkämmerer!!

Der Courier Gremonville's kam in 12 Tagen von Wien nach Paris, was damals für schnell galt.

Der König war über Gremonville's Bericht höchst erfreut, übertrug ihm allein die Verhandlung, gab ihm die hiezu nöthigen Vollmachten und eine Instruction, die alle denkbaren Fälle vollkommen erschöpfte, sodaß eine weitere Anfrage überflüssig wurde.

Zuerst wurden die Gründe wiederholt, die Gremonville bei Auersperg und Lobkowitz für die Annahme des Vergleichs bereits geltend gemacht hatte: nämlich, daß die Spanier gezwungen sein würden, auf die Bedingungen Frieden zu schliessen, in denen Östreich und Frankreich übereingekommen sein würden; dann aber, daß der Vergleich alle künftige Ursache von Misverständniß zwischen beiden Höfen nicht nur aufhebe, sondern sie zu ewiger Freundschaft verbinde. Die Instruction umfaßte vorzugsweise drei Gegenstände: Portugals Verhältnisse zu Spanien, Frankreichs Krieg mit Spanien, endlich die eventuelle Theilung der spanischen Monarchie.

In Bezug auf Portugal verlangte Ludwig XIV., daß Spanien mit dem König von Portugal unterhandle wie ein König mit einem andern[1]). Da dieser Punct, ohne Östreichs Zuthun, durch eine Gesandtschaft Spaniens nach Portugal abgemacht wurde, so werden wir seiner fernerhin nicht mehr erwähnen.

In Bezug auf den Krieg Frankreichs mit Spanien erklärte Ludwig, daß er sich mit der Franche-Comté, Luxemburg, Charleroi, Cambrai, dem Cambresis, Douai, Tournai, Aire, Saint-Omer, Bergues und Furnes begnügen wolle, wenn er auch was immer für Eroberungen noch gegen die Spanier machen sollte. Wie denn überhaupt die zu machenden Eroberungen keinen Einfluß auf den zu schliessenden Theilungsvertrag haben sollen, sodaß Ludwig, im Fall der wirklichen Theilung, die eroberten Länder, falls sie Leopolds Theil angehören sollten, ihm ohne alle Entschädigung zurückstellen wolle. Dafür verlangte Ludwig vom Kaiser das Versprechen, daß er den Spaniern im gegenwärtigen Kriege nicht beistehen wolle. Nach mancherlei Verhandlungen wurde festgesetzt, daß der Kaiser — wenn die Spanier den obenerwähnten, durch die Holländer ihnen zu stellenden Antrag nicht annehmen, sondern den Krieg fortsetzen — ihnen in den Niederlanden keinen Beistand leisten wird. In den andern Ländern oder Provinzen stehe es aber dem Kaiser frei, den

1) Die Spanier behandelten den König von Portugal nur als empörten Herzog von Braganza.

Spaniern Beistand zu leisten, ohne daß deshalb der Theilungsvertrag aufgehoben sein sollte.

Ich habe dies hier gesagt, um nicht fernerhin auf diese Verhandlungen zurückkommen zu müssen, und blos vom Theilungsvertrag reden zu können.

Die Theilung, die Ludwig XIV. im Sinn hatte, war folgende:

Der Kaiser erhält das Königreich Spanien, mit Ausnahme von Navarra, dessen Dependenzen und der Festung Rosas, Amerika, die Canarischen Inseln, alle Plätze in Afrika, Sicilien, Sardinien, die Balearen, nämlich die Inseln Majorca, Minorca und Iviza.

Der König erhält, was von den Niederlanden noch spanisch sein wird, nach der Ausgleichung der jetzigen Wirren, Franche-Comté, das Herzogthum Mailand, das Königreich Neapel, die Plätze in Toscana, worunter Porto Longone auf der Insel Elba mitbegriffen ist, Finale, Navarra und dessen Dependenzen, die Festung Rosas und die philippinischen Inseln in Ostindien.

Für den Fall, daß der Kaiser bei dieser Theilung Anstände fände, wurde Gremonville ermächtigt, nach und nach Einiges aufzugeben, und zwar zuerst die Philippinen, dann die Festung Rosas, drittens Navarra mit den Dependenzen. Da es übrigens wahrscheinlich, daß der Kaiser wegen Mailand grosse Schwierigkeiten machen werde, so wurde Gremonville ermächtigt, im schlimmsten Fall Mailand und Finale aufzugeben und dafür Sicilien und Sardinien zu begehren.

Gremonville erhielt zur Abschliessung des Vergleichs ausser einer von Lionne contrasignirten Vollmacht noch eine zweite, eigenhändig von Ludwig geschriebene Vollmacht, und zu grösserer Beglaubigung ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs an den Kaiser.

Geld zur Bestechung Lambergs wurde von Frankreich aus nicht geschickt, aus dem sehr richtigen Grunde, weil Auersperg die Verhandlung allein führte, und wenn Lamberg ins Geheimniß gezogen würde, es um so leichter bekannt werden könnte.

Bevor ich den weitern Verlauf der Verhandlungen er-

zähle, muß ich der niederträchtigen Schmeichelei gedenken, mit der Gremonville das Vertrauen seines Königs erwiderte. Er schreibt so: „wie es der ewigen Güte gefallen hat, in einem Stall geboren zu werden, um ihre Grösse desto mehr zu heben, ebenso haben Ew. Majestät, die in allem Gott nachzuahmen suchen, die Gerechtigkeit Ihrer Ansprüche dadurch an den Tag legen wollen, daß Sie die Vertretung derselben dem schwächsten Ihrer Unterthanen vertrauen." Selbst bei einem französischen Diplomaten damaliger Zeit gehörte ebenso viel Niederträchtigkeit als Frechheit dazu, Ludwig XIV. in Parallele mit Christus dem Herrn zu setzen.

Gegen diese grobe Schmeichelei, gegen die Götzenanbetung des Franzosen sticht es gewaltig ab, daß Lobkowitz in vertraulichem Gespräch zu Gremonville sagte: „Der Kaiser ist nicht wie Ihr König, der Alles selbst sieht und macht; denn er ist wie eine Statue, die man trägt, wohin man will, und ihr Stellungen nach Belieben gibt." Mit Ministern, die so von ihrem Herrn sprachen, musste sich Gremonville Alles erlaubt halten.

Der Kaiser stellte für Auersperg eine eigenhändig geschriebene Vollmacht aus, wie Ludwig für Gremonville ausgestellt hatte.

Um bei den übrigen Gesandten, besonders bei dem spanischen, keinen Verdacht zu erwecken, kamen Auersperg und Gremonville überein, daß der Letztere nur Abends und verkleidet zu jenem kommen solle. Die Verhandlungen begannen.

Der erste Gegenstand war die Auswechslung der Vollmachten. Auersperg verfiel auf ganz sonderbare Ideen; unter andern wollte er beide Vollmachten versiegelt einem damals in Wien anwesenden frommen, aber höchst einfachen Kapuziner zur Verwahrung übergeben, ohne ihm jedoch zu sagen, was in dem Packet sei. Alle solche Vorsichtsmaßregeln traf man, damit das Geheimniß besser bewahrt werde. Endlich kam man darin überein, daß die Vollmachten gegenseitig unter den Ministern ausgewechselt wurden, wobei sie sich wechselseitig reversirten.

1668 1. Jan. In der Audienz, die Gremonville beim Kaiser unter dem Vorwand erhalten hatte, ihm zum neuen Jahr Glück zu wün-

schen, brachte er den Vergleich zur Sprache, ohne jedoch ins Detail einzugehen, und der Kaiser war voll Versicherungen von Freundschaft gegen den König von Frankreich. Gremonville bemerkte deutlich, daß der Vergleich dem Kaiser am Herzen liege. Am nächsten Tage begannen die Conferenzen zwischen den beiden Ministern. Gremonville brachte den französischen Theilungsvertrag in Anregung und den Cardinalshut für Auersperg mit, um ihn günstig zu stimmen. Der Cardinalshut kehrt beinahe in jeder Unterredung wieder und war der Angelhaken, an dem der östreichische Minister festgehalten wurde. Als der französische Antrag durch den Kaiser zur Kenntniß des Fürsten Lobkowitz kam, trennte er sich zum ersten Mal vom französischen Interesse. Er sagte zu Gremonville: was soll uns Westindien? was die Inseln? Afrika? wie kommen wir nach Spanien ohne Mailand und Finale? Nehmen Sie uns Westindien, oder geben Sie uns die Mittel, hinüberzukommen. Als Gremonville hierauf erwiderte: bei der Theilung des Mobiliars werde der König dem Kaiser die spanischen Schiffe überlassen, lachte Lobkowitz eine Viertelstunde in einem fort und rief endlich aus: und Sie behalten den Schmuck, wenn ihn die Juden von Granada herausgeben wollen! — Auersperg brachte endlich des Kaisers Gegenvorschlag zur Verhandlung. Dieser bestand darin: der König von Frankreich erhält Flandern, die Philippinen, Majorca, Minorca, Iviza und die Plätze in Afrika. Alles Andere fällt dem Kaiser zu. Man sieht, es war die Theilung des Löwen; aber Leopold war kein Löwe, es hätte viel mehr Feinheit und Gewandtheit erfordert, als Auersperg besaß, um den Franzosen eine so ungleiche Theilung annehmbar zu machen.

Die Verhandlungen, die nun stattfanden, schildert Gremonville in einer Depesche an den französischen Minister des Auswärtigen, Lionne, mit folgenden Worten: „Die Verhandlung ist eine wahre italienische Comödie; der Kaiser ist der zweite Zanni, der den Geist seiner Minister verwirrt, um die Intrigue durchzuführen; die Fürsten Lobkowitz und Auersperg wollen einer den andern übervortheilen und um die Ehre der Unterhandlung bringen, indem sie sich wechselseitig betrügen. Der Finanzpräsident handelt als Pantalon, macht

vielen Lärm wegen der Rekrutenstellung, thut aber insgeheim Alles, um kein Geld ausgeben zu müssen. Die Kaiserin-Witwe ist die Colombine; sie befördert die Intrigue wunderbar, ohne ihren Zweck zu kennen. Ich bin der normännische Trapolin, der Alles thut, um seinem Herrn gut zu dienen. Erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß Sie der Doctor sind, der den guten Ausgang durch seine weise Leitung herbeiführt."

Es würde zu weit führen, das ganze Detail der Verhandlungen mitzutheilen; der Kaiser wollte Italien, Auersperg den Cardinalshut und Lobkowitz das Interesse Frankreichs befördern, ohne seinen Ansichten über die Theilung untreu zu werden. Deshalb stellte er sich krank, als die entscheidende Conferenz statthatte. Weil aber der Kaiser Lobkowitzens Meinung wissen wollte, wurde die Conferenz auf den nächsten Tag verlegt. Da vertheidigte Lobkowitz die Ansicht, in
1668 Spanien nachzugeben, um Mailand und Neapel behaupten
19. Jan. zu können. Endlich kam der Theilungsvergleich zu Stande. Der Kaiser soll erhalten: Spanien mit einigen später zu erwähnenden Ausnahmen, Westindien, das Herzogthum Mailand mit dem Recht die Investitur von Siena zu geben, Finale, die Häfen Longone, Hercole, Orbitello und die andern der Krone Spanien gehörigen Häfen am liguriſchen oder, wie es gewöhnlich hieß, toscanischen Meere, bis an die Grenzen von Neapel, mit ihren Dependenzen, Sardinien, die canarischen und die balearischen Inseln. Der König von Frankreich erhält die spanischen Niederlande, worunter auch Bourgogne, genannt Franche-Comté, verstanden wird, die Philippinen, das Königreich Navarra mit seinen jetzigen Dependenzen, Rosas mit seinen Dependenzen, die Plätze in Afrika, Neapel und Sicilien mit den Dependenzen, worunter jedoch die oben dem Kaiser zugesprochenen Häfen nicht zu verstehen sind.

Wenn man diesen Vertrag betrachtet, so ergibt es sich, daß er offenbar zu Gunsten der Franzosen ist, und daß Gremonville mit den östreichischen Ministern nur gespielt hat. Statt von den ursprünglichen Forderungen seines Herrn etwas nachzulassen, wozu er bevollmächtigt war, hatte er ihm mehr verschafft, als derselbe begehrt hatte, und gerade Länder, die

an Frankreich anstiessen, also die Frankreich nützlichsten. Der Kaiser hatte durch die Abtretung Navarras sogar die natürlichen Grenzen Spaniens verletzt, und sowol hiedurch, als durch die Abtretung der Festung Rosas den Franzosen den Angriff Spaniens erleichtert. Aber in der Freude des Herzens, daß nun die Ruhe Europas für immer gesichert sei, bemerkte der Kaiser diese Nachtheile nicht, und die Minister wollten sie nicht bemerken.

Über die Aufbewahrung der Originale erhob sich auch Schwierigkeit. Auersperg wollte sie in einem verschlossenen Koffer dem Herzog von Florenz übergeben, ohne ihm den Inhalt näher zu bezeichnen, er sollte sich aber reversiren, daß er den Koffer nur den Abgeordneten des Kaisers und des Königs vereint, nicht aber einzeln übergeben werde. Man fürchtete jedoch die italienische Neugierde, die nicht unterlassen würde, selbst die künstlichst gearbeiteten Schlösser zu öffnen und Siegel nachzuahmen, und so blieb es am Ende dabei, daß die beiden Monarchen die Originale des Theilungsvertrags behielten.

Um dem Fürsten Auersperg den Cardinalshut zu verschaffen, schrieb Ludwig XIV. eigenhändig sowol an den Papst, als an den Cardinal Rospigliosi [1]). Auerspergs Secretair erhielt 3000 Franken, Lobkowitz wurde mit Dank und Lobsprüchen überhäuft. Dem Gremonville wurde durch Lionne versichert, daß ihm der König ein Gouvernement und eine Abtei zugedacht habe. Ob der Kaiser etwas für ihn gethan, ist unbekannt.

Es wäre viel Blut, viel Unglück erspart worden, wenn dieser Vertrag wäre aufrecht erhalten worden, aber Karl II., auf dessen nahes Ende dieser Vergleich berechnet war, lebte noch 32 Jahre, andere Verwickelungen traten ein, Kriege zwischen Östreich und Frankreich, ein neuer Prätendent auf das spanische Erbe kam auf die Welt, fremde Potentaten brachten Theilungsvorschläge in Anregung, und so trat dieser Theilungsvorschlag ganz in den Hintergrund und wurde ver-

1) Dies führte Auerspergs Sturz herbei, wie dies schon erzählt worden bei Lobkowitzens Sturz.

gessen. Wahrscheinlich hat Karl II. nie erfahren, wie früh über die Theilung seines Erbes das Loos war geworfen worden.

Als sich die europäischen Cabinete mit der Frage beschäftigten, wem das ungeheure spanische Erbe zufallen solle, betrachtete man, nach den staatsrechtlichen Ansichten jener Zeit, Land und Leute als ausschließliches Eigenthum der Könige, als Patrimonium, als Familiengut. Daß bei dem Erlöschen eines Herrscherstammes und der hiedurch nothwendigen Wahl einer neuen Regentenfamilie die Völker, um die es sich handelt, das Recht haben, sich den neuen Herrscher zu wählen, fiel damals keinem Staatsmann ein, und die Verhandlungen, die damals über die spanische Succession in Schwung kamen, drehten sich vorzugsweise um zwei Grundsätze. Der erste war: die spanische Monarchie darf in ihrer ganzen Ausdehnung Keinem zufallen; der zweite Grundsatz war: sie muß daher unter die nächsten Verwandten des Königs getheilt werden. Die Frage war also: wie soll die spanische Monarchie nach Karls II. Tod getheilt werden?

Die spanischen Habsburger hatten, gleichsam im Vorgefühl, daß ihr Mannsstamm erlöschen werde, aus natürlicher und leicht begreiflicher Vorliebe die Erbschaft der deutschen Linie der Habsburger zu sichern gesucht.

Deshalb hatte Philipp III., als er seine ältere Tochter, Anna, an den König von Frankreich, Ludwig XIII., verheirathete, von ihr, für ihre Person und ihre Nachkommen feierliche Verzichtleistung auf die spanische Thronfolge verlangt, der jüngern Tochter, Maria, aber, als sie Kaiser Ferdinand III. heirathete, ihr Erbrecht vorbehalten. Dasselbe that Philipp IV., als er seine ältere Tochter, Maria Theresia, mit Ludwig XIV., die jüngere aber, Margaretha Theresia, mit Kaiser Leopold I. vermählte. Diese Margaretha Theresia wäre also, nach den Ansichten Philipps IV., die Erbin des spanischen Thrones ge-
1673 wesen, wenn sie ihren Bruder Karl II. überlebt hätte. Sie starb aber lange vor Karl II. und hinterließ eine einzige Tochter, Maria Antonia, somit war diese die rechtmäßige Erbin der spanischen Monarchie. Leopold I. verheirathete Maria Antonia an den Kurfürsten von Baiern, Maximilian

Emanuel; damals ließ sich Leopold I. durch Maria Antonia eine Verzichtleistung auf ihr spanisches Erbe ausstellen. Wenn diese Verzichtleistung gültig war, musste das spanische Erbe Leopold I. zufallen, weil seine Mutter, die schon erwähnte spanische Prinzessin, Maria, Gemahlin Kaiser Ferdinands III. gewesen. Gegen die Gültigkeit dieser Verzichtleistung Maria Antonia's ließ sich anführen, daß sie geschehen war ohne Zustimmung des Königs Karl von Spanien, ohne Beobachtung der spanischen Erbfolgegesetze und der ausdrücklichen Anordnung Philipp IV. Dieser Ansicht schien nicht zu widerstreben, daß der Kurfürst Maximilian Emanuel die Verzichtleistung seiner Gemahlin gutgeheissen habe. Die innige Verbindung des Kurfürsten mit dem spanischen Hof gab sich darin kund, daß König Karl II. dem Kurfürsten die Verwaltung der spanischen Niederlande übertrug, und daß Maximilian sein angestammtes Land Baiern verließ, um in Brüssel als spanischer Statthalter aufzutreten. 1692

Während Maximilian in Brüssel regierte, war seine Gemahlin zu Wien eines Sohnes genesen, der Josef Ferdinand genannt wurde, sie selbst aber starb kurz nachher. Mehrere früher geborne Kinder waren noch vor der Mutter gestorben, und so vereinigte sich das Erbrecht auf die spanische Monarchie in der Person des kleinen Prinzen von Baiern, Josef. Der heissteste Wunsch des Kurfürsten war, diesen seinen Sohn als König von Spanien und Indien begrüssen zu können. 1692 28. Oct. 24. Dec.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es für das spanische Erbe drei Prätendenten gab: sie waren der ebenerwähnte Prinz Josef, Kaiser Leopold, als Sohn der spanischen Prinzessin Maria, und Ludwig XIV., als Sohn der spanischen Prinzessin Anna und Gemahl einer zweiten spanischen Prinzessin, Marie Thereſe. Die Aufgabe der europäischen Politik bestand darin, die Ansprüche dieser drei Prätendenten im Wege der Unterhandlungen auszugleichen.

Der Hauptschauplatz der diplomatischen Intriguen und Machinationen war in Madrid. Die Königin-Mutter hatte Karl II. vermocht, durch ein Testament den Prinzen von Baiern zu seinem Nachfolger zu ernennen. Sobald Maximilian dies er-

fuhr, ließ er den sechsjährigen Prinzen von München nach Brüssel bringen, in der Absicht, den nunmehrigen Prinzen von Asturien nach Madrid zu senden. Durch den Revers seiner verstorbenen Gemahlin, den diese zu Gunsten ihres Vaters ausgestellt, glaubte er sich nicht gebunden, eben so wenig dadurch, daß er den Revers gutgeheissen, weil Leopold seinerseits die Heirathsbedingungen nicht erfüllt, nach dem Tode der Kurfürstin das Heirathsgut nicht ausgefolgt und auch die Kriegskosten, die Maximilian für Östreich aufgewendet, nicht zurückerstattet hatte, obschon die Holländer sich erboten hatten, die hiezu nöthigen Gelder dem Kaiser zu schaffen. Aber die Vorsehung hatte beschlossen, die Hoffnungen des Kurfürsten
1699 nicht zu erfüllen. Der Kurprinz erkrankte, und nach sieben
6. Juni Tagen stand der verzweifelnde Vater bei einer Leiche.

1696 Es ist eine grosse Frage, ob der Prinz, wenn er gelebt
Mai hätte, das spanische Erbe würde haben antreten können; denn seine Hauptgönnerin, die Königin-Mutter, war gestorben, die regierende Königin selbst aber, als Schwester der Kaiserin, hatte den König vermocht, das Testament zurückzunehmen, und obschon der König nicht bewogen werden konnte, ein neues Testament zu machen, willigte er doch darein, daß Erzherzog Karl, der zweite Sohn Kaiser Leopolds, nach Spanien berufen werde. Der König von Spanien verlangte aber, daß er mit 10,000 Mann in Spanien erscheine. Hätte der Kaiser diesem Begehren willfahret, so würde, nach menschlicher Berechnung, Spanien dem Haus Östreich zugefallen und die Geschichte des 18. Jahrhunderts eine andere geworden sein. Der Kaiser aber brauchte die Truppen noch gegen Frankreich, denn der ryswiker Friede war noch nicht geschlossen, ferner scheute er die Kosten, die mit der Absendung eines solchen Truppencorps nothwendig verbunden sind; er bedachte nicht daß der Krieg wegen des spanischen Erbes nur so vermieden werden könne, und daß derselbe viel mehr Auslagen verursachen müsse. Der Kaiser stellte also die Forderung, der König von Spanien möge die Kosten des Truppentransports übernehmen, was die Spanier wegen der gänzlichen Erschöpfung ihrer Finanzen abschlagen mussten. Der König von Spanien verlangte nun, der Erzherzog möge allein, ohne

Truppen kommen; dagegen aber wurde von kaiserlicher Seite eingewendet, das sei der Würde eines Erzherzogs nicht angemessen, und so verstrich die günstige Gelegenheit. Als sich der Kaiser entschloß, den Erzherzog abreisen zu lassen, war es zu spät, denn der Friede zu Ryswik war geschlossen und die Franzosen und Wilhelm von Oranien hatten nicht nur eine Übereinkunft über die Theilung der spanischen Monarchie getroffen, sondern sich auch dagegen ausgesprochen, daß ein Erzherzog nach Spanien gehe. Bei dem Theilungsvertrag hatte Wilhelm von Oranien den Grundsatz aufgestellt, daß weder ein östreichischer, noch ein französischer Prinz König von Spanien werden dürfe, und Ludwig XIV. war scheinbar darauf eingegangen, und so war der Theilungsvertrag folgender Art zu Stande gekommen: Der Dauphin erhält Neapel und Sicilien, dem Erzherzog Karl fällt die Lombardei zu, der bairische Prinz wird König von Spanien, Indien und den Niederlanden. 1698 11. Oct.

Der baiersche Prinz hätte also, wenn er gelebt hätte, die Zurücknahme des Testaments, den Vergleich zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm von Oranien und den Kaiser gegen sich gehabt, der das ganze spanische Erbe für sich oder vielmehr für seinen Sohn Karl in Anspruch nahm. Aber wie gesagt, der Tod raffte den kleinen Prinzen hin.

Durch diesen Tod waren alle bisherigen Combinationen zerstört, und so schlossen Frankreich, England und Holland einen neuen Vergleich. Die beabsichtigte Theilung der spanischen Monarchie war folgende: Erzherzog Karl erhält Spanien, die Niederlande, Indien; der Dauphin Neapel und Sicilien, die spanischen Festungen an der Küste von Toscana, das Marquisat Finale, die Provinz Guipuzcoa und das Herzogthum Lothringen; der Herzog von Lothringen bekommt aber für sein abzutretendes Land die Lombardei. Dieser Vertrag wurde dem Kaiser mitgetheilt. 1700 März

Drei Monate schwieg Leopold, endlich ließ er mündlich antworten, er halte es nicht für geziemend, über die Länder seines noch lebenden Schwagers zu schalten, behalte sich aber seine Ansprüche auf die ganze Erbschaft vor. Aber die östreichischen Minister sprachen sich unmittelbar und in Flug-

schriften sehr scharf über den Vergleich aus, und besonders unbegreiflich fanden sie es, wie England und Holland zur Vergrösserung ihres Erbfeindes geflissentlich beitragen könnten. Überhaupt gefiel der Tractat nirgend. In England wurde er mit einem Strassenraub verglichen, nur zum Vortheil Frankreichs geschlossen, und das Unterhaus wollte die Urheber in Anklagestand versetzen. Der König von Spanien war durch den zweiten Tractat ebenso empört wie durch den ersten früher erwähnten. Er wollte der Theilung der spanischen Monarchie vorbeugen, sie Einem hinterlassen. Nach dem ersten Tractat hatte er das frühere Testament zu Gunsten des bairischen Prinzen erneuert. Nachdem aber dieser gestorben war, musste der zu ernennende testamentarische Erbe ein östreichischer oder ein französischer Prinz sein, und es war klar, daß die testamentarische Anordnung ein grosses Gewicht in den Ansprüchen des zu Ernennenden sein würde. Daß beide Höfe, der östreichische, sowie der französische, Alles aufboten, um den König zu gewinnen, versteht sich von selbst, es ist also hier am Ort, die madrider Verhältnisse näher ins Auge zu fassen; denn Jahre lang währte das stille, heimliche Ringen der Parteien in den Salons von Madrid, in der Abgeschiedenheit des Escurial, bis durch die grössere Gewandtheit des französischen Gesandten die Angelegenheit zu Frankreichs Gunsten entschieden wurde.

Östreich wurde am spanischen Hof durch Ferdinand Bonaventura Grafen Harrach repräsentirt. Er war in Geschäften ergraut und besaß Leopolds Vertrauen. Sein Sohn — auch ein Diplomat — stand ihm zur Seite. Zwei grosse Stützen fand er am Cardinal Portocarero und dem Amirante von Castilien; auch ein grosser, ja der grössere Theil der königlichen Räthe war für Östreich. Die Königin-Mutter war als Deutsche und Schwester der Kaiserin [1]) desselben Sinnes. Sie unterstützte das Haus Östreich besonders lebhaft. Sie wurde in diesen Gesinnungen bestärkt durch ihren Beichtvater, den Kapuziner Gabriel Chiesa und die Gräfin

1) Die erste Gemahlin des Königs von Spanien war Marie Louise, Tochter des Herzogs von Orleans. Die zweite, von welcher hier die Rede ist, war Maria Anna, die Schwester der Kaiserin.

Berlepsch, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte und die grossen, ja beinahe unumschränkten Einfluß auf die Königin ausübte. Das Günstigste aber für Leopolds Pläne war, daß der König sich zu Östreich neigte; abgesehen davon, daß ihn der gemeinsame Ursprung der beiden habsburger Linien für Östreich stimmte, wurde seine Neigung noch dadurch bestärkt, daß Leopold weder bei dem ersten noch bei dem zweiten Theilungsvertrag zwischen Ludwig XIV. und Wilhelm von Oranien als verhandelnde Macht aufgetreten war. Den ältern Vergleich zwischen Östreich und Frankreich kannte Karl gar nicht. Endlich wirkte bei dem König sein, man möchte sagen, angeborner Franzosenhaß, den seine erste Gemahlin zu besiegen nicht im Stande gewesen und der sich manchmal auf die sonderbarste Weise äusserte [1]). Bei Hof also und in Madrid stand die Angelegenheit Östreichs gut, und wenn der Kaiser, wie schon gesagt worden, den Erzherzog Karl zur rechten Zeit nach Spanien geschickt hätte, würde der Ausgang wahrscheinlich für Östreich günstig gewesen sein. Aber die Gelegenheit war versäumt, und die Franzosen hatten Zeit, den Östreichern entgegenzuwirken, und sie wurden hiebei von der Nation unterstützt.

Die romanischen Völker haben unter sich mehr Sympathien, als für einen germanischen Stamm, und so war auch die Mehrzahl der Spanier der östreichischen Partei nicht gewogen; man nannte die offenkundigen Anhänger des östreichischen Hauses, „die deutsche Junta." Und diese Partei selbst drohte zu zerfallen. Zuerst wurde die Gräfin Berlepsch ungünstig gestimmt, denn Graf Harrach hatte — um die Nation den Plänen Östreichs geneigt zu machen — darauf gedrungen, daß sie vom Hof entfernt werde, und der Amirante von Castilien und der Cardinal Portocarero waren wegen einer Rangstreitigkeit in Feindschaft gerathen. Daß Oropesa, der erste Minister des Königs von Spanien, der früher für den

1) Die Königin soll ihre Hunde und Papageien sich nie in des Königs Gegenwart haben bringen lassen, denn er hasste diese Thiere, weil sie aus Frankreich gekommen waren. Der König soll es auch der Herzogin von Terra-Nova Dank gewusst haben, daß sie einen nur französisch redenden Papagei erwürgte.

baierschen Prinzen gewesen, sich jetzt für Östreich erklärte, war der einzige Gewinn der Partei.

Dem Grafen Harrach gegenüber stand der französische Gesandte, Marquis Harcourt. Diese beiden Männer waren entgegengesetzten Charakters und Benehmens. Harrach war hochmüthig, verschlossen, barsch in seinen Manieren, in seinem Haus herrschte die strengste Sparsamkeit. Harcourt war freundlich, höflich, einschmeichelnd, er hielt ein offenes Haus; die Pracht und Annehmlichkeit desselben vermochte auch die Gegner der französischen Partei sich dort einzufinden, und die Marquise Harcourt — eine höchst liebenswürdige Dame — half ihm mit grossem Erfolg, die Anhänger des Hauses Östreich zu sich herüberzuziehen. Harcourt hatte von Ludwig XIV. die Weisung, einen französischen Prinzen zu des Königs Nachfolger ernennen zu lassen und, sollte dies nicht möglich sein, lieber den Prinzen von Baiern oder einen spanischen Grand auf den Thron zu befördern, als das Erbe dem Hause Östreich zu lassen. Harcourt benahm sich mit viel Gewandtheit. Er zog die Hofdame Berlepsch in sein Interesse und suchte die Geistlichkeit für Frankreich zu gewinnen, was ihm auch gelang. Der Beichtvater der Königin wurde mit der Aussicht geködert, durch Frankreichs Vermittlung den Cardinalshut zu erlangen und Portocarero hoffte, durch Harcourts Hülfe, den Amirante zu stürzen. Ein Volksaufstand in Madrid wurde von den beiden Letzten geschickt benutzt, um Oropesa und den Amirante zu entfernen, und Portocarero bekam hiedurch die Leitung der Geschäfte in seine Hand. Durch die Berlepsch und den Beichtvater gelangte Harcourt in Briefwechsel mit der Königin; er wusste sehr geschickt das rücksichtslose Benehmen des Grafen Harrach hervorzuheben, der die Königin immer und immer drängte, und schmeichelte ihr mit der Hoffnung, in zweiter Ehe den Dauphin zu heirathen und so auf den Thron von Frankreich zu gelangen.

Die französische Partei gewann immer mehr und mehr festen Fuß. Der Kaiser, hierüber erschreckt, wollte nun den Erzherzog Karl mit den verlangten Truppen senden; es war zu spät! die französische Partei war schon stark genug, die Ausführung von Spanien aus zu hindern. Graf Harrach,

der seinen Credit täglich schwinden sah, verlangte und erhielt seine Abberufung. Der wiener Hof, mehr bedacht den Grafen zu belohnen, als ihm einen tüchtigen Nachfolger zu geben, ernannte des Grafen Sohn, Ludwig, zum Gesandten in Spanien, der wol seines Vaters Hochmuth, nicht aber dessen Geschäftskenntniß besaß.

Dennoch schien sich die östreichische Partei noch einmal zu heben. Die Königin war über Harcourts Heirathsproject entrüstet; um sich bei den Spaniern beliebt zu machen, hatte sie ihren Beichtvater und die Hofdame Berlepsch von sich entfernt und dem König Harcourts Absicht mitgetheilt, sie in zweiter Ehe mit dem Dauphin zu vermählen. Der König, hierüber aufgebracht, erlangte Harcourts Abberufung; ja, die Spanier rüsteten sich zum Krieg gegen Frankreich; der Herzog von Medina-Celi wurde nach Neapel geschickt, und nach Mailand ging die Weisung, die kaiserlichen Truppen aufzunehmen, mit dem Herzog von Mantua wurde unterhandelt wegen der Aufnahme deutscher Truppen in Mantua, und der Herzog von Moles ging mit der frohen Kunde nach Wien, daß der König ein Testament zu Gunsten des Erzherzogs verfassen werde.

Die Franzosen verloren den Muth nicht. Harcourt war zwar abberufen, aber, mit dem Oberbefehl der Armee an den Pyrenäen betraut, blieb er in der Nähe und der neue französische Gesandte Blécourt richtete sich nach Harcourts Winken. Er benutzte den Einfluß der Geistlichkeit, die meist im französischen Interesse war, und unter Portocarero's Leitung stand, um den König wieder umzustimmen. Dieser war allerdings günstig für Östreich gesinnt, aber er war von der Furcht erfüllt, Spanien in das doppelte Unglück eines äussern und eines Bürgerkrieges zu stürzen, und er wusste nicht mehr, ob das Recht auf Östreichs oder Frankreichs Seite stehe. Portocarero schlug ihm also vor, er möge, sowie er schon damals gethan, als er sich für den baierschen Prinzen erklärte, jetzt auch wieder Rechtsgelehrte und den Papst selbst fragen, für welche der Parteien das Recht spreche. Der immer schwankende König ergriff diesen Ausweg, sich nicht selbst entscheiden zu müssen, mit Freuden.

Das Gutachten der Kanonisten und Rechtsgelehrten fiel dahin aus, daß die Verzichtleistung der beiden an Frankreich verheiratheten spanischen Prinzessinnen nur den Zweck gehabt habe, die Vereinigung der beiden Kronen Spaniens und Frankreichs auf Einem Haupt zu hindern; wenn diese Gefahr beseitigt sei, könne die Verzichtleistung die Rechte ihrer Nachkommen nicht schmälern; die Vereinigung beider Kronen auf einem Haupt könne aber dadurch gehindert werden, daß der, auf den spanischen Thron zu erhebende französische Prinz auf die Krone Frankreichs Verzicht leiste. Der Papst, dem der König dieses Gutachten mittheilte, sprach sich entschieden für das Haus Bourbon aus. Noch immer schwankte der König. Wie ein morsches Gebäude zwischen hin und her wogenden Wasserfluthen, stand er zwischen den Parteien. Die Königin, ihr neuer Beichtvater, der Großinquisitor waren für Östreich, der Cardinal Portocarero, die meisten Räthe für Frankreich, und er nahte sichtlich dem Grabe. Portocarero umgab ihn mit Geistlichen seines Sinnes — ich habe schon gesagt, daß die Mehrzahl der spanischen Geistlichkeit für die Bourbons war — daß die Gerechtigkeit der Bourbonschen Ansprüche anerkannt war durch die Rechtsgelehrten und Kanonisten, bestätigt durch die Entscheidung des Papstes, die Neigung der Nation, wurde geltend gemacht. Auch das Gewissen des Königs wurde bestürmt. Es hieß: weder die Bourbons noch die Östreicher können durch Freundschaft oder Haß der Seele eines Hingeschiedenen helfen! und welche Strafe harrt Derjenigen in der Ewigkeit, die hier nicht nach Recht, sondern nach Haß und Liebe gehandelt. Haß und Liebe! Gefühle dieses Lebens, was sind sie jenseits? — Der erschütterte Monarch übergab, in Gegenwart Portocarero's und des Präsidenten des Rathes von Castilien, Don Manuel Arias, die Hauptideen seines Testamentes dem Staatssecretair Ubilla, der es auf der Stelle in die gehörige Form brachte [1]). Als es der König unterschrieb, zerfloß er in Thränen und sprach: „Jetzt bin ich nichts mehr!" Auf den Umschlag schrieben

1) Es ist später sogar der Verdacht ausgesprochen worden, daß er es schon fertig mitgebracht habe.

sieben Zeugen ihren Namen und drückten ihre Siegel auf. Drei Tage nachher kam ein Codicill zu Stande, der das Loos der Königin und die Regentschaft regelte.

Der König hatte bis zum letzten Augenblick die grösste Abneigung gezeigt, seine Verwandten zu enterben. Er suchte sein Verfahren vor sich selbst zu rechtfertigen. „Gott gibt und nimmt Königreiche, denn sie gehören ihm," so tröstete er sich. — Wenige Tage, nachdem das Testament war ausgefertigt worden, stellte sich eine Scheinbesserung in des Königs Gesundheit ein, und alsobald trat die Vorliebe für seine Verwandten wieder hervor, er sprach sich zornig gegen Jene aus, die ihn zum Testament verleitet, er sandte einen Courier an den Kaiser mit der Versicherung, daß er einen Erzherzog zu seinem Nachfolger ernennen würde; aber was sind die Pläne der Menschen den ewigen Rathschlüssen Gottes gegenüber! die Besserung war nur vorübergehend, des Königs Zustand verschlimmerte sich sichtlich, er starb, neununddreissig 1700
Jahre alt, im sechsunddreissigsten seiner Scheinregierung. 1. Sept.

Am Tag seines Hinscheidens selbst wurde das Testament eröffnet. Es ernannte den Herzog von Anjou oder dessen Bruder, den Herzog von Berry, und wenn diese die Krone Frankreichs vorziehen oder erben sollten, Erzherzog Karl zum Alleinherrscher.

Die östreichische Partei war dieses Inhalts ganz unkundig gewesen. Der östreichische Gesandte Graf Harrach erwartete in einem Nebenzimmer die Anzeige, daß Erzherzog Karl des Königs Erbe sei. Wer schildert sein Erstaunen, als er den wahren Inhalt des Testaments erfuhr! Die Regentschaft, aus der Königin und acht Räthen bestehend, wurde alsobald eingesetzt und theilte den Inhalt des Testaments Ludwig XIV. mit. Der Überbringer der Nachricht hatte zugleich den Auftrag, im Fall der Weigerung von Seiten Frankreichs alsobald nach Wien zum Erzherzog Karl sich zu verfügen.

Obwol der Inhalt des Testaments in Frankreich schon seit der Abfassung desselben bekannt war, gab sein Inhalt doch Anlaß zu ernsten Berathungen. Allerdings wäre für Frankreich der letzte in Haag geschlossene Tractat vortheilhaf-

wie z. B. des Dauphin auf Spanien, oder Anjous auf Frankreich, seien hinreichend, Europa zu beruhigen, daß Spanien nie mit Frankreich werde vereinigt werden. Der spanische Thron dürfe einem französischen Prinzen auch schon darum nicht zu Theil werden, weil dadurch Frankreich ein ungeheures Übergewicht in Europa erlangen würde. Die Entschliessungen fremder Mächte über die Theilung der spanischen Länder sind eine Anmassung, die sich auf gar kein Recht gründet und führen nicht zum Frieden, sondern zum Krieg. Der alte Stand Europas bleibt nur dann aufrecht, wenn, statt des erloschenen spanischen Zweiges der Habsburger, wieder ein neuer Zweig desselben Hauses die Länder übernimmt. Recht und Politik sprächen also dafür, daß die gesammten spanischen Länder wieder auf einen östreichischen Prinzen übergehen.

Die Franzosen sagten dagegen, die Entsagung Maria Theresia's ist null und nichtig, denn der König von Spanien hat mehrere Bedingungen des Ehevertrages nicht erfüllt, also ist auch Maria Theresia nicht an die Erfüllung ihrer Versprechungen gebunden. Die Cortes von 1618, sowie die später befragten, waren keine wirklichen Cortes, sondern nur wenige, nach Willkür der Minister versammelte, eingeschüchterte Deputirte, ihre Beschlüsse sind also ungültig; wenn sie aber auch gültig wären, so steht doch der Grundsatz fest, daß, wenn ein früherer König das Recht gehabt hat, alte Reichsgesetze umzustossen, Karl II. das Recht gehabt hat, sie wieder herzustellen. Für Europa ist die Gefahr dieselbe, ob in Spanien ein französischer oder ein östreichischer Prinz auf den Thron erhoben wird; denn wenn es wahr sein sollte, daß durch die Erhebung eines französischen Prinzen Frankreichs Macht über Gebühr groß werde, so würde im andern Fall die Macht des Hauses Östreich über Gebühr erhöht. Östreich endlich hat früher selbst einen Theilungsvertrag abgeschlossen und dadurch stillschweigend und mittelbar Maria Theresia's Rechte anerkannt. Die Theilungsverträge kommen aber jetzt gar nicht mehr in Berücksichtigung, denn das Testament hebt die frühern Theilungsverträge auf und auch der Zweck der Theilungsverträge wird durch das Testament besser

erreicht. Die Theilungsverträge haben den Zweck gehabt, die Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens auf Einem Haupt zu hindern und Ludwig XIV. einen Theil seiner gerechten Ansprüche zu sichern. Das Erste wird erreicht dadurch, daß Philipp dem französischen Erbe entsagt, und der zweite Zweck hört auf, weil Ludwig XIV. seine Ansprüche selbst aufgibt. Der Friede kann also nur dadurch in Europa erhalten werden, wenn das Testament in seiner ganzen Ausdehnung in Vollziehung gesetzt wird.

Die Angelegenheit aber war schon dahin gediehen, daß Gründe und Gegengründe keine Entscheidung herbeiführen konnten, das letzte Argument der Könige: die Kanonen, mussten entscheiden.

In dem Augenblick, als der Krieg von Seite des Kaisers beschlossen wurde, lag das Übergewicht in den Händen des Königs von Frankreich. Er hatte nicht nur Frankreich zur unbedingten Verfügung, sondern auch alle spanischen Länder, der Papst war ihm günstig, der Herzog von Savoyen sein Alliirter und die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln hielten es mit ihm. Freilich war Spanien in Verfall, aber sein Enkel hatte sich in Besitz gesetzt, und es war auf jeden Fall leichter, sich im Besitz zu vertheidigen, als das Reich zu erobern.

Des Kaisers Länder waren erschöpft und Ungern im höchsten Grad unruhig; sein Heer nur 80,000 Mann stark, es fehlte an Geld. Er musste also suchen Bundesgenossen zu werben. Natürlich fiel des Kaisers erster Blick auf Deutschland. Hier aber stieß er auf grosse Hindernisse. Den Herzog von Hannover hatte er durch die Verleihung der Kurwürde, den Kurfürsten von Brandenburg durch die Abschliessung des Krontractates gewonnen, durch welchen Leopold 1700
den Kurfürsten Friedrich als König von Preussen anerkannte. 16. Nov.
Aber sonst stand es für seine Absichten in Deutschland nicht günstig. Der Kaiser ließ auf dem Reichstag zu Regensburg den Feldzug gegen Mailand als Reichssache darstellen, aber sein Aufruf wurde kalt aufgenommen; der schwäbische und fränkische Kreis waffneten zwar, aber nicht zur Unterstützung der kaiserlichen Sache, sondern zu eigener Vertheidigung, die

Kreise wollten neutral bleiben und wurden hierin durch die Kurfürsten von Köln und Baiern bestärkt. Diese beiden waren entschiedene Gegner des Kaisers. Auf dem Associationsconvent, 1701 August den der Kurfürst von Mainz nach Heilbronn ausgeschrieben hatte, erklärten die Bevollmächtigten des fränkischen, baierschen, schwäbischen und der beiden rheinischen Kreise, daß sie neutral bleiben wollten. Spät, als die Allianz des Kaisers mit England und Holland schon geschlossen war, erklärte erst das deutsche Reich Krieg gegen Frankreich; aber die Kurfürsten von Baiern und Köln blieben mit demselben verbunden.

Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern hatte es bisher immer mit dem Kaiser gehalten. Dieser hatte ihm seine Tochter Maria Antonia zur Gemahlin gegeben und Maximilian hatte zum türkischen Krieg nicht nur eine bedeutende Truppenzahl gestellt, sondern bei Wien, Ofen, Belgrad persönlich mitgefochten. Als bei dem zweiten, im vorhergehenden Capitel erzählten französischen Kriege Ludwig XIV. den Kurfürsten auffordern ließ, parteilos zu bleiben, befahl der Kurfürst dem französischen Gesandten, München binnen 24 Stunden zu verlassen. An dem Krieg nahm er in Italien an Eugens Seite persönlich Theil und bei der Wahl seines Schwagers Josef zum römischen König war Maximilian Emanuel besonders thätig. Die erste Entfremdung hatte statt, als Karl II. in seinem schon erwähnten ersten Testament den Sohn Maximilian Emanuels zu seinem alleinigen Erben ernannt hatte und Maximilian Emanuel darauf eingegangen war. Hiezu kamen noch zwei Ursachen, deren ich schon erwähnt habe, nämlich die Vorenthaltung des Heirathsgutes nach Maria Antonia's Tod und die Nichtbezahlung der rückständigen Kriegskosten. Der kleine Kurprinz Josef war todt, was konnte also den Kurfürsten von Baiern bewegen, Krieg zu führen gegen den Kaiser und das Reich, um Deutschland an den Rand des Abgrundes zu bringen. Wie groß auch die persönliche Abneigung gegen den Kaiser gewesen sein mag, die an die Stelle der frühern Freundschaft getreten war, wie groß auch die Versprechungen gewesen sein mögen, die Ludwig XIV. dem Kurfürsten gemacht, welches auch die

Misgriffe des östreichischen Cabinets gewesen sein mögen, so sind dies wol Entschuldigungsgründe, aber keineswegs Rechtfertigung des Kurfürsten; denn er verbündete sich mit Frankreich gegen Deutschland, er führte Deutsche gegen Deutsche in den Kampf und brachte das Reich an den Rand des Verderbens, sein Verfahren war durch und durch undeutsch und somit im höchsten Grad tadelnswerth.

Die Hoffnung des Kaisers auf den Beitritt Hollands und Englands zum Krieg gegen Frankreich fand zwar bei Wilhelm von Oranien Anklang, aber nicht im Parlament. Wilhelm, der den König Philipp von Spanien hatte anerkennen müssen, stellte in den haager Verhandlungen durch den französischen Gesandten d'Avaux nachträglich die Forderung an den König von Frankreich, den Kaiser in Folge des letzten Haager Tractates durch einige Provinzen zu entschädigen und den beiden Seemächten das Besatzungsrecht in den niederländischen Festungen einzuräumen. Beides verwarf Ludwig XIV. Nun brachte Wilhelm von Oranien ein Bündniß zwischen dem Kaiser, England und den General-Staaten in Vorschlag, welches man damals die grosse Allianz nannte. 1701 7. Sept. Der Zweck derselben war, die spanischen Niederlande als eine Vormauer der Republik, das Herzogthum Mailand als ein dem Kaiser eröffnetes Reichslehen, die Königreiche Neapel und Sicilien, die Inseln im mittelländischen Meer und die spanischen Plätze an der toscanischen Küste zu erobern und nicht eher Frieden zu schliessen, als bis der Kaiser für seine Ansprüche hinreichende Genugthuung, die Seemächte erforderliche Sicherheit für ihre Länder und Handel erhalten und hinreichende Bürgschaft gegeben sein werde, daß Frankreich und Spanien nie unter Einem Haupt vereinigt werden können. Alle andern friedliebenden Mächte wurden eingeladen, diesem Bündniß beizutreten, besonders aber das deutsche Reich wegen der Reichslehen die im Besitze der Krone Spaniens waren.

Die englische Nation hatte keine Lust, sich in den Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich zu mengen, und der Tractat hätte wahrscheinlich nur geringe Folgen gehabt, wenn der König von Frankreich nicht einen Schritt gethan hätte,

durch welchen Englands Nationalstolz und Selbstgefühl beleidigt wurde. Der vertriebene König von England, Jakob II., war zu St.-Germain auf den Tod erkrankt. Als ihn Ludwig XIV. zum letzten Mal besuchte, versprach er ihm, dessen
1701 Sohn als König von England anzuerkennen. Als nun Ja-
16. Sept. kob II. wirklich starb, hielt Ludwig XIV. das gegebene Wort. Die Engländer betrachteten dies als Bruch des ryswicker Friedens und als Anmassung, sich in ihre innern Angelegenheiten zu mengen, als Streben, ihnen die verhassten Stuarts aufzudrängen. Das neu zusammen berufene Parlament ge-
1702 nehmigte also den von Wilhelm geschlossenen schon erwähn-
Januar ten Tractat und bewilligte zum Krieg grosse Subsidien.

1702 Obgleich nun bald nachher Wilhelm auf einer Jagd
4. März stürzte und kurz darauf starb, blieb England der einmal ein-
19. März geschlagenen Richtung treu und sein Nachfolger, die Königin Anna, obschon im Herzen den Stuarts zugethan, musste gegen ihren Willen den beschlossenen Krieg führen.

Und so standen auf der Seite des Kaisers das deutsche Reich, Holland und England, gegen Frankreich, Spanien, die Niederlande und die italienischen Länder der spanischen Krone. Die germanischen Völker standen gegen die romanischen.

Siebzigstes Capitel.

Der spanische Successionskrieg. 1701—1705.

Prinz Eugen in Tirol. Übergang über die Alpen. Schlacht bei Carpi. Sieg über Villeroi bei Chiari. Die Alliirten des Kaisers treten auf. Feldzug 1702. Überfall von Cremona. Kriegsereignisse am Rhein und in den Niederlanden. Seekrieg. Feldzug 1703. Heldenmüthiger Widerstand der Tiroler. Die Franzosen erobern Breisach und Landau. Marlborough erobert Bonn, Huy und Limburg. Savoyen und Portugal erklären sich für den Kaiser. Erzherzog Karl nach Portugal. Feldzug 1704. Die Engländer besetzen Gibraltar. Fortschritte der Franzosen in Italien. Rüstungen in Östreich. Marlborough und Eugen

vereinigen sich. Gefecht am Schellenberg. Fruchtlose Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Baiern. Schlacht von Hochstädt. Die Kaiserlichen besetzen ganz Baiern. Kaiser Leopold stirbt.

Der spanische Successionskrieg ist nach den französischen Kriegen der neuesten Zeit der grösste Krieg, den das Haus Östreich geführt hat. Im Beginn desselben stand der Kaiser allein, um so grösser war der Entschluß, ihn zu beginnen. Die Verbündeten traten erst im Lauf des Krieges zu Östreich. Die ersten Kämpfe hatten in Italien statt, Prinz Eugen führte den Oberbefehl. Als dieser grosse Feldherr nach Wälschtirol kam, fand er 30,000 Mann bei Roveredo versammelt. Ihm gegenüber stand der französische General Catinat, ein Mann von erprobten militairischen Fähigkeiten. Er hatte die Gebirgspässe, durch welche er Eugens Hervorbrechen erwartete, so stark und so klug besetzt, daß Eugen es gar nicht unternehmen konnte, hier durchzudringen; dieser fasste daher den Entschluß, sich einen neuen Weg zu bahnen. Nach Valfredda wurden 1000 Soldaten beordert, 2000 nach Trembeleno, die in der Richtung von Ferragnol über die Alpe Borcola eine Strasse anbahnen mussten; ebenso wurde in der Richtung von Valarsa gearbeitet. Die Gebirgsleute waren ihm äusserst willfährig. So viele Leute nahmen an der Arbeit Theil, daß die Seidenzucht, fast die einzige Erwerbsquelle von Trient und Roveredo, selbes Jahr nicht den hundertsten Theil des sonstigen Gewinnes abwarf, alle Männer eilten zum Strassenbau. So groß war die Anhänglichkeit an den Prinzen, daß von den Tausenden, die mit der Strassenarbeit beschäftigt waren, sich nicht ein Einziger fand, der, zum Feinde überlaufend, das Unternehmen verrathen hätte. Vielmehr gelang es dem Prinzen, den Feind durch Scheinangriffe dergestalt zu täuschen, daß die Franzosen seinen Angriff in der Richtung des Monte Baldo erwarteten und sich dort concentrirten; da begann der Übergang über die Alpen, der damals in den Zeitungen als ein beinahe fabelhaftes Ereigniß geschildert worden und sicher ein höchst gefährliches, immer höchst merkwürdiges Ereigniß gewesen ist. Die überlisteten Franzosen zogen sich eilig hinter die Etsch zurück, um den Übergang

1701
27. Mai
30. Mai

1701 den Kaiserlichen zu wehren. Aber Eugen ging bei Legnago
9. Juli über den Fluß und schlug Catinat bei Carpi. Die Franzosen wichen hinter den Mincio. Eugen traf Anstalten, den Sieg zu benutzen. Bevor ich aber erzähle, was ihn daran gehindert, ist es an der Zeit, einen Blick auf die Lage der Armee und die politischen Verhältnisse in Italien zu werfen. Nur hieraus ist zu ersehen, mit welchen Schwierigkeiten Eugen zu ringen hatte, um sich in Italien zu behaupten[1]).

Eugens Absicht war, entweder in das Mailändische einzudringen und dort festen Fuß zu fassen, oder sollte dies unmöglich sein, sich auf den beiden Ufern des Po zu behaupten[2]). Die Armee war schwach, und zählte nur 39 Bataillone Infanterie; so oft auch Eugen Verstärkung begehrte, langten im Lauf des Feldzugs doch nur zwei Regimenter an. Lang war der Sold der Armee rückständig, nur spät erhielt Eugen Geld für die Kriegskasse. Auch das Proviantwesen war unordentlich, obschon nicht so vernachlässigt wie in des Prinzen letztem ungrischen Feldzug[3]). Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn sich die Soldaten hier und da Excesse erlaubten. Die italienischen Mächte, besonders Venedig, erhoben laute Klagen dagegen beim Kaiser, worauf Eugen zur Entschuldigung die erwähnten Übelstände anführt, mit dem Beisatz, daß die Strenge seiner Strafen nicht ausreiche, so lange der Soldat schlecht genährt wird und kein Geld bekommt. Zum Schluß sagt er: die Excesse der kaiserlichen Armee seien nicht der hundertste Theil von Dem, was die Franzosen thun, und wenn die Venetianer nur in etwas wenig ihren französischen Rock ausziehen[4]) wollten, so hätten sie genugsam Ursache, sich über das Benehmen der Franzosen zu allarmiren. Die Venetianer waren allerdings französisch

1) Was hier über die Armee u. s. w. gesagt wird, beruht auf Heller, Militairische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen, Wien, Gerold.

2) Qui a le Po, a l'Italie, sagt Napoleon. Nicht umsonst nennt Napoleon den Prinzen Eugen unter den sieben Feldherren, deren Feldzüge er studirt: Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Eugen, Friedrich II.

3) Siehe das Capitel 67.

4) Nicht französisch gesinnt sein.

gesinnt, sie gaben vor, neutral zu sein, waren aber den Kaiserlichen hinderlich, wo sie vermochten: sie liessen Getreide und Fourage vom Lande in die Städte bringen, um der kaiserlichen Armee die Subsistenz zu erschweren, und es ging das Gerücht, daß sie den Kaiserlichen den Rückzug abschneiden wollten, wenn diese vordringen würden. In Bezug auf Lebensmittel verfuhr der Papst wie die Republik, und der Cardinal-Legat von Ferrara ließ das Holz wegnehmen, das Eugen zum Brückenbau über den Po angeschafft hatte. Zu schwach zur Gewalt, musste sich Eugen auf Unterhandlungen mit beiden Mächten einlassen; deshalb ersuchte er den Kaiser, die Gesandten an den betreffenden Orten mit Weisung zu versehen, Magazine in Friaul anzulegen und Kroaten an der venetianischen Grenze aufzustellen, wodurch die Republik am ersten zur Raison kommen werde. Das Volk im Mailändischen war kaiserlich gesinnt; Eugen trachtete einen Aufstand zuwege zu bringen, glaubte aber an keine Schilderhebung, denn — so sind seine Worte — obschon ihr Wille und Gemüth innerlich gut sein mag, so ist doch das Herz desto feiger und verzagter [1]).

So war Eugens Lage, als der Herzog von Savoyen und Villeroi mit Verstärkungen aus Frankreich bei dem Heer erschienen. Dem Namen nach hatte der Herzog von Savoyen den Oberbefehl, in der Wirklichkeit stand Villeroi dem Heere vor. Es bestand aus 92 Bataillonen Fußvolk, worunter elf spanische und zwölf savoyische. Die Reiterei war 121 Schwadronen stark, worunter fünf spanische und eben so viel savoyische. Die Entsendungen nach Mantua und anderen Orten verminderten das Heer um 27 Bataillone und 41 Escadronen. Aber trotz dieser Entsendungen war Villeroi der kaiserlichen Armee überlegen. Ueberzahl, eigenes Ungestüm, der positive Befehl Ludwigs XIV. bestimmten Villeroi, den Kaiserlichen eine Schlacht zu liefern. Vergebens rieth ihm Catinat, der unter Villeroi bei der Armee blieb, von dem Unternehmen ab [2]).

1) Über dies Alles siehe Hellers schon erwähntes Werk.

2) Prinz Eugen wusste dies und schreibt hierüber dem Kaiser: Wie ich die Franzosen kenne, daß nämlich nach Art ihrer fliegenden Hitze

Prinz Eugen stand bei Chiari gut verschanzt und erwartete die Verstärkungen, die ihm aus Tirol verheissen
1701 waren. Die Franzosen durchwateten den Oglio unter Pallazuolo, während Graf Palffy in Pallazuolo durch einen Scheinangriff gehindert wurde, sich dem Übergang über den Fluß zu widersetzen. Er zog sich auf das Hauptheer zurück. Prinz Eugen rüstete sich zur Schlacht. Sein schwaches Heer war in drei Treffen aufgestellt: 15 Bataillone im ersten, zwölf Bataillone im zweiten Treffen, das dritte bestand aus zehn Regimentern Reiterei. Der Schlüssel der Position war die Stadt Chiari. Sie gehörte eigentlich den neutralen Venetianern, weil sie aber dem Prinzen zur Vertheidigung seiner Stellung nothwendig war, ließ er sie, trotz der Protestation der venetianischen Behörden, durch zwei Bataillone und einige Kanonen unter General Guttenstein besetzen. Verschanzungen wurden aufgeworfen, in die Mühlen und Casinen vor und links von Chiari Grenadiere geworfen. Als Eugen durch Überläufer den Tag erfuhr, an dem der Angriff geschehen sollte, verstärkte er die Truppen in und um Chiari und er-
29. u. 30. August.
1. Sept. wartete den Angriff. Nachmittags um halb 3 Uhr erfolgte er. Der erste Anprall an die Casinen wurde abgeschlagen; mit zwölf Bataillonen die der Herzog von Savoyen, Villeroi und Catinat selbst zum Kampf vorführten, wurden dann die Casinen genommen, aber die Franzosen behaupteten sich darin nur ½ Stunde; Graf Daun warf sie wieder heraus. Die Angriffe der Franzosen auf das Centrum und den rechten Flügel Eugens waren eben so erfolglos. Die Östreicher liessen sie bis auf 30 Schritte an die Verschanzungen anrücken, dann eröffneten sie ein so mörderisches Feuer, daß die Franzosen in grosser Unordnung zurückwichen. Vergebens bemühte sich Villeroi, die Seinen wieder zum Angriff zu bringen. Er musste das Schlachtfeld räumen. Von den Franzosen waren nur 17 Bataillone in der Schlacht gewesen, diese aber hatten grossen Verlust erlitten, er wird zu 2000 Mann und 200 Officieren angegeben; dies beweist, daß die französischen Officiere viel persönliche Tapferkeit bewährten. Unter den Todten war General

diese sich wieder zu dämpfen pflegt, wenn sie nicht im ersten Feuer ausbrechen kann u. s. w., darum wollte er nicht über den Oglio gehen.

Chassagne und vier Obersten, verwundet waren Catinat, die Grafen d'Estaing, Solee, der Marquis de Dreux, Schulenburg. Gefangene hatten die Östreicher wenige gemacht, im Ganzen nicht 200 Mann, worunter 16 Officiere. Von den Östreichern waren nur sechs Bataillone und vier Grenadiercompagnien im Gefecht gewesen; der Verlust an Todten und Verwundeten betrug 117 Mann, worunter fünf Officiere[1]).

Die Schlacht war eine Defensivschlacht gewesen, Prinz Eugen blieb also vor der Hand in seiner Stellung; als aber die Franzosen Winterquartiere im Mailändischen bezogen, nahm er Guastalla und Mirandola in Besitz und seine Winterquartiere im Mantuanischen. Goito und Mantua blieben in der Gewalt der Franzosen. Im Winter ging Prinz Eugen nach Wien, aber in seiner Abwesenheit litt die Armee unendlich durch schlechte Proviantirung und schmolz ausserordentlich zusammen.

Indessen war die bereits im vorhergehenden Capitel erwähnte Allianz zwischen dem Kaiser, England und Holland zu Stande gebracht worden und im nächsten Frühjahr standen schon 90,000 Kaiserliche, 40,000 Engländer und 10,000 Holländer im Feld. Prinz Eugen, Marlborough von England und der Großpensionair von Holland waren die Seele des Krieges. Die Holländer nahmen überdies fremde Truppen in Sold, namentlich von Dänemark, der Pfalz, von den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen und noch andern deutschen Fürsten.

Bei der Ausdehnung, die der Krieg nun gewann, bleibt dem Erzähler desselben, wenn er nicht eine förmliche Kriegsgeschichte schreiben will, kaum etwas übrig, als die Darstellung der Hauptschläge von Jahr zu Jahr, von Land zu

1) Die Darstellung der Schlacht ist nach v. d. Lühe, Militair. Conversations-Lexicon, Art. Chiari. Sie ist im Einklang mit Eugens Bericht bei Heller, Militair. Correspondenz u. s. w. Die Abweichungen sind sehr gering. Lühe gibt z. B. 17, Eugen 16 gefangene Officiere an; so sagt das Lexicon, es seien östreichischer Seits 7 Bataillone im Kampf gewesen, Eugen sagt 6 Bataillone und 4 Compagnien Fußvolk. Die Stärke des Feindes gibt Eugen zu 60—70 Bataill. Infanterie an, das Lexicon sagt, Villeroi habe 92 Bataill. gehabt, von denen 27 entsendet waren, was einen Rest von 65 Bataill. gibt.

Land, die unbedeutenden Kriegsereignisse ganz übergehend. Was in Spanien geschah, wird für sich im Zusammenhang erzählt werden. Hier ist nur von Italien, Deutschland, den Niederlanden und dem Seekrieg die Rede.

Feldzug 1702. Als Eugen bei der Armee in Italien ankam, fand er sie in einem erbärmlichen Zustand. Die Regimenter unvollständig, die Cavalerie zum Theil unberitten, der Soldat schlecht gekleidet, der Sold rückständig, die Proviantirung unregelmässig; die Winterquartiere boten keine Erholung, denn das Land war erschöpft, oft lag der Soldat auf der blossen Erde, weil selbst Stroh nicht vorhanden war. Zudem hatte er keinen Generalauditor, nur vier Ingenieurs und nur einen Arzt. Hiezu kam noch die feindliche Stimmung der italienischen Mächte. Der Papst und Venedig redeten zwar von Neutralität, aber im Herzen französisch gesinnt, hinderten sie die kaiserliche Armee, wie es nur immer ging. Die Herzoge von Mantua und Parma waren ebenso, der erstere hatte französische Garnison in Mantua aufgenommen. Nur die Herzoge von Modena und Guastalla waren für den Kaiser. Jener von Modena nahm in die Festung Bresselles kaiserliche Besatzung auf. Der Feind war zahlreicher als die kaiserliche Armee. Auf die Bitten um Abhülfe erhielt Eugen Versprechungen von nachfolgender Verstärkung und statt des Geldes Aufforderungen an die italienischen Fürsten, daß sie als Reichsvasallen Geld zu des Kaisers Krieg steuern sollen. Natürlich war dies ohne Wirkung. Erschwert wurde Eugens Lage noch dadurch, daß die Neapolitaner, unzufrieden mit Philipp V., den Kaiser aufforderten, Neapel mit Heeresmacht zu überziehen, sie stellten die Eroberung des Landes als leicht dar. Der Kaiser ging darauf ein und Eugen erhielt die Weisung, für die neapolitanische Expedition ein Corps bereit zu halten. Eugen that es, aber das Geld, das hiezu nöthig, blieb aus und der Plan, welcher nur durch Schnelligkeit und Geheimniß hätte gelingen können, wurde bald bekannt. „Es ist ein Unglück, daß bei unserm Hof nichts verschwiegen bleiben kann, schreibt Eugen[1]).

1) Siehe über dies Alles Hellers schon erwähntes Werk, Militairische Correspondenz u. s. w.

In so schwerer Lage unternahm Eugen einen eben so kühnen als glänzenden Streich, dies war der Überfall von Cremona. Prinz Commercy hatte schon drei Monate über in Cremona mit dem Propst der neuen Frauenkirche Cassali und einem Commissair Verbindungen angeknüpft. Sie boten die Hand zu einem Überfall. Der Kanal, durch den der Unrath aus Cremona abgeführt wurde, lief unter des Propsts Haus und war so hoch, daß ein Mann aufrecht darin gehen konnte. Hierauf gründete Eugen seinen Plan. Der Propst erbat sich von der Stadt die Erlaubniß, den Kanal reinigen zu lassen, und erhielt sie. Als dies geschehen, ordnete Eugen den Überfall an, nicht ganz 3000 Mann Fußvolk unter Guido Starhemberg und 1200 Reiter unter Commercy sammelten sich in der Nacht bei Ostian. Hier gab Eugen sehr 30. Jan.
detaillirte Befehle, wohin sich jede Truppenabtheilung in der Stadt zu begeben habe, wenn dieselbe geöffnet sein würde. Einige Hundert Mann, unter dem Gschwindischen Oberstwachtmeister Hoffmann, sollten durch den geheimen Gang in die Stadt dringen, ihnen sollte Oberstwachtmeister Graf Nassary und Oberstlieutenant Herberstein von Lothringen mit ein paar Hundert Mann folgen. Wenn sie im Hause des Propstes sein würden, sollte ein Lieutenant mit 25 Mann das Margarethenthor erbrechen, die Übrigen sich auf die bezeichneten Plätze begeben. Drei Blickfeuer auf den Wällen sollten das Signal sein, daß Alles gelungen, dann sollten die Übrigen nachstürzen und die im voraus bestimmten Stellungen einnehmen. Das Unternehmen gelang. Die Kaiserlichen waren schon in der Stadt, aber der Zufall wollte, daß sie die Franzosen nicht ganz unvorbereitet fanden. Oberst d'Entraigues, Inspector der Infanterie, vor kurzem nach Cremona gekommen, hatte denselben Morgen zur Musterung eines Regiments bestimmt. Um 4 Uhr früh sollte das Regiment auf dem Schloßplatz sich versammeln. Wie die Franzosen dorthin kamen, trafen sie schon kaiserliche Küraſſiere. Alsobald begann das Gefecht, der Stadtcommandant Covitia, er war ein Spanier, und d'Entraigues wurden erschossen. Durch den Lärm aufgeweckt, verbrennt Villeroi seine wichtigsten Papiere und stürzt halb angekleidet dem Schloßhof zu. Der kaiser-

liche Hauptmann Macdonald, ein Irländer, nimmt ihn gefangen. Villeroi bot ihm 20,000 Thaler, ein Regiment und eine Pension von 3000 Pistolen, wenn er ihn nach dem Schlosse bringen wolle. Macdonald blieb der Pflicht treu und übergab Villeroi den Händen Starhembergs. Cremona war erobert, wenn Vaudemont vor dem Pothore eingetroffen wäre, wie es Eugen beabsichtigte, aber Vaudemont hatte sich in der Finsterniß der Nacht verirrt. Eugen ließ die Verschanzung am Pothore durch Mercy stürmen, er gewann sie, aber zwei irländische Regimenter warfen die Kaiserlichen wieder hinaus; hiebei wurde Mercy erschossen. Da ließ Eugen durch den schon genannten Macdonald die Irländer zur Capitulation und zum Übertritt in kaiserliche Dienste auffordern. Aber eben so fest wie Macdonald selbst, nahmen sie ihn gefangen. Jetzt erst erschien Vaudemont am Pothor, aber wie der Officier, der dort französischer Seits befehligte, ihn ansichtig wurde, ließ er die Brücke anzünden, die Schiffe auf dem Po zerstören. Mit Mühe wurde auf kleinen Schiffen eine Compagnie Grenadiere über den Fluß gebracht. Die Franzosen hatten sich gefasst, jede Stunde konnte ihnen aus der Umgegend Hülfe werden. Somit zog sich Eugen Nachmittags mit allen Gefangenen zurück. Ausser Villeroi waren unter den Gefangenen noch die Generale Mougon und Crenau [1]).

Als die Nachricht dieses Ereignisses nach Paris kam, trösteten die Franzosen sich durch einen Witz: sie sagten, es sei zweifaches Glück für Frankreich, erstens, daß die Armee Cremona behauptet, zweitens, daß sie den Marschall Villeroy verloren habe. Sie liessen ein Te Deum wegen der Rettung Cremonas in Mailand feiern, und erzählten viel von dem

1) Eugen in seinem Schlachtenbericht sagt nicht geradezu, wie die Kaiserlichen sich in die Stadt geschlichen, sondern nennt nur „einen sicheren heimlichen Weg." Eugens Bericht ist bei Heller, vergleiche v. d. Lühe, Militairisches Conversations-Lexicon, Artikel Cremona, und Östreichische militair. Zeitschrift, Jahrgänge 1811—1813, neue Auflage, Wien 1835, bei Strauß Witwe, II. Band, II. Theil, S. 80, Überfall von Cremona. Macdonald sollte, auf Eugens Antrag, mit der Errichtung eines von ihm zu befehligenden Regiments Irländer belohnt werden, aber in der Schlacht von Luzzara fand er noch in diesem Feldzuge den Tod.

Verluste der Kaiserlichen. Hierüber schreibt Eugen dem Grafen Berka: „belangend der Franzosen Millanteria über die Action in Cremona, lasse ich sie nur immer prahlen, weil es eine dieser Nation schon angeborene Sache ist. Ich aber kann versichern, daß ich nicht einmal 3000 Mann zum Fechten gehabt, und wenn ich nur so stark gewesen wäre, als die Franzosen unsern Verlust ausstreuen, würde ich Cremona gewiß behauptet haben."

Das Ungünstigste war, daß Eugen die Bestürzung in der französischen Armee, die in Folge des Überfalles von Cremona eingetreten war, nicht benutzen konnte, weil seine Armee zu schwach war. Während die Franzosen einen ihrer besten Feldherrn, den Herzog von Vendome, nach Italien sandten, während Verstärkungen über Verstärkungen in die Lombardei geschoben wurden, blieb Eugen ohne alle Unterstützung. Man begnügte sich nicht, den Überfall von Cremona herabzusetzen, der in Wien spöttisch ein Kroatenritt genannt wurde, sondern man täuschte den Kaiser über die Lage der Armee; in den Berichten waren die Verstärkungen so angegeben, als ob hiedurch die Armee auf 60,000 Mann würde verstärkt werden, in der Wirklichkeit aber kam sie erst im August bis auf 40,000 Mann, während die französische 90,000 Mann zählte. In jedem Bericht an den Kaiser stellt Eugen die Noth der Armee vor, wie nothwendig es sei, ihr mit Geld beizuspringen, den Proviantransport zu reguliren, wie unumgänglich nöthig die Verstärkung der Truppen. Aber in vier Monaten bekam er eine einzige Antwort, und diese enthielt einen unausführbaren Plan der Vertheidigung gegen Vendome. Die Klagen Eugens, die er gegen einen seiner Vertrauten, den Hofkammerrath Palm, ausspricht, sind wirklich betrübend. Er kommt zuletzt auf den Gedanken, daß seine Berichte dem Kaiser gar nicht vorgelegt würden, und wendet sich daher an einen Geistlichen, Pater Bischof — er war des Kaisers Beichtvater — und bittet ihn, dem Kaiser die Lage der Armee zu Gemüth zu führen. Alle schon obenangegebenen Übelstände traten in erhöhtem Maß ein, und die Verpflegung der Armee wurde noch dadurch schwieriger, daß Forbin mit einigen französischen Schiffen die Zufuhr

übers Meer hinderte. Eugens Glück war die Langsamkeit der Operationen Vendome's. Er schreibt selbst: „Wenn der Feind mich im März angegriffen hätte, wie er hätte können und sollen, wäre das Unglück unvermeidlich gewesen.“ Die Franzosen warteten auf den König von Spanien, um ihre Kriegsoperationen zu beginnen, dieser aber ließ sich sehr Zeit. Dies rettete die Kaiserlichen. — Eugen bezog eine feste Stellung bei Curtatone, theilte Genuesern Kaperbriefe aus, rieth die Armirung einiger Schiffe gegen Forbin an, schlug vor, die englische Flotte zur Geldeintreibung von den italienischen Mächten, die Reichsvasallen waren, zu benutzen, und protestirte feierlich gegen das unabwendbare Unglück, was erfolgen muß, wenn der Feind angriffe; denn — wie er kräftig sagt — „ohne Gottes Zulassung kann ich keine Mirakel machen.“

Um diese Zeit schrieb Eugen dem vertrauten Palm: „Ich sollte mich zwar hierob (das nicht unterstützt werden) nicht befremden, weil ich das Exempel habe, daß ich auf diese Weise in allen meinen Commandis bin stecken gelassen worden, allein wenn ich betrachte, daß auf solche Art des Kaisers Dienst unvermeidlich zu Boden fallen muß, so beharre ich darauf, daß ich mit Schmerzen das Ende des Feldzugs erwarte, da ich hernach meinerseits andere Misures nehmen werde. Wenn es allein darum zu thun wäre, daß ich dem Kaiser und dem allerdurchlauchtigsten Erzhaus Leib und Leben zu sacrificiren hätte, und davon zu deroselben Dienst etwas nutzbares zu profitiren wäre, so versichere ich, daß ich es hundert und mehrmalen, wenn es möglich, zu ihren Füssen legen wollte. Umsonst aber mit meiner Ehre und Reputation einem so harten Hazard zu unterliegen, fällt mir zu schwer; wo ich mich hinwende, was ich anschaue, und wen ich anhöre, Alles besteht in lauter Lamentationen, Klagen und Disgusten des so schlechten und elenden Tractaments wegen.“

Das lange vorher gesagte Unglück schien sich nun verwirklichen zu wollen. Philipp V. war bei der französischen Armee angekommen, sie war auf 90,000 Mann verstärkt; die Gefangennehmung des Herzogs von Vendome in einem Landhaus misglückte, wegen eines zu früh losgebrannten Gewehrs. Der Herzog von Modena nahm französische Truppen

in Reggio auf, und drei Regimenter, unter dem General Visconti, waren bei St. Vittoria von den Franzosen überfallen und geworfen worden. Da fasste Eugen einen verzweifelten Entschluß. Er hob die Blokade von Mantua auf, zog aus Breselles 2000 Mann unter General Solari an sich und brach in aller Stille auf, um den Franzosen eine Schlacht zu liefern [1]).

Sie hatten ihre grosse Macht in drei Theile getheilt; er hoffte sie also einzeln zu schlagen. Aber trotz der Theilung ihrer Streitkräfte war das Corps, welches er zuerst angreifen wollte, doch stärker als die Kaiserlichen. Die Franzosen zählten 35,000 Mann, Eugen nur 26,000 Mann. Der kaiserliche General Baron Heitendorf hielt sich in Luzzara. Die Franzosen hatten ihn im Castell eingeschlossen. Sie steckten ihr Lager hinter zwei Dämmen ab, die dort eine halbe italienische Meile lang gegen die Überschwemmung des Po aufgeführt sind. Der, den Franzosen nähere Damm ist der kleinere, der entferntere der grössere. Das Land zwischen beiden Dämmen, ist angebaut, mit Bäumen bepflanzt, vielfach mit Gräben durchschnitten. Auf diese Localität war Eugens Plan berechnet. Er wollte sich, durch die Dämme gedeckt, vom Feind unbemerkt, dem grössern Damme nähern und die Franzosen in dem Augenblick überfallen, als sie in das Lager gerückt, die Gewehre abgelegt, die Infanterie sich der Ruhe überlassen haben, die Reiterei auf Fouragiren ausgezogen sein würde. Unentdeckt war Eugen bis an den grossen Damm gelangt; hier musste sich die Infanterie niederlegen, die Reiterei blieb hinter derselben aufgestellt. Zufällig ritt ein französischer Officier, der die Feldwachen für sein Bataillon ausstellen sollte, auf den Damm und erblickte die kaiserliche Armee. Er sprengte alsobald zu Vendome. Dieser rüstete sich sofort zum Kampf. Eugen desgleichen, obschon sein ursprünglicher Plan vereitelt war. Das spanisch-französische Heer hatte kaum Zeit sich in einer Linie aufzustellen; diesem Übelstand half der Herzog von Vendome dadurch ab, daß er zwei Corps, aus Infanterie und Cavalerie bestehend, auf bei-

1) Über Alles dieses siehe Hellers oft citirtes Werk.

den Flügeln aufstellte, eine französische Batterie wurde auf dem Damm aufgepflanzt. Prinz Eugen setzte der Batterie eine gleiche Zahl Geschütz entgegen, bildete seine Schlachtordnung und gab durch zwei Kanonenschüsse das Signal zur Schlacht. Es war 5 Uhr Nachmittag, als der Kampf begann. Er wurde auf dem rechten Flügel eröffnet, wo Prinz Commercy befehligte. Das Terrain, von Graben und Hecken vielfach durchschnitten, machte die Anwendung der Cavalerie unmöglich, selbst das Fußvolk bewegte sich mit Mühe. Der französische General Tessé rückte den Kaiserlichen mit Entschlossenheit entgegen; beide Theile feuerten erst, als sie schon nahe an einander standen. Die Kaiserlichen wurden von dem Regiment Piemont überflügelt, ihr tapferer Führer Prinz Commercy wurde durch einen Schuß getödtet. Die Truppen wankten, Fürst Philipp Liechtenstein, die Generale Ragni und Guttenstein stellten die Ordnung her. Sie warfen die Franzosen wieder zurück, mussten aber zum zweiten Male weichen. Prinz Eugen sandte nun drei dänische Bataillons unter dem General Boineburg zu Hülfe; die Franzosen wurden nach hartnäckiger Gegenwehr zum Weichen gebracht, nur das Regiment Piemont behauptete seinen Platz. Indessen hatte Graf Starhemberg das Fußvolk des linken Flügels gegen die Franzosen vorgeführt. Hier stand die ganze schwere Reiterei der Franzosen und mehrere Dragoner-Regimenter zu Fuß. König Philipp von Spanien befehligte diesen Flügel. Die Kaiserlichen wurden mit Verlust zurückgeworfen, Starhemberg ordnete seine Truppen wieder, Prinz Vaudemont und General Visconti brachten ihm vier Küraſſier- und zwei Dragonerregimenter zu Hülfe; das Terrain war der Reiterei hier günstiger als auf dem rechten Flügel, die französische Cavalerie war geworfen, die Infanterie unter Crequi wankte und riß das Centrum mit sich fort. Die Schlacht war verloren, alle Anstrengungen Vendome's vermochten nur eine Niederlage zu verhüten, was besonders der Tapferkeit der Regimenter Piemont, des Vaiſſaux und Isle de France auf dem linken Flügel der Franzosen zuzuschreiben. Abends endete der Kampf.

Eugen erwartete am nächsten Morgen die Erneuerung der

Schlacht und hatte sich deshalb verschanzt. Aber die Erneuerung des Kampfes fand nicht statt. Der Verlust mag auf beiden Theilen gleich — an 2000 Mann gewesen sein. Die Franzosen hatten die Generale Crequi und Doel, die Kaiserlichen Commercy unter den Todten. Als man Eugen den Tod seines Busenfreundes meldete, trat mitten im Gebrause der Schlacht eine Thräne in das Auge des Helden. Fürst Liechtenstein hatte fünf Wunden erhalten, sich aber erst bei der fünften vom Schlachtfelde wegbringen lassen. In Wien und Paris wurde das Te Deum gesungen, denn beide Theile schrieben sich den Sieg zu; das Resultat der Schlacht war nicht bedeutend, welches Eugen dem zu späten Anlangen des zweiten Treffens zuschreibt. Der Feind wäre sonst verloren gewesen, so schreibt er [1]).

Nachdem die Entscheidung auf dem Schlachtfeld nicht das gewünschte Resultat geliefert hatte, war an anderweitige Erfolge nicht zu denken. Die Franzosen zogen ihre Macht zusammen, mit der es Eugens geschwächtes Heer nicht aufnehmen konnte; sie jedoch griffen ihn nicht an. Sie begnügten sich mit dem Fall von Luzzara und der Einnahme von Guastalla.

Nach der Schlacht begannen Eugens Klagen aufs Neue. Zu dem Mangel an Geld, das immer in zu geringer Summe kam, an Proviant, der unregelmässig abgeliefert wurde, kam eine Viehseuche, es fielen über 6000 Pferde, und endlich riß nicht nur Desertion unter den Gemeinen ein, sondern die Officiere sprachen vom Quittiren. Der Winter war vor der Thür und die Gagen des vorigen Winters waren noch nicht bezahlt. Nachdem auf alles Schreiben keine Antwort kam, schrieb Eugen dem Hofkammerrath Palm: „Ich kann länger dieses Elend nicht mit ansehen, sondern bin gänzlich gesonnen zu quittiren, weil ich solchergestalt nicht mehr zu dienen verlange.“ Er begehrte die Erlaubniß, nach Wien zu reisen, um dem Kaiser mündlich den Stand der Armee vorzutragen. Aber auf die Bewilligung musste er lange warten. Als end-

1) Über die Schlacht siehe Heller, v. d. Lühe, Hormayr, Östreichischer Plutarch, Leben Eugens.

lich die Erlaubniß kam, übertrug er das Commando der Armee, die in sehr schlechten Winterquartieren stand, dem
27. Dec. Grafen Guido Starhemberg und reiste nach Wien ab, wo durch seine Persönlichkeit ein grosser und glücklicher Umschwung im östreichischen Militairwesen eintrat.

Die deutsche Armee befehligte Ludwig von Baden. Er
Mai belagerte Landau, eine durch Vauban nach allen Regeln der Kunst befestigte Stadt. Der römische König Josef erschien selbst bei dem Belagerungsheer und bewies während der Belagerung viel persönlichen Muth. Der Versuch Catinats, bei Weissenburg durchzubrechen und Landau zu entsetzen, mislang, und so musste der tapfere Befehlshaber Melac, nach
10. Sept. zwölfwöchentlichem Widerstand, capituliren.

Während Ludwig von Baden Landau belagerte, hatte der Prinz Vollrath von Nassau-Saarbrück mit holländischen und brandenburgischen Truppen die kurkölnische Stadt Kaiserswerth eingenommen. Die Belagerung war beschwerlich, die Vertheidigung hartnäckig gewesen. Die Stadt war beinahe zum Steinhaufen geworden. Ludwig von Baden gedachte nun ins Innere von Frankreich einzudringen, aber die Unternehmungen des Kurfürsten von Baiern zwangen ihn, diesen Plan aufzugeben. Der Kurfürst hatte seine Kriegs-
8. Sept. rüstungen still und schnell zu Stande gebracht, überfiel plötzlich die Reichsstadt Ulm, warf eine starke Besatzung von 6000 Mann hinein und besetzte Biberach, Memmingen und noch andere Städte des schwäbischen Kreises. Ludwig von Baden musste also, statt in Frankreich einzubrechen, sich gegen den Kurfürsten wenden. Um diesen zu unterstützen, sandten die Franzosen ein bedeutendes Hülfscorps. Der Befehlshaber desselben, Marquis Villars, setzte über den Rhein und lieferte
14. Oct. dem Ludwig von Baden bei Friedlingen eine Schlacht. Der Ausgang war zweifelhaft, beide Theile schrieben sich den Sieg zu; der grössere Vortheil war aber auf der Seite Ludwigs, denn er hatte die Vereinigung der Franzosen und Baiern gehindert. Jene gingen über den Rhein zurück, eroberten Trier
October und Trarbach. Die beiden Heere bezogen Winterquartiere.

In den Niederlanden befehligten der Herzog von Bourgogne und der Marschall Boufflers die französische Armee,

ihnen gegenüber stand das alliirte Heer unter dem Befehl Marlboroughs.

Dieser hatte nicht nur mit dem Feind, sondern auch in seinem eigenen Lager mit seinen Rathgebern zu kämpfen. Es waren ihm nämlich von den Holländern Rathgeber zugetheilt, die jedes grosse Unternehmen hemmten. Die Holländer hatten keine andere Absicht, als ihre eigenen Grenzen sicher zu stellen, und bebten vor jedem kühnen Unternehmen zurück. Diese kleinliche Ängstlichkeit, den ganzen Krieg über ein charakteristisches Wahrzeichen der holländischen Politik, hinderte Marlborough jene entscheidenden Streiche zu führen, die er zu wiederholten Malen beabsichtigte; er musste sich auf die Eroberung einiger festen Plätze beschränken. Venloo, Stevenswaard, Roermonde und Lüttich fielen in seine Hand. Septbr. October

Zur See hatte indessen Folgendes statt: 50 Kriegsschiffe, unter den Admiralen Rooke und Almonde, mit 14,000 Mann Landtruppen unter dem Herzog von Ormond, segelten ab, um Cadix zu erobern, sie verloren aber unterwegs viel Zeit, die Befehlshaber waren uneins, und so scheiterte das Unternehmen. Die Flotte wandte sich dann gegen den Hafen von Vigo, die Schätze zu erbeuten hoffend, die von Westindien nach Spanien bestimmt waren; es wurde ein grosser Theil der spanischen Flotte zerstört, die Beute aber war verhältnißmässig gering, denn die Schätze wurden von den Spaniern theils in das Meer versenkt, theils an das Land gebracht. October

Die kühnste Waffenthat der Franzosen zur See war das Erscheinen des Chevaliers Forbin im adriatischen Meere, er nahm oder zerstörte mehrere Getreideschiffe, die zur Proviantirung der kaiserlichen Armee in Italien bestimmt waren, und bombardirte Triest, ohne jedoch den Platz nehmen zu können.

Feldzug 1703. Das wichtigste Ereigniß dieses Jahres war der Versuch des Kurfürsten von Baiern und der Franzosen, sich Tirols zu bemächtigen. Der heldenmüthige Widerstand des Landes, die Treue, fest wie ihre Berge, die das Volk bewiesen, geben dem Geschichtschreiber des östreichischen Kaiserstaates nicht nur die Erlaubniß, sondern machen es ihm zur Pflicht, diese Episode des Successionskrieges ausführlicher

zu behandeln, als es nach der Anlage dieses Werkes bei andern Begebnissen statthaben könnte.

Als Tirol, durch die Cession der Margaretha Maultasche, in den Besitz des Hauses Östreich übergegangen war, bildete sich durch die verschiedenen Theilungen eine eigene östreichisch-tirolische Linie. Friedrich mit der leeren Tasche hatte, von Kaiser Sigmund geächtet, von seinen Freunden verlassen, selbst von seinen Verwandten nicht günstig betrachtet, das Land nur durch die Anhänglichkeit seiner Bewohner wiedergewonnen, wie dies schon erzählt worden. Sein Sohn Sigmund übertrug die Herrschaft des Landes dem Kaiser Maximilian I., und so war es wieder mit der gesammten Monarchie vereinigt; aber Ferdinand I. theilte die östreichischen Lande unter seine drei Söhne, und von da an herrschten jüngere Erzherzoge wieder selbständig in Tirol — es war
1665 eine Art Secundogenitur bis nach dem Tod eines Erzherzogs, der gleichfalls Sigmund hieß, Tirol an Kaiser Leopold I. heimfiel [1]).

Dieser richtete eine eigene Verwaltung ein. Es bestand ein geheimer Rath, eine Hofkammer u. dgl. Aber während Tirol selbständig gewesen, hatte sich ein eigenthümliches Leben ausgebildet, und die Stände von Tirol waren immer in Streit mit den neuen Behörden, die auf das alte Herkommen wenig Rücksicht nahmen und Alles nach ihrem System ummodeln wollten.

So war die Sachlage, als der spanische Successionskrieg ausbrach. Dreissigtausend Mann kaiserlicher Truppen hatten sich in Südtirol mitten im Winter gesammelt. Tirol hatte mit grossen Opfern für ihre Verpflegung gesorgt, und wie die Bewohner Eugens Zug über die Alpen unterstützten, ist

1) Die Erzherzöge, die selbständig Tirol vorstanden, waren folgende: Friedrich mit der leeren Tasche, geb. 1374, gest. 1439; Sigmund, geb. 1427, gest. 1496. Sigmund übertrug Tirol an Kaiser Maximilian I. Nach Kaiser Ferdinand I. standen Tirol folgende Erzherzöge vor: Ferdinand, geb. 1529, gest. 1595; Max, geb. 1558, gest. 1634; Leopold, geb. 1586, gest. 1634; Ferdinand Karl, geb. 1628, gest. 1662; Sigmund, geb. 1630, gest. 1665. Da kam Tirol wieder an die Hauptlinie zurück.

schon erzählt worden. Die Tiroler sahen ein, daß sie feindlichen Angriffen um so mehr ausgesetzt seien, als die Verbindung der kaiserlichen Länder mit dem Heere in Italien damals nur durch Tirol statthaben konnte, sonst stand überall die Republik Venedig zwischen den kaiserlichen Staaten und Italien. Die Südtiroler rüsteten sich also zur Gegenwehr; der Fürstbischof und der Stadthauptmann von Tirol, Graf Wolkenstein brachten die Vertheidigungsanstalten in Ordnung. Sehr zur rechten Zeit; denn Vendome beschloß sich der schon erwähnten Verbindungsstrasse zu bemächtigen und die Kaiserlichen von Italien abzuschneiden. In aller Stille besetzte er Desenzano am Gardasee, bemannte alle Schiffe, und noch in der Nacht fuhren die Franzosen, vom General Medovi be- 30. Dec.
fehligt, über den See. Aber Nicolo Corlera von Sald, der die Barke des Generals steuerte, heuchelte heftige Leibschmerzen, erbat und erhielt die Erlaubniß auszusteigen — die Leitung der Barke erhielt sein Bruder — sobald er den Franzosen aus dem Gesicht war, lief er auf verborgenen Wegen nach Casano, warf sich dort in einen leichten Nachen, fuhr über und zeigte dem tiroler Vorposten die Nähe des Feindes an. Eilig sammelte sich das schon organisirte Landvolk und die Franzosen wurden mit blutigen Köpfen zurückgewiesen [1]).

Das nächste Jahr begann unter trüben Aussichten; man 1703
wusste, daß der französische General Villars den Befehl habe, sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, und was konnte eine solche Macht nicht unternehmen! Längs der Donau konnte sie bis Wien vordringen und sich mit den ungrischen Rebellen verbinden; eben so leicht konnte Böhmen genommen werden, dem es zur Vertheidigung an Militair fehlte; in Schwaben oder Franken konnte sie alle Anhänger des Kaisers zwingen, ihn zu verlassen; warf sich das Heer auf Tirol, so war das kaiserliche Heer in Italien aufgerieben. Dazu waren die Räthe des Kaisers rathlos und uneins, er alt und

1) Nicolo Corlera und sein Bruder erbaten sich zur Belohnung, als Corporale oder Büchsenmeister in kaiserl. Dienste treten zu können. Der Fürstbischof aber erhob Corlera in den Adelstand und ertheilte ihm das Privilegium, daß jeden Sonntag nur sein Schiff von Riva nach Sald auslaufen durfte. Kaiser Leopold bestätigte Beides.

kränklich, die Erblande erschöpft, Ungern in offener Empörung, das Heer in Italien aus Mangel an Geld und Verpflegung dem Hungertode nahe; die Lage war verzweiflungsvoll. Was wurde da Alles gerathen! Bald sollte Baiern verheert und zur Wüste gemacht werden, bald sollte Italien preisgegeben und das Heer nach Deutschland gebracht werden, bald sollte der Kaiser die Hauptstadt verlassen und Zuflucht in einer Provinz suchen, und was dergleichen verzweifelte Rathschläge mehr waren. Endlich beschloß man die Vereinigung der Franzosen und Baiern zu hindern. Die Generale
20. Febr. Styrum aus der Pfalz, Schlick aus Östreich und Gschwind aus Tirol sollten an einem und demselben Tag ihre gemeinschaftlichen Operationen beginnen. Aber dazu fehlte nichts weniger als Alles: Soldaten, Geld und Mundvorrath, Alles war nicht hinreichend.

Mai Während dessen hatte Villars die Pässe des Schwarzwaldes erstürmt, die Reichsarmee herausgeworfen, das Donauthal erreicht und sich bei Tuttlingen mit dem Kurfürsten vereinigt. Das vereinigte baiersch-franzöſische Heer zählte 50,000 Mann. Zu Östreichs Glück konnten sich aber die beiden Führer über die weitern Operationen nicht verständigen. Der Kurfürst wollte Tirol angreifen; Villars hingegen war für die Eroberung von Augsburg, Nürnberg und anderen Reichsstädten, um mitten im Herzen Deutschlands festen Fuß fassen zu können, dann müsse Deutschland von selbst auseinander fallen. Für Östreich war der Plan des Kurfürsten weit gefährlicher, und eben darum gab dieser nicht nach; aber auch Villars hielt an seiner Ansicht fest, und so mußte die Entscheidung aus Paris erfolgen. Ludwig XIV. entschied zu Gunsten des Kurfürsten, und Vendome erhielt den Befehl, Tirol von Italien aus anzugreifen. Die Würfel waren geworfen.

In Tirol herrschte bei den Behörden die grösste Sorglosigkeit. General Gschwind, dem die Landesvertheidigung oblag, kümmerte sich darum wenig, denn er glaubte nicht an einen Angriff; das Landesaufgebot ward von ihm nicht erlassen, weil er den Befehl nicht in Original, sondern nur in Abschrift erhalten! er bereiste zwar die Grenzpässe, aber in

so unordentlicher Hast, daß in der Festung Kufstein der Baumeister Gump ihm zu sagen wagte: „Excellenz, wenn es übel hergehen wird, werden alle Trümmer auf Sie fallen!“ — Der geheime Rath wetteiferte mit Gschwind an Sorglosigkeit. Die Hauptsache: Geld, fehlte überall; Tirol begehrte Geld vom Kaiser, und dieser wies das Land mit schönen Worten auf sich selbst an. Mistrauen bemächtigte sich nun des Volkes; der richtige Instinct lehrte es, daß Gefahr nahe sei und immer näher sich heranwälze, und die Phantasie des Volkes begann zu arbeiten. Hochgewitter, Wälder stürzende Stürme, Heuschreckenzüge voriger Jahre galten als Wahrzeichen des kommenden Unglücks. In dem Oberinnthaler-Gebirge sollte Kanonendonner gehört worden sein, sogar Trommelwirbel wollte Mancher vernommen haben; in der Christnacht war ein wundersames Sternengefecht am Himmel gesehen, und eine Prophezeihung lief von Mund zu Mund — sie sollte von einer brixner Klosterfrau ausgegangen sein, die weder des Lesens noch des Schreibens kundig, doch übernatürlich von göttlichen Dingen redete. Sie sah zwei Hände fest ineinander geschlungen, und ein Schwert kam vom Himmel und trennte sie. Befragt um die Deutung, sagte sie: Die zwei Hände sind der Kurfürst und Vendome, und das Schwert vom Himmel die Tiroler.

Indessen hatte der Kurfürst die kaiserlichen Generale Schlickh und Styrum vollständig getäuscht, sie hatten ihre Truppen bei Nürnberg und Passau concentrirt, als der Kurfürst plötzlich von München gegen Rosenheim aufbrach. Diese Nachricht zerriß den Schleier, der bis jetzt dem General Gschwind und dem geheimen Rath das Kommende verborgen hatte. Aber was sollte geschehen? Es gab kaum ein paar Hundert Rekruten im Lande, den Landeskräften mistraute man, oder wusste sie nicht zu gebrauchen; es fehlte Alles: Muth, Mannschaft, Geld und Verstand. Endlich wurde die Landmiliz aufgeboten, die sollte dem Kurfürsten entgegengehen; was in der Eile aufgerafft wurde, ging, aber es fehlte Zuversicht und Begeisterung.

Der Kurfürst brach mit 9000 Baiern und 2500 Fran- 14. Juni
zosen von Rosenheim auf. Alles war der grössten Hoffnung

voll; das Heer war tapfer und zahlreich, die Führer kampferprobt, der Kurfürst ein ausgezeichneter Feldherr, und der Feind gegenüber eingeschüchtert, rathlos. — Verhöhnt wäre geworden, wer da zu sagen gewagt hätte: in zwei Monaten ist dieses Heer vernichtet, der Marquis von Novion und Taufkirchen Gefangene der Bauern, Porzia im Jägerstall zu Landek von der Art eines Buben zerschmettert, General Veritä durch die Knitteln der Bauern erschlagen, des Kurfürsten Adjutant an seiner Seite erschossen, er selbst nur durch einen Zufall gerettet.

17. Juni Am dritten Abend nach dem Aufbruch stand der Kurfürst an der Grenze Tirols bei Wintshausen. Ein Thurm, der den Paß sperrte, hielt sich tapfer einen Tag, aber von der Höhe beschossen, musste sich die Besatzung ergeben. Das Militair blieb kriegsgefangen, die tiroler Schützen wurden reich beschenkt nach Haus entlassen. Der Kurfürst ermahnte sie, nicht ferner wider ihn die Waffen zu führen, er komme nicht um Tirol zu unterjochen, sondern unter Baierns Schutz glücklich zu machen. Sie sollten dies ihren Landsleuten verkünden und sie bewegen, die Waffen niederzulegen; denn wer seiner freundlichen Einladung kein Gehör gebe, den würde er den Unterschied eines milden und eines ergrimmten Siegers mit Feuer und Schwert fühlen lassen. — Der Kurfürst bot nebst der Gewalt der Waffen die noch grössere Macht der Rede auf; er zweifelte nicht, Tirol bald ganz zu gewinnen.

Kufstein war damals eine weitberühmte Festung, aber die Anstalten zur Vertheidigung waren schlecht. Das Stadt- und Festungscommando war getheilt: das Erstere führte ein Graf Wolkenstein, das Zweite Josef Cornau; 400 Rekruten und etwas Landmiliz war die ganze Besatzung, worunter nur ein Officier und sieben Kanoniere. Wolkenstein ließ die Häuser, Ställe und Gärten ausser den Mauern niederbrennen, aber die Folge war unselig, die Stadt selbst gerieth in Flammen. Der Commandant wollte sich mit den Truppen in die Festung werfen, aber die Brücke stand in Feuer; und mitten in diesem Drangsal stürmte und erstürmte der Kurfürst die Stadt — der Pulverthurm fing Feuer, flog auf und die ganze Stadt gerieth in Brand. Den andern Tag fiel die

Festung in des Kurfürsten Gewalt. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Schreckenskunde durch das Land; das Volk glaubte an Verrath. Wie nun der geheime Rath die Kreidenfeuer anzünden ließ, um das Volk in Masse aufzubieten, rottete sich dasselbe allerdings zusammen und strömte, wie Gebirgsbäche anschwellend, gegen Innsbruck. Die Bauern erklärten, die Regierung sei an Allem schuld; wenn die Herren ihre Beutel füllen, kümmern sie sich nicht um den Verrath des Volkes; bei diesen muß man den Krieg anfangen und sie sammt und sonders todtschlagen. Drei Tage währte der Zuzug der ergrimmten Bauern, nur die Geistlichen hielten noch den Ausbruch zurück. Die Angst siegte bei dem geheimen Rath über jede Rücksicht; der Jesuitenrector Paul Ruestorf, ein Baier und dem Kurfürsten persönlich bekannt, wurde mit Vollmachten versehen und diesem entgegengeschickt. Dies aber brachte die Bauern vollkommen in Wuth; dem Landesoberjägermeister Paris Lodron, einem volksthümlichen Mann, gelang es endlich, die Massen gegen den Feind zu führen; aber kaum waren sie bis Schwaz, so kam die Nachricht, daß sich Rattenberg ergeben habe. Die Verwaltung trat aus allen Fugen, die Regierung hatte factisch aufgehört, wer fliehen konnte, floh, die Zurückbleibenden bebten. Der Landsturm löste sich in derselben Nacht auf. 20.—22. Juni

In Hall hielt der Kurfürst einen glänzenden Einzug. In der Münzstätte ließ er einen Ducaten prägen und sagte: dies sind nun baiersche Ducaten! — Die Regierung zu Innsbruck erstattete noch einen Bericht an den Kaiser und sandte dem Kurfürsten Deputationen entgegen. In Hall angelangt, wurden sie diesem der Reihe nach vorgestellt. Der Jesuitenrector führte im Namen der geheimen Räthe das Wort und begann mit dem Text: O Emanuel, unser König und Gesetzgeber, Erwartung der Völker und ihr Erlöser, komm uns zu retten. Der Kurfürst nahm die Deputationen alle gütig auf, ließ ihnen aber später seinen Willen und Forderung kund thun: Unterhalt des Militairs, und zwar täglich 18,000 Mund- und 5000 Pferderationen, und monatlich 120,000 Gulden; Abschaffung der regulairen Miliz und des bewaffneten Landvolks; Handgelübde der Beamten, alle Relationen 25. Juni

nicht mehr dem Kaiser, sondern ihm einzusenden; die Einlieferung aller Kameralrenten. — Die geheimen Räthe verweigerten insgesammt das Handgelübde und legten ihre Ämter nieder. Nicht so die Regierungs- und Kammerräthe. Im Collegium der Jesuiten versammelt, leisteten sie das geforderte Versprechen; hierauf ließ der baiersche Minister, Baron Prielmayer, Wein bringen, und nun ward in sorgenloser Fröhlichkeit auf des Kurfürsten und des Herrn Baron Prielmayer Gesundheit getrunken[1]).

2. Juli Endlich hielt der Kurfürst seinen Einzug in Innsbruck. Er glaubte, die Eroberung von Tirol sei sicher, und entsendete Truppen, die Pässe nach Südtirol zu besetzen. Dort aber sollte sein Glück enden.

Die Unglücksboten fanden in Südtirol anfangs keinen Glauben; als endlich nicht mehr am Siege der Baiern zu zweifeln war, als reitende Kammerboten mit der Contributionsforderung in Botzen erschienen, brach der langverhaltene Unmuth los. Das Land an der Etsch unter milder Sonne, ein Boden, der Alles gewährt, was zur Nothdurft, Vieles, was zur Erheiterung und zum Vergnügen nöthig, war seit den Urzeiten von einem ziemlich unabhängigen Adel und einem unabhängigen Bauernstande bewohnt. Hier war seit den frühesten Jahrhunderten reges Leben, ständische Verfassung und freies Gemeindewesen. — Ständischer Freiheitssinn, Haß gegen drückende Oberherrschaft, glühende Liebe der Heimath, rüstige Kraft zur Vertheidigung gegen fremde An- und Eingriffe war hier heimisch. Die Forderung der Baiern war Öl ins Feuer, ein Funke ins Pulver. Alles trat unter die Waffen, der Adel an die Spitze. Ein Pfleger, der da sagte — er hieß Georg Blankenstein — „was die grossen Herren thun, müssen wir auch thun; es kann uns gleichgültig sein, ob wir dem Baierfürsten oder dem Kaiser gehören," wurde alsbald von den Rittern erschlagen und zerrissen, sein Leichnam musste in ein Leinentuch gebunden wurden, als man ihn begraben wollte. Alles strömte nach Brixen, die tiefern Etschländer

1) Die Folge des Benehmens des Jesuitenrectors war, daß bei rückkehrender Ruhe dem Jesuitenprovinzial verboten wurde, einen Baier zum Rector des Collegiums von Innsbruck zu ernennen.

unter Anton Cazan, die botzner Scheibenschützen geführt von Eberschlager. — Andere sammelten sich in Meran; das ganze Burggrafenamt strömte dort zusammen, mehrere Tausende. Wer ohne Feuergewehr kam, wurde nach Hause geschickt, Zeichen von Zügellosigkeit wurden schnell unterdrückt oder beschwichtigt. Nur Hohenhauser, Oberstwachtmeister der Landmiliz, den Bauern verdächtig, wurde grausam umgebracht. Die Hauptmasse zog ins Passeier; die Leute von Vintschgau und Bündten sollten das Wormserjoch besetzen. In Brixen hatten indessen zaghafte Rathschlüsse die Oberhand gewonnen, man war nahe daran, sich zu unterwerfen, als Cazan mit den Etschländern eintraf. Man beschloß nun Widerstand; die Brixner schlossen sich den Etschländern an, der Bischof segnete ihren Aufbruch und sie zogen dem Feind entgegen.

Aber Feigheit und Ungehorsam gingen neben dem Muth einher; der Gemeindeausschuß in Meran dachte an Unterwerfung, und die Freiwilligen, die ohne Waffen nach Meran gekommen waren, übten grossen Unfug an den Angehörigen des ermordeten Oberhauser und am Magistrat.

Der Brenner wurde besetzt und eine Brustwehr aufge- 30. Juni
worfen; Midinger hieß der Anführer. Die Tiroler verstärkten sich; erst kam Graf Brandis mit den Seinen, die Meranerfahne unter Flugi Cazan und seine Schützen. Der Feind stand in Lueg und Truppen rückten nach. Die Angriffe des Feindes waren fruchtlos. Die Schützen zeichneten sich aus; der Kammerdiener des Grafen Wolkenstein und Michael Schattmayer pirschten auf 500 Schritt ihren Feind weg.

Da erschien General Guttenstein mit 200 Mann Fuß- 4. Juli
volk vom Regiment Daun und 50 Dragonern, eben als die Tiroler im Begriff waren, Lueg zu stürmen. Er ordnete den Rückzug nach Sterzing an; weder damals noch jetzt weiß man warum. Dieser Befehl erweckte in Allen den Verdacht von Verrätherei und Alles lief auseinander. Dem Feind selbst schien der Rückzug so unerwartet und unbegreiflich, daß er das Abziehen der Posten aus dem Gebirge für eine Concentrirung zum Angriff hielt, die Klause am Lueg verließ und sich zurückzog.

In Brixen entstand die Frage: was also zu thun, und

das Ende der Berathung war die Wiederbesetzung des Brenner; auch wurden die salerner Klause und die Schanze am Sack besetzt. Aber am Brenner standen auf dem Platz, den die Tiroler früher inne hatten, schon die Baiern.. Die Tiroler lagerten sich südlich von der Kirche.

Die vier Gerichte des Oberinnthals, Landek, Laudek, Pfundt und Naudersberg, dieselben, die sich bei der Rückkehr Friedrichs mit der leeren Tasche durch Begeisterung und Fürstenliebe ausgezeichnet, bewährten auch jetzt, daß ihre Treue zu Fürst und Vaterland unwandelbar. Sobald sie Nachricht bekommen hatten, daß die Feinde in Tirol eingedrungen, beschlossen sie Widerstand. Der Gastwirth von Landek, Johann Linser, Martin Andreas Sterzinger, ein Mann von altem Adel, der Curat von Perfuchs, Martin Landerer, waren die Hervorragendsten. Aber es war noch
28. Juni nichts zur Reife gediehen, als die Baiern in Landek erschienen. Sie hatten bis dahin keinen Widerstand gefunden, auch in Landek war Alles ruhig; aber in demselben Wirthshaus Johann Linsers, wo die feindlichen Officiere und Soldaten zech-
29. Juni ten und prassten, versammelten sich die Gewalthaber der obern Gerichte und Gemeinden und besprachen das Verderben des Feindes. Es war ein Festtag, die Versammlung fiel nicht auf, Alles ging still und ruhig vorüber, es fand sich kein Verräther.

1. Juli Die Baiern brachen auf, der pontlazer Brücke zu, sie zogen durch die engen Schluchten von Landek und Pruz. Es herrschte tiefe Stille und Einsamkeit. Die Baiern waren schon ziemlich weit in den Schluchten, als ein Officier — es heisst, daß es Novion gewesen — mit dem Fernrohr die Höhen und verdächtigen Puncte musterte. Die Brücke war abgetragen, auf den Höhen die Tiroler hinter Bäumen und Felsen. „Verrath!" so rief er; aber da rollten Bäume, Steine in die Tiefe, das Feuern begann. Die Niederlage war furchtbar. Die sich umwendend aus der Schlucht gen Landek zu retteten, geriethen in neue Gefahr; die Wege waren verhauen, die Brücke abgetragen. Bei Landek selbst, an der Pfahlbrücke, hielt Dominik Tasch die Heransprengenden so lange auf, bis die Strasse verrammelt war. Graf Porzia warf sich mit

einigen Leuten in einen Stall, vergebens bot er einen Beutel voll Gold für sein Leben, ein — wie Sterzinger sagt — schlechter Bube spaltete ihm mit der Art den Kopf. Als das Rasen der Mordlust geendet, wurden die Verwundeten mit Menschlichkeit und Liebe gepflegt.

Nicht hinreichender Ersatz war es den Baiern, daß die Feste Ehrenberg sich ihnen ergab. Das Militair war auf General Gschwinds Befehl abgezogen; der Commandant Jo- 26. Juni
hann Rost wollte die Festung durch Bauern vertheidigen, diese aber waren nicht so muthig wie die Oberländer und er sah sich genöthigt, die Festung den Baiern zu übergeben. 6. Juli

Der Kurfürst hatte indessen das neue Regiment oder die neue Verwaltung in Tirol eingerichtet und erhielt, meist von den Beamten, grosse Versicherungen von Treue; auch an Denuntianten fehlte es nicht. Aber alle Freude des Kurfürsten wurde getrübt durch die Nachricht von der Niederlage von Landek und daß auf dem Brenner nicht durchzubringen war. Täglich kamen Verwundete. Vergebens ritt der Kurfürst selbst hinaus, er musste wieder zurück; zwischen den Franzosen und Baiern war Spannung eingetreten, denn die Erstern behaupteten, daß sie mehr blosgestellt würden. Der Kurfürst, um das Innthal zu sichern, wollte Hall in einen festen Waffenplatz verwandeln, aber von den Tausenden, die zur Schanzarbeit aufgeboten waren, kam nicht ein Mann und so musste sie unterbleiben.

Indessen hatte sich in Brixen eine kaiserliche Regierung gebildet; sie hieß das Interims-Directorium; die Hauptpersonen waren der Landeshauptmann und der Fürstbischof von Brixen. Es correspondirte mit dem Kaiser. Die übrigen Theile von Tirol, die noch nicht im Aufstand begriffen, durch die Bedrückung der Baiern aufgebracht, durch die Siege der Südtiroler ermuthigt, setzten sich mit dem Directorium in Verbindung und ein allgemeiner Aufstand wurde verabredet.

Der Kurfürst, der immer vergebens auf Nachrichten von Vendome wartete (seine Boten wurden alle aufgefangen), zog nun aus, um den Brenner zu nehmen; da loderte der allgemeine Aufstand auf. Das Gericht Rattenberg, unter Bartels Anführung, erhob sich; über 1000 Zillerthaler, obgleich

salzburgische Unterthanen, zogen zur Hülfe; von vielen Orten eilten die Bauern herbei und nahmen die Festung Rattenberg mit Sturm. Bei Hall ging es ebenfalls los; 4000 Bauern verlangten von den Hallern die Vertreibung der Baiern. Alsobald ritt General Verità hinaus, von 500 Soldaten begleitet; er unterhandelte mit den Hallern, versprach Abstellung der Beschwerden, unterzeichnete einen Vertrag und glaubte Alles beschwichtigt, als die Bauern ein Stadtthor sprengten, einbrachen und den General mit Keulen erschlugen. Die Mannschaft wurde theils getödtet, theils gefangen.

Die Veste Scharnitz, die Schanzen in der Luitasch waren genommen, der baiersche Posten in Zirl aufgehoben, das ganze Oberinnthal von Feinden frei, am zirler Berg und am schwarzen Kreuz wurden Verschanzungen aufgeworfen. Indessen
22. Juli war auch der Kurfürst schon nach Innsbruck zurückgekehrt, aufgeschreckt durch die ungünstigen Nachrichten, die ihm von allen Seiten zuströmten. Er musste sich mit Gewalt Bahn brechen und so wurde die Schanze an der Martinswand und am schwarzen Kreuz angegriffen, gestürmt, genommen. In Zirl wütheten die Baiern auf die grausamste Weise.

Während des Gefechts an und um die Schanzen war der Kurfürst in der höchsten Lebensgefahr, aus der ihn nur ein Zufall rettete. Der kaiserliche Revierförster Anton Lechleitner, gemeinhin der Jäger vom Martinsbühel genannt, fasste den Entschluß, den Kurfürsten zu erschiessen, und nahm deshalb am reissenden Ranger Platz. Dort ist der Paß sehr eng und der Kurfürst musste vorbei, wenn er nach Zirl wollte. Drei Reiter kamen nun des Weges; der erste Ferdinand Graf von Arco, der zweite der Kurfürst, der dritte der savoysche Gesandte Graf von Brianzon. Der Kurfürst war in einen gemeinen Reitermantel gehüllt, Graf Arco in glänzend gesticktem Wams. Lechleitner glaubte, der prächtiger Gekleidete sei der Kurfürst, und schoß ihn todt.

Hall bedrohte der Kurfürst mit Untergang; aber die Haller entgingen dem Verderben, denn sie schoben alle Schuld auf die Bauern und vermochten diese, aus Hall zu ziehen.
27. Juli Nun räumte der Kurfürst Innsbruck und zog sich gegen Seefeld zurück.

Die langverheissenen kaiserlichen Truppen waren endlich nach Tirol gekommen. General Guttenstein war mit kaiserlichen Truppen gleich nach dem Kurfürsten in Innsbruck eingerückt. Dort war bei den Anhängern Baierns grosse Angst, und besonders wurden die Jesuiten bedroht, weil sie der Anhänglichkeit an Baiern am verdächtigsten waren; aber es kam in der Stadt zu keinem gewaltsamen Auftritt, wol aber brachen die verkehrten Verordnungen des Generals Guttenstein der Begeisterung die Flügel aus und brachten das Land in neue Gefahr. Er ließ den Kurfürsten nicht verfolgen. Wie nun derselbe durch Überläufer erfuhr, daß Vendome von Italien herauf gegen den Brenner zu dränge, wandte er wieder um und schlug einen kleinen Haufen Kaiserlicher. Innsbruck war in Bestürzung, Guttenstein zog an den Brenner, um sich mit dem General Heister zu besprechen; die Tiroler aber rüsteten sich nicht nur zur Abwehr, sondern belagerten Kufstein, berannten und eroberten Ehrenberg. General Heister, durch die vielfachen Klagen der Tiroler aufgestachelt, zog endlich heran, der Kurfürst aber erwartete den Angriff nicht und räumte Tirol. Nur Kufstein blieb im Besitz der Baiern und wurde auch diesmal nicht erobert.

Jetzt ist es Zeit, zurückzuschauen, was indessen Vendome von Italien aus gegen Tirol unternommen, um die Vereinigung mit dem Kurfürsten zu bewirken.

Vendome hatte den entschiedensten Widerwillen gegen den Zug nach Tirol. Er hatte Gegenvorstellungen gemacht, aber zuletzt den Befehl aus Paris erhalten, die Vereinigung mit den Baiern in Tirol auszuführen, es möge gehen, wie, und kosten, was es wolle. Somit rückte er mit 20,000 Mann nach Desenzano; von da aus sollte der Angriff beginnen. Mitte Juli
Es war aber um die Zeit, als die Angelegenheiten des Kurfürsten schon eine schiefe Wendung genommen hatten; dies war ein grosses Glück für Tirol. Hätte Vendome bei dem ersten Schreck, den des Kurfürsten Auftreten verursachte, angegriffen, so würde Widerstand viel schwerer gewesen sein.

In Südtirol traf man grosse Anstalten zur Abwehr, Geld und Lebensmittel wurden auf alle Weise zusammenge-

bracht; einzelne Bürger, die frommen Brüderschaften opferten ihr Silber; die Schützen von der Etsch, unter Cazan, jetzt im nördlichen Tirol nicht mehr nöthig, wurden einberufen; die Bürger in den Städten Trient, Roveredo und Botzen, der Adel trat in Compagnien zusammen; Frauen und Kinder wurden aus Trient tiefer ins Land geschickt. — General Solari, ein beliebter und anerkannt tapferer Mann, war mit einigen Tausend Mann regulairen Militairs eingetroffen und hatte die Leitung der Vertheidigung übernommen. Die Päße wurden verhauen und besetzt; bei Trient war die Hauptmacht vereinigt.

Vendome brach auf. In der Nähe von Mori wollte er über die Etsch setzen, fand aber solche Gegenanstalten, daß er diesen Plan aufgab. Durch Verrätherei gelang es ihm,
9. Aug. mehrere Päße zu umgehen; er stand vor der Stadt Arco. Neun Tage hielt sich die Besatzung, zuerst in der Stadt, dann in der Burg; endlich mußte sie sich ergeben. Nun
1. Sept. stand der Weg nach Trient den Franzosen offen. Bald waren sie dieser Stadt gegenüber. Hier war Alles auf die äusserste Gegenwehr gefaßt. Sechs Tage währte der Angriff, ebenso lange die heldenmüthige Vertheidigung. Die Stadt
5. Sept. wurde mit glühenden Kugeln beschossen, oft brach Feuer aus, immer wurde es wieder gelöscht. Als Vendome nicht durchdringen konnte, der Rückzug des Kurfürsten den Zweck seiner Sendung unmöglich machte, von Italien die bedenkliche Nachricht einlief, der Herzog von Savoyen unterhandele mit den Alliirten, ihm der Befehl aus Paris zukam, alle Savoyarden im französischen Lager zu entwaffnen, beschloß Vendome,
7. Sept. wieder nach Italien zurückzukehren. Wie zum Abschied, ließ er Trient heftiger als je beschiessen, und Alles rundum greulich verwüstend, trat er den Rückweg an. Alle Dörfer wurden ausgeraubt und niedergebrannt, die Glocken aus den Thürmen heruntergenommen, Sacristeien und Tabernakel erbrochen, die heiligen Gefäße entehrt und fortgeschleppt oder zerschlagen, die Maulbeer- und Ölbäume, die Weingärten ausgehauen. Tirol hatte unendlichen Schaden gelitten, ungeheure Opfer gebracht, aber es hatte den Feind beinahe ausschliesslich durch eigene Kraft abgewehrt und sich dem alt-

angestammten Herrscher erhalten. Nicht umsonst heisst Tirol „das allezeit getreue“ [1]).

Villars und der Kurfürst, schon früher nicht einig, zerfielen nach dem verunglückten Angriff gänzlich, sodaß der König Villars abberufen musste. An seine Stelle trat Graf Marsin. Der Kurfürst eroberte Augsburg und Passau, die Kaiserlichen Rottenberg und Amberg.

Am Oberrhein erschien der Herzog von Bourgogne vor Breisach. Der Platz galt für unüberwindlich, aber durch die Nachlässigkeit der beiden Befehlshaber, Arco und Graf Marsigli, fiel die Stadt schon am 13. Tag der Belagerung in die Hände der Franzosen [2]). Rühmlicher hielt sich Graf Friese in Landau. Er wurde vom Marschall Tallard belagert. Der Erbprinz von Hessen-Kassel sollte den Platz entsetzen; er befehligte 10,000 Mann. Die Franzosen aber überfielen und schlugen ihn am Speierbach. Am nächsten Tag, da keine Aussicht des Entsatzes mehr war, capitulirte Graf Friese. Für den Verlust von Breisach und Landau war es kein hinreichender Ersatz, daß im Laufe dieses Feldzugs die Preussen die kölnische Festung Rheinbergen und nach harter Belagerung Geldern eroberten. 10. Sept. 18. Nov. 16. Nov. December

Obgleich die Thaten des frühern Feldzugs in den Niederlanden wieder den Wünschen und Hoffnungen Marlborroughs nicht entsprochen hatten (er mochte wol der Einzige sein, der mit dem Erfolg nicht zufrieden war), schienen sie dennoch so groß, daß die Königin von England ihn zum Herzog ernannte. Der neue Herzog hatte in dem gegenwärtigen Feldzug dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen, die ihn im verflossenen Feldzug an jedem grossen Unternehmen gehindert hatten; der kleinliche Geist der Holländer stand ihm überall im Weg. Die Thaten des Herzogs beschränkten sich also

1) Alles, was hier über Tirol gesagt worden, beruht auf Jäger, Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703, Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung 1844; dort ist auch nachzulesen, wie der grenzenlosen Verwirrung im Lande endlich durch den Landtag 1704 abgeholfen wurde.

2) Arco wurde dafür enthauptet, Marsigli des Landes verwiesen und früher degradirt.

15. Mai 25. Aug. 27. Sept. auf die Eroberung von Bonn, Huy und Limburg. Marlboroughs Streben, die Franzosen zu entscheidender Schlacht zu bringen, misglückte auch in diesem Feldzug, theils dadurch, daß die Franzosen jeder entscheidenden Schlacht auszuweichen suchten, theils durch die Ängstlichkeit der Holländer. Die glänzendste Waffenthat der Franzosen war ihr Gefecht mit dem holländischen General Obdam, den sie unfern von Antwerpen angriffen und schlugen.

Theils während des erzählten Feldzugs, theils im darauf folgenden Winter traten zwei neue Mächte gegen Frankreich in den Kampf. Es waren der Herzog von Savoyen und der König von Portugal. Es ist schon gesagt worden, daß der Herzog von Savoyen sich beim Anbeginn des Krieges mit Frankreich verbündet hatte, aber die Franzosen hielten die eingegangenen Bedingnisse nicht. Der Herzog hatte den Oberbefehl der spanisch-französischen Armee haben sollen, aber nicht nur gehorchten ihm die Feldherren nicht, sondern er musste sich den Anordnungen der französischen Marschälle fügen; die verheissenen Subsidien kamen unordentlich ein, die Franzosen betrugen sich, als ob sie die Herren des Herzogthums wären, und bei dem Herzog entstand der Verdacht, daß er wol gar seines Herzogthums verlustig gehen dürfte, wenn es den Franzosen gelingen sollte, sich in der Lombardei festzusetzen. Zudem war der Vertrag, den er mit Frankreich auf drei Jahr eingegangen, jetzt seinem Ende nahe. Dies Alles vermochte ihn, sich in Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hof und England einzulassen. Von Seiten des Kaisers wurde Graf Auersperg nach Savoyen geschickt; der Herzog aber, der sich für sehr fein hielt, wollte ihn nicht in Turin empfangen, sondern wies ihm eine Wohnung zwei Stunden von der Stadt im Schlosse Castiglio an. Unter dem Vorwand der Jagd kam der Herzog öfters hinaus und unterhandelte mit Auersperg. Nur der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Pric, wusste um das Geheimniß. Der Herzog suchte die Verhandlungen so streng zu verbergen, daß er einen Engländer, Namens Hill, den Marlborough abgesandt hatte, um den Abschluß der Übereinkunft zu befördern, gar nicht in seine Staaten ließ, ob er gleich

schon an der Grenze von Savoyen war; ja, Auersperg musste nun nach Turin zurück, wo, wie der Herzog sagte, dem diplomatischen Einsiedler im Palast selbst eine Zelle angewiesen wurde. Aber nach drei Monaten waren die Verhandlungen noch zu keinem Resultat gediehen. Aus lauter Feinheit kam der Herzog zu keinem Entschluß. Um nun nicht länger das Spielzeug solcher Winkelzüge zu sein und eine Entscheidung herbeizuführen, ließ der Kaiser in einigen deutschen Zeitungsblättern einige Worte über diese Verhandlungen fallen. Dies sowol als die Berichte ihrer eigenen Agenten erregten den Verdacht der Franzosen. Um Gewissheit zu haben, verlangten sie vom Herzog, er möge Vercelli, Susa und Nizza französischen Besatzungen öffnen. Als der Herzog dies abschlug, entwaffnete Vendome die savoyischen Truppen, die sich 1703
bei ihm befanden. Die Officiere wurden als Kriegsgefangene 29. Sept.
betrachtet, die gemeinen Soldaten französischen Regimentern eingereiht, die Pferde französischen Dragonern zugewiesen. Der Herzog gerieth in Wuth, er ließ die Gesandten Ludwigs und Philipps in Turin und alle Franzosen in ganz Savoyen arretiren, ein französisches Cavalerie-Regiment, das eben bei Turin vorbeimarschirte, nahm er kriegsgefangen; die Verhandlungen mit Auersperg, die sich nun schon drei Monat hingezogen, kamen schnell zum Abschluß. Die Bedingungen 25. Oct.
waren folgende: Der Herzog von Savoyen tritt der grossen Allianz bei, erhält den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in der Lombardei und Piemont; die Seemächte zahlen 100,000 Scudi für die erste Kriegsrüstung und monatlich 80,000 Scudi Subsidiengeld; der Kaiser überlässt dem Herzog jenen Theil von Montferrat, mit welchem der Herzog von Mantua belehnt gewesen, ausserdem noch Alessandria, Valenza, Lomalina und Val di Sessa, und verspricht, dem Herzog den wirklichen Besitz baldmöglichst zu verschaffen; der Kaiser wird 20,000 Mann nach Piemont schicken, der Herzog 15,000 Mann stellen.

Der König von Portugal schloß sich der grossen Allianz unter folgenden Bedingungen an: Der König von Portugal wird trachten, dem Erzherzog Karl den Besitz von ganz Spanien zu verschaffen; zu diesem Ende stellt der König von

Portugal auf eigene Kosten 15,000 Mann und wirbt noch 13,000. Zum Unterhalt dieser letztern geben die Alliirten jährlich eine Million und zur ersten Ausrüstung eine halbe Million Thaler. So lange der Krieg dauert, halten die Alliirten in Portugal auf eigene Kosten 12,000 Mann; die Seemächte werden die portugiesische Küste mit einer hinlänglichen Flotte decken; der Erzherzog Karl kommt persönlich nach Portugal. Der König ist nicht eher verpflichtet, den Krieg zu beginnen, als bis der Erzherzog mit den versprochenen Hülfstruppen in Portugal angekommen sein wird. In einem geheimen Artikel versprach der Erzherzog noch, dem König von Portugal die Städte Badajoz, Albuquerque, Valenzia, Alcantara, Gardia, Tui, Bajona und Vigo abzutreten.

In Folge dieses Vertrags musste sich der Kaiser nun doch zu jenem Schritt entschliessen, den er bis jetzt mit ängstlicher Sorge vermieden und der früher, zur rechten Zeit gethan, den ganzen Successionskrieg unmöglich gemacht, oder anders gewendet hätte. Er musste sich entschliessen, seinen zweitgebornen Sohn Karl nach Spanien zu senden. Der Erzherzog stand im 18. Jahr seines Alters. Der Kaiser und sein älterer Sohn, König Josef, stellten, in Gegenwart aller geheimen Räthe und auswärtigen Minister, eine feierliche Cessionsurkunde aus, in der sie ihre Rechte auf die
1703 spanische Monarchie dem Erzherzog Karl ganz und förmlich
12. Sept. abtraten und ihn als König von Spanien anerkannten. Der neue König übte alsobald sein Herrscherrecht dadurch aus, daß er vier Grandes von Spanien erster Classe ernannte. Einer derselben war Fürst Anton Liechtenstein. In Begleitung desselben Fürsten verließ er dann Wien, nahm seinen
1704 Weg über Holland, England und landete im nächsten Früh-
7. März jahr in Portugal.

Eine der einflussreichsten Veränderungen hatte aber am wiener Hofe statt, eine Veränderung, durch die ein neuer Schwung nicht nur in den Verlauf des gegenwärtigen Krieges, sondern in das gesammte Kriegswesen auf lange Zeit gebracht wurde.

Es ist schon gesagt worden, daß Prinz Eugen von der

italienischen Armee nach Wien reiste, um dem Kaiser die traurige Lage des Heeres vorzustellen. Monate waren verflossen und noch keine Abhülfe erfolgt. Es fehlte der Armee an Rekruten, Pferden, Montirung, Proviant, Munition, Geld. Kurz, an Allem. Die Armeelieferanten entflohen, weil sie vom Kaiser kein Geld erhielten und andererseits von den Unterlieferanten um Geld bestürmt wurden. Das Heil der Armee bestand nur darin, daß sie nicht angegriffen wurde und die Feindseligkeiten von Seiten der Franzosen unterblieben, sowol wegen des Zuges, den Vendome gegen Tirol vornahm, als wegen des Mistrauens derselben gegen den Herzog von Savoyen und dessen später erfolgten Abfall vom französischen Bündniß. Wie Eugen sah, daß keine Hülfe zu erlangen war, wollte er wieder zur Armee, der Kaiser ließ ihn nicht fort. Endlich that dieser den Schritt, zu dem er sich lang vorbereitet: Leopold ernannte den Grafen Gundaker Starhemberg zum Kammerpräsidenten und Prinz Eugen zum Hofkriegsrathspräsidenten[1]). Aber in welcher grenzenlosen Verwirrung fanden die beiden neuen Präsidenten Alles! „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen, wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?" So durften sie sagen, für Alles musste Rath geschafft werden. Die Lage war so verzweifelt, daß Eugen schon daran dachte, das Präsidium wieder niederzulegen! Wie Alles ausgesehen hat, lässt sich aus dem Einen ermessen, daß Eugen dem Commandirenden in Italien, Starhemberg schreibt: „Die Gefahr hat an allen Ecken überhand genommen und wiewol der Armee in Wälschland wenig Hülfe geschickt worden, so ist es doch mehr gewesen, als an andern Orten, also, daß fast die heraustigen Regimenter sich noch in miserablerem Stande befinden, als jene, welche darin sind."

1703 Juli

27. Oct.

Eugen bot allen Verlegenheiten die Stirn; englische Gelder suchte er flüssig zu machen, es gelang. Sein Ruf war so groß, daß man die Gelder nur ihm unmittelbar einhändigen wollte; zur Vertheidigung von Tirol sandte er den

1) Heller, Militairische Correspondenz u. s. w. Das Schreiben Eugens, in welchem er dem Commandirenden Starhemberg in Italien seine Ernennung kund gibt, ist vom 4. Juli.

General Solari, der, wie schon gesagt, die Franzosen glücklich aufhielt; die Kriegsdisciplin hob er durch die Untersuchung, die er wegen des Verlustes von Breisach einleitete und die mit strenger Bestrafung der Befehlshaber endete. Gegen die Rebellen in Ungern traf er kräftige Anstalten; Deserteurs, die gefangen wurden, befahl er nach dem Kriegsrecht zu behandeln; bis auf einzelne Spione, wie und wo ihnen aufzulauern, erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Nichts entging seinem Geist; ein neues Leben begann.

Eugen hielt es für das Nothwendigste, einen entscheidenden Schlag in Baiern auszuführen[1]), deshalb ging er für seine Person nicht nach Italien, sondern nach Deutschland. Seine Ansicht war, den Kurfürsten von Baiern in die Unmöglichkeit zu versetzen, etwas Grosses fernerhin zu unternehmen, und sollte es unmöglich sein, ihm einen entscheidenden Schlag beizubringen, so müsse Baiern verheert werden, um dem Feinde alle Subsistenzmittel zu entziehen[2]). Um den beabsichtigten grossen Schlag in Baiern auszuführen, hatte er seine Hauptsorge auf die deutsche Armee verwendet[3]).

Den in Italien commandirenden General Leiningen vertröstete er; der ungrischen Rebellion müsse man vor der Hand freien Lauf lassen, meinte er, bis man nach dem entscheidenden Schlag in Deutschland eine grosse Truppenmasse hineinschicken könne. Die Absendung einzelner Regimenter nach Ungern würde nur die Armee in Deutschland schwächen, die abgesandten Regimenter würden aufgerieben und dem Unwesen in Ungern doch nicht gesteuert werden[4]).

Die Zuversicht, daß der grosse Streich in Baiern gelingen werde, spricht sich in vielen Briefen aus.

Bevor Eugen zur Armee ging, verabredete er noch mit

1) Dies kömmt häufig in seinen Briefen vor. Siehe Heller, Militairische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Wien 1848, bei Gerold, II. Band.

2) a. a. Orte.

3) a. a. Orte. Nach der Revue bei Ehingen schreibt Eugen dem Kaiser: „Muess bekennen, das Erwehnte Armee in Einer praven, schönen und auserlesenen Manschaft bestehe." S. 109.

4) a. a. O. S. 112, 133, 139, 262.

dem Kaiser eine geheime Correspondenz mit Umgehung des gewöhnlichen Dikasterialweges[1]). Es that allerdings noth, daß sich Eugen auf irgend eine Weise gegen seine Feinde am Hof sicher stellte, an deren Spitze der einstmalige Hofkriegsrathspräsident Mansfeld stand. Man wollte den Kaiser vermögen, ohne Eugens Zustimmung einen Vicepräsidenten bei dem Hofkriegsrath zu ernennen, Befehle ergingen an das Militair mit Umgehung des Hofkriegsraths und Eugen wurde so geldlos gelassen, daß es einen Moment gab, wo er nicht einmal einen Curier abzusenden im Stande war, weil er ihm kein Reisegeld zu geben vermochte. Unter den grossen Herren in Wien war der Kammerpräsident, Graf Starhemberg sein Freund. Aber die beste Stütze fand Eugen in seinen Thaten[2]). Dies ist die geheime Geschichte der wiener Verhältnisse während des Feldzuges, der über Baiern entschied. Der bekannte Verlauf ist folgender:

Feldzug 1704. In Italien hatten die Franzosen die Oberhand, Vendome eroberte Susa, Vercelli und Ivrea. Hiedurch schnitt er die Verbindung des Herzogs von Savoyen mit der Schweiz ab. Die Lombardei fiel ganz in die Hände der Franzosen. Mirandola hatten zwar die Kaiserlichen noch inne, sie wurden aber von den Franzosen hart bedrängt. Die ganze Kriegsmacht des Kaisers in Italien belief sich höchstens auf 10,000 Mann. Er hatte seine gesammten Streitkräfte in

1) Welchen Weg die Correspondenz ging, ist nicht auszumitteln. Eugen schreibt nur einige Male, daß er seinen Bericht auf dem „bekannten Wege" sende, und empfiehlt dem Kaiser besonders Geheimhaltung des Mitgetheilten. S. 186, 192. Hellers oft citirtes Werk, II. Bd.

2) a. a. Orte S. 116, 127, 128, 213, 219. An seinen Vertrauten, den Hofkammerrath Palm, schreibt Eugen S. 213: „Wenn ich zu Wien wäre, so weis ich gewiß, daß mir Niemand in das militare eingreifen sollte, dermal aber finde ich selbst die Capi Consilii belliei nicht stark genug. Allein bis zu meiner Zurückkunft sehe ich zur Änderung kein Mittel und muß also bis dahin den Anstand haben, hernach aber werde ich schon wissen den Mansfeldischen Anmassungen zu begegnen." — Wegen des Geldmangels schreibt er dem schon erwähnten Palm: „Auch bitte ich, Er — der Kammerpräsident — möchte mir etliche tausend Gulden für meine Kassa herauf remittiren lassen, denn der Zeit habe ich nicht so viel, nur einen Kourier oder Stafeten expediren zu können."

Deutschland zusammengezogen, wo der entscheidende Schlag des Feldzugs bevorstand.

Die Franzosen und der Kurfürst von Baiern hatten bedeutende Streitkräfte aufgeboten, sie wollten ihre Macht in Baiern vereinigen, in das Herz der östreichischen Monarchie eindringen und mit einem Schlag den Krieg endigen. Der Kurfürst von Baiern hatte bereits Passau besetzt.

Der Kaiser rüstete sich zur Gegenwehr, bei seinen Bestrebungen wurde er auf das Thätigste von seinen Unterthanen unterstützt. Das charakteristische Wahrzeichen der Östreicher, Treue und Anhänglichkeit an den Regenten, erprobte sich auch jetzt im hohen Maß. Die Stände des Erzherzogthums Östreich unter der Enns stellten ein schönes Dragonerregiment ins Feld, der Landmarschall Graf Otto Ehrenreich von Traun-Abensberg, mit einem ständischen Ausschuß, leitete die Verschanzungen der Hauptstadt und am Marchfluß. Die Universität, die bürgerlichen Innungen und Körperschaften leisteten nicht nur freiwillige Beiträge, sondern stellten auch Truppen. Als im Viertel Untermannhartsberg jeder fünfte Mann zur Vertheidigung aufgeboten wurde, erschien auf dem Sammelplatz eine weit grössere Zahl, als man erwartet und ausgeschrieben hatte. Die Grafen Dietrichstein und Seréményi standen an ihrer Spitze und zu dem General Grafen Heister in das Lager bei Schwechat strömten zahlreiche Haufen. In Östreich ob der Enns waltete eben so freudige Hingebung, die vom Landesobersten Grafen Kuefstein mit Verstand geleitet wurde; aber alle diese Rüstungen wären doch kaum genügend gewesen, dem Feind mit Erfolg zu widerstehen. Dies fühlten die beiden Helden Eugen und Marlborough sehr wohl, sie fassten also den Gedanken, ihre Heere an der Donau zu vereinigen und dort den entscheidenden Schlag zu führen.

Um diesen Plan auszuführen, war vor Allem zweierlei nöthig: 1) das strengste Geheimniß zu beobachten und 2) mussten die Holländer vermocht werden einzuwilligen, daß ein bedeutender Theil des Heeres aus den Niederlanden nach Deutschland geführt werde. Das Erstere wurde dergestalt beobachtet, daß Marlborough den Plan in England nur drei Personen mittheilte, auf deren Verschwiegenheit gezählt wer-

den durfte. Diese drei Personen waren die Königin selbst, ihr Gemahl, Prinz Georg von Dänemark, und der Großschatzmeister Godolphin. Als diese ihre Zustimmung gegeben, reiste Marlborough nach Holland um die Generalstaaten zu einer grossen Truppenentsendung aus den Niederlanden zu bewegen. Marlborough wusste sehr gut, daß die Holländer nie in seinen Plan willigen würden. Er unterbreitete ihnen also einen Operationsplan, der annehmbar schien, den er aber nicht auszuführen gedachte, der ihm jedoch gestattete, eine bedeutende Heeresmacht aus den Niederlanden hinwegzuführen. Der ostensible Operationsplan war folgender: General Oberkerk bleibt mit den Holländern und einigen Hülfstruppen in den Niederlanden und wird blos vertheidigungsweise verfahren. Marlborough wird mit den Engländern und dem Rest der Hülfsvölker an die Mosel rücken und sich dort einen neuen Kampfplatz öffnen. Die Generalstaaten wollten sich anfangs hiezu nicht verstehen, aber der Großpensionär Heinsius, von Marlboroughs wirklichen Absichten wahrscheinlich unterrichtet, unterstützte den Antrag so kräftig, daß er endlich genehmigt wurde. Den übrigen Alliirten wurde ebenfalls nicht der wirkliche, sondern der ostensible Plan, an der Mosel zu kämpfen, mitgetheilt.

Sobald Marlborough die Zustimmung der Holländer erhalten hatte, sammelte er seine Krieger bei Mastricht und setzte sich in Bewegung. Sein Marsch wird von den Kriegskundigen als Meisterstück bewundert. Zu Heilbronn begegnete ihm Prinz Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen. Hier sahen sich die beiden Helden zum ersten Mal[1]), hier entstand jene innige Freundschaft zwischen Eugen und Marlborough, die bis an ihr Lebensende ungetrübt fortdauerte. Sie wären gern vereint geblieben, aber Prinz Ludwig von Baden, als des Kaisers Generallieutenant, hatte die Wahl und erklärte, mit Marlborough vereint bleiben zu wollen. Prinz Eugen musste also die Vertheidigung der

19. Mai

1) Coxe, Leben Marlboroughs. Aus Eugens Brief, dd. Groß-Heppach — siehe Heller — lässt sich nur abnehmen, daß zu Groß-Heppach die erste Conferenz war, nicht aber, wo sie sich zum ersten Mal gesehen.

stollhofer Linien übernehmen. Marlborough und Prinz Ludwig von Baden kamen darin überein, daß abwechselnd jeder 24 Stunden den Oberbefehl führen solle. Die Vereinigung des alliirten Heeres mit dem Kaiserlichen erfolgte in der
12. Juni Gegend von Ulm.

Als die Franzosen die erste Nachricht von Marlboroughs Bewegung erhielten, waren sie anfangs der Meinung, er wolle in Frankreich oder den Elsaß einbrechen; als er aber den Neckar überschritt, wurde ihnen seine Absicht klar. Villeroi blieb also mit einer Heeresabtheilung in den Niederlanden und Marschall Tallard brach mit einem großen Heereshaufen auf, um sich mit dem Kurfürsten von Baiern und dem Marschall Marsin zu vereinigen. Die Geschicklichkeit und Umsicht, mit welcher Tallard seinen Auftrag vollzog, verdient gerechtes Lob. Der Kurfürst von Baiern und Marsin lagerten in einer festen Stellung zwischen Lauingen und Dillingen; in dieser Stellung wollten sie die Vereinigung mit Tallard abwarten, General Arco war mit 10,000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern an den Schellenberg bei Donauwerth vorgeschoben. Hier wollte sich Arco verschanzen, aber Marlborough ließ ihm hiezu nicht Zeit. An einem der Tage, an welchem er den Oberbefehl führte, griff er den Schellenberg an und warf die Baiern aus ihrer Stellung nach hartnäckigem Kampf. Prinz Ludwig von Baden wurde hiebei verwundet. In Folge der Niederlage, die Arco erlitten, zog sich der Kurfürst von Baiern und Marsin unter die Kanonen von Augsburg zurück. Die Freude über den Sieg am Schellenberge war in Wien sehr groß. Bei einem Kirchengang trat der junge römische König Josef aus dem Zug heraus, zum englischen Gesandten Stepney, um ihm seine Freude über die Siegeskunde auszusprechen, und Kaiser Leopold schrieb Marlborough einen Glückwunsch mit eigener Hand; gewöhnlich schrieb er eigenhändig nur gekrönten Häuptern oder regierenden Fürsten[1]).

Eugen wünschte dem Kaiser Glück zu dem Sieg, äussert

1) Was bisher über die Ereignisse in Deutschland gesagt worden, beruht auf Coxe, Leben Marlboroughs.

aber seine Unzufriedenheit über das Benehmen der Alliirten nach dem Sieg. Er schreibt hierüber dem Kaiser, daß er dem Generallieutenant, Ludwig von Baden, und Marlborough repräsentirt habe, daß man den Feind unausgesetzlich verfolgen und von seiner grossen Consternation und Confusion profitiren müsse, so lang es noch Zeit ist[1]). Dies geschah aber nicht und bald berichtet er dem Kaiser: „Ich muß nach obliegender Schuldigkeit a parte hinterbringen was massen mir die Dispositiones bei der Armee des Generallieutenant und Mylord Duc de Marlboroughs gar nicht gefallen. — Ich kann zwar bis dato über des Generallieutenants Intention noch kein rechtes Judicium fällen; gewieß ist es aber, daß er mit harter Mühe zu einer Operation zu bringen sei, wie denn de facto wirklich noch kein Project oder System gemacht worden, da doch seit der glücklichen Action von Schellenberg schon ein ganzer Monat verstrichen ist. Ich habe ihm sowol als dem Mylord Duc meine Meinung also gleich überschrieben und solche in allen meinen Briefen repetirt, als wie ich auch weiß, daß es ingleichen der Graf Wratislaw[2]) nicht unterlassen habe, allein es hat nichts gefruchtet und es bestand meine Meinung hauptsächlich in dem, daß man gleich nach der Action grade auf Augsburg hätte marschiren; eine Stunde davor sich lagern, viele Brücken über den Lech schlagen, sodann mit einem Corps auf der einen Seite sich postiren, mit einem andern kleinen Detaschement Rhain, Dillingen und Lauingen attaquiren und diese Orte ohne Anstand hinwegnehmen sollen, wonach man sodann weiteres in solcher Situation den Feind von Ulm und Baiern völlig abgeschnitten, mit unserer Cavalerie sammt den Husaren aber ihm die Fourage abstricken können; also wäre es fast unmöglich gewesen, daß er so lange Zeit in dem dasigen Land subsistiren; unserseits aber man gar leicht von seinem ersten Mouvement profitiren und auch die Conjunction mit dem Tallard wo nicht totaliter verhüten, doch wenigstens sehr schwer hätte machen können. Im Fall aber man von Seiten unserer Ar-

1) Heller, Milit. Corresp., II. Bd., S. 159.

2) Graf Wratislaw war als diplomatische Person der alliirten Armee zugetheilt.

meen auch diese Meinung nicht hätte amplectiren wollen, so hätten sie doch zum wenigsten entweder die Stadt München attaquiren, oder eine andere Operation vornehmen können, da der Feind schon einen ganzen Monat dazu Zeit und Luft gegeben hat.

„Allein es ist nichts geschehen und ich weiß verlässlich, daß man über alle Vorschläge Obstacula und Dificultäten finde, wie mir auch Mylord durch den Grafen Wratislaw hat überschreiben und mich bitten lassen, ich möchte selbst einen Postritt dahin thun, sobald die unter mir habenden Truppen im Marsch sein würden. Nun hätte ich auch solche Reise, die zwei Tage als ich hier liege, schon wirklich vorgenommen, wenn ich einen andern Generalen bei mir hätte, auf den ich mich verlassen und der inmittelst das Corps würde haben bis Donauwerth führen können, massen dieser Marsch jetzt sehr grosse Circumspection nöthig hat, da Tallard bereits zu Ulm und Ehingen über die Donau zwei Brücken schlagen, auch die Garnison zu Lauingen verstärkt, und die alldort eingerissen gewesten Backöfen auf das neue reparíren lässt, wo sich doch dieser letztere Ort, wenn nur bei die tausend Mann davor marschirt wären, gleich damals ergeben haben würde. Dabei ist es doch nichts destoweniger schier gewiß, daß wir wie vor wider den Feind noch die Superiorität haben, und wenn man nur recht zur Sache thun wollen, so könnte der Kurfürst sich gleichwol nicht salviren; allein ich fürchte unsere Langsamkeit, und daß man die Zeit mit Unnutz verliere, bis die Engländer und Holländer auf ihren Zurückmarsch denken werden, was auch das rechte Mittel wäre, und man für uns nichts schädlicheres, für den Feind aber nichts besseres thun könnte, als daß man die Zeit zu verlieren suche; wenn sonderlich die Intentiones nicht sein möchten, als wie sie sein sollen, was ich aber nicht glauben will; —

„Es hat jetzt auf Ansuchen des Mylord Marlborough der Graf von Wratislaw zwei oder drei Projecta gemacht und ich habe dem General-Adjutanten Moltenberg dahin geschickt, um sowol ihre Resolution zu vernehmen, als Ihnen auch von meinen und des Feindes Marsch Parte zu geben, werde mich auch nicht säumen, sobald es nur immer möglich,

mich selbst persönlich zu denenselben zu verfügen, und will Ihnen hernach klar reden, Ew. Kaiserl. Majestät aber seien allergnädigst versichert, daß ich alsdann deroselben keinen leeren Argwohn allerunterthänigst benachrichtigen werde, und wenn ich hingegen einen rechten Grund spüren oder vermerken würde, so werde ich gewiß dasjenige fürkehren, was Ew. Kaiserl. Majestät Dienst und Interesse erfordern, auch meine allertreueste Pflicht mit sich bringen wird, wenn es auch so zu sagen wider meinen eigenen Vater geschehen müsste. Es beklaget sich der Generallieutenant auch seiner Seiten, daß man den Krieg alla Hussara führen wolle; er aber wäre schuldig, als ein erfahrner General nach der Kriegsraison zu agiren. Dies ist nun zwar gar recht, wenn man sich auf Eine blosse Opinion gebunden oder opiniatrirt hätte, allein wenn er nur auf das wenigste eine einzige Operation proponirt, und seine Ursachen erklärt hätte, so wäre ich fast sicher, daß der Mylord nichts difficultirt haben würde; bis die heutige Stunde ist aber nicht allein nichts resolviret, sondern auch glaublich nicht das geringste proponirt worden.

„Ew. Kaiserl. Majestät habe ich also hiervon durch den anbefohlenen vertrauten Weg die allerpflichtschuldigste Nachricht gegeben, dabei aber auch dieselbe allergehorsamst bitten sollen, Sie wollten allergnädigst geruhen, diesen vorläufigen Bericht in höchsten Geheim zu halten, mit der Versicherung, daß ich auf das weitere Maneggio zu invigiliren so wenig unterlassen werde, als ich ohnedem bis in mein Grab nebst meiner allerunterthänigsten Empfehlung zu Dero beharrlichen u. s. w. u. s. w. u. s. w.[1])."

Dieser Brief gibt ein klares Bild der Ansichten Eugens und des Zerwürfnisses zwischen Marlborough und Ludwig von Baden. Aber ausser diesem die Operationen lähmenden Zwiespalte gab es noch eine Ursache, die den raschen Gang der Kriegsoperationen hemmte; dies war die Hoffnung der Alliirten, den Kurfürsten von Baiern in Folge des Sieges von den Franzosen abzuziehen. Der Kurfürst knüpfte mit

1) Heller, Milit. Corresp., II. Bd., S. 182—186. Ich habe den Brief nur in unser Deutsch übersetzt, sonst aber wörtlich gegeben.

Marlborough Unterhandlungen an. Er that es aber nur zum Schein, um Zeit zu gewinnen und die Vereinigung mit Tallard ungestört bewerkstelligen zu können. Des Kurfürsten Abgesandter war sein geheimer Secretair Reichhardt. Dieser verhandelte mit dem Grafen Wratislaw, der sich, wie schon gesagt, als diplomatische Person im Lager der Allirten befand. Dem Kurfürsten wurde die vollständige Wiedereinsetzung in seine Länder zugesagt und 200,000 Kronen Subsidien von England. Dafür sollte er sich von Frankreich lossagen und 12,000 Mann zum Dienst des Kaisers und Reiches stellen. Reichhardt nahm diese Bedingungen an, der Kurfürst bestimmte sogar den Tag, an welchem er persönlich bei dem östreichischen Bevollmächtigten erscheinen wolle, um den Vertrag zu unterschreiben, sobald er aber die Sicherheit erlangt hatte, daß Tallards Vereinigung mit ihm nicht mehr gehindert werden könne, ließ er den kaiserlichen Bevollmächtigten sagen, daß nun, da 35,000 Franzosen ihm zu Hülfe eilen, es nicht mehr in seiner Macht stehe und schmählich sein würde, sich von einem Bundesgenossen zu trennen, der sich dergestalt für ihn anstrenge, noch wolle er die tapfern Franzosen verrathen, die für ihn so viel gewagt, sich in so grosse Gefahr gestürzt. Die Verbündeten beantworteten diese Erklärung des Kurfürsten durch die Verheerung von Baiern. Viele Dörfer wurden theils in Brand gesteckt, theils zerstört, das ganze Land bis in die nächste Umgebung von München mit übergrosser militairischer Strenge heimgesucht.

Tallard hatte sich glücklich mit den Baiern bei Augs-
3. Aug. burg vereinigt. Prinz Eugen war ihm mit 10,000 Mann nachgeeilt und schloß sich an Marlborough an. Die erste Sorge der beiden Helden war, den Markgrafen Ludwig von Baden auf irgend eine schickliche Weise vom Heere zu entfernen. Dies war besonders nöthig. Seit der Erstürmung des Schellenbergs war zwischen dem Prinzen Ludwig und Marlborough eine Spannung entstanden, die, von kleinlicher Eitelkeit und Eifersucht genährt, zu stets wachsender Erbitterung geführt hatte. Marlborough beschuldigte den Markgrafen von Baden der Kraftlosigkeit und engherzigen Neides; er sei unfähig, sich durch sich selbst zu höhern Entschlüssen

aufzuschwingen, und hindere die Ausführung grossartiger Entwürfe, die von Andern herstammen; der Markgraf hinwieder beschuldigte den Briten ungemessenen Stolzes, abstossenden Mistrauens, lächerlichen Eigendünkels. Der Markgraf hatte besonders eine Äusserung Marlboroughs übel genommen: „Er — Marlborough nämlich — müsse selbst nach Deutschland, um die Franzosen hinauszujagen und den Eingebornen Muth zu machen.“ Aber auch sonst passte Ludwig von Baden nicht zu Eugen und Marlborough. Er stand zu ihnen in dem Verhältniß grossen selbstbewussten Talentes, das sich in das Genie nicht finden kann. Wie sehr diese Uneinigkeit dem Fortgang des Feldzuges nachtheilig war, erhellt aus dem schon mitgetheilten Bericht Eugens an den Kaiser. — Es glückte den beiden Feldherren, Ludwig von Baden begreiflich zu machen, daß die Eroberung von Ingolstadt und die Besetzung von Regensburg höchst wichtig, ja nothwendig sei. Ludwig von Baden übernahm Beides um so lieber, da er sich durch Belagerungen schon viel Ruhm erworben. Mit einer bedeutenden Heeresabtheilung trennte er sich von ihnen und begann die Belagerung von Ingolstadt. Eugen übernahm die Leitung der kaiserlichen Truppen, die mit Marlborough vereint geblieben, und es ist nicht das kleinste Verdienst Eugens, daß er, an Feldherrngeschick Ludwig von Baden weit überlegen, über Marlboroughs Ruhm nie Eifersucht empfand, ihm nie Gegenstand der Eifersucht wurde. Dies lag in Eugens grosser Seele, ihm war die Sache das Höchste, nie seine Person. Die beiden Helden, nun sich selbst überlassen, entschlossen sich zu einer Hauptschlacht. Sie erkannten die Wichtigkeit des Tages, denn die Existenz der östreichischen Monarchie stand auf dem Spiel. Die ewig merkwürdige Schlacht, welche sie lieferten, wird von den Deutschen die Schlacht bei Hochstädt, von den Engländern und Franzosen die Schlacht von Blenheim genannt.

Die Baiern und Franzosen hatten sich unweit des Städtchens Hochstädt gelagert, in vortheilhafter Stellung. Der rechte Flügel an die Donau und an das mit 26 Bataillonen und 12 Escadrons besetzte verbarricadirte Dorf Blenheim oder Blindheim, den linken an die waldbewachsenen Höhen des

Dorfes Latzheim gelehnt, die Fronte durch den Nebelbach gedeckt. — Sie glaubten nicht an eine Schlacht, sondern daß Eugen und Marlborough sich aus Mangel an Lebensmitteln zurückziehen würden. Sie sollten bald eines Andern belehrt werden.

Die alliirte Armee setzte sich um zwei Uhr Morgens in
13. Aug. Bewegung, die Franzosen hatten keine Ahnung, daß ihnen eine Schlacht bevorstand. Als gegen sechs Uhr Morgens Marlborough und Eugen mit 40 Escadrons an den feindlichen Vorposten recognoscirend erschienen, wähnten die Franzosen noch, es drohe nur ein Scheinangriff, unternommen, um den Rückzug der Alliirten zu verbergen. Als gegen 7 Uhr der Nebel fiel und sie die Spitzen der heranrückenden alliirten Colonnen entdeckten, wurden sie erst aus ihrem Irrthum gerissen. Die Reiterei war auf Fouragirung ausgesendet, sie wurde durch Lärmschüsse einberufen, das Heer in Schlachtordnung gestellt. Es blieb ihnen hiezu hinlängliche Zeit, denn die Engländer auf dem rechten Flügel der Alliirten waren zwar bald in Schlachtordnung, aber Prinz Eugen, der den linken Flügel befehligte, hatte mit vielen örtlichen Hindernissen zu kämpfen, sodaß es 1 Uhr Mittags wurde, ehe die Schlacht beginnen konnte. Marlborough gegenüber, auf dem linken Flügel der Franzosen, stand Marschall Tallard. Auf dem rechten Flügel befehligte der Kurfürst von Baiern und Marsin. Die Franzosen und Baiern zählten 56,000, die Alliirten 52,000 Mann. Um 1 Uhr entbrannte die Schlacht.

Die Anstrengungen des Prinzen Eugen waren ungeheuer. Der Kampf hatte schon mehrere Stunden gewährt, die alliirten Truppen unter Eugen waren zu wiederholten Malen zurückgeworfen worden, als die Erschöpfung der streitenden Parteien auf diesem Flügel eine kurze Ruhe herbeiführte. In dieser Zeit kurzer Rast sah man den Prinzen Eugen und den Kurfürsten von Baiern die Reihen der Ihren durchreiten und kaltmüthig Anordnungen zur Fortsetzung der Schlacht treffen. Der Kampf erneuerte sich bald wieder. Fünf Stunden war nun schon mit abwechselndem Glück gestritten worden, als Prinz Eugen im entscheidenden Augenblick seine Truppen selbst vorführte. Er stürzte sich mitten in das Gewühl der

Streitenden. Ein baierscher Dragoner, nur auf Pferdeslänge von ihm entfernt, schlug schon auf ihn an, als eine Ordonnanz Eugens den Dragoner niederhieb. Die Feinde wurden aus dem Walde und weit über das Dorf Luzingen hinausgetrieben. Um sich aus dieser gefährlichen Lage zu retten, forderte der Kurfürst vom Marschall Tallard eilige Verstärkung, aber Tallard war auser Stande, sie ihm zu senden. Marlborough hatte, nach mehreren mislungenen Versuchen Blindheim mit Sturm zu nehmen, unter unendlichen Schwierigkeiten endlich die Seinen über den Nebelbach gebracht und nach grossen Anstrengungen das Centrum der Franzosen durchbrochen. Dies war der Augenblick, in welchem der Kurfürst von Tallard Verstärkung begehrte; natürlich konnte dieser sie nicht senden. Tallard suchte nur einen geordneten Rückzug einzuleiten. Er sandte deshalb einen Officier nach Blindheim mit dem Befehl, das Dorf zu räumen; der Officier aber kam nicht hinein, denn er wurde unterwegs von den Fliehenden mit fortgerissen. Tallard sammelte einen Theil seiner gesprengten Reiterei, um den Rückzug zu decken, aber, an die Donau zurückgedrängt, musste er sich kriegsgefangen geben. Die Schlacht war entschieden, die Franzosen flohen in wilder Unordnung, nur das Dorf Blindheim hielt sich noch. General Clairembault, der hier befehligte, sprang in die Donau, wahrscheinlich um eine Furth zu entdecken, aber die Fluthen verschlangen ihn. General Blansac, der nun den Oberbefehl antrat, war zu hartnäckiger Gegenwehr entschlossen, aber von allen Seiten umzingelt, musste er sich nach tapferm Widerstand ergeben. — 24 Bataillone und 12 Escadrons streckten das Gewehr. Der Verlust der französisch-baierschen Armee war ungeheuer, 20,000 todt oder verwundet, über 11,000 gefangen, worunter 800 Officiere mit ihrem Marschall Tallard selbst. Die ganze Artillerie, die Kriegscasse, alle Pontons, über 5000 Wagen mit Kriegs- und Mundvorrath, 3600 Zelte, über 3000 Maulesel, 34 Kutschen mit Damen fielen den Siegern in die Hände[1]).

Der Jubel über den Sieg war bei den Alliirten auser-

1) Coxe, Leben Marlboroughs.

ordentlich. Der dankbare Kaiser erhob Marlborough in den deutschen Reichsfürstenstand [1]).

Die Folgen des Sieges bei Hochstädt waren groß. Die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück, alle Kriegsvorräthe fielen den Alliirten in die Hände. Die Kanonen, die man erbeutete, wurden zur Belagerung von Landau verwendet. Sie begann unter der Leitung Ludwigs von Baden, der römische König Josef erschien selbst bei dem Belagerungscorps. Nach tapfrer Gegenwehr ergab sich Landau; Trier und Trarbach fielen in die Hände der Alliirten; so endete der Feldzug.

Eine der wichtigsten Folgen des Sieges bei Hochstädt war die Besitznahme von Baiern von Seite des Kaisers. Nach der Schlacht war die Kurfürstin mit einer treuen Schar aufgebrochen, um über Memmingen ihrem Gatten zu folgen, aber alle Wege waren mit Truppen der Alliirten besetzt; verzweifelnd kehrte sie nach München zurück. Der fliehende Kurfürst übertrug ihr nun die Regierung von Baiern und gab ihr Vollmacht, mit dem Kaiser zu unterhandeln.

Bevor jedoch die Alliirten sich mit ihr in Verhandlungen einliessen, sandten Eugen und Marlborough einen Courier dem Kurfürsten mit dem Antrag zu, Frankreich zu verlassen, dem Bunde der Alliirten beizutreten und 8000 Mann zum Krieg gegen Frankreich zu stellen; dafür sollte er in den Besitz seiner Länder eingesetzt werden, und so lange der Krieg währte, von England 400,000 Kronen empfangen. Mit ehrenwerther Standhaftigkeit lehnte der Kurfürst den Antrag ab. Nun wurde also mit der Kurfürstin unterhandelt. Sie schloß mit dem römischen König Josef zu Ilbersheim nächst Landau
7. Nov. einen Vertrag, kraft dessen sämmtliche baiersche Festungen mit allem Geschütz und Kriegsvorrath dem Kaiser überlassen, die bairische Miliz abgeschafft, die neuen Festungswerke von München geschleift werden mussten und der Kurfürstin zu ihrem

1) Diese Ernennung gab zu manchen Verhandlungen Anlaß, die ausführlich in Coxe's Leben Marlboroughs nachgelesen werden können. Die Ausfolgung des Diploms, die Verleihung der Stadt Mindelheim, die Einführung auf die Fürstenbank am Reichstag erfolgte erst unter Josef I.

Unterhalt blos das Rentamt München mit der Territorialgerechtigkeit daselbst blieb.

Die Befehlshaber der baierschen Festungen wollten sich aber diesem Vertrag nicht fügen; auch das Militair widersetzte sich theilweise der Reduction; es war noch beiläufig 13 bis 14,000 Mann stark. Endlich wurde Beides bewerkstelligt. Die Pferde wurden der kaiserlichen Cavalerie zugewiesen, Gewehre und Munition für die kaiserliche Armee verwendet und Werbungen veranstaltet. Man hoffte, daß viele der entlassenen baierschen Soldaten sich würden anwerben lassen. Da die baierschen Truppen ihrer Bravour wegen bekannt waren, liessen auch andere Mächte in Baiern werben, was die Kaiserlichen auf alle Weise zu hindern suchten, denn sie wollten Baiern nur für sich benutzen. Das münchner Zeughaus wurde ganz ausgeräumt, die geschwächten kaiserlichen Regimenter nach Baiern beordert und in völlig completen Stand angegeben; Sold, Verpflegung und Rekrutirung erfolgte aus Baiern. Zudem musste Baiern, wie die übrigen Kreise Deutschlands, das Kriegscontingent liefern. Baiern musste — mit einem Worte — die Ausrüstung der kaiserlichen Armee für den nächsten Feldzug tragen. Eugen machte den Kaiser aufmerksam, daß ohne die Benutzung Baierns keine Hoffnung sei, die Armeen für das künftige Jahr aufbringen zu können. Er möge also die Verwaltung Baierns nicht dem baiersch gesinnten Cardinal Lamberg vertrauen, sondern dem Grafen Wratislaw; auch möge er nicht nachgeben, wenn Geldgierige oder im Herzen baiersch Gesinnte, von der Kurfürstin durch heimliche Bestechung gewonnen, ihm zur Milderung der Convention rathen wollten, die mit der Kurfürstin geschlossen worden. Noch weniger aber möge er irgend Jemanden als Belohnung baiersche Effecten oder ein Stück Land überlassen. Wenn die Kurfürstin im Lande reisen wolle, könne ihr dies leicht gestattet werden, zumal sie kaum wo anders hin als nach dem Wallfahrtsort Altöttingen werde gehen wollen. Sollte sie den Kurfürsten in Brüssel besuchen wollen, so sei ihr dies zu gestatten, jedoch zu trachten, daß sie dann nicht wieder nach Baiern zurückkommen möge. Diesen letztern Rath befolgte der Kaiser nicht; denn als die Kur-

fürstin einen Paß begehrte, um ihre Mutter in Grätz besuchen zu können, wurde ihr derselbe auf des Kaisers Geheiß abgeschlagen unter dem Vorwand, daß sich jetzt die Armeen zu bewegen anfingen; sie möchte also indessen ihre Reise etwas einstellen.

Da man östreichischerseits Baiern gut zu benutzen trachtete, wurde streng darauf gesehen, daß sich das Militair keine Excesse erlaube, Unfug wurde bestraft und Schaden vergütet. Aber die Baiern waren unzufrieden; viele entlassene Soldaten hielten sich bei den Bauern verborgen oder verdingten sich auf die Wintermonate, in der Hoffnung, im Frühjahr sich wieder um den Kurfürsten scharen zu können; Officiere gingen heimlich über die Grenze nach Brüssel, Spione schlichen sich aus dem Land zum Kurfürsten und brachten ihm von Allem genaue Kunde. Die Bauern lehnten sich an manchen Orten gegen die östreichische Herrschaft auf. Es wurde deshalb eine allgemeine Landesentwaffnung angeordnet; aber wenn auch hiedurch der Aufstand für den Augenblick gehindert wurde, so blieb doch dumpfer Groll in den Herzen der Bauern, und der Ausbruch war nur verschoben, nicht aufgehoben [1]).

So groß die Thätigkeit Eugens war, so indolent waren die Behörden, die Landstände, das Ministerium, der Kaiser. Eugen schreibt hierüber einem seiner Vertrauten [2]): „Wann die Länder nichts thun, auch sonst keiner die Hand anlegen will, so mag man es bleiben lassen, denn allein kann ich auch nicht helfen; am meisten aber wundern mich unsere Herrn Landstände, als welche, wenn ihnen die Gefahr auf dem Halse kömmt, erbärmlich schmälen und lamentiren, und nachgehends wenn solche einen Tag gewichen, sogleich wieder gegen das Aggravio der Militz protestiren; wollen keinen Unterhalt geben, und gleichwohl bedeckt und geschützt sein. In allen diesen aber möchte ich doch endlich wissen, ob der Kaiser gar nicht remediren wolle; kein Geld, kein Volk, kein

1) Hellers oft erwähnte Milit. Corresp. des Prinzen Eugen von Savoyen, II. Bd., S. 211—356, enthält Alles, was hier über Baiern gesagt worden.

2) Ebendaselbst S. 231—233. An den Hofkriegsrath Locher.

Magazin, keine Munition, keine Anstalt, kein Ernst, kein Eifer, keine Sorge, und doch gleichwohl Krieg führen, triumfiren, und Kron und Scepter sammt Land und Leuten gewinnen wollen, sind contradictoria, die ich nicht mehr auseinander klauben kann."

Der Winter verging in Kriegsrüstungen, worunter das Bedeutendste, daß auf Marlboroughs persönliche Verwendung in Berlin der König von Preussen sich entschloß 8000 Mann nach Italien zu senden, um dort mit den Kaiserlichen vereint das gesunkene Ansehen des Kaisers wiederherzustellen. Aber die wiener Anstalten gingen so schlecht, daß Eugen seine Stelle als Hofkriegsrathspräsident aufgab. Der Kaiser aber nahm die Resignation nicht an [1]). Eugen ging hierauf ins Feld und war schon bei der italienischen Armee, als Kaiser Leopold zu Wien starb. Er war 65 Jahre alt und hatte 47 Jahre regiert. 1705 5. Mai

Einundsiebzigstes Capitel.

Die ungrischen Unruhen. Rückblick. 1697—1705.

Ursachen der Unzufriedenheit in Ungern. Rákóczy's frühere Schicksale. Gefangenschaft. Flucht. Die Rebellion bricht aus. Bercsényi. Károlyi. Kurutzen in Wien. Congreß zu Schemnitz. Schlacht von Tyrnau. Kaiser Leopold stirbt. Betrachtungen. Politische Verhältnisse. Protestanten. Unionsversuch. Ungrische Prediger. Katholische Geistlichkeit. Finanzen. Justiz. Misgriffe in Ungern. Langsamkeit. Häusliches Leben. Letzte Lebensstunden. Gemahlinnen. Charakteristik der Kaiserin Eleonora.

Die ungetheilte Herrschaft über Ungern war dem Kaiser gesichert, die Thronfolge festgesetzt, der äussere Feind gedemüthigt, die Empörung gedämpft, aber das Land keineswegs beruhigt. Ausländer in Amtern und Würden, die Fiscal-

1) a. a. Orte S. 414. Eugen erinnert den Kaiser Josef daran.

güter an Ausländer vergabt, eine grosse Steuer, ein Gericht ausser Ungern für ungrische Rechtsgegenstände, Unfug der Soldaten, verweigerte Rechtspflege, verzögerte Ausfertigung der Hofbefehle, Geiz der Steuereinnehmer, inländische, aber nicht gesetzliche Commissionen und Gerichte, welche die Gesetze willkürlich übertraten, Verachtung des ungrischen Adels und der Nation: dies waren die allgemeinen Klagen des Landes. Die Protestanten klagten insbesondere, es werde Gewalt geübt gegen ihr Gewissen, ganz gegen die Versprechungen, die ihnen geworden; die Katholischen klagten, daß Ausländer gegen den Geist der Stifter zu geistlichen Würden erhoben werden; daß die Kammerpräfecten die katholischen Kirchen ohne Anstand misbrauchen und sie in Wohnungen oder Stallungen verwandeln, daß die Kammer geistliche Güter einzieht, die geistlichen Pfründner der Rückerlangung wegen zu Prozessen zwingt und bei derlei Prozessen weder Form noch Recht beobachtet.

Es kam so weit, daß die Frage aufgeworfen wurde, ob es nicht besser sei, Ungern ganz auf deutschen Fuß zu organisiren. Es wurden deshalb mehrere ungrische Magnaten nach Wien berufen; der koloczer Erzbischof, Paul Széchényi, war derjenige, welcher sich am festesten dagegen erklärte, und die Ausführung der vorgeschriebenen Maßregeln unterblieb.

Das Schicksal eines einzigen Mannes trifft hier mit dem des ganzen Landes zusammen, sodaß ohne die persönlichen Beleidigungen dieses Mannes die Rebellion kein Haupt, und umgekehrt der noch so schwer Beleidigte in der Nation keine Unterstützung gefunden hätte, wäre diese nicht früher schon gedrückt gewesen. Der Mann, den ich hier meine, ist Franz Rákóczy II. Es ist nöthig, hier seine früheren Lebensschicksale in Kürze nachzuholen.

Ich habe bereits erzählt, daß Helena Zrinyi nach der Eroberung von Munkács, sammt ihren beiden Kindern erster Ehe, nämlich Franz und Julie Rákóczy, nach Wien gebracht worden war. Der Kaiser ernannte zum Vormunde der beiden Kinder den Erzbischof Kolonics, und dieser hinwieder übertrug die Vormundschaftsgeschäfte in Ungern dem zempliner Obergespan Klobusiczky. Juliana, die zur Zeit der Übergabe bereits 16 Jahre war, wurde nicht lange nachher mit dem General

Grafen Aspermont vermählt. Franz Rákóczy ward zur Erziehung nach Böhmen geschickt und lebte fünf Jahre zuerst zu Neuhaus, dann zu Prag, unter der Leitung der Jesuiten. Nach Wien zurückgekehrt, übernahm er die Verwaltung seiner Güter und erhielt vom Kaiser die Erlaubniß, Italien zu besuchen. Nach einjähriger Abwesenheit zurückkehrend, faßte er den Entschluß, sich mit einer hessischen Fürstin zu vermählen. Unter dem Vorwande, die kaiserlichen Truppen am Rhein zu besichtigen, reiste er nach Köln und vollzog die Vermählung. Wieder in Wien eintreffend, erlangte er vom Hofe, nicht ohne Schwierigkeit, die Erlaubniß, auf seine ungrischen Güter zu reisen; er hielt sich aber nicht lange in Ungern auf, sondern ging nach Wien zurück. Er lebte überhaupt lieber in Wien, als in Ungern, ging immer in einer deutschen Tracht, wollte nie ungrisch reden und sagte oft: wenn er eine Rippe wüßte, die ihn zu den Ungern zöge, würde er sie ausreissen und wegwerfen.

Als in Ungern, unter der Leitung eines gewissen Tokay, ein unbedeutender Aufstand begann, wurde dieser zwar leicht unterdrückt, aber die Soldaten verübten mancherlei Unfug auf Rákóczy's Gütern; da erbat er sich und erhielt die Erlaubniß, wieder nach Ungern zu reisen. In Kaschau theilte ihm der General Nigrelli die Nachricht mit, im Lager des Generals Baudemont sei der Beschluß gefasst worden, ihn, Rákóczy, festzusetzen. Eilig fuhr er nach Wien, auch hier vernahm er durch den Grafen Marsigli, daß der Befehl zu seiner Verhaftung ausgefertigt sei.

Erschreckt ließ Rákóczy durch seinen Beichtvater Manegotti dem Kaiser antragen, seine sämmtlichen Güter in Ungern gegen andere in den deutschösterreichischen Provinzen zu vertauschen; aus unbekannten Gründen nahm Leopold diesen Antrag nicht an, auch hatte kein weiteres Verfahren gegen Rákóczy statt. So vergingen vier Jahre, als er plötzlich verhaftet wurde.

Das Regiment Ludwig von Baden lag zu Eperies im Quartier; unter den Officieren befand sich ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der dem Rákóczy sehr werth war, sowol wegen seiner Bildung, als auch wegen der französischen

Sprache, die Rákóczy sehr liebte. Longuevalle, so hieß der Officier, ging öfters von Eperies nach dem nahen Sáros, wo Rákóczy wohnte. Im öftern Beisammensein gewann
1700 Longuevalle Rákóczy's Vertrauen; nach einiger Zeit nahm Longuevalle Urlaub, um nach Haus, in die Niederlande, zu reisen und Rákóczy gab ihm einen Brief an den König von Frankreich mit, dessen Inhalt nicht bekannt ist. Bald reute dies den Fürsten, er forderte, daß Longuevalle den Brief verbrenne. Dieser versicherte, es gethan zu haben, und reiste ab. Ob er ein Spion gewesen, abgesendet um Rákóczy und seiner Freunde Gesinnungen zu erforschen, ob er Rákóczy absichtlich verlockt habe, an den König von Frankreich zu schreiben und sich durch die Überantwortung des Briefes am kaiserlichen Hof wichtig zu machen, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmitteln; daß er Rákóczy gegenüber nicht rein war, ergibt sich aber sowol aus der Zusammenstellung des schon Gesagten, als auch daraus, daß er bei der Confrontirung mit Rákóczy nicht den Muth hatte, ihm ins Gesicht zu blicken.

Longuevalle war noch nicht lange abgereist, als Rákóczy von seiner Schwester einen Brief erhielt, des Inhalts, Longuevalle sei in Linz angehalten worden und man habe bei ihm mehrere Briefe ungrischer Magnaten gefunden. Rákóczy war über diese Nachricht sehr bestürzt, glaubte aber nicht, daß ihm Longuevalle's Verhaftung auf irgend eine Weise schaden könne, denn er wähnte, daß sein Brief an den König von Frankreich verbrannt sei. Plötzlich erschienen des Nachts zwei Compagnien kaiserlicher Soldaten vor Sáros; funfzig Mann traten in sein Schlafgemach, rissen ihn von der Seite seiner Gemahlin, die im sechsten Monat guter Hoffnung war, und brachten ihn nach Eperies, von dort wurde er nach Neustadt geschickt. Als er nun bei Raab über die jetzt noch stehende Brücke von Abda über die Raab fuhr, boten ihm die deutschen Soldaten, die dort die Brücke bewachten, einen Karpfen zum Geschenk an, den ein Zufall auf die Brücke geworfen hatte; Rákóczy gab den zappelnden Fisch den Wellen wieder und rief aus: Möge mir Gott ebenso helfen, mich aus dem Kerker zu befreien, wie ich diesem Fisch die Freiheit schenke! In Neustadt wurde er in dasselbe Gefängniß gesperrt, in

welchem sein Schwiegervater Peter Zrinyi gesessen. Zugleich mit Rákóczy wurden mehrere Ungern gefangen und nach Neustadt geliefert. Zuerst Stefan Szirmay und Michael Way; später wurden noch Okolicsányi und Franz Szluha gefangen. Auch Bercsényi sollte gefangen werden; auf der Reise nach Wien begriffen, erfuhr er zufällig Szirmay's Gefangennehmung, kehrte alsbald um nach seinem Schlosse Brunótz und entfloh von dort nach Polen. Rákóczy saß schon sechs Monate, als ihm Gelegenheit ward, sich durch die Flucht zu retten. Ein Officier, Namens Lehmann oder Leymann, ein geborener Preusse, bot hiezu die Hand. Er besorgte den heimlichen Briefwechsel zwischen Rákóczy und seiner Gemahlin. Auf diesem Wege erfuhr Rákóczy, daß die Könige von England und Preussen und der Kurfürst von Mainz sich für seine Freilassung verwendeten. Lehmann, auf des Königs von Preussen Schutz und grossen Lohn von Rákóczy rechnend, sorgte für dessen Flucht. Als er des Abends die Posten visitirte, beauftragte er die Wache, die vor Rákóczy's Zimmer stand, Licht zu holen. Da sie sich weigerte ihren Posten zu verlassen, sagte Lehmann, er selbst werde indessen Wache halten. Sobald der Soldat sich entfernt hatte, entließ Lehmann den Gefangenen und gab ihm das Kleid eines gemeinen Soldaten. Mit einem Sack auf der Schulter ging Rákóczy unerkannt durch die Wachen, verirrte sich aber in den Gassen; um durch Fragen nicht die Aufmerksamkeit zu erregen, stellte er sich betrunken, und so wies ihn ein Fähndrich zurecht.

Rákóczy wankte durch das Thor hinaus, als es eben gesperrt werden sollte. In der Vorstadt, im Hause einer armen Witwe, hielt Lehmanns Bruder, Fähndrich im Regimente Montecuculi, ein Pferd für ihn bereit; er sprengte mit grosser Eile davon. Ein Schiffer setzte ihn über die Donau nach der Insel Schütt, der Chirurgus Andreas Spatz nahm ihm den Bart ab, dann fuhr Rákóczy auf das linke Donauufer über; in Sárfö gab ihm der Postmeister Stefan Róth eine Postkalesche, der Kutscher — er hieß Bondor — der ihn führte, erkannte ihn zwar, verrieth ihn aber nicht, trotz des Preises, der auf seinen Kopf gesetzt war. In Neustadt erregte Rákóczy's Flucht Aufsehen und Bestürzung. Lehmann

behauptete, Rákóczy habe sich durch das Fenster gerettet; allerdings war dieses eingeschlagen, das Gitter durchbrochen und ein Strick hing längs der Mauer herab, nichts destoweniger wurde Lehmann eingekerkert und geviertheilt, 10,000 Gulden wurden Jenem versprochen, der den Rákóczy lebend, 6000 dem, der ihn todt einliefern würde. — Dennoch entkam Rákóczy glücklich nach Polen.

In Polen lebte er ein mislices Leben. Öfters verkleidet, um den Nachstellungen Jener zu entgehen, die den Preis verdienen wollten, der auf seinen Kopf gesetzt war, irrte er im Lande umher und kam endlich nach Warschau. Hier fand er Bercsényi, der in einem Mönchskloster versteckt war. Beide befanden sich in einer übeln Lage, da der König von Polen es mit Kaiser Leopold hielt. Nur der französische Gesandte nahm sich Beider an; er hatte den Bercsényi bei den Mönchen so versteckt, daß ein einziger französischer Geistlicher von seinem Dasein wusste, den Rákóczy verbarg er bei verschiedenen polnischen Magnaten, als Anhänger der französischen Partei. So vergingen zwei Jahre.

In Ungern traten zwei ganz unbedeutende Menschen auf und gaben das Zeichen zur Empörung. Ein gewisser Albert Kiß und Thomas Esza, Deserteurs, trieben sich in den Wäldern umher. Da aber die meisten kaiserlichen Truppen Ungern verlassen hatten, um gegen Frankreich zu dienen, so daß an der Theiß das einzige Regiment Montecuculi zu Debreczin zurückblieb, fassten Kiß und Esza den Entschluß, einen Aufstand zu erregen. Es schlossen sich mehrere Unzufriedene ihnen an, und zwei derselben, Michael Papp und Georg Bize, gingen nach Polen zum Rákóczy, um ihn nach
1703 Ungern einzuladen. Er gab ihnen offene Briefe an die ungrische Nation mit und sandte ihnen auch Fahnen; beides mit dem Bedeuten, vor seiner Ankunft davon keinen Gebrauch zu machen. Die Leute aber waren nicht zu halten, sie sammelten sich haufenweise, immer liefen mehr Menschen zu, es ward ein förmlicher Aufstand. General Nigrelli zu Kaschau trug den Grenzcomitaten auf, gegen die Zusammengetretenen zu Felde zu ziehen, Alexander Károlyi brach mit dem Adel des szathmarer Comitats gegen sie auf, zerstreute sie leicht und

eroberte mehrere Fahnen. Auf Nigrelli's Rath brachte Károlyi die Fahnen selbst nach Wien; dort wollte man den Aufstand gar nicht glauben, nur mit Mühe überzeugte er die Minister, daß wirklich eine Empörung sei. Sie verachteten aber den Tumult, Károlyi's Anträge, wie der Aufstand zu beschwichtigen sei, wurden zwar angehört, aber nicht befolgt; er selbst ward durch die deutschen Beamten beleidigt und schwur, die Beleidigung zu rächen. So reiste er von Wien ab.

Indessen war Rákóczy an der ungrischen Grenze erschienen und hatte sich an die Spitze der Empörung gestellt; aber seine Leute waren unbewaffnetes, zusammengelaufenes Gesindel, und der Aufstand wäre folgenlos und spurlos unterdrückt, hätte man das Regiment Montecuculi oder die Truppen in Siebenbürgen mit Kraft und Schnelligkeit gegen Rákóczy verwendet. Ja, selbst bei der unverantwortlichen Nachlässigkeit, mit welcher sich die kaiserlichen Truppen benahmen, war Rákóczy einige Mal in Gefahr, gefangen genommen oder über die Grenze geworfen zu werden. Die im Beginn nicht unterdrückte Empörung nahm mit Riesenschritten zu; ganz Oberungern stand nach und nach auf. Die Schlösser, die sich in den Händen deutscher Söldner befanden, wurden umlagert, aber nicht belagert, denn es fehlte den Rákóczy'schen an Pulver und Kanonen. Doch kamen einige Festungen in Rákóczy's Hände, denn es empörten sich die deutschen Besatzungen und gingen zu ihm über.

Den festen Platz Kálli ließ Rákóczy mit brennenden Pfeilen beschiessen; weil ein Haus Feuer fing, ergab sich die Besatzung. Szolnok und Semlys ergaben sich ebenfalls und so hatte Rákóczy festen Fuß gefasst und in den eroberten Orten einige Artillerie genommen.

Rákóczy's Anhänger verbreiteten sich so schnell, daß von der Waag an bis nach Siebenbürgen hinein gekämpft wurde. In Siebenbürgen machten seine Anhänger keine besondern Fortschritte. Rabutin besetzte die Schlösser mit seinen Kriegern, zog mit Schnelligkeit von einem Schlosse zum andern und vertrieb die Belagerer. Auf diese Weise blieben die Festungen in des Kaisers Gewalt, aber das freie Land

war gegen ihn. Beide Parteien plünderten und raubten, und von Dem was in einem Jahre verwüstet wurde, hätten die Abgaben 50 Jahre bezahlt werden können. Um diese Zeit kam Alexander Károlyi von Wien zurück und vereinte sich mit Rákóczy. Károlyi erhielt den Auftrag, an die Donau zu rücken, die Jazygen und die Kumaner aufzuwiegeln und sich mit den Raizen längs der Donau zu verbrüdern.

Während Károlyi damit beschäftigt war, eroberte Ladislaus Oncskai; Levencz, Sastyin, Eleskö Detrekö, Szakolcza. Szamolan ergaben sich. Die Festungen Neitra, Trencsin, Arva, Likava, Murány waren umlagert, die ganze Insel Schütt erklärte sich für Rákóczy, die ungrischen Malcontenten streiften bis Mähren, die Kaiserlichen hatten Presburg frei, aber Rákóczy's Leute wagten sich bis an die Vorstädte. Der Kaiser, in einen schweren Krieg mit Frankreich verwickelt, konnte in Ungern dem reissenden Strome der Empörung nur wenig Truppen entgegenstellen, er wünschte also das Land bald-
1704 möglichst zu beruhigen. Auf seinen Befehl ließ sich daher der Erzbischof von Kolocza, Paul Széchényi, mit Rákóczy in schriftliche, dann in mündliche Unterhandlungen ein, aber die Zusammenkunft zu Gyöngyös hatte keinen Erfolg. Széchényi hätte gern einen Waffenstillstand herbeigeführt, Rákóczy jedoch wich diesem aus, weil er im Glücke war. Széchényi aber war von da an sehr häufig in Rákóczy's Lager, begleitete ihn auf seinen Zügen und erwartete die Gelegenheit zu einem Waffenstillstande oder Frieden.

Rákóczy's Macht wuchs von Tag zu Tag. Graf Simon Forgács und zwei Grafen Esterházy traten zu ihm über und verstärkten ihn durch ihre Macht und durch ihr Ansehen. Die Häupter der Rákóczy'schen Partei waren, ausser den Genannten, Nikolaus Bercsényi und Alexander Károlyi. Er, Rákóczy, blieb an der Theiß, um sich die kaiserlichen Schlösser daselbst zu unterwerfen; Bercsényi stand an der Waag und Alexander Károlyi ging über die Donau, um das rechte Ufer aufzuregen. Stuhlweissenburg, Güns, Sárvár, Stein am Anger, Körmend, St. Gotthard, Kaposvár, Csáktornya, Kaniza huldigten dem Rákóczy. Die Kroaten blieben dem Kaiser treu. Károlyi's Leute streiften bis nach Östreich, und

in Wien sah man den Rauch jener Dörfer aufsteigen, welche die Kurutzen in Brand gesteckt hatten. An der Theiß siegte Rákóczy. Erlau, Tokay ergaben sich dem Fürsten, und der Bischof von Erlau, Stefan Teleky, war einer seiner treuesten Anhänger. Während Rákóczy durch diese Eroberung seine Macht fester gründete, kämpfte Heister mit unentschiedenem Erfolge an den beiden Ufern der Donau. Er hatte wenig Truppen; wenn er sich auf dem rechten Ufer befand, wich Károlyi zurück, während ihn aber Heister verfolgte, drang Bercsényi auf dem linken Donauufer vor; wenn Heister über die Donau ging, wich Bercsényi zurück. Bei einer dieser Streifereien drangen die Kurutzen bis in die Vorstädte Wiens und tödteten aus Übermuth durch Pfeilschüsse die ausländischen Thiere der kaiserlichen Menagerie [1]).

Die Kurutzen wichen jederzeit einer offenen Feldschlacht aus; sie ermüdeten den Feind durch unausgesetzte Neckereien, und Heister hätte am Ende in diesem erschöpfenden Kampfe unterliegen müssen. Da kam zu seinem Glück der Congreß von Schemnitz zu Stande. Hier sollte die Einleitung zum 1704
Frieden ausgemittelt werden; des Kaisers Abgeordnete waren der Erzbischof Szécsényi, Baron Seilern und Kohary; ein englischer und holländischer Geschäftsträger sollten die Mittelspersonen sein; aber es kam nicht nur kein Friede, sondern nicht einmal ein Waffenstillstand von längerer Dauer zu Stande. Das Ganze zerschlug sich einerseits an dem Mistrauen Rákóczy's, der eine ausländische Macht als Bürgen verlangte, daß der Kaiser die einzugehenden Verpflichtungen halten werde; andererseits an des Baron Seilern kleinlicher Art, Geschäfte zu führen. Die Verhandlungen wurden abgebrochen und Rákóczy rüstete sich, einen bedeutenden Streich auszuführen.

Rákóczy zog aus, um Neuhäusel zu belagern; er ließ das Geschütz von Kaschau bringen, welches sich während der schemnitzer Verhandlungen ergeben hatte. Heister, dem indessen Verstärkung aus Baiern zugekommen war, rückte

1) Eugen tadelte Heister seiner Operationen wegen und trug auf dessen Abberufung an. Hellers oft citirtes Werk.

gegen ihn. Die Sorge, durch schnellen Rückzug den Muth der Seinen zu schwächen, und das unüberlegte Zureden seiner Feldobersten bestimmten Rákóczy, dem Feinde entgegenzugehen; bei Tyrnau kam es zur Schlacht. Rákóczy's Heerordnung war schlecht, Heister benutzte die Fehler seines Gegners, und die deutschen Überläufer, die unter Rákóczy dienten, wendeten ihre Waffen plötzlich gegen die Ungern; die Schlacht musste verloren gehen. Rákóczy zog aus dieser Schlacht folgende Lehren: daß keiner der Makontenten taktische Kenntnisse habe; daß die Truppen gut gesinnt, aber schlecht bewaffnet seien, daß sie von den Führern schlecht geleitet worden; endlich, daß gegen die deutschen Überläufer Vorsicht nöthig sei. Durch einige Tausend einrückende Kurutzen wurde der materielle, nicht der moralische Verlust bald ersetzt.

Die Anhänger Rákóczy's waren so zahlreich, daß er den Grafen Forgács mit 14,000 Mann nach Siebenbürgen schicken konnte. Er sollte die Unternehmungen der Siebenbürger nach einem Zweck hinleiten, Forgács aber war nicht der Mann dazu, er liebte den Wein und verschwendete die Zeit in Festen, und so blieb es in Siebenbürgen beim Alten. Rákóczy's Anhänger streiften ungehindert im flachen Lande. Rabutin
1705 hatte die Festungen inne. Mitten in diesem Tumult, als
5. Mai Ungern von allen Seiten brannte, starb Kaiser Leopold.

Ausser Friedrich IV. hat kein Fürst aus dem Haus Östreich so lange regiert als Leopold. Er war, man möchte sagen unvorbereitet zur Regierung gelangt, denn er war ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt gewesen. Er hatte schwierige Zeiten zu durchleben, besaß nicht viel persönliche Thatkraft und es fehlten ihm jene glänzenden Eigenschaften des Körpers und des Geistes, die im gewöhnlichen Leben, um so mehr bei Herrschern blenden, fesseln oder hinreissen. Ihm gegenüber stand Ludwig XIV., ein Fürst, den die Natur mit den glänzendsten Eigenschaften ausgestattet gehabt hatte, einer der schönsten Männer seines Reichs, ruhmsüchtig, geistreich, willens- und thatkräftig, kein Mittel scheuend, wenn es nur zum Zwecke führte, und Leopold war bestimmt, sein ganzes Leben über mit diesem Mann zu streiten. Nach dem ersten Anblick sollte es scheinen, daß Leopold habe erliegen müssen,

und dennoch kam es ganz anders. Wie sein Ahnherr Friedrich IV. nach jahrelangem Unglück Alles zurückerhielt, was seine beiden glänzenden, ihm an persönlichen Eigenschaften weit überlegenen Gegner Matthias Corvinus und Georg Podjebrad ihm abgerungen hatten, und wie in unsrer Zeit die östreichische Monarchie in 23jährigem Kampf mit Frankreich, nach vielfachen Niederlagen zuletzt dennoch obsiegte, so sah Leopold, obschon von Ludwig XIV. wiederholt besiegt, am Ende seiner Tage diesen seinen grossen Feind gedemüthigt und in harter Bedrängniß. Diesen grossen Erfolg dankte Leopold jenem festen Willen, mit dem er das einmal für richtig Erkannte befolgte und sich durch keinerlei Unglück in der Verfolgung seines Zweckes aufhalten ließ. Sein Hauptzweck war, die Selbständigkeit Deutschlands gegen Frankreichs Übermacht zu beschützen, und hiezu bot er zweierlei Mittel auf: das eine, die Wiederbelebung, das Heben des gesunkenen kaiserlichen Ansehens, denn mit Recht dachte Leopold, daß Deutschlands Selbständigkeit nur dadurch zu retten sei, wenn das Oberhaupt Kraft genug habe, einerseits die Schwerfälligkeit der deutschen Reichsverfassung zu bewältigen, andererseits aber die sich kreuzenden Bewegungen der deutschen Fürsten in einen Brennpunct zu vereinigen und zu einem Ziel hinzuleiten, und er war so glücklich, diesen seinen Zweck theilweis zu erreichen. In den Kriegen, die er für Deutschlands Selbständigkeit führte — und dies war das zweite Mittel, zu welchem er griff — sah er meistens die deutschen Reichsfürsten an seiner Seite. Er hatte drei Kriege mit Frankreich geführt. Die beiden ersten, um Deutschland gegen Frankreichs räuberische Angriffe zu schützen, und der dritte, der spanische Successionskrieg, hatte den unmittelbaren Zweck, das spanische Erbe dem Hause Östreich zu sichern, mittelbar aber Deutschland jene Theile wieder zu verschaffen, die demselben durch Frankreichs Übermacht waren entrissen worden, und so ist Deutschland dem Kaiser Leopold vielen Dank schuldig.

Unter den Mitteln, die Kaiser Leopold ergriff, um das kaiserliche Ansehen in Deutschland zu heben, waren die bedeutendsten: die Einführung der böhmischen Kurfürstenwürde in die Berathungen des Reichsfürstencollegiums, die Ver-

leihung der Kurwürde an Hannover, wodurch die Zahl der Kurfürsten auf Neun erhöht wurde, endlich die Anerkennung des Kurfürsten von Brandenburg als König von Preussen.

Gegen die Türken führte Leopold nur Vertheidigungskriege, und obschon einer derselben den Halbmond bis unter die Mauern Wiens und die Monarchie an den Rand des Abgrundes brachte, waren am Ende die Waffen Leopolds auch gegen die Osmanen siegreich. Und dennoch war Leopold kein kriegerischer Fürst. Er war zwar persönlich unerschrocken. Als er sich einmal zur Mittagstafel setzen wollte, zerschmetterte der Blitz das ganze Tafelgeräth; der Kaiser aber sagte nur: „Man muß neu anrichten lassen." Aber nie war er persönlich im Feld, allein der Himmel hatte ihm grosse Feldherren gegeben. Montecuculi, Ludwig von Baden, Karl von Lothringen und vor Allen Prinz Eugen von Savoyen sind Feldherrennamen, die von Östreich nie anders als mit Dank genannt werden können. Leopold ist oft der Unduldsamkeit gegen Protestanten, des fanatischen Eifers für die katholische Religion beschuldigt worden. Diese Beschuldigung ist, so allgemein ausgesprochen, ungerecht. Seine treuesten Verbündeten waren Protestanten. Wilhelm von Oranien, der Kurfürst von Hannover, sowie jener von Brandenburg waren seine festesten Alliirten, und es hatte in der katholischen Welt nicht geringes Aufsehen erregt, daß er den Thronwechsel in England, durch welchen die katholischen Stuarts die Regierung verloren und eine protestantische Familie an ihre Stelle gelangte, ohne Einspruch anerkannte; daß er dem protestantischen Hannover die Kurwürde verlieh und durch den sogenannten Krontractat den protestantischen Kurfürsten von Brandenburg als König von Preussen begrüsste. Seine grössten Gegner waren katholische Prinzen; Ludwig XIV. von Frankreich und im spanischen Successionskrieg die Kurfürsten von Baiern und Köln, ja der Papst selbst, hielten es weit mehr mit Frankreich als mit dem Kaiser, obschon der Zwiespalt zwischen dem kaiserlichen und päpstlichen Hof erst unter Josef I. in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar wurde. Aber auch abgesehen von den politischen Verhältnissen zu auswärtigen protestantischen Fürsten, gibt es hinreichende Beweise, daß Leopold

den Protestanten nicht so abgeneigt war, als man allgemein behauptet.

Mit der Verfolgungswuth, die dem Kaiser Leopold zugeschrieben wird, contrastirt sein Jahre lang fortgesetztes Streben, die Katholiken und Protestanten zu vereinigen, die Union zu bewerkstelligen. Zu diesem Versuch wurde Leopold durch einen katholischen Geistlichen vermocht. Christof Royas Spinola, ein spanischer Franziscaner [1]), war als Beichtvater der Kaiserin Margaretha Theresa nach Wien gekommen. Was Royas in dieser Stellung sah und erfuhr, die tiefe Zerrissenheit Ungerns, die zum Theil in dem gegenseitigen Haß der verschiedenen Religionsconfessionen ihre Ursache hatte, erweckte in ihm den achtungswerthen Wunsch, den Zwiespalt nicht durch Unterdrückung zu enden. Er glaubte, daß der Unterschied zwischen den Aussprüchen des tridentinischen Concils und der augsburger Confession kein wesentlicher sei, daß also eine Vereinigung möglich, wenn Katholiken und Protestanten wechselseitig etwas nachgeben wollten. Er meinte die Protestanten auf dem Wege freundschaftlicher Besprechung zur Nachgiebigkeit bewegen zu können. Und insofern hatte er recht, daß es nicht der Mühe werth war, in stetem Hader zu leben, Jammer und Noth zu erdulden oder zu veranlassen, wenn der Unterschied kein wesentlicher. Es gelang ihm, Kaiser Leopold für diese Ansicht zu gewinnen, und mit dessen Genehmigung unternahm er mehrere Reisen nach Deutschland. 1676 bis 1696
Er trat als kaiserlicher Abgesandter auf und ein kaiserlicher Geheimschreiber war ihm beigegeben.

Die Gelegenheit war günstig, denn Kursachsen, Sachsen-Gotha, Anhalt und noch andere protestantische Höfe hatten sich eben damals für die ungrischen Protestanten verwendet; es lag also nahe, die Ausgleichung auf die ungrischen Protestanten auszudehnen und einen allgemeinen Religionsfrieden zu Stande zu bringen.

Spinola's Ansicht war folgende: Der Papst solle den Gebrauch des Kelches zugestehen und sich über das Kirchen-

1) Von Geburt wahrscheinlich ein Niederländer, denn er war der deutschen Sprache kundig.

regiment, den Gottesdienst und die guten Werke so erklären, daß man weder der Ehre Gottes, noch dem Verdienst Christi zu nahe trete, den Heiligen solche Ehre, welche geschaffenen Wesen nicht zukomme, nicht zuerkennen und keine tyrannische Gewalt über die Gewissen ausüben. Die protestantischen Gemeinden sollen die ihnen erbaulicher scheinenden Gebräuche unverändert behalten; den Pfarrern sollte die Ehe, sogar eine zweite, erlaubt sein; den Fürsten ihre bischöflichen Rechte so weit verbleiben, als es nach beider Theile Ermessen und nach Beschaffenheit des Christenthums zulässig sein würde. An den Orten, wo man sich zur Vereinigung geneigt finden würde, sollten Geistliche von beiden Theilen abwechselnd lehren und predigen. Der eine Theil könne sich altkatholisch, der andere neukatholisch nennen und zum Zeichen ihrer Gemeinschaft zuweilen jene bei diesen und diese bei jenen communiciren. Das tridentinische Concil sollte mit seinen Anathemen bis auf ein künftiges allgemeines Concil einstweilen aufgehoben und der Beurtheilung des letztern unterworfen werden. Auf diesem künftigen Concil sollten die Protestanten nicht wie Angeklagte erscheinen, sondern wie Richter mitsitzen. Damit dies geschehen könne, sollte der Papst sie durch eine eigene Bulle von dem Ketzernamen freisprechen, sie aber dagegen sich erklären, ihn nicht für den Antichrist zu halten, sondern für den obersten und ersten Patriarchen der Christenheit, dem das Primat, zwar nicht das der Gerichtsbarkeit, sondern das der Ordnung, nicht nach göttlichen, sondern nach menschlichen und kirchlichen Rechten zukomme. Auch solle der Papst die Kirchengüter, welche die Protestanten in Besitz genommen hätten, durch eine förmliche Cession ihnen für immer überlassen. Dies Alles und noch Mehreres solle noch vor dem allgemeinen Concil in einer besondern Zusammenkunft abgethan und genugsame Versicherung darüber gegeben werden [1]).

1679 Der Beginn der Reise war günstig; in Hannover wurde Spinola von dem katholisch gewordenen Herzog Johann Frie-

1) Fr. Kalixt, Brief an einen vertrauten Freund, in den Unschuldigen Nachrichten von 1713, bei K. A. Menzel, Neue Geschichte der Deutschen, IX. Bd., S. 265.

drich freundlich aufgenommen; er berief die protestantischen Prediger zu einer theologischen Conferenz, und Leibnitz, damals in des Herzogs Diensten, erklärte sich bereit, das Unternehmen zu fördern. Die protestantischen Geistlichen setzten sich über die Bedenklichkeit hinweg, daß Spinola keine Ermächtigung von Rom aufzuweisen hatte, und zeigten sich den Wünschen ihres Fürsten folgsam. Kalixt der jüngere, der von Helmstädt aus ebenfalls zur Conferenz berufen worden, setzte eine Declaration auf, mit welcher Spinola zufrieden war. Leibnitz gab sich frohen Hoffnungen hin, aber Alles zerflog in Rauch, als Herzog Johann Friedrich noch dasselbe Jahr unerwartet zu Augsburg starb [1]). 28. Oct.

Die günstigen Hoffnungen, mit denen Spinola Hannover verließ, wurden nur zu bald herabgestimmt. Spener in Frankfurt a. M. erklärte sich geradezu gegen die Ausgleichung. Er hatte den großen Riß zwischen Katholiken und Protestanten weit einsichtsvoller aufgefasst als Spinola. Er stellte den Satz auf, daß eine Vereinigung unmöglich, so lange die Katholiken nicht das tridentinische Concilium ganz aufgäben; denn so lange dies nicht geschehe, müssten die Protestanten, wenn sie sich mit den Katholischen vereinigen wollen, die Entscheidungen des tridentinischen Concils, folglich sich selbst als Ketzer anerkennen und sich mit der Kirche nicht vereinigen, sondern sich ihr unterwerfen. Andererseits aber könne die katholische Kirche nicht das tridentinische Concil aufheben, denn es sei ein ökumenisches. Wenn es die katholische Kirche aufgeben wollte, würde sie gegen ihre eigenen Principien handeln und den Grund aufwühlen, auf welchem die katholische Kirche steht. Dies ist so richtig, daß Spinola nicht dagegen aufkommen konnte. Sie schieden. Spener aber hielt selbst die Verhandlungen über eine Annäherung der protestantischen Kirche gefährlich und richtete deshalb auch ein Warnungsschreiben an den kursächsischen Hof, weshalb auch Spinola weder an diesem, noch an den übrigen sächsischen Höfen günstige Aufnahme fand. 1682

1) Er war auf der Reise nach Venedig, wo er den Carneval zubringen wollte, wie es damals bei den großen deutschen Herren Gewohnheit war.

In Brandenburg war der Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht geneigt, die Religionsverhältnisse des Landes zu ändern; aber da Spinola mit einem kaiserlichen Empfehlungsschreiben versehen war, wollte der Kurfürst die Sache nicht ganz von sich weisen.

Er forderte seinen reformirten Hofpredigern ein Gutachten ab; dies fiel für den Vereinigungsversuch nicht günstig aus, aber Spinola brachte es doch dahin, daß der König den Hofpredigern erlaubte, mit Spinola mündliche Berathung zu pflegen. Aber nur zwei erschienen, die übrigen entschuldigten sich durch den bevorstehenden Buß- und Bettag, zu dem sie sich vorzubereiten hätten. Die mündliche Besprechung fiel auch nicht nach Spinola's Wünschen aus, denn die Hofprediger verlangten von ihm erstens, daß er sich ausweise, ob er im Namen der römisch-katholischen Kirche handele, und ob es wahr sei, daß ihm viele Reformirte und Lutheraner schon ihre Beistimmung zugesagt; denn Beides hatte Spinola behauptet. Schliesslich sagten sie, daß sie sich ohne Vorwissen und Bewilligung anderer reformirten Kirchen nicht in eine Verhandlung über eine Angelegenheit einlassen könnten, die ihre ganze kirchliche Gesammtheit betreffe. Selbst das Begehren Spinola's, sie möchten ihm ein schriftliches Zeugniß geben, daß sie wider sein Werk „de Concordia Christiana" nichts Erhebliches einzuwenden hätten, wurde von den Hofpredigern abgelehnt und er mit einer ausweichenden Antwort des Kurfürsten abgefertigt. Zu Dessau, wohin sich Spinola dann wendete, äusserten sich die beiden Superintendenten Raumer und Sachse günstig über seine Vorschläge.

1685 Noch einmal war Spinola nach Hannover gegangen und fand den Herzog Ernst August, Bruder und Nachfolger des schon erwähnten Johann Friedrich, der Union geneigt [1]). Der protestantische Abt Molanus zu Lockum und Spinola brachten vereint einen langen Entwurf zu Stande, wie die Union möglich sein könnte. Sie umgingen Vieles und verwiesen die Entscheidung mehrerer Fragen auf ein allgemeines Concilium,

1) Ernst August war nicht katholisch wie sein Vorgänger, sondern Protestant.

zu welchem die Protestanten als Mitglieder desselben berufen werden sollten [1]).

Mit diesem Gutachten versehen, das der Kaiser billigte, ging Spinola nach Rom. Papst Innocenz XI. ernannte eine aus Cardinälen und andern Geistlichen bestehende Commission, die sich mit dem Bischof über die Art berathen sollte, wie diese Angelegenheit am zweckmäßigsten zu führen sei. Die Meinung der Commission fiel dahin aus, daß das für die Protestanten Beantragte, wiewol hiedurch dem Ansehen des tridentinischen Concils etwas entzogen werden dürfte, doch nicht ohne Beispiel sei, indem solches theilweise (Kelch und Priesterehe) den Griechen bei der mit denselben eingegangenen Union vom Concil zu Florenz zugestanden worden sei. — Wegen des dermaligen Streites mit der französischen Kirche und Regierung, welche alle Handlungen des Papstes in ein nachtheiliges Licht zu stellen suche, sei es zwar nicht rathsam, jetzt den Protestanten wirkliche Zugeständnisse zu machen; indessen könne man ihnen Hoffnungen geben und dazu den Bischof von Tina mit Ermächtigung versehen, da mehrere protestantische Theologen sich mit ihm nicht hätten einlassen wollen, weil er nur vom Kaiser, nicht aber vom Papst Vollmacht besitze [2]).

Neuerdings reiste Spinola nach Deutschland und unterhandelte in Sachsen mit Carpzov, aber das Gutachten des dresdner Kirchenraths war: daß es nicht rathsam sei, mit dem Bischof sich einzulassen, wenn er sich nicht von Seiten der ganzen katholischen Kirche legitimirt habe, da sodann die Sache mit der ganzen evangelischen Kirche zu verhandeln sein werde.

Diese Ansicht gewann nach und nach bei den protestantischen Höfen die Oberhand; nur der Herzog von Hannover

1) Ein ausführlicher Auszug nach Hering, Neue Beiträge zur Geschichte der reformirten Kirche in den braunschweigschen Ländern, steht in K. A. Menzels Neuerer Gesch. der Deutschen, IX. Bd., S. 279—290.

2) K. A. Menzel a. a. O. S. 292 nach J. K. Fürchtegott Schlegel, Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland, Bd. III., S. 300 und 301, welcher sich auf eine handschriftliche Relation beruft, in den Kirchenreunionsacten im hannoverschen Archiv.

blieb bei seiner frühern Meinung. Die Kriegsverhältnisse zwischen Leopold und Ludwig XIV., wegen der von Letzterm unternommenen Reunionen, hinderten für den Augenblick die weitern Unionsversuche in Deutschland.

1686 . Spinola war indessen Bischof in Neustadt geworden und
1691 der Kaiser ernannte ihn zum Generalcommissar des Unions-
20. März geschäfts innerhalb der kaiserlichen Staaten und ertheilte allen protestantischen Geistlichen und Weltlichen, namentlich in Ungern und Siebenbürgen, die Erlaubniß, schriftlich und mündlich mit Spinola zu diesem Endzweck in Unterhandlung zu treten. In der Einleitung heisst es: „daß in den göttlichen und menschlichen Gesetzen die Verpflichtung enthalten und sowol in mehreren Reichsabschieden, als in den Schreiben, welche viele Protestanten an den Bischof gerichtet, die Nothwendigkeit dargethan sei, in den christlichen Staaten, sowol in als ausser Deutschland, zumal in den dermaligen Nöthen, eine vollkommene Einigkeit in weltlichen und geistlichen Dingen zu erzielen und, wenn nicht in allen (obwol die heilige Schrift und die gesunde Vernunft auch dies hoffen lassen), doch in den wesentlichsten Puncten des Glaubens die eingetretene Unebenheit und die gegenseitige Misstimmung zu beheben, zumal es einigen Schein und grossentheils befunden worden sei, daß die Uneinigkeit der Gemüther und der Meinungen über die Hauptsachen nur aus dem Mangel gegenseitiger liebreicher Geduld, klaren Verständnisses und richtiger Auslegung der Gedanken nach ihrem wahren Gehalt, endlich aus der Verschiedenheit und dem abweichenden Gebrauch der bedeutenden Worte entstehe."

Dieses kaiserliche Patent sandte der Bischof von Neustadt den ungrischen protestantischen Gemeinden zu, er legte den von Molanus und ihm verfassten Entwurf bei und forderte sie auf, das Volk über die Union zu belehren. Die Ungern antworteten höflich, sprachen sich aber dahin aus, daß sie die Erklärung ihrer deutschen Glaubensgenossen abwarten wollten [1]).

Der Bischof erneuerte hierauf seine Verhandlungen mit

1) Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. VII., S. 101.

den deutschen Fürsten, aber während die protestantischen unter sich beriethen, starb Spinola. Sein Nachfolger, ein Graf von Buchhaim, sollte das Unternehmen weiter führen, aber es sind nicht viele Spuren seiner Wirksamkeit vorhanden, und als der spanische Successionskrieg ausbrach, hörte das Unionsproject ganz auf [1]). 1695 12. März

So endete der letzte Versuch, eine Unmöglichkeit, die Union zwischen Katholiken und Protestanten, zuwege zu bringen.

Man darf diesen Versuch nicht nach unserm gegenwärtigen Standpuncte beurtheilen, denn damals ahnte man noch die Entwicklung nicht, die seither im Protestantismus eingetreten ist. Gutmüthige Männer, wie Spinola und Molanus, mochten an die Möglichkeit der Union glauben; bei der Masse ihrer Glaubensbrüder fanden sie keinen Lohn dafür; sehr Wenige hatten so viel Einsicht als Spener, die Unmöglichkeit der Aufgabe einzusehen. Man mag aber wie immer über diesen Versuch denken, so stellt sich doch auf jeden Fall heraus, daß der Kaiser, der ein solches Project so viele Jahre, mit so viel Beharrlichkeit betreibt, unmöglich so verfolgungssüchtig sein konnte, wie Leopold gewöhnlich geschildert wird.

Unter den Beispielen von geringerer Bedeutung, aus denen erhellt, daß Leopold I. den Protestanten nicht abgeneigt war und deren mehrere angeführt werden könnten, will ich nur gedenken, daß er der protestantischen Universität zu Halle, einen kaiserlichen Freibrief ertheilte, obwol dies dem Papst misfiel.

In seinen eigenen Ländern war das Verfahren Leopolds gegen die Protestanten verschieden. In den deutsch-östreichischen Ländern ließ er sie in dem Stande, in welchem er sie bei seinem Regierungsantritt gefunden, insofern sie unter

1) Während Spinola in Deutschland unterhandelte, brachte Louise Hollandine, Tochter des vertriebenen Pfalzgrafen und Königs von Böhmen, die katholisch und Äbtissin zu Monbuisson geworden war, einen unmittelbaren Briefwechsel über die Union zwischen Bossuet, Leibnitz und Molanus zuwege. Die Darstellung desselben liegt ausser dem Bereich dieses Werkes; wer näher darüber unterrichtet sein will, lese Menzels Neuere Geschichte der Deutschen, IX. Bd., S. 299—380.

dem Schutz des westfälischen Friedensschlusses standen, sonst aber suchte er sie zur katholischen Religion zurückzuführen. Als die piastischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wolau ihm heimfielen, beschränkte er freilich die dortigen Protestanten so, daß ihre Kirchenverhältnisse jenen der Protestanten im übrigen Schlesien gleich gestellt wurden; aber zu dieser Maßregel hielt er sich berechtigt in Folge der Ansicht, die man damals vom landesherrlichen Patronat hatte, und die Maßregeln wurden, wie ein protestantischer Schriftsteller selbst gesteht, mit Schonung und innerhalb gesetzlicher Formen, ohne Härte und ohne Verfolgung der Personen durchgeführt[1]).

Nur in Ungern verfuhr er mit den protestantischen Predigern streng. Ich habe schon erzählt, daß mehrere von ihnen auf die Galeeren kamen und erst nach einem Jahr entlassen wurden, eine Maßregel, die nicht gerechtfertigt werden kann, wenn die Ursache der Verurtheilung die Religion der evangelischen Prediger war; aber es darf nicht übersehen werden, daß unter Leopold I. Rebellion und Protestantismus Hand in Hand gingen, und daß der Kaiser, als sich auswärtige Mächte für die verurtheilten Prediger verwendeten, zur Antwort gab: die Prediger seien nicht ihres Glaubens wegen verurtheilt, sondern weil sie an der Empörung Theil genommen.

Die Frage, ob die erwähnten ungrischen Prediger wegen der Rebellion oder Religion zur Galeere verurtheilt worden sind, wird sich nur dann entscheiden lassen, wenn die Untersuchungsacten ganz oder theilweise ans Tageslicht kommen.

Unter Leopold I. zeigen sich die ersten Spuren, die politischen Rechte der katholischen Geistlichkeit durch Regierungsverordnungen zu beschränken. — Es wurde festgesetzt, daß die katholische Geistlichkeit ohne kaiserlichen Consens keine Güter erwerben dürfe, daß kein Kloster einen Abt oder eine Äbtissin wählen, ohne sich früher hiezu einen königlichen Commissair erbeten zu haben. Es wurde festgesetzt, daß die Geistlichkeit nicht in die Patronatsrechte eingreifen dürfe

1) K. A. Menzels Neuere Geschichte der Deutschen, IX. Bd., S. 380.

und die Bestellung der niedern Kirchen- und Schuldiener nicht vom Pfarrer, sondern vom Kirchenpatron ausgehen solle.

Leopold übernahm bei dem Antritte seiner Regierung die Finanzen im zerrütteten Stand: die Regalien, Zölle und Staatsgüter waren verpfändet, oft auf die heilloseste Weise, sodaß wer eine Staatshypothek der Art zehn Jahre besaß, ausser den Zinsen das dargeliehene Capital gewann und doch noch im Besitz der Hypothek blieb und das Capital vom Staate zu fordern berechtigt war. Wie man damals mit den Staatsgütern umging, mag ein Fall erläutern: Die confiscirten Güter in Böhmen wurden, weil man geldbedürftig war, wohlfeil unter dem Werthe verkauft. Die Schulden aber, die auf den Gütern, von den frühern Besitzern herstammend, hafteten, übernahm der Staat. Als nun diese Schulden bezahlt werden sollten, ergab es sich, daß sie den Verkaufspreis drei bis vier Mal überstiegen! — Es war so weit gekommen, daß der Staat, anstatt baaren Geldes, Juwelen, Tücher und verschiedene Waaren annahm, was nur mit ungeheurem Verlust veräussert werden konnte. Der Schuldenstand selbst war gar nicht ausgemittelt und der Versuch, die Staatsschulden klar darzustellen, verunglückte, denn bei den verschiedenen Buchhaltereien mangelten mehrere Bände der Schuldenbücher. Obligationen waren im Umlauf, und Anweisungen an Fürsten und Kurfürsten des Reiches waren ausgegeben, von denen man nicht wusste, ob sie bezahlt seien, oder nicht. Ein Hauptgebrechen war hiebei, daß die Schulden für das deutsche Reich und jene für die Erbländer nicht getrennt, sondern gemeinschaftlich berechnet wurden.

So fand Leopold die Finanzen, als er die Regierung antrat. Es ist gewiß, daß die finanzielle Lage des Reiches während Leopolds langer Regierung durch die äusseren Verhältnisse sehr schwierig war, denn er war unausgesetzt in Kriege verwickelt, aber eben diese Lage hätte ihn veranlassen sollen, Ordnung in der Finanzverwaltung einzuführen und selbst sparsam zu sein; aber beides geschah nicht und in beinahe funfzigjähriger Regierung kamen die Finanzen in keinen geordneten oder nur erträglichen Stand.

Die Unordnung stieg noch durch die Nachlässigkeit der Beamten und durch die Anstellung untauglicher Personen. Es mögen einige Beispiele genügen: Die Mauth und der Aufschlag zu Engelhardszell und Böklarbruck war seit vielen Jahren dem Kurfürsten von Baiern verpfändet; er sollte fünf vom Hundert als Zinsen beziehen, der Überschuß des jährlichen Ertrages sollte zur Capitaltilgung verwendet werden. Es war deshalb östreichischerseits zur Controle ein Inspector ernannt, der aber wohnte in Wien und ließ sich manches Jahr bei der Mauth gar nicht sehen, und so kam es so weit, daß die Baiern behaupten durften, das Pfand trage nicht einmal die erforderlichen Zinsen, was nicht widerlegt werden konnte, „weil einige rechtschaffene Information" vom Inspector nicht zu haben war und der Schreiberjunge, der statt des Inspectors amtirte, nichts wusste. Vornehme Minister förderten ihre Bedienten zu kaiserlichen Diensten, behielten sie aber gleichwol in ihren Privatdiensten, wodurch dann gewöhnlich der kaiserliche Dienst als Sinecure betrachtet wurde. So hatte Fürst Porzia einem gewissen Burkhard von der Klee die erwähnte Inspection verschafft, ihn dabei aber als seinen Hofmeister angestellt, in welcher Eigenschaft er auch später bei dem Fürsten Lobkowitz diente.

Die Folge war die Anstellung unwissender Beamten. So waren die ungrischen Bergstädte jahrelang unter der Leitung von Männern, die das Bergwesen nicht verstanden, das Amt selbst war ohne Instruction, alles Ansehen ging verloren und der geringste Einnehmer konnte nicht zur Rechnungsablegung angehalten werden. Die reinen Einkünfte von den Bergwerken beliefen sich jährlich beiläufig auf 500,000 Gulden. Es wurden Erspectanzen auf zu erledigende Ämter und Dienste ertheilt, wodurch guten Subjecten der Weg versperrt und oft untaugliche befördert wurden. Der Letzteren entledigte man sich, indem man ihnen zuweilen statt des Dienstes Geldgnaden ertheilte. Daß unter diesen Umständen nur eine erbärmliche Amtsführung stattfinden konnte, versteht sich von selbst.

Eine Hauptschuld trug der Kammerpräsident Graf Sinzendorf. — Unter Kaiser Ferdinand III. war er Kammerrath.

Kaiser Leopold ernannte ihn, bald nach seinem Regierungsantritt, zum Kammerpräsidenten; 20 Jahre stand er der Hofkammer und somit den östreichischen Finanzen vor.

Die bodenlose Geldnoth des Kaisers nöthigte ihn einem seiner zuverlässigsten Beamten, dem allgemein geachteten Jörger, ein Gutachten abzufordern, wie dem Übelstande abzuhelfen. Mit großer Freimüthigkeit sprach sich nun dieser über Sinzendorfs Verwaltung tadelnd aus und über die Eigenschaften, die ein Hofkammerpräsident haben muß:

Der wesentliche Inhalt dieses merkwürdigen Gutachtens ist folgender[1]):

Nach einigen einleitenden Worten über die Wichtigkeit des Finanzwesens, geht Jörger auf den Gegenstand selbst ein und sagt: Der Ursprung des Übels liegt schon in den ersten Zeiten der Regierung Ew. Majestät, als der Kammerpräsident nach und nach die alten Räthe entfernte und das ganze Kammerwesen nach eigenem Gutdünken mit seinen Vertrauten dirigirte. Da wurden Ämter und Gnadenbewilligungen verkauft, den Parteien die Hälfte abgezogen, alle Hofschulden zum Privatvortheile des Präsidenten aufgekauft, die Gerechtigkeit beleidigt, die Registraturen und Expeditionen spoliirt, des Kaisers Credit und Reputation geschmälert, die Hofkammer in allen Ländern, besonders beim Militair, verhasst gemacht und überall Mistrauen erregt, worunter der Kaiser, wiewol unschuldig, öfters Antheil nehmen müssen. Es lässt sich bestimmen, daß Ew. Majestät die Kriege, weniger Schaden zugefügt haben, als ein eigennütziger Geldminister. Denn der Mangel an Geld war Ursache, daß Ew. Majestät Krieg anfangen mussten, ohne vorbereitet zu sein, und die Kriege selbst unglücklich verliefen. Und dies, trotzdem daß seit 20 Jahren, ohne die extraordinairen Mittel, ohne Das was Ew. Majestät aus ihrem eigenen gegeben, die Erbländer 80 Millionen baares Geld gesteuert haben.

Hierauf geht Jörger auf die Mittel über, dem Ärarium aufzuhelfen. Seine Vorschläge sind: neue Organisation der Hofkammer, jährliche Berichterstattung des Präsidenten über

1) Jörger (s. Vorrede), Gutachten über die Finanzen. 14. April 1679.

die Verwaltung, die im geheimen Rath öffentlich vorzulesen, die Revision der Instructionen der ungrisch-böhmisch-schlesischen Bergkammern, Untersuchungen über den allzufrüh erworbenen Reichthum der Beamten und über den Ankauf der kaiserlichen Schulden; die Errichtung einer Hauptkasse, in welche die einzelnen Beamten alles Geld einliefern, was nicht zu frommen Zwecken, oder zur Amtshandlung nöthig ist. Dies nennt Jörger das Remedium fundamentale und breitet sich über die Erfolge weitläufig aus, worunter die stete Übersicht des Geldstandes, leichtere Verrechnung und immer Geld zur Verfügung als Haupterfolg angegeben werden. Die fernern Mittel, die Jörger vorschlägt, um den Ärar aufzuhelfen, sind, bessere Wirthschaft bei Hofe und der Verwaltung, fiscalische Untersuchungen gegen jene, die während der Minorennität des Kaisers betrogen, beschränktere Verleihung der Würden und der damit verbundenen Geldgnaden, gesetzliche Beschränkung des Luxus bei Hofe und bei dem Militair, bessere Militairwirthschaft, Bezahlung der Kriegsschulden, Anlegung von Magazinen und Zeughäusern in der Friedenszeit, damit man dazu nicht während des Krieges gezwungen sei, und weil solche Rüstungen nicht nur im Kriege nützlich, sondern auch dazu beitragen, daß kein Krieg entstehe. Endlich einen jährlichen vorläufigen Überschlag der Einnahmen und Ausgaben.

Seiner Zeit voreilend ist das extraordinaire Mittel, welches Jörger als Oeconomia Cameralis vorschlägt. Es ist die allgemein gleiche Besteuerung. Er sagt hierüber: Die unumgängliche Nothdurft erfordert ein importirliches extraordinaires Mittel in Supplementum publicae pecuniae zu ergreifen, wiewol diese noch bis dato allerseits von großer Difficultät, besonders in der Praxis befunden worden, weil solche gemeiniglich die Nobilität und Privilegien der Stände oder wol gar immunitatem ecclesiasticam, libertatem communem, famam Principis, justitiam et charitatem proximi lädirt und letztlich von keiner Ergiebigkeit gewesen. Bei dem Allen halte ich doch in der Noth das wichtigste und sicherste Mittel, den Censum in den Erbländern universaliter einzuführen, rem saluberrimam magno futuro imperio, massen alle glücklichen Regierungen so jemals im Flor gestanden, sich dessen bedient;

denn hiedurch erlangt man cameraliter, politice et militariter, die Wissenschaft des ganzen gemeinen Wesens, wie viel nämlich Contribuenten, was deren Habe und Güter, Stand und Würden, Alter, Kaufmannschaft, Handthierungen und Officia. Item was jedes Land oder Stadt an Volk zum Kriege aufzubringen, wie viel Geld, Munition und anderes Vermögen der Unterthanen vorhanden; auch endlich das compelle ad scopum aequalitatis zu gelangen und das odium tributorum zu mitigiren.

Zuletzt spricht Jörger von den persönlichen Eigenschaften des Kammerpräsidenten. Er soll sein: redlich, kenntnissreich, ohne viele Verwandtschaft, fest und von den hohen Hofbeamten unabhängig. Von ansehnlicher Familie, weil er oft mit Botschaftern, Kurfürsten und Königen, besonders in Kriegszeiten zu verkehren hat. Kein Geistlicher darf es sein, denn das Beispiel der Prälaten von Kremsmünster und Lilienfeld warnt hievor. Sie haben beide das Ärarium schlecht verwaltet und der Letztere hat sogar 100,000 Fl. geleistete Anticipationen müssen ex justitia verloren wissen. Ferner soll er sein gesittet, nicht spielen, banquettiren u. s. w., gerad im Benehmen, mit wenig oder gar keinen Schulden belastet.

In Folge dieses Gutachtens ernannte der Kaiser eine Untersuchungscommission über Sinzendorfs Gebahrung. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: die Grafen Nostitz und Albert Sinzendorf, die Freiherren Hocher, Abele, Buccelini, die Reichshofräthe Brüning und Schellener, die östreichischen Hofräthe Erhardt und Aichbüchel. Nach sorgfältiger Prüfung, und nachdem Sinzendorf der meisten Beschuldigungen geständig, die Gnade des Kaisers angefleht, wurde die Sentenz gegen ihn gefällt. Sie nennt seine Verbrechen: schlechte Verwaltung, Amtsvernachlässigung, Diebstahl, Meineid, Betrug u. s. w. und verurtheilt ihn, eine Million und 970,000 Gulden dem Kaiser zurückzustellen; aller Ämter entsetzt zu werden, an einem vom Kaiser zu bestimmenden Ort als Privatmann zu leben. — Dem Fiscus bleibt es vorbehalten, wegen der noch nicht genugsam erläuterten Puncte, und was noch ferner vorkommen könnte, wider den Inquisiten zu agiren. 1680 9. Oct.

Das weitere Schicksal Ludwig Sinzendorfs ist kurz. Seine Güter wurden zum Verkauf ausgeboten. Seine Gemahlin jedoch erhielt nach einer Audienz bei dem Kaiser einige Güter für sich und ihre Kinder zurück. Im nächsten Jahre starb Sinzendorf.

So wie er veruntreuten auch die untergeordneten Beamten; ein Verzeichniß jener Zeit gibt über eine Million solcher Defraudationen an.

Wie es beim Militair aussah, ist aus den Schriften des Prinzen Eugen [1]) sattsam dargethan, es ist also nur gedrängt zu sagen, daß viel Geld vergeudet wurde und der Soldat doch nicht gut montirt, schlecht genährt und höchst unregelmässig bezahlt wurde. Dieselbe Verschwendung und Veruntreuung herrschte auch bei allen Zweigen der Hofverwaltung. Hier nur ein Beispiel: Die Kellerparteien hatten sich das Recht angemasst, alle leeren Fässer zu behalten, die dann wieder der Hof ihnen abkaufen oder neu anschaffen musste, und so ging es überall. Hier war es am schwersten zu helfen; Vorschläge zur Abstellung der Misbräuche wurden fruchtlos gemacht — des Kaisers Persönlichkeit stand dagegen. Er überwachte Sitte und Gewohnheiten am Hofe mit grosser Ängstlichkeit, glaubte durch Beschränkungen seiner Würde etwas zu vergeben und gestattete Neuerungen nur, wenn sie dem Glanz des Hofstaates vermehrten, wenn sie dazu dienten, den Kaiserthron oder vielmehr seine Person zu verherrlichen; dann wurde kein Aufwand zu groß befunden. Opern, Ballet, Hoffeste kosteten ungeheuere Summen und erschöpften oft den letzten Rest der ohnedies sparsam versehenen Cassen. In den
1678 ersten Regierungsjahren hatte Leopold 22 geheime Räthe, in
1705 seinen letzten Regierungsjahren zählte man deren 164. Fer-
1637 dinand II. hatte 33 wirkliche Kämmerer, unter Leopold stieg ihre Zahl auf 400. Aber eine noch tiefere Wunde als vorübergehende Feste, geheime Räthe und Kämmerer schlugen dem erschöpften Ärarium die Jäger, Küchen- und Stallbedienten des kaiserlichen Hofstaates; vor Allen aber die Musiker oder, wie man damals sagte: Hofmusikanten. Ihr jähr-

1) Siehe Capitel 70.

licher Gehalt belief sich auf 44,780 Gulden, während die Hofkammer sammt der Hofbuchhalterei nur 44,600 Gulden, der Hofkriegsrath nur 22,835 Gulden bezog. Überdies empfingen die Hofmusikanten häufig Remunerationen. Und wenn ihre Gehalte ausblieben, erlaubten sie sich sonderbare Demonstrationen. So geschah es am Vorabend des Ignatiusfestes, daß sie zwar zur Vesper in der k. k. Favorite erschienen, aber nach kurzem Verweilen wieder fortgingen, ohne zu musiciren, weil ihnen der Kammerpräsident gesagt hatte, daß sie so bald keinen Kreuzer bekommen könnten. 1697 30. Juli

Eine ausserordentliche Ausgabe des Kaisers verursachten die Armen. Die Bettler waren zu Leopolds Zeiten so zahlreich, daß bei dem Heranrücken der Türken deren 7000 aus Wien geschafft wurden. Es gab deren zweierlei: Audienzbrüder und Strassenbettler. Die erstern waren verarmte Leute von guter Abkunft oder auch Betrüger, die sich beim Kaiser zur Audienz stellten. Er gab zwei Mal die Woche Audienz und hatte dabei Rollen mit 12, 25, 50 bis 100 Ducaten, die man Skarnizel nannte, und beschenkte damit die sogenannten Audienzbrüder. Die Frechheit derselben stieg mit der Güte des Kaisers, und es ist bekannt, daß ein solcher Audienzbruder, als er vor dem Kaiser kniend ein solches Skarnizel empfangen hatte, selbst auf den Tisch griff und sich noch ein zweites holte, mit dem Beisatz: „Bei Gott und dem Kaiser darf man ohne Scheu bitten," was den frommen Fürsten mehr zum Mitleid als zum Zorn bewog. Als man Leopold wegen seiner ungemessenen Freigebigkeit Vorstellungen machte, antwortete er: „Andere Fürsten haben Maitressen, man lasse mir meine Armen." Eine charakteristische Antwort! Aber den Finanzen wurde dadurch nicht aufgeholfen. 1683

Soll hier noch der Leidenschaften des Kaisers zum Kartenspiel gedacht werden? In seinen Kalendern — er bediente sich des krakauer Kalenders — hat er die Verluste im Spiel aufgezeichnet; so steht im Jahre 1683: Spielverlust 976 Ducaten und 2928 Gulden.

Dies wäre im Grunde nicht gar viel, und allein wäre die Ausgabe nicht so groß, aber in dem ganzen Complex der

damaligen finanziellen Lage ist auch diese Ausgabe von Bedeutung. Die Privatausgaben des Kaisers beliefen sich im Durchschnitt jährlich über 50,000 Gulden.

Was that denn nun die Regierung Vernünftiges, um den finanziellen Wirren abzuhelfen? Es geschah zweierlei: Die Landstände steuerten, was ihnen nur immer möglich, was nur immer das Land erschwingen konnte; dies aber war natürlich für die Bedürfnisse nicht hinreichend; man verfiel also auf den Gedanken, man wolle die Steuerfähigkeit durch grossen Wohlstand der Länder zu erhöhen, diesen grösseren Wohlstand aber durch Hebung des Handels und der Industrie herbeizuführen suchen. Zur Belebung der Industrie wurden verschiedene Experimente gemacht und hierauf viel Geld verwendet, noch grössere Summen zur Errichtung von Fabriken vorgeschossen, und diese wurden durch das Prohibitivsystem geschützt. Hieran war allerdings viel Gutes, aber Alles geschah ohne reife Überlegung, Vieles mit Schwindelei, der Erfolg vernünftiger Unternehmungen wurde durch unüberlegte Versuche verschlungen, und so gab das Ganze durchaus nicht das erwünschte Resultat.

Ich will nur einige Beispiele anführen. Projectmacher gab es in Menge und die abenteuerlichsten Vorschläge wurden zumeist von Italienern auf das Tapet gebracht. Z. B. die Kleie noch ein Mal zu malen und das so erzeugte zweite Mehl zu Brod für die Soldaten zu verwenden. Ein Project, auf welches der Kammerpräsident einging, war, in seinem Garten in einem Teiche eine Austerbank anzulegen! Dies wäre den Wienern freilich angenehm gewesen, aber die Austern, die in Venedig bestellt wurden, kamen todt an. — Zu solchen Thorheiten wurde Geld zu Tausenden hinausgeworfen.

Es wurde eine wiener orientalische Compagnie zum Handel mit Konstantinopel errichtet, ein sehr nützliches und practicables Unternehmen. Der kaiserliche Gesandte, Graf Leslie, erwirkte zu Konstantinopel die Freiheit des Handels für die Compagnie, es wurde viel Geld zusammengeschossen und die Führung einem gewissen Fuchs überlassen; aber die Unternehmungen waren so schlecht eingeleitet, daß die Compagnie „einen Kracher that", und die grossen Herren, um ihr Capital

zu retten, zogen nun den ganzen Ochsenhandel als Monopol an sich; kurz, die orientalische Compagnie verwandelte sich in eine Compagnie Ochsenhändler, und von Konstantinopel war keine Rede mehr.

Ebenso ging es mit der gutprojectirten und gutangelegten Seidenfabrik von Walpersdorf. Der Kammerpräsident Sinzendorf aber nahm für etliche Tausend Reichsthaler Seide weg für seine Strumpfmanufactur, auf die er ein Monopol hatte, dafür enthob er die Directoren der Seidenfabrik der Pflicht, Rechnung abzulegen, und die Actionäre, worunter mehrere Kammerräthe waren, wagten nicht gegen den Präsidenten aufzutreten.

Das Kunst- und Werkhaus, eine Art polytechnischen Instituts, verunglückte durch die Mishelligkeiten zwischen Becher und dem Kammerpräsidenten[1]).

Die Verwirrung in der ungrischen Cameralverwaltung war grenzenlos. Ausser den Bergwerken waren die Einkünfte durch das stationirende Militair und Erhaltung der Grenzfestungen aufgezehrt; der Kaiser erhielt aus Ungern so gut als gar nichts.

Die Veränderung, die nach Sinzendorf eintrat, bestand in der Ernennung eines neuen Kammerpräsidenten, aber die alte Unordnung blieb. Jörgers Vorschläge wurden nicht ausgeführt. Im spanischen Successionskriege war der Kaiser nicht im Stande, monatlich 360,000 Gulden für die italienische Armee unter Eugen zu senden, oder die Lieferanten re- 1702
gelmässig zu bezahlen.

Die Gerechtigkeitspflege lag Leopold sehr am Herzen. Nach dem Entsatz von Wien erließ er ein Mandat, worin er „in Betracht des göttlichen Beistandes, welchen er bei der Entsetzung Wiens und dem weitern Fortschritt seiner Waffen aus dankschuldigem Gemüthe seine Gedanken darauf gerichtet, wie die Ehre der göttlichen Majestät mehr und mehr ver-

1) Was hier über die Finanzen gesagt worden, ist nach einem Aufsatz Kaltenbäcks im 1. Heft der Historischen Blätter. Wien 1848, bei Klang. Der Verfasser war so gefällig, mir den Aufsatz mitzutheilen, als sich derselbe eben im Druck befand. Er wird unterstützt durch das in der Vorrede erwähnte Werk Jörgers.

gröſſert und der gerechte Zorn Gottes von ihm und seinen getreuen Erbkönigreichen und Landen abgewendet werde möge, —" und daß er zu diesem Behufe beschlossen habe, daß bei allen hohen und niedern Gerichten die Justiz mit allem Eifer befördert und durchgehends gleich ohne allen Respect der Personen, bevorab der armen Witwen und Waisen, schleunig verwaltet, öffentliche Laster aber, namentlich Gotteslästerung, Hurerei und Ehebruch, durch obrigkeitliche Hand ohne Convenienz unterbrochen und abgestraft werden sollen.

Leopolds vielfache Kriege und Eugens Rath brachten das stehende Heer auf einen achtenswerthen Fuß; aber die Basis jedes stehenden Heeres, jährliche Ergänzung durch Conscriptionspflichtige, fehlte. Sie lag nicht in den Begriffen jener Zeit.

In beinahe 48jähriger Regierung folgten sich in Bezug auf Ungern Misgriffe auf Misgriffe. Nach der Schlacht von St. Gotthard schloß der Kaiser Frieden mit den Türken zum Nachtheil Ungerns, denn damals hätte ein bedeutender Theil des Reichs des türkischen Joches ledig werden können. Als der Palatin starb, wurde kein neuer Palatin mehr gewählt, sondern die Verwaltung des Landes, mit Hintansetzung aller gesetzlichen Formen, dem Grossmeister des deutschen Ordens, Georg Ambriger, übertragen. Die Willkür jener Verwaltung, die Noth des Landes kennen die Leser schon aus den frühern Capiteln. Die Verurtheilung der protestantischen Prediger zur Galeere, die Hinrichtung der Grafen Nádasdy, Frangepán und Zrinyi, an deren Schuld Niemand glauben wollte, weil der Thatbestand der Untersuchung nicht veröffentlicht war, das Blutgericht von Eperies, dessen Haupt, Caraffa, zwar abberufen, aber nicht bestraft, sondern befördert wurde, riefen jene Empörungen hervor, die das Land beinahe die ganze Regierung Leopolds über in seinem Innersten aufwühlten, sie griffen so tief in das Herz der Nation ein, daß noch jetzt, obschon beinahe anderthalb Jahrhunderte seit Leopolds Tod vergangen sind, seine Regierung als die unglücklichste Zeit Ungerns betrachtet wird, und die drei grossen Wohlthaten, die Ungern Leopold dankt: geregelte Thronfolge, Befreiung vom türkischen Joch, Vereinigung Siebenbürgens

mit der ungrischen Krone, vor der Erinnerung jener drangvollen Zeit noch immer in Schatten treten.

Es bleibt uns nur noch übrig, des Kaisers persönliche Theilnahme an der Verwaltung seiner Länder, seine Hofhaltung und häusliches Leben zu beleuchten.

Im Beginne seiner Regierung hatte Leopold einen allgewaltigen Minister, Lobkowitz. Als dieser gestürzt wurde, nahm er die Zügel der Regierung selbst in die Hand, er selbst war sein eigener erster Minister. Aber weder seine physische noch seine Geisteskraft war dieser Arbeit gewachsen. Er war kenntnissreich, voll des besten Willens, aber nicht stark genug, das Beste zu erkennen und auszuführen, daher oft Schwanken und Schwäche, mit Gewaltstreichen wechselnd. Er führte den Vorsitz, wenn der geheime Rath beisammen war; die ihm vorgelegten Schriften las er emsig und gefiel sich darin, in den lateinischen Staatsschriften zuweilen die Schreibart zu verbessern. 1683 schrieb er eigenhändig 386 Briefe, unterschrieb 8265 Gegenstände und ertheilte 481 Audienzen[1]). Drei Mal die Woche war er von 7—9 Uhr Abends für Jedermann zu sprechen, nur musste der, welcher mit dem Kaiser reden wollte, sich einen Tag früher aufschreiben lassen. Weil ihrer sehr Viele waren, der Kaiser die längsten Reden geduldig anhörte, die fremden Minister und Gesandten minderen Ranges zu denselben Stunden Audienz erhielten, wurde die Audienzzeit oft von 3—4 Personen ganz verschlungen, und Mancher, der sich zur Audienz in der Hoffnung hatte vormerken lassen, daß er am nächsten Tage mit dem Kaiser reden werde, sah Monate vorübergehen, ehe die Reihe der Audienz ihn traf, und es ist aufbewahrt worden, daß ein Officier, der während des Successionskrieges von der italienischen Armee nach Wien gekommen war, vergebens mehrere Abende im Vorzimmer auf eine Audienz wartete. Als es nun der Zufall so fügte, daß eines Abends sich auch mehrere Geistliche zur Audienz einfanden und zugelassen wurden, stieß er einige kräftige Flüche aus und schrie dem Kaiser zu: Kaiser! höre deine Officiere,

1) Eigenhändig im krakauer Kalender von Kaiser Leopold geschrieben. Siehe im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

die sich für dich todtschlagen lassen, und nicht die Pfaffen, die dir nur Fabeln erzählen [1]).

Das Leben in der kaiserlichen Hofburg war bei aller Einfachheit steif. Derselbe Reisende, den ich soeben citirt habe, schildert die kaiserliche Burg folgendermassen: Sie hat ein schlechtes Ansehen, besonders der innere Hof mit den Zimmern des Kaisers, die Mauern sind dick und plump, wie die einer Stadtmauer, die Treppen finster und ohne alle Verzierung, die Zimmer niedrig und eng, die Dielen von gemeinen Tannenbrettern, wie sie nicht geringer bei dem schlechtesten Bürger anzutreffen sein möchten. Alles ist so einfach, als wenn es für Mönche erbaut wäre. Auf einem kleinen mit Mauern umgebenen Platz unter dem Zimmer der Kaiserin, welcher das Paradiesgärtlein heisst, werden einige Blumen und Bäume kümmerlich unterhalten [2]). Das Leben verfloß nach unabänderlicher Ordnung. Spaziergänge, Jagden, Fahrten nach Lustschlössern hatten an vorausbestimmten Tagen und Stunden statt; auf das Wetter nahm man keine Rücksicht. Wenn der Kaiser ausser der Stadt fuhr, begleiteten ihn 20 Wagen, die Leibwache zu Fuß und zu Pferde bis an das Ende der Stadt. Neben dem Wagen des Kaisers — er war der Erste — gingen zu beiden Seiten viele Hofbediente mit entblößtem Haupt; im Wagen selbst saß der Kaiser vorn, ihm gegenüber die Kaiserin. Ausser der Stadt nahm er zuweilen einen Minister in den Wagen und ließ auch manchmal ein paar Kutschen vorausfahren. Zu Mittag speiste der Kaiser gewöhnlich mit der Kaiserin und einer Erzherzogin, er saß an der Mitte der Tafel, die Kaiserin und die Erzherzogin an den beiden Enden derselben. In der Stadt wurde Niemand zu seiner Tafel geladen als Kurfürsten und regierende Reichsfürsten, die das Recht hatten, sich in seiner Gegenwart zu bedecken. Nichtregierende Prinzen und fremde

1) Relation vom kaiserlichen Hof zu Wien, aufgesetzt von einem Reisenden im Jahre 1704.

2) Das Paradiesgärtchen oder, wie man in Wien zu sagen pflegt, „das Paradiesgartel", war auf der Burgbastei, nicht weit von dem jetzigen Curtischen Kaffeehaus und ist erst nach dem Jahre 1809, bei dem Umbau der Festungsmauern, verschwunden.

Gesandte hatten die Befugniß, daneben zu stehen, sie entfernten sich, wenn der Kaiser den ersten Trunk gethan hatte. Auf der Jagd oder wenn der Kaiser bei der Kaiserin speiste, wurden auch Fürsten und Grafen des Reichs zur Tafel geladen. Wenn bei der Kaiserin gespeist wurde, verrichteten Hofdamen den Tafeldienst.

Der Kaiser war klein, sein Blick düster, in den letzteren Jahren sprach sein Auge Kummer aus, die Unterlippe vorhängend. Er ging immer schwarz gekleidet mit einem gleichfarbigen überhängenden offnen Mantel; Strümpfe und Hutfedern waren scharlachroth. Er trug eine grosse Alongeperücke, auf der Brust das goldne Vließ. Bei Familientrauer ließ er sich den Bart sechs Wochen hindurch nicht abnehmen, und während dieser Zeit mussten die Hofzwerge und Hofnarren die Späße einstellen, mit denen sie sonst den Kaiser während des Ankleidens zu unterhalten verpflichtet waren.

Der Kaiser hatte bedeutende Kenntnisse, er sprach deutsch, lateinisch, italienisch, spanisch und französisch, aber letztere Sprache mochte er nicht reden aus Abneigung gegen Frankreich. Er war andächtig, täglich hörte er drei Messen.

Die Schläge des Schicksals ertrug er als Gottes Fügung demüthig und gefasst. Als eine Feuersbrunst in der Burg einen Schaden von 200,000 Reichsthalern veranlasste, schrieb 1668
er dem Grafen Pötting darüber, und sagte weiter nichts als: 29. Febr.
„fiat Voluntas.“ — Er war zum Verzeihen geneigt, aber manchmal hielt er es für nöthig, streng zu sein. So schrieb er über die Hinrichtung der Grafen Zrinyi, Nádasdy und Frangepán: „obwohlen ich sonsten nicht gar bös bin, so muß ich es dießmal per forza sein.“

Den Wissenschaften war er gewogen und kaufte viele Bücher. Aus Spanien wurde ihm einmal ein Buch — es muß ein Manuscript gewesen sein — „de triumphis Maximiliani primi“ angetragen. Hierüber schrieb er an den schon gedachten Pötting: „Das Pretium ist zu hoch, und kann ich 1670
nicht über mein Herz nehmen, umb ein Buch allein so viel 17. Dec.
zu zahlen (als) umb die dritthalbtausend (Bücher) von Cabrega geben habe, dann wann ich recht gelesen habe, so seind 700 Doublonen und est 700, so einmal zuviel ist, destomehr

daß ich vermeine, ich habe in mia bibliotheca das Original davon — — ist gleichwohl so zu destimiren als die Copia, kann also der Duenar hiermit nach seinem Belieben disponiren."

Als er die Nachricht erhielt, daß der Escurial abge-
1671 brannt, schrieb er: „Wie leid ist mir umb das abgebrunnene
15. Juli Escurial, und halte ich es selbst vor kein kleines Unglück, aber auch um nix ist mir leider als um die Manuscripte, dan sein die verbrunnen, so können sie durch kein Geld erstattet werden, und habe ich noch den Trost, daß ich a tempo den Indicem bekommen habe, daß ich aufs wenigst weiß was allda gewest ist." — Als er bald darauf die Nachricht erhielt, daß der Schaden nicht so groß sei als er anfangs gedacht, spricht
29. Juli er seine Freude darüber an Pötting aus.

Auf seine Generale und Diener hielt er viel; aus seinen vertrauten Briefen an Pötting will ich nur zwei Stellen an-
1668 führen: Leopold war in Neustadt, als er die Nachricht er-
14. März hielt, Montecuculi sei vom Schlage gerührt worden. Er schreibt darüber an Pötting: „Haben wir eine üble Nachricht bekommen, nemblich unser tapferer und lieber Montecuculi vom Schlage berührt worden, auch die Frais dazu geschlagen, und also seines Aufkommens keine Hoffnung seie. Ich habe alsobald den Fürst von Dietrichstein mit einem Doctor hinab geschickt."

Als er während des Schreibens die Nachricht erhielt, daß Montecuculi sich erholt und in Wien sei, theilte er dies Pötting gleich mit.

1671 Als Markgraf Leopold von Baden gestorben, theilte er
11. März dies Pötting mit und setzte hinzu: „um welchen mir recht leid ist, indem er ein alter und treuer Diener unseres Hauses ist."

Ausser der Correspondenz mit dem Gesandten in Madrid, Grafen Pötting, gibt es noch eine Quelle, die über den Kaiser Licht verbreitet, und dies ist der krakauer Kalender, dessen er sich Jahr aus Jahr ein bediente und in welchen er eintrug, was ihn persönlich interessirte. Darin findet sich z. B. verzeichnet, wie vielen Personen er jährlich Audienz ertheilte, wie viel Actenstücke er unterschrieben oder eigenhändig ge-

schrieben, seine Spielverluste, die Zahl des erlegten Wildes, seine Geldausgaben u. s. w. Aus diesen Kalendern und den erwähnten Briefen ergibt sich, daß Leopold sehr unterhaltungssüchtig war. Seine Vergnügungen waren Kartenspiel, Jagd, Theater, Fischerei. Er ließ sich gern von Grossen des Reiches, oder denen er besonders gut war, bewirthen, und schreibt dem betrauten Grafen Pötting jedesmal, wenn er sich gut unterhalten hat. Ich will nur einige solcher Stellen anführen: „Heunt seind wir im Collegio gewest und haben die P. P. Societatis Jesu eine schöne Comediam gehalten" — — 1670 3. Dec.
„Haben en el di de Annos ein italienische Comediam gehabt" 31. Dec.
— „Haben auch ein lustigen Fasching gehalten" — „Donnerstag hat der hiesige Bischof (von Neustadt), der Euch wohlbekannte D. Aidinger, so mein Preceptor gewest, ein stattliches Fischen gehabt. Samstag sein wir zu Ebenfurth bei dem Unverzagt gewest; am Montag sein wir zu Pottendorf bei dem Nadasti gewest, so uns nachzue magnifico tractirt hat, an heut hat uns der Graf Paul Esterhasi ein solches Fischen auf 3 Leuthen (sic) gehalten mit einer sehr exquisiten Merenda, daß derstrichen (dergleichen) in vielen Jahren nicht gesehen worden." 1671 11. Febr. 1668 25. April

Die Momente des Sterbens, wenn der Mensch mit Bewusstsein stirbt, gewähren einen tiefen Blick in den Charakter des Hinscheidenden, und so will ich denn auch von Leopolds Sterbebette reden: An der Brustwassersucht schwer leidend, und überzeugt, daß er sterben müsse, übergab er die Regierung seinem Sohn Josef. Tröstend war ihm der Gedanke und er sprach diesen aus, daß er immer für gute Verwaltung der Gerechtigkeit gesorgt und Niemand Justiz verweigert habe. Als er zum letzten Mal beichtete, befahl er dem Beichtvater, ihn nur Leopold zu nennen, dann nahm er ein Crucifix in die Hand — es war dasselbe, vor welchem sein Großvater Ferdinand II. in tiefer Drängniß um Hülfe zu Gott gefleht hatte — und sprach: Von dir habe ich Krone und Scepter empfangen, zu deinen Füssen lege ich sie nieder! Seinen Sohn Josef ermahnte er väterlich, stets im Geiste zu behalten, daß er die Krone, die er jetzt tragen werde, einst auch werde abgeben müssen, dann heftete er den Blick auf das

Bild seines geliebten jüngern in Spanien abwesenden Sohnes und empfahl Josef, die Sache seines Bruders Karl stets als seine eigene zu betrachten. Dem Prinzen von Lothringen, der von ihm wie ein Sohn geliebt ward, ertheilte er den
1705 Segen als Vater. Bald darauf verschied er im 65. Jahre
5. Mai seines Alters, im 48. seiner Regierung.

Leopold war drei Mal vermählt gewesen und hatte sich in diesen Verbindungen als treuer, zärtlicher Gatte und sorgsamer Vater bewährt. Von seiner ersten Gemahlin, der spanischen Prinzessin, hatte er nur eine Tochter gehabt. Die zweite war die muntere, jagdlustige, tirolische Prinzessin Claudia Felicitas; aber der merkwürdigste Charakter unter diesen drei Frauen war Leopolds dritte Gemahlin, Eleonore von Pfalz-Neuburg. Schon in der frühesten Jugend hatte sie Neigung zum beschaulichen Klosterleben, sie entzog sich weltlichen Vergnügungen, so viel sie nur vermochte, und als sie vernahm, daß ihre Vermählung mit dem Kaiser in Vorschlag sei, setzte sie sich Sonne, Wind und Wetter aus, um ihre Gesichtsfarbe zu bräunen und so den Kaiser vielleicht von erneueter Werbung abzuhalten. Als ihre Vermählung nach dem Wunsche ihrer Eltern dennoch erfolgte, blieb sie ihren klösterlichen und frommen Neigungen dennoch treu; sie besuchte Kranke und Gefangene, verfertigte Kleider für Arme und zum Schmucke der Kirchen, fastete viel, genoß oft nur einfache und grobe Speisen, ging bei Processionen zuweilen barfuß, geisselte sich bis aufs Blut und trug Armbänder mit eisernen Spitzen. Diese Strenge gegen sich selbst wurde erst nach ihrem Tode bekannt, als man die Werkzeuge ihrer Bußübungen in einem Kästchen fand. Ihr Beichtvater hatte einen Aufsatz über ihre Tugenden geschrieben, sie erfuhr es, ließ sich den Aufsatz geben und verbrannte ihn [1]). Aber auch ihre Pflichten als Gattin und Kaiserin erfüllte sie streng, und suchte sie mit ihren klösterlichen Neigungen zu vereinigen; so begleitete sie den Kaiser in die Oper, sah aber nicht auf die Bühne, sondern stickte, oder las in einem Psalter. Da

1) Nach ihrem Tode erschien ein Werk über sie von einem Jesuiten, unter dem Titel: Leben und Tugenden Eleonora's u. s. w. Wien 1721, es ist auch, in das Französische übersetzt, 1723 gedruckt worden.

der Kaiſer nichts Franzöſiſches leſen wollte, verfaſſte ſie Auszüge aus franzöſiſchen Staatsſchriften, wenn ſie glaubte, daß ihm die Kenntniß derſelben nöthig ſei.

Wenn der Kaiſer krank war, pflegte ſie ihn mit äuſſerſter Sorge und bereitete die Speiſen für ihn mit eigner Hand. Als in der Folgezeit Joſef I. ſtarb und Karl noch in Spanien abweſend war, übernahm ſie die Regierung und führte ſie, unter verwickelten Verhältniſſen, mit Umſicht und Kraft; ſie hat das hohe Verdienſt, die letzte ungriſche Rebellion beſchwichtigt zu haben.

Wiſſenſchaftlich gebildet, trat ſie auch als Schriftſtellerin auf und ließ ein von ihr verfaſſtes Andachtsbuch drucken. Sie ſtarb während der Regierung ihres Sohnes Karl und 1719
wurde nach ihrem Wunſche prunklos begraben. Die Aufſchrift ihres Sarges hat ſie ſelbſt verfaſſt: Eleonora eine arme Sünderin.

Zweiundſiebzigſtes Capitel.

Spaniſcher Succeſſionskrieg, Fortſetzung. 1705—1711.

Feldzug 1705. Ereigniſſe in Italien, am Rhein, in den Niederlanden. Aufſtand in Baiern. Der Kurfürſt von Baiern geächtet. Feldzug 1706. Belagerung von Turin durch die Franzoſen. Entſatz durch Prinz Eugen. In den Niederlanden Schlacht bei Ramillies. Die ſpaniſchen Niederlande werden den Franzoſen entriſſen. Feldzug 1707. Die Franzoſen räumen Italien. Die Kaiſerlichen erobern Neapel. Mislungener Angriff auf Toulon. Zweideutige Politik des Herzogs von Savoyen. Ludwig von Baden ſtirbt. Die Franzoſen in Deutſchland im Vortheil. In den Niederlanden wenig Erfolg. Feldzug 1708. Schlacht bei Oudenarde. Eroberung von Lille. Pfalz erhält die Kurwürde. Der Herzog von Mantua geächtet. Karl XII. in Deutſchland. Streit des Papſtes mit dem Kaiſer. Ludwigs XIV. Friedensanträge. Verhandlung. Übertriebene, immer ſteigende Forderungen der Alliirten. Feldzug 1709. Italien. Deutſchland. In

den Niederlanden die Schlacht von Malplaquet. Eroberung von Mons. Neue Friedensverhandlungen. Ungeheure Forderungen der Alliirten. Feldzug 1710. Eroberungen in den Niederlanden. Anderung der Lage der Alliirten. Sturz des englischen Ministeriums. Kaiser Josef stirbt. Der Dauphin stirbt. Allocution des Papstes.

Feldzug 1705. Das gesunkene Glück der Kaiserlichen in Italien sollte Prinz Eugen wiederherstellen. Die Lage der Kaiserlichen war sehr ungünstig. Sie hatten beinahe Alles verloren, was sie früher innegehabt hatten. Mirandola hielt sich und leistete mannhaften Widerstand. Der Herzog von Savoyen stand mit 5000 Mann in einem sehr festen Lager bei Chiavasso; diese Truppen aber waren offenbar zu schwach, die Franzosen aufzuhalten. Sie eroberten Villafranca, Nizza und Verona. Letztere Stadt nach heldenmüthiger Gegenwehr von sechs Monaten. Vendome schickte sich an, Turin zu belagern. Als Prinz Eugen zur Armee kam, fand er sie in einem entsetzlichen Zustand. Er berichtete hierüber an den Kaiser [1]). Er sagt darin, daß das Elend viel grösser ist, als er es in seiner Anwesenheit zu Wien öfters mündlich und schriftlich vorgestellt. Eine Stelle des Berichtes mag hier genügen. Eugen schreibt: „Viele Regimenter sind dergestalt dismundirt, daß sie zerrissener und miserabler als ein Bettler auf der Strasse aussehen, also zwar daß die Officiere sich schämen dieselben zu kommandiren. Wenn man ein Komando nur von 100 Mann ausschickt, und dieses nur eine Stunde weit gehet, so bleibt gewiß der halbe Theil davon aus Mattigkeit auf der Strasse liegen, weil die Leute dergestalt ausgehungert, daß sie mehr einem Schatten als lebenden Menschen ähnlich sind, dessen sich um so weniger zu verwundern ist, als sie schon über sechs Wochen lang keine Wochengelder bekommen, und bei blossem Wasser, und nicht einmal genugsamen Brod sich betragen müssen." Dieser Bericht kam dem Kaiser Leopold nicht mehr zu, denn während das

April

1) Heller, Milit. Corresp. des Prinzen Eugen, II. Bd., S. 391.

Schreiben unterwegs war, ſtarb er. Eugens erſter Bericht an den neuen Kaiſer iſt ausführlich und erſchöpfend, ſo daß ich denſelben hier wörtlich mittheile [1]). 5. Mai

„Gleichwie der unverhoffte Hintritt Ew. k. Maj. allerdurchlauchtigſten Herrn Vaters, meines allergnädigſten Herrn höchſtſeligen Andenkens, bei dem ganzen Bezirk des wolgeſinnten Europa, fürnehmlich aber bei Deroſelben unterworfen geweſenen Monarchie ein unbeſchreibliches Leidweſen verurſacht haben wird, alſo hat es auch die hier unter meinen Komando ſtehende Armee ſowol in generali, als Ich in particulari empfunden. Mit dem aber, daß Ich und Sie mit allertiefſter Unterthänigkeit die mir und ihr obliegende Kondolenz ganz ſubmiß hiemit ablegen wollen, ſo gibt auch zugleich die Hoffnung den Troſt, daß man ebenfalls mittelſt der Höchſt gewürdigteſten Succeſſion Ew. k. Maj. einen allergnädigſten Landesfürſten und Herrn, wie auch Vater für die arme im Elend lang gelaſſene Miliz haben werde; und ich wünſche daher ſowol für mich als im Namen dieſer, — ſo weit ſich mein, der Zeit obgehabtes, und noch obtragendes Kriegspräſidentenamt erſtreckt, — auf daß die göttliche Allmacht Ew. k. Maj. bei Deroſelben nun angetretenen ſouverainen Regierung als gütig und gnädig auf unzählige Jahre ſegnen wolle, als wie es die gegenwärtigen Zeiten und beineben auch zu Fortpflanzung und Aufnahme Dero bis Dato in der Welt glorwürdigſt florirten durchlauchtigſten Erzhauſes gedeihlich ſein möge. Ich erkühne mich aber Ew. k. Maj. auch zu gleicher Zeit in allek Unterthänigkeit vorzuſtellen in was für einem gefährlichen Zuſtand Dieſelben Dero Regierung nunmehr angetreten haben; folglich alſo höchſt von nöthen ſei, daß man alle extrema und prompta remidia ergreife um Kron und Szepter, mit Land und Leuten vom Untergang zu retten.

„Weil aber bekanntermaſſen die Waffen bei den Monarchien eine der vornehmſten Grundveſten ſind, und hingegen Ew. k. Maj. ſelbſt beſtens wiſſend iſt, wie ſowol die Feldmiliz als Garniſonen in allen Dero Königreichen und Landen,

1) a. a. Orte S. 411. Ich ſetze das Schreiben nur in unſer Deutſch über, gebe es aber wörtlich.

auch auswärtigen Orten wo der Krieg geführt werden muß, mit der gesamten Militär-Maschine, und den dazu erforderlichen Requisiten beschaffen sei, also können zwar Ew. k. Maj. selbst allerhöchst leicht erkennen was für Glück oder Unglück Dieselbe im Lauf Dero Regierung zu hoffen haben mögen, wenn Sie nicht gleich zu Anfang solche Resolutiones allergnädigst fassen, und auch darüber deren Befolgung also schleunig exequiren machen würden, damit wieder Dero wankende Krone nnd Szepter befestigt und endlich auch mit göttlichem Beistand nach Dero habendem Erbrecht und sonst befugten Ansprüchen da und dort weiters ausgebreitet werden könne. Es ist zwar eine kurze Zeit, daß mir das Kriegspräsidium obliegt, länger aber ist es, daß von Deroselben alldurchlauchtigsten Herrn Vater höchstwürdigem Gedächtniß Ich mit Komandirung der Armeen bin begnadet worden, und unter allen diesen Jahren, daß ich das Glück hatte gedient zu haben, finde ich mich in meinem Gewissen nicht schuldig, daß jemals in dem geringsten an meinem Eifer, Mühe und Sorgfalt, noch auch darinn mit den frühzeitigen und pflichtschuldigsten Remonstrationen etwas vernachlässigt hätte. Es zeigen solches meine unzähligen Relationes campestres, wie auch die Referata und mündliche Vorstellungen, welche ich nicht nur vormals als komandirender General, sondern auch bis dato so lang ich Kriegspräsident bin, vielfältig und unaufhörlich erstattet habe, wie dann Ew. k. Maj. selbst von allen ganz umständlich informirt sind, und beineben sich allergnädigst zu erinnern geruhen werden, meine Kriegspräsidentencharge letzthin zu den kaiserlichen Füssen niederzulegen, da ich in meinen Kräften nicht gefunden habe, wie bei allenthalben verlassenen und abandonirten Militärsystem hätte nüzlich dienen, noch erwarten können, daß unter meiner Kriegsverwaltung, nebst den Armeen auch Land und Leut' würden zu Grund gegangen, und mithin die gesamte kaiserliche Monarchie fast völlig zu Boden gefallen sein müssen.

„Weil aber sowol die kristselig abgelebte, als ingleichen Ew. k. Maj. in sothane meine Resignation nicht consentirt, sondern allergnädigst sich erklärt haben, daß nach allerhöchster Erkenntniß dem Übel gesteuert und mit allem Nachdruck die

Rettungsmittel verſchaft werden ſollen, indeſſen aber nach dem unerforſchlichen Willen Gottes dieſer traurige Todfall erfolgt iſt, kömt nun das Werk auf die väterliche Vorſorge Ew. k. Maj. an, denn wiewol ich zwar von Dero kaiſ. Clemenz annoch erwarten muß, ob meine geringe Dienſtunterthänigkeit Deroſelben allergnädigſtem Belieben ferners anſtändig ſein dürfte, ſo erfordert es doch meine Pflicht, daß ich ſogleich jetzt bei Antretung Dero kaiſerlicher Regierung mich in meinen Gewiſſen ſicher ſtelle und Deroſelben nichts verhalte was meinem noch der Zeit verwaltenden Kriegspräſidentenamt obliegen will, zumal ohne höchſt ſchleuniger Remedur des Status militaris um dieſen aus dem bisherigen Elend zu erlöſen; nicht zu gedenken iſt daß Ew. k. Maj. eine beglückte ruhige Regierung würden genieſſen, noch ich mich unterziehen können in meiner Function zu continuiren, wenn es auch Dero kaiſerlicher Milde gefällig wäre mich darinn zu confirmiren; bitte aber hiebei mit All-ſubmiſſen Reſpekt Ew. k. Maj. geruhen nur nicht in Ungnaden zu deuten, daß mich ſo frei herauslaſſe, ſondern es vielmehr für eine Wirkung meiner allerunterthänigſt treuen Devotion an- und aufzunehmen, mit welcher ich ebenfalls meinen letzten Blutstropfen zu Deroſelben Dienſten allereifrigſt zu ſacrificiren mich ſchuldig finde, wie deſſen vormals unter der glorwürdigſten Regierung Dero nun in Gott ruhenden allerdurchlauchtigſten Herrn Vaters, ſo begierig, als verpflichtet geweſen bin, folgſam der allerunterthänigſten Zuverſicht lebe, ich werde ingleichen an Ew. k. Maj. einen ſo allergnädigſten Kaiſer, König und Herrn haben, gleichwie ſolchen an der jetztverblichenen Majeſtät gehabt habe.

„Im übrigen ermangelte ich nicht zu allergehorſamſter Vollziehung Deroſelben allergnädigſten Befehls vom 6. hüius Dero dieſſlands unter meinem Kommando ſtehenden Armada dieſen Trauerfall zu notificiren, und zum erſten erinnerte ich bei der Parole die Generalen, Obriſten und Kommandanten der Regimenter Ihrer vormals geſchwornen Eid- und Schuldigkeit, ließ auch den Tag hernach bevor der Marſch anging bei jedem Regiment und Truppen Dero kaiſerlicher Miliz einen Kreis formiren, mithin dem Kriegsgebrauch nach mit den gewöhnlichen Ceremonien Ihnen ein gleichmäſſiges an-

zeigen, und sie vertrösten, daß Ew. k. Maj. als ein Vater gegen selbige sich erzeigen, auch vor allen die allergnädigste Sorgfalt dahin ankehren wollen, damit sie ehestens aus der bisher langübertragenen Miseri würden gezogen werden; und wie nun sothaner Actus ohne einige Schwier- oder Gefährlichkeit abgelaufen, also bezeigte zwar auch jedermännigliche Muth und Eifer mit ihrer vormaligen Devotion, Stand und Tapferkeit fernerhin in Dero kaiserlichen Kriegsdiensten zu beharren, allein die Noth hat schon zu lang gewähret, ist auch noch so groß, daß es sowol vor der Welt spött- und ärgerlich, als auch vor Gott unverantwortlich wäre, wenn man zu ihrer Hülfe nicht alsobald die äussersten Mittel ergreifen würde, zu geschweigen des weiter besorglichen Unheils, welches mit kurzen erfolgen könnte, da nunmehr die Desperation bei Offiziers und Gemeinen schon so weit überhand genommen, daß ich fast nicht mehr weis, wie selbige ferners animiren, noch genugsam trösten möge.

„Das Desertiren hat zwar nach meiner Ankunft etwas wenig nachlassen, allein es dürfte bald wieder gröſſer werden, als es noch dato gewesen ist, wie dann sehr viele schon aus Verzweiflung zu dem Feind hinüber gelaufen, noch mehrere aber aus Hunger und Noth nackt und bloß mühselig krepirt sind.

„Man hat bisher schon mehr als ein ganzes Jahr lang nur dahin gesorgt, damit von den hereingekommenen Wechseln das Wenige, was nicht nothwendig zum Proviant hat verwendet werden müssen, blos und allein für die Wochengelder der Gemeinen emploÿirt worden, um dadurch die Leute so viel als immer möglich von dem Ausreissen abzuhalten, die Generale aber, Officiers und kleiner Stab blieben anmit allezeit zurück, also daß fast alle über 15, und mehr Monate nicht einen Heller empfangen haben, und nun endlich in einem so deplorablen Zustand sich befinden, daß deren Viele ja sogar von den vornehmeren Offizieren nicht einmal ein einziges Pferd vermögen, weder marchiren, noch Dienst thun zu können, zu geschweigen ihres seitherigen vielfältigen Verlustes und Ruins da sie ihre Bagage zwei-, drei- auch mehrmal völlig zu Grund gerichtet, oder verloren, oder um leben zu können, fast um nichts haben verkaufen müssen.

„Ew. k. Maj. conſideriren alſo allerhöchſt vernünftig, was endlich erfolgen dürfte, und wenn ſolchemnach nicht unverzüglich eine namhafte Geldſumme hereinbevördert würde, um davon der Miliz, abſonderlich aber den Offizieren, ein 6 Monatſold auf einmal reichen zu können, ſo ſehe ich kein Mittel, wie die Geduld weiters zu erhalten noch im Stand ſein könten nur faſt ein etliche Wochen noch im Feld verbleiben zu können, und wie ich aber auf ſolche Weiſe den Fuß in Wälſchland länger behaupten, viel geſchweigen erſt offenſive operiren ſollte, laſſe ich Ew. k. Maj. ſelbſt allergnädigſt urtheilen, wenn auch die Konjunkturen alſo ſich äuſſern thäten, daß ich da oder dort Luft finden, oder durchbrechen könnte, wiewol es de facto noch ſehr ungewiß und ſchier keine Möglichkeit ſcheinet, da der Feind nun in Piemont faſt nichts gelaſſen, ſondern Alles herwärts gezogen und auch wieder nach dem verlornen Mirandola ſich verſtärkt hat, mir mithin an der Macht weit überlegen iſt; da ich hingegen, wenn auch die Kavallerie, welche nun wieder in der Gegend von Arco über das Gebirg herüber marſchieren muß, und erſt in 8 bis 10 Tagen ziemlich abgemattet wird anlangen können, zu mir ſtoſſen, und indeſſen auch ein, oder der andere Troß von denen durch Tirol herein defilirenden, neu, und alten Rekruten und Rimonta arriviren möchte, nicht viel über 16,000 oder 17,000 Mann zuſammenbringen werde, denn die Anderen, welche noch weiter zurück und worunter auch die preuſſiſchen Rekruten zu Kompletirung ihres Corps, als die pfälziſchen 4000 Mann begriffen ſind, werden ſchwerlich vor Hälfte oder Ende Junius hier eintreffen können; ja wenn auch zu dieſen, die noch in Baiern, und den Erblanden zurück ſeiende, und zur hieſigen Armee gewidmete Mannſchaft völlig zuſammen kommen wird, ſo wird doch gleichwol die ganze Macht kaum auf 30,000 Mann ſich belaufen, zu geſchweigen daß ich auch noch keine Nachricht habe, ob ſowol die Artigleriebeſpannung aus Böhmen aufgebrochen, als das Proviantfuhrweſen ſamt der Stückenkompagnie alda zu Wien dermaleins richtig gemacht, und zum Marſch hereinbevördert worden wäre, ohne welchen ich jedoch faſt nicht von der Stelle kommen kan, und daher auch das gröſſte Hinderniß geweſen iſt, daß die Paſſage

des Mincio nicht reussirt sei, zumal ich weder Brod nur auf vier Tag, noch etliche der grösseren Stück, sondern blos vier von den kleinsten Regimentsstücken, an Munition aber nicht so viel wegen abgängiger Bespannung habe mit fortbringen können, daß in Stand gewesen wäre mit der Infanterie nur ein zweistündiges Gefecht ausdauern zu können.

„Zudem ist noch dermal das Proviant also unverläßlich, daß bereits seit diesen letztverstrichenen drei Tagen nicht ein Laib Brod vorhanden gewesen, und ich kümmerlich alhier einhundert Sommen Früchten habe müssen zusammen betteln lassen.

„Es kan auch der Hpfkammerrath Salvay mit seiner Komission und Lieferung nicht fortkommen, weil Er mit den Geldmitteln und Transportunkosten steken bleibt, und um also nur bis auf diese Stunde das Brod nicht länger abgehen zu lassen, bin ich bemüssigt gewesen, sowol von denen, durch einen Kurier hereinr. geschickten 90,000 Fl. als auch von denen durch den Hofkriegsrath Pozzo in Wechsel und Geld nachgebrachten 58,250 Fl., einen guten Theil für das Proviant zu employiren.

„Was aber genannter Salvay zu Versicherung dieses Werkes für Anschläge gegeben, hat er Dero Hofkammerpräsidenten schon hinausgeschickt und mir zwar auch ein gleiches communicirt, weil ich aber selbigen zu mir berufen habe, so thue ich indessen hievon nichts weiter melden, sondern Ew. k. Maj. allein vorläufig allerunterthänigst bitten, Sie möchten geruhen, allergnädigst anzubefehlen auf daß sothane seine Propositiones alda bei Dero Hof alsogleich vorgenommen, und ausgemachet werden möchten, um dermaleins dieses höchst nothwendige Proviantwerk verläßlich zu sezen, zumal sonst die hereinremittirende Tratti — welche doch für die Miliz allein gewidmet sein sollten — wenig, oder nichts jemals erklecken könten.

„Belangend weiters die Geldrimessen vernehme ich zwar als ob man in Wien vorgebe wie daß auf die wienerische Anticipation der anderthalb Millionen bereits hierinnen 300,000 Fl. empfangen haben würde; wiewol ich nun aber deßwegen zu Venedig, Verona und Brescia mich erkundigen

laſſen, ſo will doch niemand davon das geringſte wiſſen, auſſer daß gleich nach meiner Ankunft, ein ſogenannt — und mir unbekannter Conte Salvatori an mich geſchrieben, und gemeldet hat, daß Er mit mir etwas Wichtiges in Geheim zu reden hätte, und dannenhero ſich anfragen thäte, ob und wann er zu mir kommen könte.

„Nachdem aber ich ihm geantwortet habe, daß Er allezeit wann es ihm gelegen wäre, bei mir ſich einfinden könnte, ließ er erſt nach einer Zeit dieſes in originali hier angebogene zweite Schreiben an mich ablaufen, aus welchem Ew. k. Maj. allergnädigſt zu erſehen geruhen werden, was für eine ſichere Rechnung auf ſothanes Anticipationswerk zu machen ſei, und weil aber die Sach' von gar zu groſſer Konſequenz iſt, ſo wäre ohne allerunterthänigſtes Maßgeben wol von Nöthen, daß Dieſelbe ſogedachten Wimmer nicht allein beim Kopf nehmen, ſondern auch exemplariſch abſtrafen, und nebenbei alſogleich die Hand anlegen laſſen möchten, wie etwa durch andere Fundi dieſe vermeinten anderthalb Millionen bewirkt werden könnten.

„Dieſes iſt nun was ich in principalioribus respectu der hieſigen Armee allerpflichtſchuldigſt zu erinnern und auf das nachdruckſamſte zu recommandiren für nöthig erachtet habe; was aber ſeit meiner Hereinkunft in Militaribus paſſirt iſt, belieben Ew. k. Maj. aus dem nebenfindigen Diario mehrern Inhalts allergnädigſt zu vernehmen, und weil ich nunmehr bei dem Corps im Brescianiſchen mich befinde, ſo werde ich nach den Umſtänden reiflich überlegen, und ſehen ob oder was zu tentiren die menſchliche Möglichkeit zulaſſen werde.

„So viel hienächſt den Stand des Reichs, wie auch von Ungern und Siebenbürgen betrifft, kennen Ew. k. Maj. einen ſowol als den andern von ſelbſten; nichts deſtoweniger weil abſonderlich wegen den lezteren die Gefahr immer gröſſer wird, und inſonderheit der Verluſt von Siebenbürgen von Wochen zu Wochen näher kömt, folgbar ſo wenig zu zweifeln als vielmehr auf das höchſte zu fürchten iſt, daß bei deſſen Verluſt der Türk unfehlbar losbrechen und in das ungariſche Weſen ſich zu mengen ſuchen dürfte, alſo bitte Ew. k. Maj. Sie beherzigen die fatalen Sequelen, welche ſich

äussern könten, wenn Dieselbe über alle gegenwärtige gefährlich — und betrübte Konstitution Dero Monarchie, noch auch sogleich beim Antritt Dero Regierung mit einem Türkenkrieg sich beängstigt sehen sollten; geruhen daher alles Ernstes anzubefehlen und darauf zu dringen, damit ohne längere Verzögerung der nach Siebenbürgen schon so lang destinirte Succurs unter dem Generalen Glökerlsperg wie stärker je besser Tag und Nacht bevördert und fortgeschikt, Ihm auch eine Geldsumme von wenigstens 150,000 Fl. für den Feldmarschall Rabutin mitgegeben werde, sonst wird es in kurzen nicht mehr Zeit sein, weder das gedachte Siebenbürgen noch das Corps darinn von dem unfehlbaren Verlust zu retten. Ich unterfange mich hiebei zu wiederholen, was so vielfältig münd- und schriftlich per referata repräsentirt worden ist, und befinde mich auch in meinem Gewissen schuldig, daß ebenfalls wegen Mutation des ungarischen Komando dasjenige repetire, was auch deßhalben schriftlich und mündlich öfters vorgestellt habe, und sind Ew. k. Maj. die Ursachen allergnädigst bekannt, welche mich dazu bewogen haben; es stünde zu besorgen, daß der General Heister fortan eine Armee nach der anderen ruiniren würde, und doch gleichwol der dortige Krieg zu keinem baldig erwünschten Ende gebracht werden könnte, wenn man ihm das Komando noch länger lassen möchte.

Ich bekenne zwar wiederholtermassen, daß auch den Generalen Herbeville für sich allein nicht von allgenugsamer Kapazität finde; doch ist er ein solcher Mann, der fremden Rath annimt, und demjenigen nachkomt was Ihm befohlen wird, habe auch zuvor wol überlegt was seinethalben eingerathen, da zu dem Ende, und eben der Ursachen willen unter selbigen die beiden Generale Schlik und Johann Palffy allerunmassgebigst vorgeschlagen habe. Beruhet demnach auf Ew. k. Maj. Resolution, was Sie darin allergnädigst werden belieben wollen, als wie es fürwahr Dero Dienst unumgänglich daran gelegen ist, damit dieses Komando, wie oft erwähnt, in andere Hände gegeben werde. Ich gestehe zwar, daß hiezu entweder der F. M. Conte Rabutin oder Graf Guido von Starhemberg am tauglichsten wären, allein ich weis nicht, ob der

Erſtere wegen ſeiner Leibesgebrechlichkeit in Stand, oder auch ſonſt es rathſam wäre, daß man ſelbigen noch de facto von dannen hinweg nehmen, oder er auch ſo leicht und ſchleunig heraus kommen möchte [1]); der Andere hingegen befindet ſich ebenfalls noch in Piemont, und ſehe auch nicht, wie Er gleichermaſſen von dort ſo bald zu entrathen ſein würde.

„Inmittelſt aber iſt die Zeit vorhanden, daß man in Ungarn mit Ernſt zur Sache thun und die Operation anfangen, auch ſolche mit Kopf und Verſtand führen müſſe. Es wird aber zur Erreichung des Zweckes nebſt dem commandirenden Generalen auch der Stand des Corps erfordert, und um ſolches mobil zu machen, wie auch die übrigen bedrängten Orte und Feſtungen vor dem Fall zu retten, kömmt es gleichergeſtalt auf die väterliche Vorſorge und allerhöchſte Authorität Ew. kaiſerlichen Majeſtät an, kraft welcher die Mittel müſſen losgewirkt werden, ſo dahin ohne längern Anſtand ad summa necessaria alle Augenblick von nöthen ſind, und mit dieſen bleibt mir nichts mehr übrig als daß über alles was in Dero ganzen Monarchie das geſammte Militare betrifft, ich nochmals mit allerunterthänigſten treueifrigſten Vorſtellungen Ew. kaiſerlichen Majeſtät anflehe, alſo nachdruckſamſt die media, und remedia maturiren zu laſſen, ſo lang es noch Zeit ſein kann Dero Kron und Scepter mit Land, Leuth und Armeen vor dem ſonſt unvermeidlichen Verluſt, und Untergang erhalten und beſorgen zu können.

„Schlieſſlich muß ich auch Deroſelben allergehorſamſt nicht bergen, was maſſen nach denen von Se. K. Maj. Dero allerdurchlauchtigſten Vater emanirten ſcharfen Patenten, daß kein Oberſt sub poena cassationis ſeiner ſowol als der avancirten Officiers die Chargen verkaufen ſolte, des trautmansdorfiſchen Obriſtwachtmeiſter Klippels Avancement, wegen gehabter Suſpicion, daß Er eben dieſe Charge erkauft hatte, gehörig unterſuchen laſſen, und dabei gefunden, daß derſelbe ſolche nicht allein von ſeinem Vorfahren um etwas abgelöſt, ſondern auch dem Feldmarſchall Grafen Trautmansdorf ſelbſt dafür ein Stück Geld gegeben habe.

1) Rabutin commandirte in Siebenbürgen.

„Wie nun aber mir obgelegen diesen allergnädigst ergangenen kaiserlichen Befehl stricte observiren zu machen, und andurch den ziemlich bei dem Militare aus Mangel an Bestrafung zerfallenen Gehorsam und Respekt wieder in etwas aufrecht zu bringen, sonst auch an sich selbst bei gedachtem Regiment eine sehr üble Wirthschaft gehalten wird, da genannter General von Trautmansdorf mit allen Chargen zu trafiguriren pflegt, worüber sämmtliche Officiers sich sehr wehmütig beklagen, massen ihrer keiner dem Rang und Verdienst nach avanzirt zu werden hoffen könnte, das Regiment aber bei dieser so schädlichen Menage totaliter hingerichtet, und Ew. K. Maj. den Fuß vieler braven und wackeren Officiere verlieren würden, wenn man nach solchem Exempel bei den Armeen dergleichen Missbräuche mit ernstlichen Animadversionen nicht vorbiegen, und andurch die angeregte Kaiserliche Patentes kräftig manuteniren und exequiren sollte, da insonderheit Ew. K. Maj. von selbst allergnädigst wissend ist, wie sehr schon de facto der Fuß Dero guten Generalspersonen abgenommen habe, und daher nöthig sein will, daß man von den meritirt und qualificirten Offizieren wieder taugliche nachzuziehen trachte, also bin ich gemüssigt worden zu handhaben und Befolgung dieser Ew. K. Maj. selbst allergnädigst bekannten Patenten ein öffentliches Exempel zu statuiren; sodann gehegten Obristwachtmeister Klippel, der seine Charge erkaufet — vor der ganzen Armée zu kassiren und den ältesten Hauptmann Grafen von Dietrichstein qua talem vorzustellen, zugleich auch seine Kompagnie demjenigen Lieutenant, dem sie gebührt hat, zu verleihen; und nachdem ich nun hiedurch dasjenige befolget habe, was von meiner pflichtschuldigsten Observation ist erforderlich gewesen, hingegen aber mehr vormeldeter Graf von Trautmansdorf auch für seine Person eine mehrere Bestrafung in allweg verdient hat, also bitte ich Ew. K. Maj. Dieselbe zu üben, zu Statuirung grösseren Exempels denselben nicht allein seines Regimentes zu entsetzen und es einem Anderen zu conferiren, sondern auch dahin anzuhalten, damit sowol von ihm, als dem vormaligen Obristwachtmeister Cramer das empfangene Geld restituirt werde, wobei ich im übrigen Dieselbe in aller Unterthänigkeit versichern kann, daß

allhier dieſer von mir befohlene Paſſus bei den armen Offizieren, die ſo viel Monath keinen Kreuzer Geld bekommen und lange Zeit mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen müſſen, dabei nichts deſtoweniger mit Verwunderung der ganzen Welt in beſtändiger Treue verblieben und ſich durch keine Miſeri von ihrer Standhaftigkeit bis dato haben abſchrecken laſſen, eine beſondere Konſolation erweckt habe, zumal ſie dadurch geſehen, daß endlich auf die ausgeſtandenen Drangſale, Hunger, Noth und Elend gleichwol für ſelbige eine Ergötzlichkeit zu hoffen ſein möge, welche ſie ſonſt nicht leicht zu gewarten gehabt hätten, weil es allgemach in Schwung gekommen und faſt ein Geſetz daraus geworden iſt, daß man die Chargen plus offerentibus habe gleichſam preisgeben wollen.

„P. S. Es kömmt gleich jetzt über Tirol die Nachricht, es wären die Kurpfälziſchen Truppen ſammt den aus Ungarn gekommenen und zu der hieſigen Armée gehörigen Rekruten zu einer gewiſſen Impreſa in Baiern angehalten und kontramandirt worden. Nachdem ich aber nunmehr nächſt an den Feind ſtehe, dieſer auch ſeine völlige Macht ſchon an ſich, und zuſammengezogen hat, den Kundſchaften nach Willens ſein ſoll, auf mich loszugehen und zu attaquiren, bevor die ſowol über dieſe im Hermarſch begriffene Kavallerie zu mir ſtoſſen, als auch ich von den auſſen herein gewidmeten Truppen mehr verſtärkt werden könnte, ſo bin gezwungen worden des Corps unter dem Generalen Bibra etwas beſſer zurückzuziehen, dem aber der Feind bereits auch gefolget, und um unſer Lager in etlichen Schlöſſern ſogleich Poſto gefaſſt hat, auch ſcheint, als ob er nicht nur ſich daherum wirklich lagern, ſondern noch weiters anrücken wolle.

„Es will daher höchſt nöthig ſein, daß Alles was noch drauſſen, und zu dieſer Armée deſtinirt iſt, mit dem Marſch nicht länger aufgehalten, ſondern auf das ſchleunigſte herein bevördert werde, zumal jetzt gar zu gefährlich wäre durch derlei darauſtige Impreſen, die hierinnige Konſtitution der Sachen dem gröſſten Unglück exponirt zu laſſen, geſtalten es ein anderes geweſen wäre, wenn man hierauf im Monat Martio oder Aprili dergleichen vorzunehmen geſucht hätte; ja es iſt auch ein Unterſchied zu machen, und nicht genug wenn

man den Stand der Armeen blos auf dem Papier herstellt, die Truppen aber entweder langsam, wohin selbe gehören zusammenbringt, oder auch unterweges, da oder dort, an und aufhaltet, wo man jedoch deren Marsch Tag und Nacht prosequiren sollte. Ich bitte derowegen Ew. K. Maj. geruhen hierüber Dero allergnädigst Befehl ohne Anstand ergehen zu lassen, damit die hiesige Armée dermaleins zusammengebracht und zu dieser auch das Artillerie- und Proviantfuhrwesen nebst der Bäckenkompagnie auf das förderlichste hereinbeschleinigt werde.

„Hiernächst finde ich auch für nothwendig derselben allerunterthänigst zu erinnern, wasmassen hier bei der Infanterie nebst dem Feldzeugmeister Bibra nur der F. M. L. Guttenstein samt den beiden G. W. Prinz Alexander von Würtemberg und Hartsch; in Piemont auch nicht mehr als der F. M. L. Daun, und G. W. Max von Starnberg (sic?) vorhanden; die zwei anderen aber, nämlich Grichbaum und Königsegg annoch gefangen, und nicht zu hoffen sei, daß diese sobald noch loskommen dürften, daß Ew. K. Majestät sogleich jetzt ein par neue General-Wachtmeister von der Infanterie zu deklariren allergnädigst geruhen möchten. Zu diesen aber thäte ich mich hiemit unterfangen die beiden Obristen Wezl und Jumjungen um so viel nachdrucksamer zu rekomandiren, als sie beiderseits solche tapfer- und experimentirte Offiziers sind welche noch weiters zu Dero Diensten sehr nuz- und tauglich reussiren werden, ich auch vormals noch, vor dem höchstseligen Absterben Dero allerdurchlauchtigsten Herrn Vaters habe vorschlagen wollen, wenn nicht in etwas angestanden wäre dieweilen sie erst vor ein par Jahren Obristen geworden sind; bei jetziger Konjunktur aber finde ich wie vorgemeldet zu Dero Dienst allerunmassgeblicht gut zu sein, wenn Ew. K. Maj. dieselben beiderseits mit sothaner Promotion zu begnaden allergnädigst geruhen möchten."

Der Kaiser bestätigte den Prinzen Eugen als Hofkriegsrathspräsidenten; man trachtete für die italienische Armee zu sorgen und als Eugen alle Verstärkungen an sich gezogen hatte, auf die er rechnen durfte, brach er vor, um dem Herzog von Savoyen beizustehen. Er durchzog und eroberte das

Mailändische bis an die Adda; diesen Fluß wollte er überschreiten, aber schlechte Wege hatten die Ankunft der Pontons verspätet, die angeschwollenen Wogen der Adda die Schlagung der Brücke erschwert, so hatte Vendome Zeit gefunden, in zwei Corps heranzurücken. Das eine stand unter seinem, das andere unter dem Befehl seines Bruders Philipp, Großpriors von Malta. Durch die Ankunft dieser beiden Corps auf dem rechten Ufer der Adda war der Übergang, den Eugen beabsichtigt hatte, unmöglich geworden. Er hoffte aber auch diesen Nachtheil zu seinem Vortheil benutzen zu können, er beschloß, das Corps des Großpriors anzugreifen und es vereinzelt zu schlagen; aber der Marschall Vendome hatte durch Italiener Eugens Plan erfahren. Er war ihm gefolgt und noch vor der Ankunft Eugens hatte er sich mit einem Theil seines Corps mit seinem Bruder vereinigt; der übrige Theil des Corps kam grossentheils erst während der Schlacht an. Der Wagentrain befand sich ausserhalb der Brückenschanze und konnte, wegen der ankommenden Truppen, die Brücke nicht passiren. Unter zwei Kanälen, die grosse und die kleine Ritorta, stellte er 35 Bataillone in zwei Treffen auf, die Reiterei bildete das dritte Treffen. Die obenerwähnte Brücke führte über die grosse Ritorta, vor ihr lagen zwei grosse Casinen; sie waren mit acht Compagnien Grenadieren besetzt. Prinz Eugen rückte in drei Angriffscolonnen 1705
vor. Die Grenadiere wurden aus den Casinen geworfen, die 16. Aug.
Brücke überschritten; Marschall Vendome eilte mit mehreren Bataillonen herbei und warf die Östreicher wieder zurück. Den zweiten Angriff leitete Prinz Eugen selbst. Die Brücke wurde wieder genommen, die schnell gebildete Wagenburg erstiegen, auf den Verschanzungen wehte schon eine östreichische Fahne. Vendome warf aber die Östreicher wieder heraus. Prinz Eugen hatte zwei Wunden erhalten und musste sich vom Schlachtfeld tragen lassen. General Vibra übernahm den persönlichen Oberbefehl des Heeres, aber noch aus der Ferne übte Eugen Einfluß auf die Schlacht. Auf seinen Befehl sollte die dritte Angriffscolonne über die Ritorta. Prinz Anhalt-Dessau ging mit den Preussen in Front durch die Ritorta. Das Wasser ging den Truppen bis an den Hals,

alle Munition war verdorben. Sie warfen die Franzosen; weil sie aber das Feuer der herbeieilenden Verstärkungen nicht erwidern konnten, mussten sie wieder über die Ritorta zurück. Ebenso war der Angriff des Herzogs von Würtemberg anfangs vom Glück begünstigt; da sich aber Vendome wieder persönlich an die Spitze der Seinen setzte, musste Würtemberg weichen. Nach vierstündigem Kampf gab Eugen die Schlacht auf[1]). Er war zwar nicht geschlagen, hatte aber auch nicht gesiegt, denn er hatte seinen Zweck, die Adda zu überschreiten, nicht erreicht. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten ziemlich gleich. Die Franzosen verloren zwei Generale und Brigadiers, verwundet waren ein Generallieutenant, drei Brigadiers, vier Obersten. Die Kaiserlichen verloren die Generale Graf Leiningen und v. Hersch. An den Folgen ihrer Wunden starben die Generale Prinz Josef von Lothringen und Bibra[2]). Verwundet waren Prinz Eugen selbst, die Generale Reventlou, Graf Taun, Fürst von Anhalt-Dessau. Die Truppen beider Heere hatten viel Tapferkeit bewiesen, sie feuerten auf einander auf Pistolenschußweite, oft nur durch den Kanal getrennt.

Am Rhein und in den Niederlanden hatten wenig Ereignisse von Bedeutung statt. Die schlechte Zusammensetzung der Reichsarmee, Langsamkeit, Lauheit derselben, Krankheit von Seiten des Prinzen Ludwig von Baden waren Ursache, daß nichts von Bedeutung geschah. Die Franzosen bemäch-
4. Juli tigten sich ohne Widerstand der weissenburger Linien, Prinz Ludwig von Baden aber erstürmte die französischen bei Pfaffenhofen, wodurch Villars gezwungen wurde, sich unter die
Septbr. Kanonen von Strasburg zurückzuziehen. Hagenau und Drusenheim wurden ebenfalls von Ludwig von Baden besetzt.
10. Juni In den Niederlanden eroberten die Franzosen Huy, besetzten Lüttich und belagerten das Schloß. Als Marlborough
11. Juli gegen sie anrückte, zogen sie sich zurück. Nun stürmte Marl-

1) Milit. Conv.-Lexicon. Übereinstimmend ist Eugens Bericht bei Heller a. a. O., Bd. II., S. 633.

2) Vom Prinzen Josef schreibt Eugen: Ew. Maj. würden an ihm mit der Zeit einen grossen und vornehmen General gehabt haben. Heller a. a. O., Bd. II., S. 652.

borough die Linien von Tirlemont. Er ſiegte; die Franzoſen verloren 8000 Mann. An einer entſcheidenden Schlacht hinderten ihn die Holländer und zwar theils die Misgunſt des holländiſchen Generals Schlangenburg, theils die Ängſtlichkeit der holländiſchen Rathgeber im Lager. Marlborough beſchwerte ſich hierüber und die günſtigſte Folge des Feldzuges war die Abberufung des Generals Schlangenburg.

Das wichtigſte Ereigniß während dieſes Jahres waren die Schritte des Kaiſers in Bezug auf Baiern und die beiden Kurfürſten von Baiern und Köln.

Baiern war nach der Schlacht von Hochſtädt von der Kurfürſtin dem Kaiſer eingeräumt worden, ſie für ihre Perſon mit ihren Kindern in München geblieben, das Rentamt von München war noch in ihrer Verwaltung. Im Winter hatte die Kurfürſtin eine Reiſe nach Venedig unternommen; als ſie zurückkehren wollte, ließ man ſie nicht mehr nach Baiern: es hieß, daß ſie mit Frankreich ſich in eine Conſpiration eingelaſſen habe. Das Rentamt München wurde fortan von den Kaiſerlichen verwaltet, der Kaiſer ernannte den Grafen Maximilian von Löwenſtein-Wertheim zum Statthalter, Grafen Sigmund Lamberg zum Director des Kriegsweſens und den Grafen Scrau zum Leiter der politiſchen und kameraliſchen Dienſtgeſchäfte in Baiern.

Nicht ohne Rührung lieſt man das Schreiben, welches der damals achtjährige Karl Albrecht, älteſter Sohn des vertriebenen Kurfürſten, an den Kaiſer richtete. Er drückt ſein Beileid aus über den Tod Kaiſer Leopolds, wünſcht dem neuen Kaiſer Glück zum Regierungsantritt und geht dann auf ſich und ſeine Familie über: „Ich bitte aber auch zugleich," ſo ſchreibt er, „den betrübten Zuſtand, in welchem ich nebſt meinen Brüdern und Schweſtern leider ſtecke, mit einem erbarmensvollen Auge anzuſehen und uns als ganz verlaſſene Waiſen in Dero allergnädigſte Protection zu nehmen, welche wir ſowol jetzt bei unſerer zarten Kindheit, als künftig durch unſere unterthänigſte Submiſſion, Fidelität und Gehorſam zu verdienen ſuchen werden. Ob man uns jetzt gleich nichts übrig laſſet, als das tiefe Elend, in welches wir verſunken ſind, zu beweinen, ſo hoffen wir doch nicht minder, daß die

Unschuld unserer Conduite vor dem Throne Euer Majestät einige Statt finden werde, und wir ersuchen selbige unterthänigst, daß es Ihnen gefallen möge zu erlauben, daß die Kurfürstin, unsere Frau Mutter, wieder zu uns komme, auf eine Art wie es Ew. Majestät selbst in aller Gnade befehlen will."

Der Prinz, der diese damals nicht beachteten Zeilen schrieb, über dessen Erbe der Kaiser rücksichtslos schalten zu können wähnte, den er aus der Reihe der Fürsten streichen und zum Grafen von Wittelsbach machen zu können glaubte, wurde nach Josef I. und Karl VI. Kaiser und brachte die Nichte Josefs, Maria Theresia, und die ganze Monarchie an den Rand des Abgrundes, wie dies im nächsten Band erzählt werden wird. So wechseln die Schicksale der Menschen und Länder!

Das Schreiben des kleinen Prinzen fand, wie gesagt, keine günstige Aufnahme; der Plan des Kaisers war, Baiern zu zerstückeln und theilweise mit Östreich zu vereinigen, früher aber die Hülfsquellen des Landes zur Kriegführung zu benutzen. Deshalb wurden, ausser den bisherigen Steuern, noch neue Kriegscontributionen ausgeschrieben, die Verpflegung der durchziehenden Truppen dem Land aufgebürdet, die waffenfähigen Leute zum östreichischen Kriegsdienst ausgehoben, München besetzt, die Bürgerschaft entwaffnet. Die Beamten walteten hart und erpressend; hiezu kam noch, daß die Dänen, Würtemberger, Brandenburger und die aus den evangelischen Kreisen vereinigten Reichstruppen den religiösen Sinn des katholischen baierschen Volkes durch Hohn und Spott über die katholischen Kirchengebräuche beleidigten, aufreizten. Die Stimmung des Volks in Baiern war höchst bedenklich, es bedurfte nur eines Anstoßes, so mußte der Ausbruch erfolgen. Anders war der Adel, die Geistlichkeit, die Beamten, sie ergaben sich in den Willen des Kaisers; sie wurden minder gedrückt als der Bürger und Bauer, und es wurde ihnen in Aussicht gestellt, daß sie ihr altes landständisches Recht der Steuerbewilligung wieder erhalten dürften. Hieran, daß nämlich Adel, Geistlichkeit und Beamten anders dachten als die Masse, scheiterte später die Bewegung in Baiern.

Die Baiern waren auch unter der kurfürſtlichen Regierung gedrückt worden und zum Theil klagend, und nicht mit Unrecht hatten ſie früher geſagt, daß der Kurfürſt Baiern in den Niederlanden einbrocke; aber die angeſtammte Liebe des Volks an ein altes Herrſcherhaus iſt etwas Wunderbares! wie Schweres das Volk erduldet haben mag, es iſt vergeſſen, wenn der Herrſcherſtamm in Gefahr und Noth iſt; die Treue iſt wie der Mond, der nur erſcheint, wenn unſres Glückes Sonne untergeht[1]).

So war es auch in Baiern. Die Erbitterung erreichte den höchſten Grad, als ſich das Gerücht verbreitete, daß die jungen Prinzen von München weggeführt werden ſollten. In 1705 October
den Ortſchaften Rotz und Neuburg brach der langverhaltene Groll los; Veranlaſſung war die Aushebung junger Männer zu öſtreichiſchem Militairdienſt. „Lieber baierſch ſterben, als kaiſerlich verderben," ſo hieß der Ruf, der bald durch das ganze Land hallte. Es bildeten ſich überall kriegeriſche Haufen; entlaſſene Soldaten ſtellten ſich an die Spitze, die gröſſten Scharen führten zwei Studenten, Sebaſtian Plinganſer und Meindl, und der Poſtmeiſter Hirner. Sie lieſſen Aufrufe zur allgemeinen Landesvertheidigung ergehen, mit ſolchem Erfolg, daß in wenig Wochen bis an 30,000 Mann bewaffnetes Landvolk im Felde ſtand. Zugleich erlieſſen ſie eine donnernde Erklärung an den Reichstag zu Regensburg, daß Nothwehr ſie zwinge, zu den Waffen zu greifen. Die proviſoriſche kaiſerliche Regierung erließ dagegen ein drohendes Manifeſt: die Bauern, die in Waffen gefunden würden, ſollten mit Galgen und Schwert, Vertreibung ihrer Kinder und Confiscation aller Habe beſtraft, ihre Dörfer verbrannt werden, Eltern, deren Söhne in Waffen, ſollen ſo behandelt werden, als ob ſie ſelbſt die Waffen ergriffen hätten. Sollten etwa baierſche Soldaten oder Rekruten zu den Bauern deſertiren, ſo ſoll jeder 15. Mann erſchoſſen werden. Dies wurde noch „Gnade" genannt.

Dieſes gewaltige Patent vertrieb nur die peinliche Lage der Interimsregierung; ſie hatte keinen Aufſtand erwartet

1) Raymund, im Drama, der Verſchwender.

und war nicht in der Lage, ihm zu begegnen. Die festen Städte Burghausen, Braunau, Schärding fielen den Bauern in die Hände, es fand sich dort reicher Kriegsvorrath. Nichts konnte die Bauern abhalten, nach München vorzudringen. Aber sie hatten indeß auch zur Leitung des Ganzen einen obersten Rath, unter dem Titel „Landesdefension" errichtet und demselben einige Beamte einverleibt. Dies war ihr Unglück; denn die Beamten waren dem Aufstand feind. Der Kastner von Burghausen, Freiherr von Prielmaier und der Rentmeister von Weidmann bekamen das Übergewicht und leiteten einen Waffenstillstand ein. Hiedurch ging die Gelegenheit verloren, München zu nehmen, und die provisorische Regierung gewann Zeit, Verstärkungen heranzuziehen. Kaiserliche, dänische, würtembergische, pfälzische, fränkische, wolfenbüttelsche Truppen eilten herbei. Nun beschlossen die Bauern München in der Christnacht zu überrumpeln; aber ein Beamter, er hieß Öttlinger, verrieth den Anschlag. Die Kaiserlichen rüsteten sich zur Gegenwehr. In der Auvorstadt geschah die Schilderhebung: die Kinder retten! (man meinte die Prinzen) so hieß der Ruf. Ein riesiger Mann, Schmidtbalthes, sprengte das Thor, so war den Bauern die Stadt geöffnet, aber sie kamen nicht mit ganzer Macht, denn theils zufällig, theils absichtlich, Öttlinger wird dessen beschuldigt, kamen ihnen falsche Nachrichten zu. Jene, so in die Stadt eingedrungen waren, wurden von den Generalen Wendt und Kriechbaum von zwei Seiten angegriffen, sie schlugen sich durch und zogen sich, immer verfolgt, nach Sendling zurück, auf den Kirchhof. Ein Franzose, er hieß Gautier, war ihr Führer. Dort wurden sie alle, 1500 an der Zahl, erschlagen. Dies ist die Mordnacht von Sendling.

Von da an sank das Glück der Bauern. Die Adeligen, Mitglieder der Landesdefension, waren zweideutig oder mehr und mehr uneins. Burghausen öffnete die Thore, sobald es die Landesverwaltung befahl. Schärding ergab, Cham vertrug sich; aber der Vertrag wurde nicht gehalten und 800 Bauern wurden niedergehauen. In Braunau überredete Freiherr Ockfort die Bauern (sie waren 3000 Mann stark), dem Feind entgegenzuziehen; wie sie aber auſſer der Stadt waren,

ließ er auf ſie feuern und öffnete den Kaiſerlichen die Thore. Bei Airitenbach wurden die Bauern vom General Kriechbaum überfallen und verloren 4000 Mann. Plinganſer und Meindl löſten nun ihre Scharen auf und verlieſſen Baiern. Von Meindl iſt nichts wieder gehört worden, aber Plinganſer kam, als Baiern wieder baierſch war, zurück und erhielt eine einträgliche Stelle. Er hat die Geſchichte jener Zeit geſchrieben.

Die kaiſerliche Regierung benahm ſich nach dem Sieg ſehr ſtreng. Die Aufrührer wurden geviertheilt, gehenkt, geköpft. Ein Beiſpiel mag genügen. Der Metzger von Kehlheim (er hieß Kraus) hatte mit einigen Gehülfen die kaiſerliche Beſatzung daſelbſt überwältigt und ſich der Stadt bemächtigt, wurde aber von ſchnell herbeieilenden Kaiſerlichen gefangen und nach München gebracht. Sein Haus wurde eingeriſſen, auf dem Schutt ein Galgen errichtet, er gehenkt. Seine Anhänger, die ihn zum Hauptmann gewählt, muſſten um ihr Leben würfeln; von den Bürgern wurde jeder zehnte Mann nach dem Loos hingerichtet.

Nicht nur dieſe, ſondern auch ſpäter entdeckte Führer des Aufſtandes ſtarben entſchloſſen und ohne Reue, was ihnen zur Ehre gereicht. So endete die Schilderhebung Baierns gegen den Kaiſer, die eines beſſern Schickſals würdig geweſen wäre; denn es iſt eine der ſchönſten, der preiswürdigſten Erſcheinungen in der Geſchichte, wenn ein Volk für ſeinen unglücklichen Herrn gegen die Übermacht ſich in Waffen erhebt. Treue im Unglück iſt eine der ſchönſten und ſeltenſten Tugenden des Menſchen!

Als der Aufſtand unglücklich verlaufen war, ſchrieb der Kurfürſt aus Brüſſel ſeiner Gemahlin, das Loos Derjenigen bedauernd, die in den Kampf getreten waren, betheuernd, daß er keinen Theil daran gehabt, das Ganze misbilligend. Ob dem wirklich alſo war, ob er nur ſo geſchrieben, um nach dem unglücklichen Ausgang den Kaiſer milder zu ſtimmen, kann nicht entſchieden werden. Wenn er das Letztere im Auge hatte, ſo entſprach der Erfolg ſeiner Erwartung nicht, denn der Kaiſer war nun erſt recht feſt entſchloſſen, Baiern zu zertrümmern. Er begann mit der kurfürſtlichen Familie. Die ältern Söhne des Kurfürſten wurden nach Klagenfurt

in Kärnthen gebracht, dort unter strenger Aufsicht erzogen; man nannte sie Grafen von Wittelsbach. Die jüngern blieben in München bei einer ehemaligen Hofdame, die Prinzessin kam in ein Kloster.

Nun wurde auch das Loos über die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln geworfen. Schon vor vier Jahren, als der Kurfürst von Baiern sich der Reichsstadt Ulm bemächtigt hatte, war dessen Achtserklärung auf dem Reichstag zur Sprache gekommen; Kaiser Leopold aber hatte die Entscheidung abgewandt, theils wegen der nahen Verwandtschaft, in der er zu ihm stand, theils weil er hoffte, den Kurfürsten wieder für sich zu gewinnen. Da aber sowol Maximilian Emanuel, als sein Bruder, der Kurfürst von Köln, in ihrer Anhänglichkeit an Frankreich beharrten, ließ Kaiser Leopold den Achtsproceß gegen die Kurfürsten einleiten und die Meinung des Kurcollegiums einholen. Sie war noch nicht erfolgt, als Leopold starb. Auf dem Todtenbett empfahl er seinem Sohn und Nachfolger Schonung des Kurfürsten von
1705 Baiern. Erst sieben Monat nach Leopolds Tod gab das
27. Nov. Kurcollegium nicht nur zur Achtssentenz der beiden Kurfürsten seine Zustimmung, sondern forderte auch die ungesäumte Kundgebung derselben. Kaiser Josef zögerte. Als aber der Aufstand in Baiern ausgebrochen und unterdrückt war, ließ der Kaiser die Achtserklärung der beiden Kurfürsten von Baiern
1706 und Köln publiciren. Schweden und Dänemark, wegen ihrer
29. April deutschen Provinzen, Koburg, Gotha, Eisenach, Altenburg, Henneberg, Würtemberg, Hessen-Kassel, Mecklenburg, Hessen-
1707 Darmstadt und Braunschweig-Wolfenbüttel protestirten, nicht
17. Jan. sowol gegen die Achtserklärung, als dagegen, daß der Kaiser hiezu die Einwilligung des Fürstenrathes nicht verlangt hatte. Natürlich konnte diese Protestation den beiden unglücklichen Kurfürsten nichts helfen; die Entscheidung ihres Looses stand auf der Spitze des Schwertes. Zu dieser blutigen Entscheidung rüsteten sich beide Theile mit aller Kraft. Es war vorauszusehen, daß Frankreich alle Kräfte aufbieten werde, um in Italien, wo es die Übermacht hatte, Das wieder zu gewinnen, was es in Deutschland eingebüßt. Der Kaiser war ohne Geld, um daselbst ein hinlängliches Heer aufzustellen,

und Prinz Eugen ſchrieb an Marlborough, daß er dem Kaiſer rathen müſſe, alle ſeine Truppen aus Italien zu ziehen, und dem Herzog von Savoyen, daß er ſich vergleichen möge, ſo gut es ihm möglich, wenn England nicht Geld zum nächſten Feldzug geben könne oder wolle. Marlborough, der im Winter in Wien geweſen und die Höfe der deutſchen Fürſten bereiſt hatte, brachte nun für den Kaiſer ein neues engliſch-holländiſches Anlehn von 250,000 Pfund Sterling zu Stande, erwirkte die Flüſſigmachung des frühern, eben ſo groſſen Anlehns und vermochte den König von Preuſſen, 8 bis 9000 Mann Hülfstruppen dem Kaiſer nach Italien zu ſenden. So war Hoffnung, den Franzoſen in Italien die Stirn bieten zu können.

Feldzug 1706. In den Niederlanden faſſte Marlborough den Plan, Namur zu belagern. Er hatte hiebei eine doppelte Abſicht: er hoffte entweder die Stadt zu erobern, oder den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Marſchall Villeroi hinwieder hatte von ſeinem Hof den Befehl, die Belagerung von Namur zu hindern. Wie alſo Marlborough gegen die Stadt anrückte, trat ihm Villeroi entgegen. Bei Ramillies kam es zur Schlacht. Die Franzoſen zählten 23. Mai
62,000, Marlborough 60,000 Mann. Die Aufſtellung der Franzoſen war fehlerhaft. Der Kurfürſt von Baiern war zu ſpät von Brüſſel eingetroffen, um an der Schlachtordnung Theil nehmen zu können. Marlboroughs Plan war, durch einen Scheinangriff auf den linken Flügel des Feindes Villeroi zu täuſchen, dann Taviers zu ſtürmen, den Hügel von Hotomont zu beſetzen und von da aus die feindliche Armee aufzurollen. Es gelang vollkommen. Die Franzoſen erlitten eine vollſtändige Niederlage. Sie büſſten 22,000 Mann ein; 88 Kanonen, ihr ganzes Gepäck, die Kriegskaſſe, 80 Fahnen, die Pauken und Standarten der königlichen Garde fielen in die Hände der Sieger. Der Verluſt der alliirten Armee belief ſich auf nicht ganz 4000 Mann. Die Folgen des Sieges waren auſſerordentlich. Widerſtandlos ergaben ſich Löwen, Mecheln, Brüſſel, Oudenarde und noch mehrere Städte. Nach kurzem Widerſtand fielen Antwerpen, Oſtende, Dendermonde u. ſ. w. Ganz Brabant, das ſpaniſche Flandern, ein

Theil des französischen Flandern, ein Theil von Hennegau war in den Händen der Alliirten.

Der Feldzug in den Niederlanden hatte aber noch zwei günstige Folgen: er half dem bedrängten Deutschland und aus Italien wurde Marschall Vendome abberufen, um Villeroi im Commando der niederländischen Armee abzulösen.

Die Reichsarmee war in schlechter Verfassung. Ihr Führer, Ludwig von Baden, war nicht nur nicht im Stande, angreifend zu verfahren, sondern musste sogar die Belagerung von Fort Louis aufgeben, sein verschanztes Lager bei Drusenheim verlassen und sich über den Rhein zurückziehen, als Villars gegen ihn heranrückte; auch musste er ruhig zusehen, als die Franzosen Hagenau eroberten. Hier aber wurden die Fortschritte der Franzosen durch den Sieg von Ramillies unterbrochen, denn ein grosser Theil ihres Heeres musste in die Niederlande, um die Verluste zu ersetzen, die sie dort erlitten hatten.

Die Ereignisse in Italien waren eben so groß und noch folgenreicher, als jene in den Niederlanden; sie gehören unter Eugens ausgezeichnetste Waffenthaten und müssen daher ausführlich dargestellt werden.

Ludwig XIV. beabsichtigte, dieses Jahr einen grossen Schlag in Italien zu führen. Der Herzog von Vendome hatte den Auftrag, die Kaiserlichen aus dem Brescianischen in die tiroler Pässe zurückzudrängen, Generallieutenant La Feuillade sollte Turin erobern und dadurch den Herzog von Savoyen vermögen, die Allianz mit dem Kaiser aufzugeben. So glücklich die Wahl Vendome's war, so unglücklich war jene La Feuillade's. Er hatte nichts für sich, als daß er der Schwiegersohn des Kriegsministers Chamillart war. Dabei war er voll Eigendünkel. Der Gründer eines neuen Belagerungssystems, Vauban, hatte sich angeboten, unter ihm zu dienen. La Feuillade hatte es abgelehnt und war vermessen genug, dem König seinen Kopf für die Eroberung von Turin zu verbürgen. Er hatte 40,000 Mann unter seinem Befehl; das Heer war mit Allem, was zu einer Belagerung nöthig, vollständig ausgerüstet; die Geniearbeiten leitete Oberst Tardif, die Artillerie der Brigadier Horeville; der berühmte Vallière

ſtand den Mineuren vor. Der Herzog von Savoyen hatte 14,000 Mann theils eigene, theils kaiſerliche Truppen in Turin. Der Advocat Bectola wurde zum Oberingenieur ernannt und mit den Vertheidigungsarbeiten beauftragt.

Gegen den Rath der vornehmſten Ingenieure, und namentlich Vaubans, begann La Feuillade die Operationen mit der Belagerung der Citadelle, ein vielleicht einziges Beiſpiel in der Kriegsgeſchichte. Nach der erſten Beſchieſſung ließ La Feuillade dem Herzog von Savoyen freien Abzug für ſeinen Hof antragen, wovon dieſer keinen Gebrauch machte. Aber bald überzeugte ſich der Herzog, daß er auſſerhalb der Stadt dem Feind ſchädlicher ſein könne; er übergab den Oberbefehl dem kaiſerlichen General Grafen Daun und begab ſich zu ſeiner Reiterei nach Carmagnola; der weibliche Hof verfügte ſich nach Savona. La Feuillade verminderte ſeine Belagerungskräfte, indem er einen Theil ſeiner Streitkräfte gegen den Herzog von Savoyen ausſandte, der dieſen Truppen immer auswich und ſie neckend durch ganz Piemont herumzog. Die Belagerung ſchleppte ſich langſam und mit verhältniſſmäſſig geringem Erfolg fort, woran die Uneinigkeit der höhern Officiere viel Schuld trug; die einen waren der Meinung, Turin könne nur mittelſt Sappe und Minen erobert werden, die andern glaubten, die Artillerie müſſe entſcheiden. La Feuillade war nicht der Mann, Einheit in die Anſichten ſeiner Untergeordneten zu bringen. Indeſſen hätte trotzdem Turin am Ende fallen müſſen, wenn Prinz Eugen nicht zum Entſatz herbeigeeilt wäre. Mai 7. Juni 16. Juni

Prinz Eugen war im Winter in Wien geweſen; im April traf er wieder bei der Armee ein, fand ſie aber nicht in dem Zuſtand, daß er gegen die Franzoſen hätte vorrücken können. Es fehlte am Fuhrweſen; Zelte und Montirungen wurden von Wien erwartet; Rekruten waren noch unterwegs; die Remonten ſtanden in Baiern; das Brückenweſen war nicht hinreichend; alle Feldrequiſiten ſo übel beſchaffen, daß es noch zweier Monate bedurfte, bis die Armee campagnefähig war. Hiezu kam noch, daß der kaiſerliche Feldherr Reventlow bei Calcinata geſchlagen wurde. Eugen zog ſich hinter die Etſch. Sobald aber die Armee bis auf 30,000 Mann

verstärkt war, beschloß er, zum Entsatz von Turin vorzurücken. Dieses höchst schwierige Unternehmen wurde dadurch einigermassen erleichtert, daß Vendome, damals unstreitig der beste französische Feldherr, nach den Niederlanden abberufen wurde, um dort statt Villeroi nach der Schlacht von Ramillies den Oberbefehl zu führen. An Vendome's Stelle erhielten in Italien der Herzog von Orleans und Marsin den Oberbefehl über die Truppen, die den Prinzen Eugen auf dem Marsch gegen Turin aufhalten sollten. Im Angesicht des Feindes, mitten durch denselben vollbrachte er einen Marsch von 50 Meilen über steile Gebirge und vier grosse Flüsse auf eine Weise, die von den Kriegsverständigen als Meisterwerk bewundert wird. An dem Ort, den er längst vorausbestimmt, bei Villa Stellone, vereinigte er sich mit dem Herzog von
31. Aug. Savoyen, der beiläufig 12,000 Mann stark war. Orleans und Marsin, als sie sahen, daß sie die Vereinigung Eugens mit dem Herzog von Savoyen nicht mehr aufzuhalten vermochten, schlossen sich dem Heere La Feuillades an [1]).

Es war die höchste Zeit, daß Eugen zum Entsatz erschien, denn in Turin war schon Bresche geschossen und die
27. Aug. Franzosen hatten schon Sturm gelaufen, waren aber heldenmüthig zurückgeschlagen worden. Am andern Morgen sah man aus der Festung den Marsch der heranrückenden Armee des Herzogs von Orleans. Erhöhete Thätigkeit in den Belagerungsarbeiten verkündete bald darauf, daß Orleans sich mit La Feuillade vereinigt habe. Andererseits brachte ein Bote, der sich glücklich durch die Franzosen durchgeschlichen hatte, ein Schreiben Eugens, worin er baldigen Entsatz ver-
30. Aug. hieß. Dies erhöhete den Muth der Besatzung und wieder-
4. Sept. holte Stürme der Franzosen wurden mit vieler Tapferkeit, aber nur mit grosser Anstrengung abgeschlagen.

Eugen hatte einige Tage im Lager von Villa Stellone

1) Östr. milit. Zeitschrift, Jahrgänge 1811, 1812, 1813, neue Auflage, Wien 1834, Strauß Witwe, II. Bd., II. Theil und Jahrgang 1818, enthält Eugens milit. Correspondenz von 1706, wo der ganze Feldzug im Detail nachgelesen werden kann. Der Entsatz von Turin ist im vorliegenden Werke nach dem Militair-Conversations-Lexikon dargestellt.

zugebracht, um das Heer mit Lebensmitteln auf ein paar Tage zu verſehen. Eine Recognoſcirung hatte ihm die Anſicht verſchafft, daß die Franzoſen ſich auch nach auſſen hin verſchanzt hatten, um das zum Entſatz heranrückende Heer abhalten und zugleich die Belagerung fortſetzen zu können. Die Recognoſcirung belehrte ihn aber auch, daß die Linien zwiſchen der Dora und Stura am ſchwächſten angelegt und nicht vollendet waren. Er beſchloß alſo hier den Angriff. Er ging über die Dora, bezog ein Lager und beſtimmte den 6. Sept. nächſten Morgen zum Angriff.

Seit der Ankunft des Herzogs von Orleans herrſchte unter den Franzoſen groſſer Meinungszwieſpalt. Der Herzog war mit dem langſamen Fortgang der Belagerung ſehr unzufrieden. Er hoffte die Stadt zu erobern, noch bevor Eugen zum Entſatz herankäme; deshalb hatte die ſchon erwähnte erhöhte Thätigkeit in den Belagerungsarbeiten, die öftern Stürme ſtatt. Der Widerſtand des Grafen Daun lenkte aber die Franzoſen auf die Frage: was gegen den nahenden Entſatz vorzukehren? Der Herzog von Orleans wollte die Linien verlaſſen und dem Feind entgegenrücken; Marſin wollte die Belagerung fortſetzen und den Feind in den Linien erwarten. Überſtimmt, wies er einen Befehl des Königs vor, daß, wenn es zu einer Schlacht kommen ſollte, der Herzog von Orleans ſich nach Marſins Anſicht zu richten habe. In Folge deſſen wurde der Angriff Eugens im verſchanzten Lager abgewartet. Die Verſchanzungen an der Dora ſollten deshalb verſtärkt werden; aber es geſchah nur läſſig, denn die Soldaten zeigten übeln Willen, die Generale und Officiere glaubten an keinen Angriff von dieſer Seite. Die Verſchanzungen blieben alſo unvollendet, an manchen Orten nur zwei, drei Schuh hoch. Die Streitkräfte der Franzoſen waren 97 Bataillone Fußvolk, 96 Schwadronen Reiterei, in Allem beiläufig 45,000 Mann. Eugen zählte 43 Compagnien Grenadiere, 54 Bataillone Linieninfanterie, 99 Schwadronen Reiterei, ſomit ungefähr 24,000 Mann Fußvolk, 6000 Reiter. Graf Daun hielt in Turin 400 Grenadiere, 12 Bataillone Fußvolk und 500 Reiter bereit, um den Angriff Eugens durch einen Ausfall zu unterſtützen. So

war die Lage der Kriegführenden am Abend vor der
6. Sept. Schlacht.

Man sagt, Prinz Eugen habe eben den Generalen die Befehle zur Schlacht des nächsten Morgens gegeben, als der Majordomo des Herzogs von Savoyen eingetreten und den Herzog gefragt habe, wo er für den nächsten Abend das Nachtlager einzurichten befehle. Der Herzog, im Vorgefühl des Sieges, rief aus: In Turin! Allerdings waren die Anstalten Eugens ein Meisterstück von Umsicht und Bestimmtheit und liessen ein glückliches Resultat mit Zuversicht erwarten.

7. Sept. Mit Tagesanbruch setzte sich Eugen in Bewegung. Um neun Uhr stand er auf Kanonenschussweite von den feindlichen Verschanzungen; er bedurfte zwei Stunden, um das Heer in Schlachtordnung zu stellen. Als er während dessen die Bewegungen und Stellungen des Feindes übersah, sprach er zum Herzog von Savoyen: „Muth, Vetter! diese Leute sind schon geschlagen.“ In der That waren die Anstalten der Franzosen schlecht. In den Verschanzungen zwischen der Dora und Stura standen zur Vertheidigung nur 17 Bataillone, also beiläufig nur 8000 Mann; im ganzen Raum zwischen der Dora und Stura befanden sich, mit Inbegriff der schon erwähnten 17 Bataillone, Alles in Allem 22 Bataillone und 54 Schwadronen. La Feuillade stand mit 40 Bataillonen von der Dora bis an den obern Po zur Deckung der Trancheen und Fortsetzung der Belagerung; hinter ihm standen als Reserve 30 Schwadronen Dragoner. Zwölf Schwadronen Dragoner hielten die Circumvallationslinie besetzt, Albergotti stand mit 35 Bataillonen hinter den Linien des rechten Ufers des Po.

Das erste Treffen der Kaiserlichen sollte auf halbe Kanonenschussweite Halt machen und weitere Befehle erwarten. Es ließ sich aber von seiner Hitze hinreissen, rückte Gewehr im Arm bis auf zehn Schritte an die Verschanzungen; hier wurde es geworfen. Prinz Anhalt stellte die Ordnung wieder her. Dreimal wurde der Angriff fruchtlos erneuert, bis endlich die Grenadiere, die preussischen Brigaden und fünf kaiserliche Regimenter eindrangen. Die Infanterie riß gleich

breite Öffnungen in die Linien, worauf die Reiterei des linken Flügels einrückte. Aber ſie verfolgten den Feind, ohne ſich zu ordnen, deshalb führte Eugen aus dem zweiten Treffen zur Unterſtützung das Regiment Starhemberg vor und ſtellte es als Reſerve auf der Bruſtwehr auf; als dies kaum geſchehen war, kam die kaiſerliche Reiterei, von acht Schwadronen Franzoſen verfolgt, in Unordnung zurück, auch die Preuſſen wichen; das erwähnte Regiment Starhemberg hielt die Feinde auf, bis ſich die Geworfenen geſammelt hatten und, von neuer Reiterei unterſtützt, die Feinde warfen. Indeſſen war auch das Centrum unter dem Herzog von Savoyen eingedrungen. Marſchall Marſin war tödtlich verwundet, der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Wunde an der Hüfte, die er nicht achtete, dann eine ſchwere am Arm, und er muſſte aus der Schlacht gebracht werden. Die Franzoſen begannen den Rückzug, anfangs ziemlich tapfer und ordentlich, ſpäter in Eile und Verwirrung. Da fiel Daun aus, um gleichfalls am Siege theilzunehmen. Die Franzoſen hatten die Stadt bis auf den letzten Augenblick beſchoſſen; im letzten Moment der Niederlage verlieſſen ſie die Batterien und ſprengten die Munition in die Luft, das Geſchütz aber blieb ſtehen. Am Abend war das ganze feindliche Lager im Beſitz der Kaiſerlichen und Piemonteſen. Als Prinz Eugen und der Herzog ihren Einzug in Turin hielten — es geſchah, als der Kampf mit einbrechender Nacht endete — reichte die Munition der Stadt kaum noch zu den Freudenſchüſſen hin, die während des Te Deums abgefeuert wurden. So hoch war ſchon die Bedrängniß der Belagerten geſtiegen.

Der Verluſt der Franzoſen war, auſſer jenen die im Po auf dem Rückzug ertranken, 2000 Todte und 1200 Verwundete. Gefangene waren über 5000, worunter drei Generale, zwei Brigadiere, über 200 Officiere. Das ganze Gepäck und Fuhrwerk, 40 Feldſtücke, an Belagerungsgeſchütz 118 Kanonen, 55 Mörſer, viele Standarten und Fahnen, die Pferde von 30 Schwadronen Dragoner, die abgeſeſſen waren und auf dem Rückzug von ihren Pferden abgeſchnitten wurden, fielen den Siegern in die Hände. Marſchall Marſin, zum

Tode verwundet, wurde in einer Casine gefangen und starb den andern Tag in Turin.

Der Herzog von Orleans wollte sich gegen Alessandria zurückziehen, die Generale nöthigten ihn aber nach Pignerol zu marschiren. Als Eugen dies erfuhr, rief er aus: „Jetzt ist Italien unser, und dieser Sieg soll uns nichts kosten!“ und so kam es auch. Fast ganz Oberitalien fiel noch denselben Herbst in die Hände der Sieger; den Franzosen blieb nur Cremona, Valenza, Finale, Nizza, Susa, Mailand und Modena, und auch diese Plätze wurden im nächsten Jahre ohne Schwertstreich geräumt, wie wir später sehen werden.

Wenn wir diesen Feldzug überblicken, so ergibt sich ein für die Alliirten höchst günstiges Resultat. Sie hatten die spanischen Niederlande und Oberitalien erobert, aber eben diese Siege und Eroberungen brachten Uneinigkeit unter die Alliirten.

Zwischen den Holländern und dem Kaiser kam es zu ernstem Misverständniß. Schon während des Feldzugs war zwischen diesen beiden Mächten Zwiespalt wegen der Besetzung des Bisthums Münster entstanden. Der Kaiser wollte seinen Verwandten, den Herzog von Lothringen, die Holländer den Bischof von Paderborn, Grafen Metternich, auf den Bischoffitz von Münster erheben. Die Wahl des Capitels war zwiespaltig. Dieser Zwist war noch nicht geschlichtet, als Marlborough die spanischen Niederlande eroberte. Hiedurch entstand neuer Streit zwischen dem Kaiser und den Holländern über die Verwaltung dieser Provinzen. Als Marlborough gegen Brüssel vorrückte, erklärte er und die Alliirten, daß ihre Absicht einzig sei, die Rechte Karls III. auf Spanien und die zu dieser Krone gehörigen Provinzen zu verfechten. Im Namen dieses Monarchen bestätigten sie die Freiheiten und Privilegien der Niederlande, die jene alte Urkunde enthielt, die unter dem Namen „La Joyeuse Entrée“ bekannt und seit langen Zeiten von jedem Herzog von Brabant beschworen wurde. Dies gewann die Herzen der Niederländer, denn die Franzosen hatten sie sehr willkürlich behandelt. Wie aber die spanischen Niederlande in den Händen der Alliirten waren, wollten die Holländer, von merkan-

tiliſchem Geiſt getrieben, groſſe Contributionen ausſchreiben, was natürlich der Neigung der Niederländer zu den Alliirten einen groſſen Stoß gegeben hätte. Es war den Holländern ſehr unangenehm, daß ihnen die Ausführung dieſes ihres Plans nicht geſtattet wurde. Hiezu geſellte ſich noch zweierlei Urſache des Zwieſpalts: die Verwaltung der Niederlande und die Frage der Barriere. Unter Barriere hatte man bishin eine Reihe von Feſtungen zwiſchen Frankreich und Holland verſtanden, die, von holländiſchen Truppen oder einer befreundeten Macht beſetzt, Holland gegen einen Angriff Frankreichs ſchützen ſollten; jetzt aber dehnten die Holländer dieſen Begriff aus: ſie wollten unter dem Namen der Barriere einen bedeutenden Strich Landes von den ſpaniſchen Niederlanden abreiſſen und ſich zueignen. Auch ſprachen ſie die Verwaltung der eroberten Provinzen an. Der Kaiſer hingegen hatte, in der Freude über den Sieg von Ramillies und die Eroberung der Niederlande, eine Carta-bianca, die ſein Bruder Karl zurückgelaſſen, mit der Ernennung Marlboroughs zum Statthalter der ſpaniſchen Niederlande ausgefüllt und ihm zugeſendet. Später wurde dieſe Ernennung durch König Karl aus Spanien beſtätigt. Die Königin von England willigte mit Freuden darein, daß ihr Unterthan mit dieſer Würde bekleidet werde, aber die Holländer erhoben gewaltigen Lärm dagegen. Weil nun zu eben der Zeit der König von Frankreich den Holländern unter der Hand Friedensanträge ſtellen ließ, auf welche weder der Kaiſer noch die Königin von England eingehen wollten, muſſten ſie zum Theil den Wünſchen der Holländer nachgeben, um ſie im Bündniß gegen Frankreich zu erhalten. Die Frage wegen des Bisthums Münſter wurde dem Papſt zur Entſcheidung vorgelegt; der römiſche Stuhl erklärte beide Wahlen für ungültig, ernannte aber den Biſchof von Paderborn zum Verweſer des Bisthums Münſter. Hierauf nahm der Kaiſer ſeine Weigerung der Anerkennung zurück und nun erhielt Graf Metternich die päpſtliche Beſtätigung als Biſchof von Münſter. Marlborough erklärte, daß er ſeine Ernennung als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande nicht annehme; es wurde zur Verwaltung der Niederlande ein Staatsrath zuſammengeſetzt, der unter

der Leitung der Holländer und Engländer wirkte. So wurden die Wünsche der Holländer in diesem Puncte erfüllt; dafür liessen sie die Besteuerung der spanischen Niederlande fallen. Die Barrierefrage blieb schwebend, und Frankreichs Friedensanträge wurden abgelehnt. Somit waren die Misverständnisse Hollands mit den zwei andern Hauptalliirten geendet.

Es erhoben sich aber auch Anstände zwischen dem Kaiser und England. Durch Eugens Sieg bei Turin war ganz Oberitalien von den Feinden befreit; es entstand nun die Frage, wie die dortigen Streitkräfte der Alliirten zu verwenden. Der Kaiser wollte seine Truppen zur Eroberung des Königreichs Neapel, die Engländer zu einem Angriff auf Toulon und die Zerstörung der französischen Marine daselbst verwenden. Die Spannung der beiden Höfe gedieh so weit, daß die Engländer auf die Vermuthung geriethen, der Kaiser wolle einseitig mit Frankreich Frieden schliessen. Als sich endlich dieser Verdacht ungegründet erwies, wurde beschlossen, beide Unternehmungen zugleich zu versuchen. Mit welchem Erfolg dies geschehen, wird die Darstellung des nächsten Feldzugs lehren.

Feldzug von 1707. Nach dem Entsatz von Turin und der Niederlage des französischen Heeres unter den Mauern dieser Stadt hatte Ludwig XIV. alle Hoffnung aufgegeben, Italien je wieder zu erobern. Um die Truppen zu retten, die sich noch in einigen festen Plätzen hielten, schloß er eine Capitulation mit den Kaiserlichen, die gewöhnlich die Generalcapitulation über Italien genannt wird. Da Mailand eines jener Länder war, die Philipp als spanisches Erbe in Anspruch nahm, hätte Philipp zu dieser Capitulation wol auch seine Zustimmung geben müssen, aber die Lage der Franzosen war so drangvoll, daß Ludwig XIV. die Capitulation abschloß, ohne Philipp auch nur zu fragen. In Folge dieser Capitulation mussten sämmtliche bourbonische Truppen die Lombardei binnen zwölf Tagen räumen, sie durften mit Waffen, Gepäck und allen kriegerischen Ehren nach Frankreich abziehen, auch 10 Kanonen und 24 Feldstücke mitnehmen, aller andere Kriegsbedarf blieb zurück. Beide Theile sollten die Kriegsgefangenen zurückstellen; doch wurde gestattet, daß

13. März

Jene, die den Dienſt der Bourbons verlaſſen wollten, zu den Alliirten übertreten dürfen. 22,000 Mann ſtark, zogen die Franzoſen ab; als aber dieſer Heerhaufe in Frankreich gemuſtert wurde, zählte er kaum mehr 14,000; 8000 Mann waren zu den Alliirten deſertirt.

Noch bevor dieſe Capitulation abgeſchloſſen war, hatte der Kaiſer, mit Zuſtimmung ſeines Bruders Karl, dem Herzog von Savoyen die Landſchaften Aleſſandria, Valenza, Lomellina und Val di Seſſa abgetreten, unter denſelben Verhältniſſen, wie ſie die Könige von Spanien vorher beſaßen, das heiſſt: er muſſte ſie vom Kaiſer und Reich zu Lehen nehmen.

Nachdem auf dieſe Weiſe der Krieg in Oberitalien beendet war, wandten die Kaiſerlichen ſich zur Eroberung des Königreichs Neapel, welches Philipp noch inne hatte. Zu dieſem Unternehmen zog Graf Daun mit verhältnißmäſſig geringen Streitkräften aus, er befehligte nur 8000 Mann, aber die Feinde waren nicht in der Verfaſſung, dieſer kleinen Schar zu widerſtehen. Unaufgehalten durchzog Daun den Kirchenſtaat, und als er den neapolitaniſchen Boden berührte, zeigte ſich das Volk durchaus öſtreichiſch geſinnt. Capua, Averſa und Neapel fielen ohne Blutvergieſſen in die Hände der Kaiſerlichen. Nur Gaeta, wohin ſich der Vicekönig, Herzog von Aſcalona, geworfen hatte, leiſtete tapfern Widerſtand. Die Feſtung muſſte mit Sturm genommen werden. Die Beſatzung, auf 800 Mann zuſammengeſchmolzen, fiel in Kriegsgefangenſchaft. In drei Monaten war das ganze Neapolitaniſche erobert. Die Bewohner huldigten Karl III.

Juli

30. Sept.

Während dieſer glücklichen Unternehmung waren der Herzog von Savoyen und Prinz Eugen aufgebrochen, um den Krieg nach Frankreich hinüberzutragen; ſie zählten 30 bis 35,000 Mann und ſollten, nach dem Wunſch Englands, Toulon erobern. Als die beiden Heerführer vor Toulon erſchienen, waren die Franzoſen noch beſchäftigt, die Feſtungsmauern auszubeſſern. Ein raſcher Angriff hätte die Stadt wol in den Beſitz der Alliirten gebracht; ſtatt deſſen begann der Herzog von Savoyen eine ſyſtematiſche Belagerung. Wol wurde die Stadt beſchoſſen, wol erſchien eine ſtarke engliſch-holländiſche Flotte im Angeſicht des Hafens von Toulon, aber

die Franzosen hatten Zeit und Gelegenheit gewonnen, die Stadt mit einer starken, entschlossenen Garnison zu versehen; Marschall Tessé sammelte ein bedeutendes Heer zum Entsatz. Die Alliirten zogen sich wieder nach Italien zurück. Auf diesem Rückzug eroberte Prinz Eugen die Stadt Susa. Dadurch entriß er den Franzosen den Schlüssel zu Piemont und bekam ansehnlichen Kriegsvorrath in seine Hände. Dieser Ausgang der Unternehmung rechtfertigte vollkommen die Besorgnisse des Prinzen Eugen, die derselbe gegen Marlborough geäussert, und die dieser nicht berücksichtigt und mit Unrecht dem Charakter des Prinzen zugeschrieben hatte. Marlborough hatte hierüber an Godolphin geschrieben: „Es liegt im Charakter dieses wackern Feldherrn, Schwierigkeiten und Hindernisse zu sehen, bevor er ans Werk schreitet. Rückt aber der Augenblick heran, dann wird er ganz Kraft und Thätigkeit, was seine frühere Verzagtheit aufwiegt."

Die Ursache des Mislingens dieses Unternehmens wurde von den Alliirten dem Herzog von Savoyen zugeschrieben, der mit dem kaiserlichen Hof in gespanntem Verhältniß stand, weil er sich für seine bisherige Mitwirkung nicht hinlänglich belohnt wähnte, und man befürchtete, daß er sich zu den Franzosen zu neigen anfange. — Überhaupt blieb der Herzog von Savoyen von dieser Zeit an durch den ganzen fernern Verlauf des Krieges beinahe unthätig. Er hatte seinen Zweck erreicht: seine Länder waren von den Franzosen befreit und vom Kaiser hatte er Vergrösserung seines Gebiets erlangt; er fürchtete nun das Übergewicht des Kaisers in Italien, er betrachtete nun die Franzosen als das Gegengewicht des Kaisers und hatte kein Interesse, sie noch mehr niederzudrücken, als es bereits geschehen war. Er sagte sich zwar von den Alliirten nicht los, erhob sogar noch zuweilen Hülfsgelder von den Seemächten, aber seine Leistungen im Felde waren so unbedeutend, daß sie kaum erwähnt zu werden verdienen.

Die Reichstruppen am Rhein hatten im Winter ihren berühmten Führer, den Prinzen Ludwig von Baden, durch
4. Jan. den Tod verloren. In 26 Feldzügen, 25 Belagerungen von Festungen oder feindlichen Lagern, in 13 siegreichen Schlachten hatte er sein kriegerisches Talent bewährt; er war des Kaisers

gröſſter Feldherr, bevor Eugen auftrat. In die neue Kriegsweiſe Eugens und Marlboroughs konnte er ſich nicht finden, und es muß der menſchlichen Schwäche nachgeſehen werden, daß er, mit Marlborough vereint, deſſen höheres Kriegstalent mit Misgunſt betrachtete. Die ſeltenſte Gabe wahrhaft verdienter Männer iſt, es ohne Neid zu ertragen, wenn ſie durch noch höher Begabte verdunkelt werden. — Was das Heer an ihm verloren, ergab ſich alſobald, als der Markgraf Chriſtian Ernſt von Baireuth an des Verſtorbenen Stelle trat. Die Linien von Stollhofen, nie von Feinden überſtiegen, ſo lange Ludwig lebte, wurden jetzt von Villars erſtürmt und 23. Mai
das Reichsheer weit zurückgedrängt, Schwaben und Franken überſchwemmt und durch ſtarke Brandſchatzungen heimgeſucht. Auf das Begehren des Reichstags wurde dem Markgrafen in der Perſon des Generals Heiſter ein erfahrener Rathgeber zugeſandt. Beide drängten nun den Feind wieder bis nach Raſtadt zurück. Nun trat der Markgraf von der Kriegsbühne ab, der Kurfürſt Georg Ludwig von Hannover übernahm den Befehl der Reichstruppen. Er forderte dringend die Verſtärkung der Reichsarmee, bis aber der Reichstag ſie bewilligte, war ſchon der Winter da und ſo geſchah hier weiter nichts.

In den Niederlanden ereignete ſich während dieſes Feldzugs nichts von Bedeutung. Die Franzoſen wichen jedem entſcheidenden Schlag mit vieler Umſicht aus. Ihre beiden Feldherren, der Kurfürſt von Baiern und der Herzog von Vendome, behaupteten ſich wenigſtens ohne Niederlage im Felde, was Marlborough gegenüber ein nicht geringes Verdienſt war. Marlborough wurde in allen groſſen Unternehmungen durch die holländiſchen Feldabgeordneten in ſeinem Lager gehemmt; die Holländer ſahen den Krieg von ihrem Land entfernt und mehr wollten ſie nicht. Sie trachteten nur, eine tüchtige Barriere gegen Frankreich zu erlangen, und ſehnten ſich nach Frieden. Wenn es auch ſpäterhin zuweilen gelang, ſie zu thätiger Mitwirkung im Felde zu bewegen, ſo war dieſe doch nur vorübergehend. Barriere und Friede war fortan das Loſungswort der holländiſchen Politik.

Feldzug 1708. Am Rhein geſchah nichts von Bedeutung; die Reichsarmee war in zu ſchlechter Verfaſſung, um

angriffsweise verfahren zu können, und die Franzosen hatten ihre grössten Streitkräfte in den Niederlanden aufgestellt. Ihnen gegenüber standen Eugen und Marlborough vereinigt. Der Plan zum Feldzug war von Eugen ausgegangen; die Heeresmacht unter ihnen wurde auf 90,000, jene der Franzosen, unter den Herzogen von Bourgogne und Vendome, auf 100,000 Mann geschätzt. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden kriegführenden Armeen bestand in zweierlei: die Alliirten waren siegesmuthig, die Franzosen durch frühere Niederlagen eingeschüchtert, dann aber, und dies war entscheidend, daß die französischen Befehlshaber unter sich in Hader und Zwietracht standen, der Herzog von Bourgogne bald auf die Rathschläge des Einen, bald des Andern horchte, während die beiden Helden, die an der Spitze der Alliirten standen, in bester Freundschaft lebten, in grösstem Einklang handelten. Unter diesen Verhältnissen konnte der Erfolg kaum zweifelhaft sein. Der Anfang des Feldzuges war den Franzosen günstig; sie eroberten Gent, Brügge, Hassendael und berannten Oudenarde. Zum Entsatz dieser Stadt rückten die beiden verbundenen Helden heran; hier kam es zu einer Haupt-
11. Juli schlacht. Jedes der kämpfenden Heere mochte ungefähr 60,000 Mann stark sein; die Franzosen wurden geschlagen, vorzugsweise wegen der Uneinigkeit zwischen dem Herzog von Bourgogne und Vendome, deren Befehle sich stets kreuzten. Die Franzosen verloren in der Schlacht von Oudenarde an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 13,000 Mann, der Verlust der Alliirten belief sich auf 3500 Mann.

Die Alliirten benutzten ihren Sieg zur Belagerung von Ryssel oder Lille. Der große Ingenieur Vauban hatte den Ort zu einer der ersten Festungen umgestaltet; auf dem Sterbebett hatte er seinem Neffen eine Denkschrift übergeben, worin das Verfahren bei einer einstigen Vertheidigung von Lille vorgeschrieben war. Dieser Neffe, Dupuy-Vauban, leitete das Genieweſen in der Stadt. Die Garnison war 16,000 Mann stark, der 64jährige Marschall Boufflers, Statthalter von Flandern, erbat und erhielt die Erlaubniß, Lille zu vertheidigen. Die Aufmerksamkeit von ganz Europa war auf die Belagerung gelenkt. Vornehme Freiwillige kamen dazu

herbei, z. B. König August II. von Polen und der regierende Landgraf von Hessen-Kassel. Der zwölfjährige Moritz von Sachsen entlief seinem Hofmeister und fand sich im Lager ein; Münnich und Schwerin machten sich hier zuerst bemerkbar. Eugen belagerte die Stadt, Marlborough deckte die Belagerung. Die Versuche der Franzosen, die Stadt zu entsetzen, wurden von ihm mit vieler Umsicht vereitelt. Die Belagerung schritt langsam, aber dennoch vor. Der Widerstand der Franzosen war heldenmüthig. Prinz Eugen selbst erhielt eine bedeutende, obschon nicht gefährliche Wunde über dem 22. Aug.
linken Auge. Endlich, nach zweimonatlichem Widerstand, musste Boufflers die Stadt übergeben. Er zog sich in die 23. Oct.
Citadelle zurück und vertheidigte sich noch sechs Wochen; zuletzt war aller Widerstand fruchtlos, er musste auch die Citadelle den Alliirten räumen. Das Schreiben Eugens, worin 1. Dec.
er Boufflers zur Übergabe auffordert, ist charakteristisch. Er schrieb: „Schicken Sie mir die Artikel, die ich unterzeichnen soll, ich werde es ohne Anstand thun. Dies diene Ihnen nicht blos zum Beweis meiner Hochschätzung, sondern auch meiner Überzeugung, daß ein Ehrenmann nie Misbrauch vom Vertrauen macht. Empfangen Sie meine Glückwünsche zur ruhmvollen viermonatlichen Vertheidigung.“ Die Vertheidiger hatten 8000, die Belagerer 14,000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüsst. Die Generalstaaten hatten die Kosten der Belagerung bestritten und nahmen dafür die Stadt in Besitz, mit der sie einen eigenen Vertrag abschlossen. Der Stadt und ihrem Gebiet wurden ihre frühern Rechte und die Ausübung der katholischen Religion gesichert. Die alliirten Feldherren beschlossen den Feldzug mit der Eroberung von Gent. Die Städte Brügge und Hassendael räumten die Franzosen selbst.

Im Laufe dieses Jahres waren auch bedeutende politische Veränderungen in Deutschland und Italien eingetreten.

In Deutschland war durch die Ächtung des Kurfürsten von Baiern die Kurwürde desselben und das damit verbundene Erztruchsessamt erledigt worden. Wie bereits gesagt worden, hatte zu Anfang des 30jährigen Krieges der Herzog von Baiern die Kurwürde mit dem Erztruchsessamt erlangt,

als der Kurfürst von der Pfalz geächtet wurde. Im westfälischen Frieden war der vormalige Kurfürst von der Pfalz zum Theil restituirt und als achter Kurfürst anerkannt worden. Sein Nachfolger, Johann Wilhelm, begehrte nun die vormalige pfälzische Kur nebst allen dazu gehörigen Würden und Ländern. Das Kurfürstencollegium, welches der Kaiser deshalb befragte, stimmte bei, mit der Beschränkung jedoch, daß, wenn Baiern einst restituirt würde, der neue pfälzische Vorsitz den andern Kurfürsten nicht nachtheilig sein, sondern die gegenwärtige Ordnung beibehalten werden soll. Der Kaiser war damit einverstanden und belehnte in diesem Sinn den
23. Juni Kurfürsten von der Pfalz mit der erledigten Kurwürde, dem Erztruchsessamt, der Oberpfalz, der Grafschaft Cham sammt Zubehör und später auch mit den in der Oberpfalz gelegenen
3. Aug. Lehen. Bei dieser Gelegenheit erhielt auch das Haus Hannover allgemeine Anerkennung als Kurfürst und auch die Kur Böhmen wurde neuerdings eingeführt.

In Italien wurde der Herzog von Mantua, Karl IV., vom Kaiser geächtet. Fünf Tage darauf starb der Herzog ohne Erben. Der Herzog von Guastalla erhob Ansprüche auf das Erbe, erhielt aber nur die zwei kleinen Fürstenthümer Bozzolo und Sabionetta; der bedeutendere Theil, nämlich der größere Theil von Montferrat, Alessandria, Valenza und Lomellina war, wie schon gesagt, dem Herzog von Savoyen zugetheilt. Noch ein zweiter italienischer Fürst, Herzog Franz Maria von Mirandola, wurde wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich geächtet und sein Herzogthum eingezogen; der Kaiser aber überließ es später um eine bestimmte Geldsumme dem Herzog von Modena.

Aber von Norden und von Süden zugleich stiegen zwei Gewitter auf, die dem Kaiser mit neuer Gefahr, mit erhöhter Feindschaft auf der einen und der andern Seite drohten. Karl XII., König von Schweden, und Papst Clemens XI. waren die beiden Fürsten, durch welche die Lage des Kaisers höchst bedenklich wurde. Ich werde das Verhältniß der beiden Fürsten zum Kaiser eins nach dem andern darstellen.

Karl XII., im Krieg mit August, Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, hatte beschlossen, seinen Gegner im

Herzen ſeiner Lande aufzuſuchen und ſomit Sachſen zu beſetzen. Karl hatte deshalb vom Kaiſer freien Durchzug durch Schleſien verlangt; nachdem der Kaiſer den Sachſen den Durchzug geſtattet gehabt hatte, konnte er Gleiches dem König von Schweden nicht verweigern. Karl zog alſo durch Schleſien nach Sachſen und zwang König Auguſt zu dem altranſtädter Frieden. Aber als derſelbe geſchloſſen war, verließ Karl Sachſen nicht, denn er hatte kein Vertrauen zu König Auguſts Geſinnungen. Der Kaiſer und ſeine Alliirten waren der gröſſten Beſorgniß voll, als Karl XII. mit 40,000 Schweden an der wehrloſen Grenze des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates ſtand. Was wäre das Schickſal des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates geweſen, wenn der kriegeriſche Schwedenkönig jenes Bündniß erneuert hätte, das im 30jährigen Krieg Frankreichs und Schwedens Schickſale vereint hatte? Nicht leicht hat dem Hauſe Öſtreich eine gröſſere Gefahr gedroht. Die Franzoſen erkannten dies wohl und Villars ließ Karl XII. auffordern, ſich mit ihm bei Nürnberg zu vereinigen. Aber der Schwedenkönig nahm den Antrag nicht an, denn die engliſchen Verhandlungen und des Kaiſers Nachgibigkeit hatten bereits den nordiſchen Löwen beſchwichtigt. Marlborough, in diplomatiſchen Verhandlungen eben ſo ausgezeichnet als im Felde, eilte ſelbſt in das ſchwediſche Lager, um Frankreichs Umtrieben vorzubeugen; er überzeugte ſich aber bald, daß Karl XII. wol gegen den Kaiſer aufgebracht ſei, daß er aber Ludwigs XIV. Politik verabſcheue. Karls Hauptidee war, den Evangeliſchen in Deutſchland jene Rechte zu ſichern, die ihnen der weſtfäliſche Frieden zugeſprochen hatte, und er hatte ſogar den Gedanken gefaſſt, zu dieſem Ende ein geheimes Bündniß der evangeliſchen Fürſten zu Stande zu bringen. Als ihm aber Marlborough vorſtellte, daß ein ſolches Bündniß nicht geheim bleiben könne, und daß er hiedurch das Vertrauen der katholiſchen Fürſten verlieren werde, ein Vertrauen, welches dem König unentbehrlich, da er zum Schiedsrichter der europäiſchen Angelegenheiten berufen ſei, gab der König die Idee des geheimen Bundes auf. Marlborough ſah bald ein, daß dieſer Schiedsrichter Europas die Höhe ſeiner gegenwärtigen Stellung nicht zu würdigen verſtand. Der britiſche Feldherr rieth

also dem Kaiser, die Beschwerden des Königs baldmöglichst auszugleichen, und so der Möglichkeit eines Bruches vorzubeugen; dem König aber versprach er, daß die Königin von England sich zur Ausgleichung der Differenzen verwenden werde.

Die Beschwerden des Königs waren folgende: Der Kaiser habe den König von Dänemark bei der Wahl eines Bischofs von Lübeck begünstigt und einen dänischen Prinzen wählen lassen, obschon das Haus Holstein-Gottorp und das Domcapitel von Lübeck sich vor längerer Zeit dahin verglichen gehabt hätten, daß sechs Mal nach einander ein Prinz aus dem Haus Holstein-Gottorp zum Bischof gewählt werden solle. Zweitens: Bei einem Gastmahl in Wien habe der ungrische Graf Czobor geäussert, es gäbe in Europa drei Unruhestifter: Stanislaus, Rákóczy und noch Jemand. Der schwedische Gesandte, in dessen Gegenwart dies geäussert worden, habe vom kaiserlichen Hof Satisfaction verlangt, sie nicht erhalten und deshalb den kaiserlichen Hof verlassen. Drittens: daß in einer Dorfschenke bei Breslau schwedische Werbofficiere, und zwar auf Befehl der obersten Behörde verhaftet, und als sie sich zur Wehre setzten, einer getödtet, zwei derselben schwer verwundet worden seien. Viertens: daß die russischen Truppen, die sich nach Sachsen zurückgezogen hatten, und später bei der Reichsarmee waren verwendet worden, nach dem Feldzug in kleinen Abtheilungen durch Böhmen heimziehen durften. Fünftens endlich, und dies war die Hauptbeschwerde, wollte der König den Protestanten in Schlesien eine günstigere Stellung gestattet wissen.

Der kaiserliche Hof sandte den böhmischen Canzler Wratislaw an den Schwedenkönig ab. Er wurde aber sehr schlecht empfangen, der König ließ ihn gar nicht vor, und der schwedische Minister, Graf Piper, empfing den Gesandten überaus hochmüthig. Unter andern Verhältnissen würde ein östreichischer Gesandter eine solche Behandlung nicht ertragen haben, jedoch die damalige Gefahr gebot dem Gesandten manches Bittere zu verschlucken; aber trotz der Umsicht, die Graf Wratislaw, ein in Geschäften ergrauter Mann, an den Tag legte, gingen die Verhandlungen doch schlecht, so schlecht, daß

die Königin von England ſelbſt an Karl ſchrieb und es auf ſich nahm, beim kaiſerlichen Hof volle und ſchleunige Genugthuung zu erwirken. Es läſſt ſich nicht abſehen, welches Ende die Verhandlungen genommen hätten, wenn der König nicht durch die Nachrichten der Fortſchritte Ruſſlands an der Oſtſee beunruhigt und dadurch gegen den kaiſerlichen Hof nachgiebiger geworden wäre. Drei Beſchwerden des Königs waren in der Zwiſchenzeit ſchon gehoben worden. Für die Verhaftung der Werber in Schleſien leiſtete der Kaiſer dadurch Genugthuung, daß er den Officier, der zu ihrer Verhaftung commandirt war, ſtrafte und den Erben des Getödteten eine beträchtliche Summe auszahlen ließ. Graf Czobor hatte ſich dem König ſelbſt überliefert und um Vergebung gebeten; er war ſehr gnädig behandelt und mit einem Empfehlungsſchreiben an den Kaiſer zurückgeſchickt worden, worin geſagt wurde, der Kaiſer möge die Sache auf ſich beruhen laſſen [1]). Für die ruſſiſchen Soldaten, die durch Böhmen in ihre Heimath gezogen waren, hatte Czar Peter eben ſo viel kriegsgefangene Schweden freigegeben, es blieben alſo nur zwei Gegenſtände der Verhandlung übrig: die Biſchofswahl in Lübeck und die Lage der Evangeliſchen in Schleſien; in beiden Puncten willfahrte der Kaiſer dem Wunſche des Schwedenkönigs. Der Kaiſer beſtätigte den Vertrag wegen des lübeckſchen Biſchofsſtuhls und das eingeführte Erſtgeburtsrecht im Hauſe Holſtein, und erließ dem König zugleich die vergangenen und künftigen Geld- und Truppenbeiträge zum gegenwärtigen Reichskrieg gegen Frankreich. Der Kaiſer verpflichtete ſich ferner, die Rechte, die im weſtfäliſchen Frieden in Bezug auf die proteſtantiſche Religion den ſchleſiſchen Herzogen zugeſichert waren, für die Vaſallen und Unterthanen aufrecht zu erhalten, und dieſelben wiederherzuſtellen, inſofern ſie bis jetzt verletzt worden wären. Ein ſchwediſcher Miniſter ſollte der Vollziehung dieſer Übereinkunft beiwohnen. In Folge dieſer letztern wurden in den Fürſtenthümern Liegnitz, Brieg, Münſterberg und Oels, ſowie in Breslau ſelbſt die

1) Nach Andern wurde Graf Czobor als Gefangener nach Stettin abgeführt, dort aber, in Folge früherer geheimer Übereinkunft, freigelaſſen.

eingezogenen oder gesperrten evangelischen Kirchen mit allem Zubehör restituirt. Den dabei angestellten evangelischen Geistlichen wurden alle Rechte ordentlicher Pfarrer zugestanden. Wo zur Zeit des westfälischen Friedens Consistorien waren, sollten sie wiederhergestellt werden. In den kaiserlichen Erbfürstenthümern durfte in Zukunft Niemand zur Theilnahme an katholischen Religionshandlungen genöthigt, die Anzahl der Geistlichen, die Errichtung von Schulen sollte nicht beschränkt werden. Es wurde verboten, evangelischen Mündeln katholische Vormünder zu geben, Landeshauptleuten und Untergerichten wurde geboten, mit der Execution in Religionssachen inne zu halten, wenn der Recurs an den Oberlandeshauptmann oder an den Hof ergriffen werden sollte. Ehesachen oder andere Religionsfragen sollen gar nicht vor das katholische Consistorium gebracht werden, und wenn es dennoch geschieht, soll man sie nach den Grundsätzen der augsburger Confession entscheiden. Endlich versprach der Kaiser, keine evangelische Kirche mehr einzuziehen, die Evangelischen von Aemtern nicht auszuschliessen und dem Vertrag für ewige Zeiten Gesetzeskraft zu geben, dergestalt, daß derselbe in Zukunft weder durch Rescripte noch Befehle geändert werden könne [1]).

Der König versprach hinwieder, den osnabrückschen Frieden als allgemeines und ewiges Gesetz zu halten, da ihm für Alles Satisfaction geworden, das Vergangene zu vergessen und mit dem Kaiser treue Freundschaft zu halten, die Armee bald aus Schlesien herauszuführen, so lang sie aber daselbst verweile, strenge Zucht zu halten.

So wohlfeilen Kaufes entkam der Kaiser einer der grössten Gefahren, die seit langer Zeit dem Haus Östreich gedroht hätten. Minder günstig für den Kaiser endete der Streit zwischen ihm und dem päpstlichen Hof. Bei der Darstellung

1) Die Convention wurde in der Folge streng gehalten, auch als Karl XII. im Unglück und todt war. „Kirchen und was dem anhängig wurden nicht mehr eingezogen, und was sie (nämlich Josef I. und Karl VI.) nur erfahren, wurde durch gnädige Befehle bald geändert, wofür ihnen Gott in der Ewigkeit aus Gnade lohnen wolle.“ So Hensel in seiner protestantischen Kirchengeschichte.

deſſelben iſt es nöthig, etwas in die früheren Zeiten zurückzugehen.

In der ſpaniſchen Succeſſionsfrage neigte ſich der päpſtliche Hof auf die Seite Frankreichs, theils weil Ludwig XIV. von ſeinem hochfahrenden Weſen gegen den päpſtlichen Hof, von ſeinen nahe an das Schisma grenzenden Maſſregeln zurückgetreten war und die gallikaniſchen Artikel aufgegeben hatte, theils weil der Papſt die Übermacht des Kaiſers in Italien ſcheute. Papſt Clemens XI. hatte den Herzog von Anjou als König von Spanien anerkannt und einen Legaten an ihn abgeſchickt, was ſchon Kaiſer Leopold veranlaſſte, ſeinen Geſandten, Grafen Lamberg, von Rom abzurufen. Ein Streit mit dem Oberhaupt der Kirche lag aber nicht in der Natur Leopolds, deshalb erſchien Graf Lamberg bald wieder in Rom. Anders aber geſtalteten ſich die Angelegenheiten, als Joſef den Thron beſtieg. Abgeſehen davon, daß der Papſt das Recht der erſten Bitte, welches die Kaiſer bisher ausgeübt, von ſeiner Zuſtimmung abhängig machen wollte und den Neuernannten oder Precirten den Antritt des Amtes verbot, wenn ſie nicht den päpſtlichen Indult beibrachten [1]), trat es auch ſonſt deutlich hervor, daß der Papſt für den Kaiſer nicht günſtig geſtimmt ſei. So traf der Papſt Anſtalten, den Kirchenſtaat gegen den Durchmarſch fremder Truppen zu ſichern, ließ es aber ohne Widerrede geſchehen, daß die Franzoſen Ferrara beſetzten. Als aber durch die Generalcapitulation die Franzoſen ganz Oberitalien räumten, muſſte ſich der Papſt freilich den Durchmarſch der kaiſerlichen Truppen nach Neapel gefallen laſſen. Wie nun Graf Daun Neapel erobert hatte und die kaiſerlichen Truppen Winterquartiere in Ferrara und Bologna bezogen, erließ er ein Breve an den Kaiſer, das in ſehr empfindlichen Ausdrücken abgefaſſt war, der Kaiſer aber nahm hierauf keine Rückſicht. Die Unzufriedenheit des Papſtes wurde durch das Verfahren des Kaiſers gegen Parma und Piacenza erhöht. Preuſſiſche Truppen be-

1) Das Recht der erſten Bitte beſtand darin, daß der Kaiſer in den Domſtiftern die erſte nach ſeinem Regierungsantritt erledigte geiſtliche Pfründe beſetzen durfte. Im weſtfäliſchen Frieden war dieſes, von den Kaiſern ſchon früher ausgeübte Recht ausdrücklich beſtättigt.

setzten diese Fürstenthümer, die der Papst als Kirchenlehen betrachtete [1]). Die Kaiserlichen verlangten eine Kriegssteuer, und der Herzog musste sich mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten Marchese Prie zu einer Übereinkunft bequemen, kraft welcher er sich verpflichtete, Mehreres für die Armee zu liefern. Die Geistlichkeit musste den vierten Theil des Betrags zahlen. Dieser Vertrag sowol, als auch daß die protestantischen Feldprediger auf dem Gebiet der Kirche öffentlichen Gottesdienst hielten, musste den Papst als weltliche Macht und Oberhaupt der Kirche kränken. Wie also der Vertrag ihm als Oberlehnsherrn zur Genehmigung vorgelegt wurde, verweigerte er seine Zustimmung und verbot den Vasallen, demselben nachzukommen, und jene, so die ausgeschriebenen Gelder erhüben, bedrohte er mit kirchlichen Strafen. Die kaiserlichen Feldherrn kehrten sich nicht daran, durch verstärkte Einquartierungen wurden die Zahlungen erzwungen und den Klöstern sogar mehr auferlegt, als ursprünglich bestimmt war. Hierüber nun entbrannte des Papstes Zorn. Durch eine Bulle erklärte er den Vertrag für null und nichtig, mit dem Beisatz, daß Diejenigen, die Kirchengüter überfallen, von der Geistlichkeit Steuern eingetrieben, in Folge der Erlasse früherer Päpste thatsächlich im Bann seien.

Die kaiserlichen Generale berücksichtigten das Breve gar nicht, sondern geboten wie vorher, und der Kaiser erließ einen Befehl, daß Niemanden, der in Neapel oder Mailand Pfründen oder Beneficien besaß, die Einkünfte derselben ausgefolgt werden dürfen, wenn er nicht im Lande wohne. Viele Römer wurden durch diesen Schlag hart getroffen, ausserdem wurde die Verbindung mit dem Kirchenstaat und dem päpstlichen Hof sehr erschwert, ja beinahe unmöglich gemacht. Die Kaiserlichen begnügten sich mit dieser negativen Antwort nicht,

1) In der Ligue von Cambrai hatte Papst Julius II. diese Fürstenthümer erobert und mit dem Kirchenstaat vereinigt. Papst Paul III. hatte sie dem Haus Farnese als erbliche Herzogthümer, jedoch als päpstliche Lehen, verliehen. Kaiser Karl V. hatte als Kaiser und als Herzog von Mailand seine Zustimmung versagt, aber das Haus Farnese war im Besitz geblieben und die Päpste betrachteten die beiden Fürstenthümer als Kirchenlehen, die Kaiser als Reichslehen.

ſie rückten in den Kirchenſtaat ein, beſetzten Comacchio, begannen einen Feſtungsbau und ſetzten über ein Thor die Inſchrift: Dem, die alten Rechte Italiens wieder fordernden Kaiſer Joſef. Nun erließ der Papſt ein ſehr eindringliches Breve an den Kaiſer. Man mag die Haltung des Ganzen aus der Schlußſtelle des Breve beurtheilen; ſie lautet ſo: „Hüte dich, theuerſter Sohn — im Namen Jeſu Chriſti, deſſen Stelle wir unwürdig vertreten, reden wir dich zum letztenmal an — hüte dich die Erſtlinge deiner blühenden Jugend mit dem Ärgerniſſe des ganzen chriſtlichen Volkes zu beflecken und deine Regierung mit Kränkungen der Kirche, welche die Braut Chriſti iſt, und ihrer Apoſtel zu beginnen. Um dies vollſtändig einzuſehen und mit Gottes Hülfe zu beſſerer Erkenntniß zu gelangen, ertheilen wir deiner Majeſtät unſeren apoſtoliſchen Segen.“

Der Kaiſer antwortete durch eine donnernde Widerlegung der ſchon erwähnten Nichtigkeitserklärung, er nannte ſie unwürdig nebſt dem darin ausgeſprochenen Bann, denn das Ganze entbehre aller nothwendigen Erforderniſſe der Gültigkeit, beziehe ſich auf keine Todſünde, keine Beharrlichkeit im wiſſentlichen Irrthum, keine vorhergehende Ladung der Perſonen und bezwecke nicht, das Erbe des Herrn zu vertheidigen, ſondern die vermeinten Rechte des römiſchen Hofes auf die Herzogthümer unrechtmäſſig feſtzuhalten. Nach dem Sinn der heiligen Väter und Concilien haben die geiſtlichen Strafen nicht Diejenigen zu fürchten denen, ſondern Die, von denen ſie ungerechter Weiſe auferlegt werden. Der Kaiſer ſtellt dem Richter alles Fleiſches und jedem unbefangenen Menſchen die Sache zur Beurtheilung heim.

Zu derſelben Zeit erklärte der Kaiſer den Herzog von Mantua und Montferrat in die Acht, weil er mit Frankreich im Bunde geweſen. Der kaiſerlichen Macht in Italien ſchien nichts mehr widerſtehen zu können. In ganz Europa war keine Macht, die ſich des Papſtes hätte annehmen können, er aber ließ den Muth nicht ſinken. Auf dem Petersplatz ließ er eine Fahne aufpflanzen, ſie wies den gekreuzigten Heiland, neben ihm die Apoſtelfürſten Peter und Paul und die Aufſchrift: „Herr, vertheidige deine Sache!“ Zugleich rief er alle

päpstlichen Unterthanen in fremden Diensten zurück, erhob aus dem Schatz Sixtus V. in der Engelsburg 500,000 Scudi und beschloß das päpstliche Heer auf 25,000 Mann zu erhöhen. Zugleich erließ er eine Abmahnung an den Kaiser, die sowol von des Papstes Kühnheit als von der Gefahr Kunde gibt, in der er sich befand, und die ich deshalb hier folgen lasse: „Wir haben bisher einen grossen Beweis unserer Geduld und Sanftmuth gegeben, indem wir, obwol wir oftmals von dir, o Kaiser, gekränkt und sogar von deinen Waffen verletzt worden sind, doch kein Verlangen nach Rache gehegt, vielmehr das an uns verübte Unrecht übersehen und zu keiner ernsten Strafe gegriffen haben. Unser Verfahren gegen dich und andere Fürsten ist stets das eines guten Vaters gegen seine Söhne gewesen, der allen mit gleicher Liebe begegnet, und keinen vor dem andern bevorzugt. Da aber diese Gelindigkeit und Nachsicht, anstatt dich in dem der Kirche schuldigen Gehorsam zu befestigen, deinen Entschluß, ihr Schaden und Untergang zu bereiten, verstärkt zu haben scheint, so werden wir nunmehr, mit Beseitigung von Glimpf und Güte, die Pflichten unseres Amtes mit Strenge zu erfüllen wissen. Wir denken, dein eigenes Gewissen wird dir sagen, in wessen Banden du verstrickt bist, da du einen beträchtlichen Theil des kirchlichen Gebietes feindlich verwüstet, Einkünfte und Gefälle, welche den Dienern der Kirche zu ihrem Unterhalte gebühren, mit gewaltthätiger Einziehung dir selbst zugeeignet hast. Dazu kommt, wie wir aus Schriften von dir ersehen, daß du die Sache unseres Herrn Jesu Christi und seines Statthalters auf Erden selbst zu richten unternimmst. Stehe ab, Sohn, und wende dein Herz zurück zur treuen Ehrfurcht gegen die Kirche. Wir werden dann dein Unrecht vergessen und dich als den erstgebornen Sohn lieben. Wenn du aber in so unbesonnenem Entschlusse beharrst, so werden wir die väterliche Milde von uns werfen und gegen dich als einen widerspenstigen Sohn mit dem Banne und, wenn es nöthig sein sollte, auch mit Waffen zu Werke gehen, und nichts fürchten, was daraus auch immer entstehen möge: denn wir vertheidigen die Sache unseres Herrn Jesu Christi und seiner Kirche. Christus selbst wird uns Kraft zum Siege verleihen,

„und wenn du dich nicht schämst, die Kirche, ja Gott selbst anzutasten und von der uralten östreichischen Frömmigkeit abzugehen, die vormals in der eifrigen Ergebenheit eines Leopold für den heiligen Stuhl sich kund gethan hat, so wird derselbe Gott, welcher Königreiche gibt, sie wieder hinwegnehmen [1])."

Der Papst hätte den Kaiser unstreitig in den Bann gethan, aber das Cardinalscollegium wollte die Angelegenheit nicht zum Äussersten gedeihen lassen, und schrieb deshalb vermittelnd an den Kaiser. Ausserdem bekam aber der Papst noch von einer andern Seite Hülfe. Die Alliirten des Kaisers nämlich misbilligten sein Verfahren gegen den Papst, sie meinten, daß die Truppen, die der Kaiser gegen diesen gebrauchte, in Spanien zweckmässiger anzuwenden wären. Die preussischen Truppen und jene von Sachsen-Gotha erhielten von ihren Souverainen den Befehl, sich in diesen neuen Kampf nicht zu mischen und dem kaiserlichen Feldherrn Daun in diesem Punct nicht zu gehorchen. Als aber Daun den preussischen und sächsischen Befehlshabern zu wissen gab, daß er durchaus nicht angriffsweise verfahren dürfe, ja daß es ihm sogar verboten sei, Feindseligkeiten zu erwidern, fügten sie sich wieder seinem Commando. Diese Verhaltungsregeln Dauns bewiesen hinreichend, daß der Kaiser es nicht auf das Äusserste ankommen lassen wolle. Daun begnügte sich, die päpstlichen Truppen zurückzumanoeuvriren und immer näher gegen Rom vorzurücken. Da entschloß sich der Papst nachzugeben. Er versprach seine Truppen bis auf 5000 Mann 1708
zu entlassen, Karl als König von Spanien anzuerkennen und 15. Jan.
ihn mit der Krone beider Sicilien zu belehnen, dagegen versprachen die Kaiserlichen, den Kirchenstaat zu räumen, Comacchio ausgenommen. Der Streit über diese Stadt, sowie über Parma und Piacenza, sollte durch den kaiserlichen Gesandten und einige Cardinäle entschieden werden.

Scheinbar stand der Vortheil auf des Kaisers Seite, denn er hatte die Anerkennung seines Bruders erzwungen, aber in der Wirklichkeit hatte er sich grossen Schaden zuge-

1) Nach der Übersetzung K. A. Menzels in der Neueren Geschichte der Deutschen, Bd. IX, S. 478.

fügt, denn die Truppen, die er dieses Streites wegen in Italien halten musste, hätten viel besser in Spanien verwendet werden können, um Karls dort sinkende Macht zu unterstützen. Noch schädlicher aber war es, daß dieser Streit mit dem Papst in dem streng katholischen Spanien der Behauptung der Franzosen Eingang verschaffte, daß man einen Protestanten auf den spanischen Thron erheben wolle.

In eben dem Maß als die Kriegszuversicht des Kaisers und seiner Alliirten durch Sieg und günstige politische Verhandlungen erhöht wurde, in eben dem Maß sank die Widerstandsfähigkeit Ludwigs XIV. Seine Feldherren waren jenen des Kaisers und der Alliirten nicht gewachsen, unter sich entzweit, die Heere entmuthigt, Italien verloren, die Grenze Frankreichs bedroht, das Land selbst verarmt, entvölkert. Das Drückende dieser Lage wurde durch einen überaus strengen Winter und sein Gefolg, Theuerung und Hungersnoth, erhöht. An mehreren Orten brachen schon Aufstände aus. Es war beinahe unmöglich, den Krieg fortzusetzen; der König dachte ernstlich an Frieden. Schon drei Jahre früher hatte Ludwig XIV. durch geheime Unterhändler, namentlich durch den Arzt Helvetius, und später durch den Präsidenten des grossen Rathes, Rouillé, den Holländern Friedensvorschläge gemacht, in den folgenden Jahren wurden diese Vorschläge durch andere Unterhändler erneuert, aber ohne Erfolg, denn sie waren nicht ernstlich gemeint, sondern sollten blos die Alliirten trennen. So ließ z. B. Ludwig XIV. den Holländern eröffnen, er wolle Spanien, das Mailändische, die Niederlande und beide Indien aufgeben, den Holländern eine hinreichende Barrière und bedeutende Handelsvortheile zugestehen, wenn sie seinem Enkel Philipp Neapel und Sicilien sichern wollten. Aber während dies den Holländern angeboten wurde, sollte der Papst als Friedensvermittler am wiener Hof auftreten und dem Kaiser Italien und die Niederlande für Erzherzog Karl anbieten, wenn er seine Ansprüche auf Spanien und die übrigen Erbländer Philipp überlassen wolle. Diese perfiden Schritte hatten keinen Erfolg gehabt. In der jetzigen Noth Frankreichs war es aber dem König mit den Friedensverhandlungen Ernst.

Er ließ durch den holſteiniſchen Reſidenten im Haag, er hieß Petteun, dem Großpenſionair Heinſius eröffnen, er willige in die Abtretung der ſpaniſchen Monarchie an Öſtreich, in die Barriere zur Sicherſtellung Hollands und einen für Holland vortheilhaften Handelstractat mit Frankreich. Heinſius theilte dies dem Herzog von Marlborough und dem kaiſerlichen Geſandten im Haag mit. Das Reſultat dieſer Mittheilung war die Antwort: der König möge einen förmlichen Bevollmächtigten ſchicken und durch dieſen beſtimmt ausgeſprochene Friedensanträge ſtellen. Zu dieſem Ende ſandte Ludwig den ſchon erwähnten Präſidenten Rouillé mit Vollmachten nach Holland ab. 1709 März Es hatten ſich indeſſen auch Bevollmächtigte der übrigen verbündeten Mächte im Haag eingefunden. Die Erwartung von ganz Europa war auf Ludwigs Friedensanträge geſpannt. Sie zeugten von ernſtlicher Friedensabſicht. Er wollte Spanien, Amerika, Mailand und die Niederlande, auch Sardinien und die ſpaniſchen Plätze an der toscaniſchen Küſte preisgeben; für ſeinen Enkel Philipp wünſchte er nur Neapel und Sicilien zu erhalten. Den Holländern verſprach er anſehnliche Handelsvortheile und eine feſte Barriere in Flandern. Ludwig verſprach ferner: wenn dieſe Puncte geordnet ſein würden, den Beitritt ſeines Enkels Philipp zu erwirken, und wenn Philipp hierauf nicht eingehen ſollte, die franzöſiſchen Truppen aus Spanien zu ziehen. Dem Frieden mit Kaiſer und Reich ſollte der ryswicker Frieden zur Grundlage dienen; den Engländern verhieß Ludwig die Anerkennung der Thronfolge in der jetzt regierenden proteſtantiſchen weiblichen Linie des Hauſes Stuart und die Fortſchaffung des Prätendenten aus Frankreich. Dieſe Anträge waren ſo ſchön, daß ſich jeder Unbefangene wundern muß, daß ſie nicht alſobald angenommen wurden. Aber Prinz Eugen, Marlborough und Heinſius fanden dieſe Anträge gering und erklärten dem franzöſiſchen Bevollmächtigten, daß Frankreich beſſere Anträge ſtellen müſſe, ſonſt würde man die Unterhandlungen abbrechen und Rouillé zurückſchicken. Eugen erklärte ihm insbeſondere, ohne die völlige Rückgabe der ſpaniſchen Monarchie und die unbedingte Herſtellung des münſterſchen Friedens ſei an Frieden gar nicht zu denken.

In Paris gerieth man über diese Zurückweisung der französischen Friedensanträge in grosse Verlegenheit. Aber die Noth in Frankreich, die Erschöpfung des Landes war so groß, daß Ludwig sich zu noch viel härteren Bedingungen entschloß. Aus den Anträgen, die er den Alliirten neuerdings stellen ließ, ergeben sich zugleich die Ansichten der Alliirten, die sie bei den Verhandlungen mit Rouillé hatten durchschimmern lassen. Ludwig entschloß sich, nicht nur Maubeuge und Tournai zurückzugeben, sondern auch Lille den Holländern zu lassen, wenn sie es nicht vorziehen sollten, statt Lille, die Schleifung der Festungswerke und die Ausfüllung des Hafens von Dünkirchen anzunehmen. Im deutschen Reich sollte Alles nach dem Inhalt des westfälischen Friedens hergestellt werden, folglich wollte der König auch Strasburg zurückgeben, und zwar in dem Stand, wie es bei der französischen Besitznahme gewesen. Für seinen Enkel Philipp wollte sich Ludwig mit dem Königreich Neapel ohne Sicilien begnügen, die Angelegenheit der beiden Kurfürsten von Köln und Baiern sollte bis zu dem allgemeinen Frieden vertagt, der Prätendent Jakob Stuart aus Frankreich entfernt werden. Für Frankreich begehrte Ludwig nur die Rückgabe jener Eroberungen, die der Herzog von Savoyen in Frankreich gemacht. Um die Unterhandlungen zu beschleunigen, ging zur Unterstützung des Präsidenten Rouillé der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Marquis Torcy nach
Mai Holland ab. Er besaß das Vertrauen seines Herrn im hohen Maß, war mit der Lage Frankreichs vollkommen vertraut, stand mit Recht im Ruf grosser Geistesfähigkeiten und war mit Geld und Wechseln hinreichend versehen, um, wenn möglich, durch Geschenke oder Bestechungen auf die Minister der Verbündeten zu wirken.

Die Verhandlungen begannen; aber die Alliirten stiegen mit ihren Forderungen immer höher. Frankreichs äusserste Noth berücksichtigend, entschloß sich Torcy die ganze spanische Monarchie abzutreten; aber auch damit waren die Alliirten nicht zufrieden. Sie forderten die Abtretung des ganzen Elsaß und die Rückgabe von Terreneuve; hiezu war Torcy nicht bevollmächtigt. Um aber den immer steigenden Forde-

rungen der Alliirten Schranken zu ſetzen, ſchlug Torcy vor, die Alliirten möchten ihre Forderungen in einem Präliminarvertrag zuſammenfaſſen und ihm denſelben mittheilen. Dieſer Vorſchlag gefiel und der Rathspenſionair Heinſius übernahm die Arbeit ſelbſt. Die Präliminarpuncte beſtanden aus 40 Artikeln und enthielten im Weſentlichen Folgendes:

Anerkennung Karls III. als König von Spanien und beider Indien; Übergabe des geſammten ſpaniſchen Erbreichs ohne alle Trennung und Zerſtückelung an das Erzhaus Öſtreich in ſpäteſtens zwei Monaten, Abzug aller franzöſiſchen Truppen oder ſonſtiger Hülfe aus Spanien; ja ſogar Verwendung derſelben gegen den Herzog von Anjou, wenn ſelber ſich weigern ſollte, im beſtimmten Zeitraum die von ihm beſetzten Landſtriche zu räumen, oder überhaupt dieſem Ultimatum beizupflichten; Verzichtleiſtungen von Seiten Frankreichs und aller Prinzen aus dem Hauſe Bourbon, irgend ein Stück der ſpaniſchen Erbſtaaten, unter was immer für einen Titel, je an ſich zu bringen; Übergabe aller, in den ſpaniſchen Niederlanden oder Flandern eroberten oder in Beſitz genommenen Städte und Feſtungen. Dies waren die Puncte, die alle Verbündeten betrafen, für einzelne wurde noch Mehreres begehrt. Namentlich für England: Anerkennung der Thronfolge in der proteſtantiſchen Linie, Entfernung des Prätendenten aus Frankreich, Verzichtleiſtung auf Neufundland, Schleifung aller Befeſtigungen von Dünkirchen nebſt dem Verſprechen, ſelbe nie wieder aufzubauen; ein Handelsvertrag, der die Franzoſen von dem unmittelbaren Verkehr mit den ſpaniſchen überſeeiſchen Provinzen beinahe ganz ausſchloß. Für Holland eine namentlich und geographiſch angegebene ungeheuere Barriere. Für den Kaiſer und das Reich: die Abtretung von Strasburg und dem ganzen Elſaß. Die übrigen Verbündeten: Preuſſen, Hannover, Kurpfalz, Savoyen, Portugal, waren nicht minder günſtig bedacht, indeſſen das Loos der beiden Verbündeten Frankreichs, der Kurfürſten von Baiern und Köln nämlich, in zweideutigen Ausdrücken auf den allgemeinen Congreß zur Entſcheidung verwieſen wurde.

Eugen und der kaiſerliche Bevollmächtigte Sinzendorf,

Marlborough und der englische Gesandte Townshend und die holländischen Bevollmächtigten unterschrieben diese Artikel; als man sie aber dem Marquis de Torcy zur Unterschrift vorlegte, weigerte er sich, weil er zur Annahme einiger Artikel nicht hinlänglich bevollmächtigt sei und reiste nach Paris ab, um, wie er sagte, seines Königs Willen einzuholen.

Wenn man diese Artikel unbefangen betrachtet, so läßt sich nicht begreifen, wie irgend Jemand glauben konnte, Ludwig XIV. werde sie annehmen. Torcy selbst rieth ihm davon ab. Sofort rief der König den Präsidenten Rouillé vom Haag ab und widerrief alle Anerbietungen, die er den Alliirten bisher gethan. Ludwig erließ zugleich ein Circularschreiben an sein Volk, worin er offen über die Friedensverhandlung sprach. Er sagte, daß er zu jedem Opfer bereit gewesen, um den Frieden herbeizuführen, aber unmöglich könne er Krieg gegen seinen Enkel führen. Muß Krieg sein, so ist es besser, gegen blutdürstige Fremde zu kämpfen, als Brüder gegen Brüder. So der König.

Ludwig hatte in seinem Verfahren vollkommen recht. Die französische Nation erhielt durch ihres Königs Auftreten neue Schwungkraft, und, obgleich erschöpft, unterzog sie sich freudig neuen Anstrengungen.

Wenn die überspannten Forderungen der Alliirten das Erstaunen jedes denkenden Menschen erregen müssen, so erreicht das Befremden den höchsten Grad doch erst dadurch, wenn man vernimmt, daß dem Kaiser selbst diese Bedingungen noch zu gering erschienen. Er misbilligte die Präliminarartikel, weil man dem Reich keine hinreichende Barriere bestimmt, das Interesse des Herzogs von Lothringen vernachlässigt habe, weil die Anerkennung der neunten Kurwürde die Restitution des Kurfürsten von Baiern stillschweigend voraussetze, weil die Präliminarartikel dem König Karl und Philipp von Anjou Verpflichtungen auflegen, ohne daß sie deshalb gefragt worden, weil man Philipp die Freiheit lasse, die Alliirten anzugreifen, wobei Frankreich seine gewöhnliche Rolle spielen werde; endlich sei der Präliminarvertrag nicht bindend, da die französischen Bevollmächtigten ihn nicht unterschrieben und die kaiserlichen zur Unterschrift entweder ge-

zwungen, oder doch damit übereilt worden ſeien. Dieſe Misbilligung erſchien den Generalſtaaten ſo befremdend, daß ſie dagegen dringende Vorſtellungen erhoben, und der kaiſerliche Geſandte im Haag, Graf Sinzendorf, ſandte den Baron von Heems eigens nach Wien, um dem Kaiſer das ganze Verhältniß klar zu entwickeln und dadurch auf die Bahn der Eintracht mit den Alliirten zurückzuführen, von der er ſich durch ſeine Misbilligung einen Augenblick entfernt hatte.

In Italien und am Rhein geſchah nichts von Bedeutung. Die beiden Armeen daſelbſt ſollten in Frankreich eindringen, ſich in der Franche Comté vereinigen und die unzufriedenen Franzoſen in den Cevennen zum Aufſtand vermögen. Aber der Plan ſcheiterte aus mehreren Urſachen. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt ſchwer, in ſo groſſen Entfernungen, als die beiden Heere ſtanden, Maſſen mit Genauigkeit übereinſtimmend wirken zu machen, hier aber traten noch beſondere erſchwerende Umſtände ein. Der Herzog von Savoyen, der das italieniſche Heer befehligen ſollte, weigerte ſich daſſelbe zu führen. Die Urſache war ſeine Mishelligkeit mit dem wiener Hof. Es iſt ſchon geſagt worden, daß der Herzog ſeit dem Entſatz von Turin immer auf die Vergröſſerung ſeines Gebietes bedacht war; er glaubte ſeinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er unter dem Titel der Lehen, die ihm der Kaiſer zu verleihen verſprochen, immer gröſſere und gröſſere Gebiete anſprach, die ihm der Kaiſer nicht zugeſtehen wollte; als aber, durch die Vermittlung der Seemächte, zur Schlichtung des Zwieſpaltes ein Congreß in Mailand beſtimmt wurde, verſprach zwar der Kaiſer den Biſchof von Fünfkirchen, Freiherrn von Neſſelrode, als kaiſerlichen Bevollmächtigten zu ſchicken, aber dieſer wurde vergebens erwartet; der Herzog von Savoyen hingegen wollte vor der Ausgleichung ſeiner Anſprüche den Oberbefehl des Heeres nicht übernehmen. So ging viel Zeit verloren. Endlich überließ er die Leitung der Truppen dem kaiſerlichen Feldmarſchall Graf Wierich Daun. Dieſer drang zwar in Frankreich vor, aber die piemonteſiſchen Generale legten ihm mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Als Daun die Nachricht erhielt, daß jenes Truppencorps, welches vom Rhein aus unter dem General

Mercy abgesendet worden, um sich mit ihm zu vereinigen geschlagen sei, ging er wieder nach Piemont zurück. Mercy, der dritte kaiserliche General dieses Namens, war vom Kurfürsten von Hannover, der am Rhein befehligte, mit 6000 Mann auserlesener Truppen abgeschickt worden, um sich mit Daun zu vereinigen, aber durch falsche Nachrichten getäuscht, ließ er sich bei Rumersheim mit den ihm gegenüber stehenden Truppen in ein Gefecht ein und wurde durch die Übermacht gänzlich geschlagen. Er verlor beinahe die Hälfte seiner Mannschaft, mit dem Rest zog er sich wieder zum Kurfürsten von Hannover zurück, der in diesem Feldzug nichts weiter unternahm.

Die bedeutendsten Kriegsereignisse hatten in diesem Jahr in den Niederlanden statt. Auf der Seite der Alliirten befehligten Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough. Die Franzosen führte Marschall Villars, unstreitig der beste und zugleich bei der Armee beliebteste Feldherr Ludwigs XIV. Seine Anwesenheit erfüllte nicht nur die gemeinen Krieger mit freudiger Kampfeszuversicht, auch die höheren Officier rechneten auf Sieg und dienten gern unter ihm. Marschall Boufflers, einer der ältesten und besten Generale, auch in diesem Krieg durch die Vertheidigung von Lille höchst ruhmvoll bekannt, erbat es sich vom König als Gnade, unter Villars zu dienen. Obwol älter an Rang, reihte er sich freudig unter Villars' Befehl und leistete in steter Eintracht mit ihm wichtige Dienste. Anderseits war die verbündete Armee mit blindem Vertrauen zu dem Talent, dem Glück ihrer Führer erfüllt und blickte stolz und zuversichtlich auf die Siege zurück, die sie errungen und die nun der Triumph über Villars krönen sollte. Durch geschickte Bewegungen täuschten die Verbündeten den französischen Feldherrn über ihre wahren Absichten, und plötzlich standen sie vor Tournai und belagerten
Juni ten diese berühmte Festung. Alle Versuche Villars', die Stadt zu entsetzen, mislangen; nach heldenmüthiger Gegenwehr von
3. Sept. 51 Tagen fiel Tournai in die Hand der Alliirten. Nun gedachten Eugen und Marlborough, Mons zu belagern. Um dies zu hindern, ging ihnen Villars entgegen. Die Stärke der Heere war gleich. Bei Villars war der alte Boufflers

und der Prätendent von England, bei den Alliirten der Kronprinz von Preussen. In der Ebene von Malplaquet wurde die hartnäckigste, blutigste Schlacht des ganzen Krieges geschlagen. Sie währte den ganzen Tag; Prinz Eugen er- 10. Sept.
hielt einen Streifschuß hinter dem Ohr, die Officiere beschworen ihn, sich wegzubegeben und verbinden zu lassen, er antwortete: „dazu ist noch am Abend Zeit, wenn ich ihn erlebe." Villars bewies eben so viel persönliche Tapferkeit als der Prinz, dem er gegenüberstand; schon war ihm ein Roß unter dem Leib erschossen worden, als eine Flintenkugel ihn über dem Knie traf. Unfähig, sich zu Pferd zu halten, rief er nach der Sänfte, die sich bei den Handpferden befand, denn er wollte das Schlachtfeld nicht verlassen; aber Blutverlust und Schmerz stürzten ihn in Ohnmacht, er wurde nach Quesnoy zurückgebracht. Boufflers übernahm an seiner Stelle die Leitung der Schlacht. Der Kampf dauerte fort mit immer steigender Erbitterung, endlich musste Boufflers das Schlachtfeld räumen. Der Rückzug der Franzosen geschah in schöner Ordnung und ehrenwerther Haltung, Marschall Boufflers leitete ihn. Eugen und Marlborough nannten den Rückzug ein Meisterstück. Der Verlust der Franzosen wird auf 14,000 Mann an Todten und Verwundeten angegeben; jener der Sieger war weit grösser, er kann mit Sicherheit auf 20,000 Mann gerechnet werden. Die Franzosen hatten mit sehr viel Tapferkeit gefochten, was nach so vielen Niederlagen doppelte Anerkennung verdient. Von den Alliirten schrieb ein französischer Officier kurz nach der Schlacht: „Eugen und Marlborough werden an diesem Tag zufrieden mit uns gewesen sein. Es war im Grund das erste Mal, daß sie auf eine ihrer würdige Gegenwehr stiessen. Wer mag ihnen wol widerstehen, wenn ein Heer von 100,000 Mann Kerntruppen, zwischen zwei Wäldern aufgestellt, mit dreifachen Verschanzungen vor der Front, worin vom ersten bis zum letzten jeder seine Pflicht als braver Mann that, dennoch nicht vermochte, ihren Siegeslauf nur einen Tag aufzuhalten. Muß man da nicht bekennen, daß diese Beiden höher stehen als alle Helden und Heroen der Vorwelt?" Der Hauptgewinn war aber, daß die Verbündeten nun un

gestört die Belagerung von Mons beginnen konnten. Eugen belagerte die Stadt, Marlborough nahm eine feste Stellung, um die Belagerung zu decken. Die Besatzung war schwach und sowol mit Kriegs- als Mundvorrath schlecht versehen. Der Herzog von Berwick, der statt des verwundeten Villars den Befehl der Armee übernommen, rückte zwar vor zum Entsatz der Stadt, fand aber Marlborough in solcher Stellung, daß er ihn nicht anzugreifen wagte, und so musste die Stadt sich endlich, nach 26tägiger rühmlicher Vertheidigung,
20. Oct. ergeben. Mit dieser Eroberung endete der Feldzug in den Niederlanden. Der unglückliche Ausgang dieses Feldzugs, die immer zunehmende Erschöpfung Frankreichs vermochten Ludwig XIV. zu neuen Friedenseröffnungen. Gertruidenburg wurde zu den Conferenzen bestimmt. Die französischen Bevollmächtigten, Marschall Hurelles und Abbé Polignac, waren vom König ermächtigt die Präliminarartikel, so wie sie im vergangenen Jahr von den Alliirten waren vorgeschlagen worden, anzunehmen, die einzige Bedingung ausgenommen, daß der König die Waffen gegen seinen Enkel führen solle. Zur Sicherstellung, daß der König seinem Enkel keinen Beistand leisten werde, wenn er sich weigern sollte Spanien abzutreten, durften sie den Holländern vier Plätze in Flandern anbieten; sollte aber Alles fehlschlagen, so sollten die Gesandten erklären, daß sie sich für Philipp mit dem spanischen Navarra begnügten, wenn nur der König dafür der Verpflichtung enthoben wird, gegen seinen Enkel Krieg zu führen. Als die
1710 März holländischen Abgesandten, mit denen vorzugsweise unterhandelt wurde, hierauf nicht eingingen, erklärte der König von Frankreich, man möchte seinem Enkel nur eine kleine Entschädigung bewilligen; würde Philipp diese nicht annehmen, so wolle er, Ludwig, ihm weder mittelbar noch unmittelbar Beistand leisten, ja sogar es als Friedensbruch ansehen, wenn er gegen die königlichen Befehle Ludwigs einen einzigen Franzosen in seine Dienste nehmen würde. Auch dies blieb ohne Wirkung. Endlich erklärten die französischen Bevollmächtigten, ihr König sei mit Sicilien und Sardinien als Entschädigung für Philipp zufrieden; wolle Philipp hierauf nicht eingehen, so sei der König bereit, die Alliirten mit Hülfsgel-

dern zu unterſtützen, um Philipp zur Einwilligung und wirklichen Ceſſion zu bringen. Ludwig wollte monatlich zu dieſem Zweck eine Million Livres zahlen, Valenciennes und den ganzen Elſaß obendrein abtreten, wenn nur dann keine weiteren Forderungen geſtellt und die geächteten Kurfürſten reſtituirt würden. Es war Wahnſinn, dieſe Bedingungen nicht anzunehmen.

Als Philipp dieſe Verhandlungen erfuhr, erklärte er ſeinem Großvater, daß er entſchloſſen ſei, Spanien zu behaupten und nie was immer für eine Entſchädigung dafür anzunehmen. In Folge dieſer Erklärung traten nun die franzöſiſchen Bevollmächtigten von allen Entſchädigungsprojecten zurück, erneuerten aber ihr früheres Geldanerbieten. Die Schlußerklärung der holländiſchen Deputirten lautete dahin: es ſei der Wille der Alliirten, daß der König es allein auf ſich nehmen ſolle, ſeinen Enkel entweder durch Vorſtellungen, oder durch Waffengewalt zur Verzichtleiſtung auf die ganze ſpaniſche Monarchie zu zwingen. Die Alliirten wollen ſich weder auf Hülfsgelder, noch auf die Vereinigung franzöſiſcher Truppen mit den ihrigen verlaſſen; die einzige Sicherheit, die ſie begehren, ſei die Vollziehung aller Präliminarartikel binnen zwei Monaten; nach Verlauf dieſer Zeit ſei der Stillſtand zu Ende und der Krieg müſſe neuerdings beginnen.

Es waren vorzüglich die beiden Höfe von Wien und Turin, die auf dieſen überharten Bedingungen beſtanden: der wiener Hof, weil er die Zerſtückelung der ſpaniſchen Monarchie nicht geſtatten wollte; der Herzog von Savoyen, weil er bei ſpäteren Unterhandlungen Sicilien zu erlangen hoffte.

Zur Verwerfung aller franzöſiſchen Friedensanträge trug nicht wenig die Eintracht bei, in der die drei Hauptperſonen des Krieges, Eugen, Marlborough und Heinſius, mit einander lebten. Alle drei hatten beſondere Gründe, die Fortſetzung des Krieges zu betreiben. Eugen hatte auſſer den Abſichten ſeines Hofes, der, wie ſchon geſagt, die Friedensanträge zu gering fand, den Wunſch, an Ludwig XIV. die Unbill ſeiner Zurückſetzung zu rächen und es Ludwig ſchwer und immer ſchwerer empfinden zu laſſen, was er an ihm zurückgewieſen; Marlborough bedurfte des Krieges, des Ruhmes und des

Geldes wegen, und um die Whigs, zu denen er gehörte, am Staatsruder zu erhalten. Heinsius vergalt aus republikanischem Stolz dem König von Frankreich durch Niederlagen die Kränkungen, welche er als holländischer Gesandter in Paris hatte verschlucken müssen.

Es lässt sich nicht absehen, wozu sich noch der König von Frankreich hätte entschliessen müssen, wenn die Verhältnisse der kriegführenden Alliirten dieselben geblieben wären, denn während und nach den Verhandlungen hatte der Krieg fortgedauert und Douai, Bethune, Saint Venant und Aire waren von Eugen und Marlborough erobert. Es war der letzte Glücksschimmer der Alliirten; der viel zu hoch gespannte Bogen sollte bald zerbrechen.

Die französischen Bevollmächtigten waren von Gertruidenburg abgereist, die Franzosen rüsteten sich mit Verzweiflung, man möchte sagen, zur letzten Gegenwehr, als plötzlich die Nachricht in Paris eintraf, das englische Ministerium der Whigs sei gestürzt. In ihm verlor einer der Helden des Krieges, Marlborough, seine grösste Stütze, denn das neue Ministerium der Tories war friedliebend. Alsobald leitete der Minister von Frankreich, Torcy, mit dem neuen englischen Ministerium geheime Verhandlungen ein, die einen sehr ernsten Charakter annahmen, als ein unerwartetes Ereigniß der spanischen Successionsfrage eine neue Wendung gab.

1711 Kaiser Josef wurde in Wien plötzlich von den Blattern
17. April befallen und starb nach wenig Tagen, 33 Jahre alt. Drei Tage vor ihm war in Frankreich der Dauphin ebenfalls an den Kinderblattern gestorben. Mit Recht konnte der Papst in der Allocution an die Cardinäle sagen: beide erlauchte Häuser hat der Tod mit gleichem Fuße berührt, die Fürsten in derselben Woche und an derselben Krankheit hinweggerafft. So lehrt die göttliche Weisheit, indem sie auf dem Erdboden spielt, daß nichts so groß und herrlich ist, daß es nicht zugleich vergänglich und hinfällig sei. Wie ist es möglich, daß die Menschen nach solchen Proben die Nichtigkeit der Erdengrösse entweder in ihrer Verblendung nicht gewahr werden, oder in ihrer Thorheit verdecken, oder in ihrem Leichtsinn leugnen!

Dreiundsiebzigstes Capitel.

Die ungrischen Unruhen unter Josef I. 1705—1710.

Josef will mit den Malcontenten Frieden schliessen. Fruchtloser Congreß zu Szécsen und Tyrnau. Rákóczy's Unterhandlung mit den Türken. Verlauf des Kriegs. Rákóczy's Landtag in Siebenbürgen. Rákóczy's Landtag zu Onod. Mordscenen. Massregeln des Kaisers. Rákóczy verliert eine Hauptschlacht. Türken. Palffy unterhandelt in des Kaisers Namen mit Rákóczy. Seine Anhänger erlauben ihm nicht, die Anträge des Kaisers anzunehmen. Er geht nach Polen. Palffy und Károlyi schliessen den szathmárer Frieden. Die Rebellion ist beendet. Rákóczy geht nach Frankreich. Betrachtung über die Rebellionen. Josefs Charakteristik. Seine Kinder.

Die kurze Regierung Kaiser Josefs war mit dem spanischen Successionskriege und den Bewegungen in Ungern ausgefüllt; es ist also hier am Orte, die letzteren darzustellen.

Nach Kaiser Leopolds Tode erließ sowol der Palatin Esterházy als der Commandant von Ofen, Baron Pfeffershoven, jeder für sich, Aufrufe an die ungrische Nation, sich dem neuen Kaiser anzuschliessen. Beide hoben besonders hervor, daß Josef an Allem, was unter Kaiser Leopold geschehen, keinen Theil gehabt habe. Der neue Herrscher wolle den Krönungseid genau einhalten und die Freiheiten der Nation achten. Rákóczy selbst schrieb hierauf dem Kaiser, daß er bereit sei, zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zurückzukehren, da er hoffe, daß der Kaiser die Misstände heben werde, die durch ein verhasstes Ministerium herbeigeführt wurden. Aber Rákóczy konnte seinen Willen nicht durchführen, denn zu sehr von seiner Umgebung abhängend, wurde er von dieser gezwungen, auch ferner unter den Waffen zu bleiben. Die ersten Kriegsereignisse in Ungern waren dem Kaiser nicht günstig. Eperies ergab sich an Rákóczy's Macht. Der Kai-

ser, dem Ungerns Beruhigung am Herzen lag, rief den tapfern, aber seiner Grausamkeit wegen den Ungern verhassten General Heister vom Commando ab und übertrug den Befehl dem General Herberville, einem geschickten, gutmüthigen, alten Manne. Rákóczy achtete ihn als Feldherrn nicht hoch und hoffte ihn in eine Falle zu locken. Aber Herberville lieferte ihm bei Pudmericz eine Schlacht, in welcher Rákóczy 30 kleine Kanonen und 46 Fahnen verlor. Bei Rákóczy befand sich der französische Geschäftsträger Desalleurs und einige französische Officiere. Sie waren aber nicht im Stande, die Truppen so zu disciplíniren, daß sie eine offene Feldschlacht gegen die Kaiserlichen hätten mit Erfolg bestehen können. Rákóczy hatte von Frankreich nicht nur kriegserfahrene Officiere, sondern auch Waffen und Geld erwartet, Desalleurs aber hatte nur Worte und Versprechungen gebracht. Der König von Frankreich war selbst zu bedrängt, als daß er wirkliche Hülfe hätte leisten können.

Um Rákóczy zu gewinnen, gab der Kaiser seine Gemahlin, die bis jetzt in anständiger Haft war gehalten worden, frei; sie reiste zu ihrem Manne. Der Kaiser hoffte, daß der Convent, den Rákóczy nach Szécsen ausgeschrieben, vielleicht zu einer Ausgleichung führen werde, aber es kam ganz anders. Rákóczy wurde neuerdings zum Führer und Haupt der Malcontenten gewählt und schwur, daß er die Confoderation wie sein eigenes Leben vertheidigen werde. Ebenso schwuren die Anwesenden ihm den Eid der Treue! Die Verwaltung der Partei wurde organisirt. Der ausgesprochene Zweck der Versammlung war die Wiederherstellung der gesetzlichen, durch das Haus Östreich verletzten Freiheiten des Landes. Merkwürdig ist es, daß auf diesem Convent die Protestanten dieselben Beschwerden erhoben, die sie seit Jahrhunderten auf den ungrischen Landtagen vorbrachten. Rákóczy selbst sagt, daß er die meisten Schwierigkeiten mit ihnen gehabt habe. Sie forderten 90 Kirchen von ihm zurück, was ihm, der selbst katholisch war und seine katholischen Anhänger schonen musste, in grosse Verlegenheit brachte. Die Protestanten wurden, so gut es ging, beschwichtigt. Weil Geld fehlte, ließ Rákóczy 2 Millionen Gulden Kupfermünze prä-

gen, wodurch aber, weil das Geld schlecht war, Theurung und allgemeine Unzufriedenheit herbeigeführt wurde, sodaß das fernere Ausprägen ähnlicher Münze ganz unterblieb.

Rákóczy gedachte nach dem Congreß die Kaiserlichen aus Siebenbürgen zu vertreiben. Er kam mit solcher Übermacht, daß in Klausenburg schon Alles zu seinem festlichen Empfang vorbereitet wurde; aber er erlitt bei Zsibó eine grosse Niederlage und räumte Siebenbürgen. Die Jesuiten erschraken nicht wenig, als nach der Schlacht nicht Rákóczy, sondern General Glögelsberg in Klausenburg einzog und sie wegen des Triumphbogens voll lobpreisender, Rákóczy geltender Umschriften hart anließ.

Indessen war ein Friedenscongreß zu Tyrnau eingeleitet. 1705
Es erschienen ein englischer und ein holländischer Gesandter als Vermittler, denn England und Holland wünschten die Beruhigung von Ungern, damit der Kaiser zum spanischen Successionskriege freie Hand bekomme. Ausser diesen beiden kam aber auch eine nicht amtliche Person, um die Ausgleichung möglich zu machen: es war Rákóczy's Schwester, Juliane, Gräfin Aspermont. Aber weder sie noch die amtlichen Geschäftsträger waren im Stande, die sehnlich gewünschte Ausgleichung herbeizuführen. Daß Josef den Frieden ernstlich wollte, beweist der ganze Hergang der Verhandlung. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, aber der Friede scheiterte an drei Puncten, über welche Josef nicht nachgeben konnte. Erstens wollten die Malcontenten die im Jahre 1687 eingeführte Erbfolge in der Reihe der Erstgeburt nicht anerkennen; zweitens sollte Siebenbürgen wieder von Ungern getrennt und ein selbständiges Fürstenthum werden; drittens sollten alle Angestellten ihre Ämter niederlegen und diese neu besetzt werden. Dies hieß: Josef soll das Recht, wodurch er herrscht, preisgeben, das Reich zerstückeln und seine Getreuen strafen. Wie hätte er dann noch regieren können?

Hatte Rákóczy wirklich die Absicht, sich mit dem Kaiser zu versöhnen? Er behauptet es, und schiebt die Schuld der mislungenen Übereinkunft Bercsényi zu. Aber wenn man auch zugeben will, daß die obenerwähnten unannehmbaren Bedingungen von Bercsényi ausgegangen sind, so bleibt ge-

gen Rákóczy's Aufrichtigkeit noch immer grosser Zweifel übrig, denn während der Verhandlungen in Tyrnau hatte er eine andere, im directen Widerspruch mit derselben stehende diplomatische Verbindung anzuknüpfen gesucht, und zwar mit den Türken. Seine beiden Abgeordneten hiessen Pápai und Horváth. Mit diesen war ein eifriger Protestant, Skolontai, in
1706 Juni Konstantinopel erschienen. Die Ungern hatten seit beinahe 200 Jahren so oft Abgesandte an die Pforte geschickt, daß in der Vorstadt Galata ein Haus, wo sie zu wohnen pflegten, Magyar Serai hieß. Daß aber die ungrischen Gesandten nicht besonders geschätzt wurden, ergibt sich daraus, daß ihr gewöhnliches Absteigequartier in der Vorstadt Galata war, der schmutzigsten Vorstadt Konstantinopels, wo das liederlichste Gesindel der grossen Hauptstadt seinen Vereinigungspunct hatte. Rákóczy's Abgesandte erschienen bei der Audienz nicht in ungrischer, sondern türkischer Kleidung. Sie brachten dem Großvezier ein Geschenk von 10,000 Ducaten und zwei Klumpen Gold, dem Kiaja 3000 Ducaten und der Validé gediegenes
26. Juli Gold. Zugleich reichten sie eine Denkschrift ein, sowol gegen den Kaiser als auch gegen den Fürsten der Walachei und gegen den Czar. Sie klagten den letztern an, daß er Polen und Schweden unterjochen wolle. Sie wurden in ihren Schritten durch den französischen Geschäftsträger Ferriol unterstützt, der unermüdet die Pforte zur Unterstützung Rákóczy's und zum Krieg gegen den Kaiser aufforderte. Ihm entgegen arbeitete der kaiserliche ausserordentliche Gesandte
12. Oct. Quarient von Rall, der die Thronbesteigung Josefs I. anzukündigen in Konstantinopel erschienen war. Quarient erfuhr Alles, was Ferriol unternahm, theils durch zwei Geistliche, einen Minoriten und einen Jesuiten, in Ferriols Haus, theils durch eine deutsche Renegatin, Fatima, die im Harem des Ministers des Innern Zutritt hatte und für ihre Mittheilungen monatlich 25 Thaler erhielt. Der Reis-Effendi Abdulkerim war den Malcontenten gewogen, aber es kam doch weiter zu nichts, als daß der Renegat Achmet — er war ein Modenese und hieß ursprünglich Galosso — der des Deutschen und des Ungrischen kundig war, als Ingenieur zu Rákóczy gesendet wurde, und daß der französische Unter-

händler Desalleurs, den der französische Hof als Commissair zu Rákóczy sandte, frei zu diesem reisen durfte. Nach dem Landtag von Onod — von welchem später die Rede sein wird — erschienen wieder Abgeordnete Rákóczy's in Konstantinopel. Sie brachten dem Großvezier 45 Pfund Gold, dem Kiaja 10,000, dem Mufti und Maurokordato jedem 1000 Ducaten; zugleich berichteten sie, daß der Landtag das Zwischenreich erklärt, dem Kaiser den Gehorsam aufgesagt habe, daß der König von Schweden sich der Protestanten annehme und Rákóczy zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen sei. Aber die Schritte derselben hatten keinen Erfolg. Später wird erzählt werden, wie fruchtlos Rákóczy sich in den Zeiten seines sinkenden Glücks an die Pforte gewendet. Jetzt ist es Zeit, zurückzukommen auf die Kriegsereignisse, die nach den fruchtlosen Verhandlungen von Tyrnau in Ungern stattgefunden haben.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten bezeichnete Rákóczy's Angriff auf Gran. Er nahm die Stadt mit Hülfe des französischen Ingenieurs Le Maire um so leichter ein, als der Commandirende — er hieß Kukländer — ein guter alter Mann, vom Kriegswesen nichts verstand. Er hatte die Stelle durch Geld bekommen. Rákóczy ging hierauf an die Theiß. Er war kaum fort, als Starhemberg vor Gran erschien, die Festung belagerte und in kurzer Zeit wieder eroberte. Graf Forgács hatte die Stadt entsetzen sollen, beschäftigte sich aber statt dessen mit einem Streifzug nach Mähren; so ging die Stadt verloren. Rákóczy zürnte hierüber dem Grafen Forgács dergestalt, daß er ihn einsperren ließ. Forgács wollte aus dem zipser Schlosse entfliehen, aber der Strick, an dem er sich über die Mauer herabließ, riß; er fiel und beschädigte sich den Fuß dergestalt, daß er sein ganzes Leben über krumm blieb. Neuerdings gefangen, wurde er nach Munkács gebracht und dort bis zum Ende des Krieges festgehalten.

General Palffy warf sich in die Insel Schütt und säuberte sie von den Kurutzen. Starhemberg versorgte Leopoldstadt mit Mundvorrath und erwartete den aus Siebenbürgen berufenen General Rabutin, der sich mit ihm vereinigen

sollte. Rabutin aber hatte hiezu keine Lust, denn er wollte das selbständige Commando nicht aufgeben. Er zog zwar aus Siebenbürgen, fand aber die Gegend an der Theiß verwüstet; selbst in Debreczin, dieser grossen sonst bevölkerten Stadt, traf er nicht eine lebende Seele, nicht ein lebendes Thier. Auf Rákóczy's Befehl hatte sich Alles auf das rechte Theißufer geflüchtet. Die Mühlen waren alle zerstört, Rabutins Heer hungerte. Zu Szegedin hätte er nach der Verheissung der Verpflegungsbeamten 20,000 Fässer Mehl finden sollen, es waren aber nur 800 vorräthig. Endlich kam er nach Kaschau und belagerte die Stadt, aber vergebens. Er ging nach Ofen und sandte den Baron Tige mit einer Heeresabtheilung nach Siebenbürgen zurück. Dieser kam zu rechter Zeit nach Siebenbürgen, wo Lorenz Pekry mit 5000 Mann Kurutzen nach Willkür hauste und das Land nach Gutdünken drückte. Tige besetzte Hermannstadt und zog theils einzelne Besatzungen an sich, theils versorgte er die Städte mit Mundvorrath. Auf einem dieser Züge wurde er bei Kötsárd von den Kurutzen des Nachts überfallen; er schwang sich aufs Roß, es wurde augenblicklich unter ihm erschossen; ein Kurutze wollte dem Liegenden das Haupt spalten, Tige aber fasste eine Pistole und schoß den Gegner nieder, bestieg ein zweites Roß und sammelte die Seinen. Während die Kurutzen plünderten, griff er sie wieder an und schlug sie. Dennoch berichtete Pekry an Rákóczy, er habe die Deutschen aufs Haupt geschlagen, und lud den Fürsten nach Siebenbürgen ein.

1707 Rákóczy kam wirklich und schrieb zu Maros-Vásárhely einen Landtag aus. Die Siebenbürger nannten ihn Vater des Vaterlandes und verfassten wahnsinnige Artikel, verbannten das Haus Östreich auf ewig von Siebenbürgen, proscribirten Michael Apafy II., weil er dem Fürstenthume entsagt, und wählten und installirten Rákóczy als Großfürsten. Zwei Abschriften der Maros-Vásárhelyer Artikel sandte Lorenz Pekry nach Hermannstadt; Baron Tige ließ sie auf dem Pranger durch den Scharfrichter verbrennen. Der Gouverneur von Siebenbürgen und die Vornehmsten des Landes erklärten die Zusammenkunft zu Maros-Vásárhely für ungesetzlich und pro-

testirten gegen die Beschlüsse. Rákóczy verließ Siebenbürgen und hat es nie wieder betreten.

Als Rákóczy nach Ungern gekommen war, hielt er zu Onod, im borsoder Comitat, einen Landtag. Die Versammlung fand eigentlich in der Ebene bei Köröm statt, dort stand Rákóczy's Lager; aber allgemein nennt man diese Zusammenkunft doch den Convent von Onod. Die ersten Tage vergingen in den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Begrüssungen, endlich kam der Ernst der Geschäfte an die Reihe. Eine Deputation wurde ernannt, um die Beschwerden des Landes zu sammeln und zu ordnen; auch ward die Einziehung der Güter des Erzbischofs von Kolocza beschlossen und das Verhältniß zwischen dem Kupfer- und Silbergelde festgesetzt. Plötzlich entwickelte sich in den Unterhandlungen eine Scene des Mordes. Christof Melchior Okolicsányi und Rakovszky, beides Abgeordnete des turoczer Comitats, wurden vorgerufen und ihnen die Briefe vorgewiesen, die von der turoczer Gespanschaft an verschiedene Behörden gegen die Conföderation waren geschrieben worden. Okolicsányi und Rakovszky suchten den Inhalt zu entschuldigen; Rákóczy aber hielt eine leidenschaftliche Rede und schloß mit den Worten: „Ich will lieber das Amt eines Führers niederlegen und in einer Ecke des Vaterlandes verweilen, als den Namen «Östreichischer Unterdrücker» tragen.“ Mit diesen Worten sprang er auf und wollte das Zelt verlassen. Klobusitzky hielt ihn dreimal mit mehr Gewalt als Ehrfurcht zurück. Von allen Seiten erhob sich nun Geschrei gegen die beiden Deputirten. Bercsényi riß den Säbel aus der Scheide und durchstieß den Rakovsky. Károlyi versetzte ihm einen Säbelhieb. Valentin und Emerich Illesfai brachten ihm mehrere Wunden bei, der Letztere nahm dem Sterbenden seine Uhr und seinen Gürtel. Okolicsányi verwundet, floh und wurde gefangen. Die Verwirrung war groß, denn es hieß im Lager, Rákóczy sei getödtet worden und seine Leiche liege schon vor dem Zelte. Die französischen Hülfstruppen traten alsbald unter die Waffen und führten Kanonen gegen das Zelt auf, wo die Berathschlagung gehalten worden. Andreas Zay wurde zu ihnen geschickt, um sie zu beschwichtigen. Als sie hörten, nicht Rá-

Krieges. Während dessen war Rákóczy's Glücksstern untergegangen.

Der siegende Kaiser hatte eine allgemeine Amnestie verkündigen lassen und nur Rákóczy und Bercsényi ausgenommen. Den Werth der dargebotenen Gnaden erhöhte der Schrecken des Sieges. General Kriechbaum warf die Kurutzen unter Alexander Károlyi aus Siebenbürgen; Weszprim, Szélsen, Gács ergaben sich nach kürzerer oder längerer Belagerung; bei Wadkert wurden die Rákóczy'schen geschlagen; Andrásy öffnete die Thore von Neusohl. Neuhäusel, Erlau, Eperies nahmen die Kaiserlichen auf. Rákóczi wurde in immer engerem Kreis gegen die Grenze von Polen zurückgedrängt.

In diesem Siegeslauf hatte sich am meisten Johann Graf Pálffy ausgezeichnet; ihm übertrug der Kaiser das Geschäft, das Land durch einen Friedensschluß zu beruhigen. Pálffy schrieb an Alexander Károlyi. Durch seine Vermittelung hatte eine Unterredung zwischen Pálffy und Rákóczy statt. Zu Vaja im Hause des Vaj trafen sie sich Abends. Pálffy verhieß im Namen des Kaisers dem Fürsten vollkommenes Vergeben, den Besitz seines gesammten Eigenthums und was sonst Rákóczy noch an Würden und Gunstbezeigungen verlangen könne, das Großfürstenthum von Siebenbürgen ausgenommen. Der Kaiser werde, wenn Rákóczy schreiben wolle, dieses sowol, als den Ungern und Siebenbürgen alle ihre gesetzlichen Rechte und Freiheiten bestätigen. Rákóczy antwortete: Binnen drei Tagen werde er den Brief an den Kaiser schicken; er wolle bei den Friedensverhandlungen nichts als das Wohl der Nation, dürfe aber ohne den Senat und die Stände der Conföderirten keine Übereinkunft schliessen, und die Zusammenberufung derselben erheische Zeit. Was diesen genehm, werde er genau unterschreiben; als Privatmann wolle er nichts für sich bedingen, damit er nicht einst als Vaterlandsverräther erscheine, der seinen Privatvortheil dem allgemeinen Wohl vorgezogen. Das Gespräch währte tief in die Nacht; am nächsten Morgen schieden sie.

Rákóczy sandte dem Grafen Pálffy den versprochenen Brief an den Kaiser, zugleich aber berief er jene Mitglieder

des conföderirten Senats, die ihm die nächsten waren, zur Berathung. Er stellte ihnen die Frage: ob von jenen Artikeln, die den Grund der tyrnauer Verhandlung hätten bilden sollen, in der gegenwärtigen Bedrängniß etwas nachgelassen werden dürfe? Einstimmig erwiderten die Anwesenden: mit gutem Gewissen könne dieses nicht geschehen; sollte der Friede verhandelt werden, so müsste der gesammte Senat und die conföderirten Stände berufen werden. Hierauf stellte Rákóczy die Frage: ob er sich nach Munkács werfen oder nach Polen gehen solle, um vom russischen Czar, der daselbst erwartet wurde, Hülfsvölker zu erwirken? Das Letztere wurde genehmigt. Hierauf kehrte sich Rákóczy zu den anwesenden siebenbürgischen Räthen und erklärte ihnen: nach Pálffy's Worten sei der Kaiser geneigt, alle Wünsche der Siebenbürger zu genehmigen, die Bestätigung seiner Wahl als Fürst ausgenommen; er wolle sie daher des Eides, den sie ihm geschworen, entbinden und ihnen das Wahldiplom zurückstellen. Die siebenbürgischen Räthe antworteten: sie hätten weder die Macht, noch den Willen, Das zu ändern, was die siebenbürgische Nation beschlossen; im Gegentheil seien sie bereit, ihm über Land und Meer zu folgen, wenn er ihnen im Ausland zu leben geben könne. Dieses war der Hergang und das Ende der Berathung, welche Rákóczy mit den Seinen gehalten. Er reiste nach Polen ab.

Mit Rákóczy verliessen Bercsényi, Forgács, Anton Esterházy und noch mehrere Andere das Land. Rákóczy war noch nicht lange in Polen, als ihm Károlyi nachreiste und neue Friedensanträge von Pálffy überbrachte. Pálffy war vom Kaiser zur Abschliessung des Friedens vollkommen ermächtigt. Rákóczy's Begleiter aber waren Károlyi's Feinde und riethen dem Fürsten, diesen gefangen zurückzubehalten. Aber, wie Rákóczy selbst gesteht, hatte er hiezu kein Recht und sah wohl ein, daß seine Sache verloren sei. Weil aber noch Kaschau und Munkács sich hielten, schrieb er einen Convent seinen Anhängern nach Huszt in der Marmaros aus; Károlyi aber, nach Ungern zurückgekehrt, verlegte den Convent auf sein Gut Nagy-Károly. Wie ein bergabrollendes Rad mit immer steigender Geschwindigkeit läuft, eilten die Rákóczy'schen

wol von den Malcontenten zur Hülfe aufgerufen, leisteten keinen Beistand. Bald nachher trat Tököly unter die Waffen. Er ist der zweite Unger, der, ohne Großfürst von Siebenbürgen zu sein, zu den Waffen griff; er stützte sich auf die Türken und Frankreich. Vertheidigung der Freiheiten des Landes war sein Losungswort.

Obschon Protestant, brauchte er den Protestantismus nicht als Hebel der Bewegung. Er schämte sich nicht, sich von den Türken zum König von Oberungern ernennen zu lassen. Sein Schicksal hing von dem Erfolg der türkischen Waffen ab. Er stand mit ihnen unter den Mauern Wiens, endete aber sein Leben als Flüchtling in Nikomedia, von der Gnade der Türken lebend. — Der letzte Rebell war wieder ein Rákóczy. Von den Türken gar nicht, von Frankreich schwach unterstützt, erlag er der kaiserlichen Macht und starb als Verbannter in Kleinasien.

Von diesen sieben Schilderhebungen waren die vier ersten glücklich. Das Haus Östreich blieb im Nachtheil; dem Hause Zápolya musste es den Königstitel, Siebenbürgen und einen Theil Ungerns zugestehen. Bocskai errang einen Theil von Ungern und Freiheiten für die Protestanten; Bethlen erlangte mehr von Ungern als seine Vorgänger; Rákóczy sicherte den Protestanten große Rechte. Die drei späteren Empörungen waren für die Anführer ungünstig. Zrinyi und seine Freunde verloren das Leben durch den Scharfrichter; Tököly und Rákóczy starben in der Verbannung. Türkische Unterstützung half den drei ersten Empörungen zum Siege. Das vierte Mal, bei Tököly, erwies sich der türkische Beistand unwirksam; das osmanische Reich war schon im Sinken. Unter allen diesen siebenmal erneuten Kämpfen ist kein eigentlicher Religionskrieg. Das Interesse des Protestantismus war zwar mit verflochten, aber nicht eigentlicher Hauptzweck, und bei dem wiener und linzer Frieden dachten Bocskai und Rákóczy wol an die Protestanten, bedingten ihnen Begünstigungen, aber noch mehr dachten sie an sich selbst und an Ländererwerb.

Kaiser Josefs kurze Regierung bestand, wie schon gesagt, im spanischen Successionskrieg und dem Kampf mit den ungrischen Malcontenten. Nachdem ich Beides bis zu des Kaisers

Tod erzählt, bleibt mir nur übrig, von dessen Persönlichkeit Einiges zu sagen. Er war blond und hatte schöne blaue Augen. Zweckmässige Leibesübungen stärkten ihn, und herangereift, erfreute er sich eines kräftigen Körpers. In den sogenannten ritterlichen Übungen war er gewandt. Sein Erzieher, Fürst Salm, war ein Mann von viel Verstand, und Josefs Fähigkeiten entfalteten sich rasch.

Josef lernte gern und viel. Bei der Kaiserkrönung — er war damals zehn Jahr alt — frug er den Erbprinzen von Würtemberg, ob er auch so viel arbeiten müsse? Als der Erbprinz antwortete, er habe dereinst nicht so viele Länder zu regieren und müsse daher auch nicht so viel lernen, rief Josef aus: „Ich sehe wohl, daß ich noch zu wenig arbeite." Josef war der deutschen, lateinischen, französischen, italienischen, spanischen und böhmischen Sprache kundig. Die Kriegswissenschaften studirte er mit besonderm Fleiß, und unter der Anleitung seines Lehrers in der Mathematik, Freiherrn Fischer von Erlach, verfertigte er viele Handrisse in Bau- und Befestigungskunst. Imhoff schrieb den Bildersaal, um dem jungen Prinzen die Geschichte spielend beizubringen. Sein eigentlicher Lehrer in der Politik und Geschichte war ein Doctor der Rechte, Namens Wagner. Kaiser Leopold hatte diesem eigens aufgetragen, den jungen Fürsten auf die Fehler aufmerksam zu machen, die während seiner (Leopolds) Regierung begangen worden. Wagner schrieb zu diesem Zweck eine eigene Geschichte, die, so sagt man, nur in drei Exemplaren gedruckt wurde. Der Buchdrucker wurde deshalb eigens vereidet. Zwei Warnungen, die Wagner seinem kaiserlichen Zögling gab, sind höchst merkwürdig. Die erste war, der Geistlichkeit nicht so viel einzuräumen, als bisher geschehen. Die zweite Warnung war, nicht so viele Ausländer, besonders Italiener, anzustellen. Der Hauptzug des politischen Unterrichts war Haß gegen Frankreich. Sein Religionslehrer hieß Rummel, ein Feind der Jesuiten und Religionsverfolgungen, der seinem Zögling Duldung der Andersglaubenden aus dem Grunde empfahl, weil Gott selbst sie dulde. Dies erregte Lärm und Rummel sollte die Stelle als Lehrer des Erzherzogs verlieren. Aber Josef erklärte, daß er nichts mehr

lernen wolle, wenn Rummel entfernt werden sollte, und Leopold gab den Wünschen seines Sohnes nach.

Die Liebe zu seinen Lehrern ergab sich aus dem Verhältniß, in welchem sie später zu ihrem Zögling standen. Fürst Salm wurde Obersthofmeister, Wagner wurde Freiherr Wagner von Wagenfels und Rummel erhielt das Bisthum Wien. — Als Jüngling war Josef dem Tanz leidenschaftlich ergeben. Noch eine seiner Neigungen wurde in der damaligen Zeit da-
1699 durch bezeichnet, daß bei seiner Vermählung der weibliche Hofstaat aus solchen Personen zusammengesetzt wurde, die unfähig waren, durch Schönheit Eindruck hervorzubringen.

Die Lehre Wagners, der Geistlichkeit nicht zu viel Rechte einzuräumen, wendete Kaiser Josef gleich im Beginn seiner Regierung praktisch an. Der Hofprediger Wiedemann, ein Jesuit, wurde von seinem Amt entfernt, weil er in einer Leichenrede auf Kaiser Leopold sich Ausfälle gegen die Protestanten erlaubt und sich zugleich darüber ausgebreitet hatte, daß nur jene Monarchen glücklich gewesen, die den Jesuiten sich günstig erzeigt. Auch der Druck dieser Predigt wurde untersagt, und zugleich erging eine Weisung, daß sich die Geistlichen jeder Anzüglichkeit wider die Protestanten enthalten sollen [1]). Aber so sehr Josef derlei Übergriffe in ihre Schranken zurückzuweisen wusste und obschon die Jesuiten sich mehr zur französisch-spanischen Partei, als zur östreichischen neigten, obschon er selbst mit dem Papst in harten Streit gerathen war, hielt er die Jesuiten doch aufrecht und willigte durchaus nicht in das Begehren der ungrischen Malcontenten, die, als
1706 sie mit seinem Bevollmächtigten zu Pressburg unterhandelten, die Vertreibung derselben aus Ungern verlangten. Er wusste zu gut, daß der spanische Successionskrieg einmal ein Ende nehmen müsse und daß die Jesuiten dann wieder eine mächtige Stütze seines Throns, seines Hauses und des Katholicismus sein würden.

Josef war prunkliebender als sein Vater und führte eine strenge Unterscheidung der Rangstufen ein. Schon als römischer König hatte er keine Fürsten zu seiner Tafel gezogen.

1) Rink, Leben Josef I., S. 40.

selbst als er durch ihre Länder reiste und in ihren Schlössern bewirthet wurde, und in das letzte Vorzimmer wurden die Gesandten der Fürsten nur dann gelassen, wenn sie Grafen waren; unter Kaiser Leopold durften dort alle Abgesandten, selbst jene von Reichsstädten, eintreten. In seiner Regierungsperiode kömmt kein bürgerlicher Minister oder Gesandter vor, wie sie unter den Ferdinanden und Leopold zu finden sind. Er selbst ging spanisch und kostbar gekleidet und forderte von seinem Hofstaat dasselbe.

In der innern Verwaltung verdient die gröffere Sparsamkeit, die er eingeführt, die Errichtung einer Staatsbank und die neue Halsgerichtsordnung besondere Erwähnung. Die 1707
Staatsbank war freilich nicht nach den jetzigen Grundsätzen errichtet, aber es war doch immer ein bedeutender Fortschritt und obgleich die Halsgerichtsordnung noch die Tortur beibehielt, ließ Josef doch in Bezug auf Hexen, Zauberei und Bündniß mit dem Teufel Milderung eintreten. Die Todesstrafe blieb zwar, aber wurde in vielen Fällen vom bisherigen Verbrennen zur Enthauptung gemildert und die Anwendung der Tortur beschränkt.

Seine Fehler waren Verschwendung, zu der er sich zuweilen hinreissen ließ, ob er gleich bessere Wirthschaft eingeführt hatte, als unter seinem Vater bestanden, und Jähzorn, der oft unüberlegte, schädliche Schritte zur Folge hatte. Seine Erholung war Jagd und Musik. Seine Gemahlin, Wilhelmine Amalie, Tochter Johann Friedrichs von Hannover, war 21 Jahre alt, sie war schön und verständig, sanft und freundlich. An den Geschäften nahm sie keinen Theil. Als Witwe bewohnte sie anfangs die k. k. Hofburg [1]), später das von ihr gestiftete Kloster der Salesianerinnen am Rennweg; 1722
als nach Karl VI. Tode der deutsch-östreichische Successionskrieg ausbrach [2]), zog sie nach Kloster-Neuburg. Sie starb 1742
64 Jahre alt.

Sie hatte drei Kinder geboren. Leopold hatte noch nicht ein Jahr erreicht, als er starb. Maria Josefa und Maria 1701

1) Der Amalienhof hat von ihr den Namen.
2) Siehe des vorliegenden Werkes V. Band.

Amalie, ihre beiden Töchter, hatten sonderbare Schicksale. Durch die Familienanordnung Leopolds I. hätte die Erbfolge in den östreichischen Ländern beim Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes ihnen gebührt, aber Leopolds Anordnungen beruhten auf der Voraussetzung, daß Karl III. den spanischen Thron besteigen würde. Als dies nicht geschah, führte Karl die pragmatische Sanction ein, und die Prinzessinnen, Josefs Töchter, entsagten förmlich dem östreichischen Erbe, als sie vermählt wurden. Und Beide blieben stets dem Interesse des Erzhauses ergeben. Maria Josefa wurde mit August III., Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, vermählt. Der Kurfürst wurde dieser Heirath wegen katholisch. Sie sah ihren Gemahl aus Polen flüchtig und Dresden beim Ausbruch des 7jährigen Krieges von den Preussen besetzt. Sie starb aus Kummer und Betrübniß über die rohe
1757 Behandlung, die sie preussischerseits erfuhr.

Maria Amalie wurde mit Karl Albert, Kurfürsten von Baiern, vermählt. Sie sah ihn einen Augenblick auf dem Thron von Böhmen, sah ihn mit der Kaiserkrone geschmückt, sah ihn aus München vertreiben, in strenger Abhängigkeit von Frankreichs Willen. Nach seinem Tod vermochte sie ihren Sohn mit Maria Theresia Frieden zu schliessen; der Rest ihrer Tage verfloß ruhig. Sie starb, als der 7jährige Krieg
1756 ausbrach.

Vierundsiebzigstes Capitel.

Ende des spanischen Successionskriegs. 1711—1714.

Der Krieg in Spanien von Karls Ankunft in Spanien bis zur Rückkehr. Eroberung von Gibraltar. Karl erobert Barcellona, Catalonien, Murcia, Valencia. Wird in Barcellona belagert; Philipp weicht. Uneinigkeit in Karls Umgebung. Sieg der Franzosen bei Almanza. Folgen. Guido Starhemberg siegt bei Saragossa. Karl in Madrid. Er kann sich nicht behaupten. Schlacht bei Villa-Vicioſa. Karl verläſſt Spanien. Evacua-

tionstractat. Amerika. Regentschaft der Kaiserin. Betrachtungen. Veränderungen des englischen Ministeriums. Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich. Feldzug von 1711. Marlborough wird abberufen. Feldzug von 1712. Friedenscongreß zu Utrecht. Friedensschluß Frankreichs mit allen Mächten ausser dem Kaiser und dem Reich. Fortsetzung des Kriegs. Friede des Kaisers mit Frankreich zu Rastadt. Friede des deutschen Reichs und Frankreichs zu Baden. Barrieretractat. Barcellona.

Es ist schon erzählt worden, daß Kaiser Leopold seinen zweitgeborenen Sohn Karl, für den er das spanische Erbe in Anspruch nahm, nach Spanien gesendet und daß dieser in Portugal gelandet. Jetzt, wo Karl durch den plötzlichen Tod seines Bruders Josef veranlasst wurde, Spanien zu verlassen, ist der schickliche Ort zu erzählen, was sich in Spanien zugetragen, während sich Karl daselbst aufhielt.

Über Holland und England war Karl nach Portugal gekommen. Alsobald erließ er eine Declaration seiner Rechte an den spanischen Thron. Philipp erklärte ihm und den Portugiesen Krieg. Er wurde mit abwechselndem Glück geführt. Der Feldzug bot ein einziges, bleibendes, in der Folge wichtiges Resultat; die vereinte holländische und englische Flotte unter Admiral Rooke erschien vor Gibraltar; die Landtruppen standen unter dem Befehl des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. Binnen wenig Tagen war Gibraltar erobert und im Namen Karls III. — so nannte sich der Erzherzog als König von Spanien — mit englischen und holländischen Truppen besetzt. Von da an ist Gibraltar in den Händen der Engländer geblieben. Das nächste Jahr war das Kriegsglück dem König Karl günstig. Die Franzosen mussten die Belagerung von Gibraltar aufgeben, nicht nur Valentia, Alcantara und Albuquerque den Alliirten überlassen, sondern Karl schiffte sich mit beiläufig 5000 Mann englischer Truppen, unter Lord Peterborough zu Lissabon ein, um Barcellona zu erobern. In Gibraltar wurde noch Prinz Georg von Hessen-Darmstadt mit einigen Hülfstruppen von der Flotte aufgenommen. Diese erschien plötzlich vor Barcellona. Die Stadt war stark befestigt, die Besatzung zahlreich, eine ordent-

1704
7. März
9. März
1705
30. April
22. Sept.

liche Belagerung schien keinen guten Erfolg zu versprechen; Peterborough nahm also zur List seine Zuflucht. Die Truppen waren schon gelandet, als Peterborough, gleichsam von den Hindernissen geschreckt, die Truppen wieder einschiffen ließ. Aber in derselben Nacht stürmte er mit 800 Mann das Fort Montjuich, welches die Festung Barcellona beherrscht, und eroberte es schnell. Der Commandant von Barcellona hielt sich zwar noch eine Zeit; aber ein Pulvermagazin flog in die Luft; die Bewohner waren grösstentheils östreichisch gesinnt; er musste capituliren. Karl hielt feierlichen Einzug in Barcellona und schlug daselbst seinen Sitz auf. Die Provinzen Catalonien, Murcia und Valencia unterwarfen sich ihm beinahe ganz, theils freiwillig, theils durch Waffengewalt gezwungen.

9. Oct.

1706 Im nächsten Jahr war das Waffenglück wechselnd. Philipp hatte den Entschluß gefasst, den Krieg in Spanien durch einen Schlag zu enden. Während der Herzog von Berwick die alliirte Armee unter Las Minas und Galloway in Portugal festhielt, rückte Philipp mit bedeutender Land- und Seemacht vor Barcellona und umlagerte die Stadt. Die Besatzung war schwach; aber die Truppen waren zum Aussersten entschlossen. Die Bürger hielten es aufrichtig mit König Karl, und dieser belebte die Seinen durch die Ritterlichkeit, mit der er jede Gefahr bestand. Der Schlüssel der Festung war der Montjuich. Nachdem der erste Sturm abgeschlagen worden — Philipp hatte geglaubt, das Fort im ersten Anlauf nehmen zu können — begannen die Franzosen das Fort förmlich zu belagern; aber erst nach 22 Tagen ergaben sich die wenigen Engländer, die von der Besatzung desselben noch übrig waren. Indessen regten die Grafen Peterborough und Cifuentes die umliegenden Gegenden auf; die Franzosen wurden unausgesetzt in ihrem Lager beunruhigt; aber dies konnte die Belagerung höchstens erschweren, nicht die Eroberung aufhalten. Schon hatten die Franzosen in den Mauern Barcellonas Bresche geschossen, jede Stunde wurde der Sturm erwartet, als plötzlich eine grosse holländische Flotte vor Barcellona erschien. Das französische Geschwader, welches bisher die Stadt blokirt hatte, zog sich in den Hafen von Toulon

zurück. Nun musste Philipp die Belagerung und die Hoffnung aufgeben, seinen Gegner gefangen zu nehmen. Philipp zog sich so eilig zurück, daß alles Kriegsgepäck im Lager zurückblieb. Er eilte nach Madrid, aber auch hier konnte er nicht bleiben, denn auf die Nachricht, daß Barcellona entsetzt sei, brachen Las Minas und Galloway aus Portugal vor und drängten den Herzog von Berwick zurück. Die beiden Generale verloren wol viel Zeit durch die Belagerung von Ciudad-Rodrigo und Salamanca, aber endlich erschienen sie doch vor Madrid. Philipp hatte seine Hauptstadt verlassen und sich nach Burgos zurückgezogen. Galloway hatte gehofft, König Karl bereits in Madrid zu finden, aber hierin hatte er sich getäuscht. Galloway ließ aber Karl in Madrid als König proclamiren und ihm huldigen. In Karls Hof- und Kriegslager herrschte die grösste Uneinigkeit, und dem jungen Monarchen fehlte die Kraft, die Ränke der Parteien niederzudrücken und sich von Einflüsterungen freizuhalten. Der Spanier Oropesa, einst Minister Karls II. und schon damals der Partei Karls anhängig, war unstreitig der talentvollste Mann in Karls Umgebung; er stand in grossen Verbindungen und hatte Karl grosse Dienste geleistet, aber der steten Intriguen an Karls Hof müde, verdrießlich, weil ihn Karls übrige Rathgeber stets anfeindeten, zog er sich unter dem Vorwande von Krankheit zurück. Vor allem war ihm der Hochmuth des englischen Gesandten Stanhope verhasst. Fürst Liechtenstein, Karls Oberstkofmeister, war mit dem Herzog von Molas und dem Grafen Stella nur in dem Streben einig, die Spanier alles Einflusses zu berauben. Im Heer war der Portugiese Minas immer anderer Meinung als Galloway, und Peterborough war mit keinem von Beiden einverstanden. Dieser bizarr-geniale Mann war dem jungen König durch hochfahrendes Benehmen und phantastische Pläne besonders zuwider. Peterborough aber verfolgte immer nur seine eigenen Ideen und kümmerte sich nicht das Geringste darum, ob sie zum Ganzen passten oder nicht. So kam es weder in Barcellona noch im Felde zur Einheit in den Operationen, und die Gelegenheit ging verloren, Philipp aufzureiben und Madrid zu nehmen. Nach Philipps Rückzug drang

Stanhope in den Erzherzog, er möge auf der Stelle aufbrechen nach Madrid; der Erzherzog antwortete, seine Equipagen seien noch nicht angekommen. Unwillig rief Stanhope aus: „Wilhelm III. ist in einem einfachen Wagen und mit einem Bettsack nach London gekommen und wenig Wochen nachher ist er gekrönt worden!" Es war umsonst. Karl baute einen Palast in Barcellona, während der Hader seiner Umgebung den Boden erschütterte, auf dem das Prachtgebäude begründet werden sollte. So verlor er einen kostbaren Monat, und als er sich endlich zum Aufbruch entschloß, ging er nicht nach Madrid, sondern nach Aragonien, um sich dort huldigen zu lassen. Indessen hatte Philipps Feldherr, Vendome, die Zeit gut benutzt, Verstärkungen an sich gezogen und rückte abermals in Feld. Galloway musste Madrid verlassen, Philipp zog wieder in die Hauptstadt ein; so endete der Feldzug.

1707 Das Kriegsglück blieb den Franzosen hold. Im Winter eroberten sie die Insel Minorca und entrissen den Portugiesen die Stadt Alcantara. Aber wichtiger war der Sieg, welchen der Herzog von Berwick über die Generale Galloway und

27. April Las Minas in der Ebene von Almanza erfocht. Die Alliirten liessen 8000 Mann auf der Wahlstatt, 2000 Mann wurden gefangen, die beiden Befehlshaber verwundet, das Heer zersprengt. Kaum 5000 Mann bildeten den kläglichen Rest der Alliirten. Das ganze Geschütz, es bestand aus 24 Kanonen, die gesammte Munition, alles Gepäck fiel den Franzosen in die Hände, die diesen Sieg mit dem verhältnißmässig geringen Verlust von 2500 Todten erkauft hatten. Bedeutender noch waren die Folgen dieses Sieges. Den Tag nach der Schlacht stieß der Herzog von Orleans mit 30,000 Mann zu den Siegern und übernahm den Oberbefehl. Er und Berwick warfen die Anhänger Karls überall aus dem Feld. Die Alliirten hielten sich nur noch in Portugal und an der Seeküste. Philipp verfuhr sehr streng gegen Karls Anhänger. Die beiden Provinzen Valencia und Aragon verloren ihre Freiheiten und wurden von Castilien abhängig; viele Stellen wurden zum Besten der königlichen Kammer eingezogen, steuerfreie Personen der Steuer unterworfen, beide Provinzen mit grosser Geldbusse belegt, in Saragossa und Valencia ein festes

Schloß in der Stadt ſelbſt gebaut, um die Bürger in Zaum zu halten. Xativa, das beſonders hartnäckig ſich vertheidigt hatte, wurde geſchleift, und wo die Stadt geſtanden, eine Schandſäule errichtet [1]). Um dem ſinkenden Glück der Kaiſerlichen aufzuhelfen, wurde Graf Guido Starhemberg nach Spanien geſandt, er brachte bedeutende Verſtärkungen mit. Die Waffen wurden mit abwechſelndem Glück geführt. Die Franzoſen eroberten Tortoſa, Denia und Alicante, die Engländer hinwieder, unter dem Admiral Leake, die Inſel Sardinien und General Stanhope die Inſel Minorca. Sardinien wurde für Karl III., Minorca für die Engländer in Beſitz genommen.

Indeſſen war Ludwig XIV. gezwungen, jene Friedensverhandlungen einzuleiten, von denen ſchon die Rede geweſen. Philipp wurde von ihm gar nicht gefragt, die Theilung und Abtretung Spaniens wurde im Haag beſprochen; ob Philipp damit einverſtanden, kümmerte Niemand. In Spanien ſelbſt war der Zwieſpalt zwiſchen den Spaniern und Franzoſen, die Philipp zu Hülfe gekommen waren, ſo groß, daß jeden Augenblick Thätlichkeiten auszubrechen drohten. Um aus dieſer falſchen, unwürdigen Stellung herauszukommen, beſchickte Philipp den Congreß im Haag; ſein Botſchafter wurde nicht angenommen. Hierauf erklärte Philipp den Spaniern, daß er nie in die Theilung der ſpaniſchen Monarchie willigen werde, ſondern bereit ſei, die Einheit der Monarchie mit ſeinem Leben zu vertheidigen. Zugleich entließ er alle Franzoſen, die an ſeinem Hof angeſtellt waren; dies belebte, begeiſterte die Spanier dergeſtalt, daß ſie zahlreich zu ſeinen Fahnen ſtrömten und Geld zur Kriegführung freiwillig ſteuerten. Die franzöſiſchen Soldaten traten in den Sold Spaniens, und ſo war Philipp in der Lage, ſeinem Gegner mit Glück die Stirn bieten zu können. Es ſtanden von jeder Seite drei getrennte Heere ſich gegenüber. Die Engländer und Portugieſen unter Galloway und Marquis Frontera ſollten Badajoz erobern, aber Marquis de Bay rückte ihnen entgegen und ſchlug ſie

1) Nach dem Frieden durch Philipp wieder aufgebaut, erhielt die Stadt den Namen: San Felipe.

bis Gubina. Der Herzog von Noailles stand dem kaiserlichen General Ulefeld gegenüber; es gelang ihm, diesen zu täuschen, Figueras zu überrumpeln und Ulefeld selbst unter den Mauern von Gerona zu schlagen. Nur Graf Guido Starhemberg in Catalonien hielt den Waffenruhm der Verbündeten aufrecht. Es gelang ihm, die Feste Balaguer zu erobern, obschon er an Truppen weit schwächer war, als die Armee Philipps, die ihm gegenüberstand. Aber diese Armee bestand aus Franzosen und Spaniern unter dem getheilten Befehl des Franzosen Bezons und des Spaniers Aquilar. Diese beiden und ihre Truppen feindeten sich dergestalt an, daß es schien, sie hätten mehr Lust, sich, als Starhemberg zu bekriegen. Dies allein machte die Eroberung von Balaguer möglich.

1710 Das Jahr begann, welches das Schicksal der beiden Thronprätendenten entschied, insofern dies in Spanien entschieden werden konnte. Philipp V. wurde durch seinen mächtigen Anhang in Castilien dergestalt unterstützt, daß er ein namhaftes Heer auf die Beine brachte. Die Franzosen hatten Spanien verlassen müssen, weil Ludwig XIV. ihrer in den Niederlanden bedurfte. Philipp theilte seine Armee in mehrere Corps, die bestimmt waren, in verschiedenen Theilen Spaniens zu operiren. Die verbündete Armee Karls bestand aus Kaiserlichen, Engländern und Portugiesen. Sie war in zwei Corps getheilt. Das erste, meist aus Portugiesen bestehende, befehligte der Marquis von Villaverde, es stand an der Grenze von Portugal. Das zweite hatte Catalonien besetzt. Bei diesem Corps befand sich Erzherzog Karl selbst, ohne jedoch den Oberbefehl zu führen. Dieser war dem Grafen Guido Starhemberg, einem der besten kaiserlichen Feldherrn, überlassen. Unter ihm befehligte Stanhope die Engländer, Belcastel die Holländer. Das spanische Corps, welches gegen Starhemberg operiren sollte, wurde vom Marquis Villadarias befehligt; Philipp V. befand sich dabei, und so standen sich die beiden Thronprätendenten persönlich gegenüber, obgleich nicht als Feldherrn, sondern durch ihre Gegenwart den Eifer der Krieger belebend. Bei dem ersten Zusammentreffen erlitt Villadarias eine Schlappe, — es war, als er die Hogueras
15. Aug. unweit Alfarez überschreiten wollte. Der Verlust der Spanier

war nicht groß, aber sie waren so geschreckt, daß sie in Eile bis nach Saragossa zurückwichen. Hier stiessen neue Verstärkungen zu dem Corps und Philipp übertrug den Befehl dem Marquis von Bay. Starhemberg war den weichenden Spaniern gefolgt, in der Nähe von Saragossa stiessen die Heere auf einander. Es kam zur Schlacht. Die Spanier zählten 17,000 Mann, die Verbündeten 24,000. Die beiden Thronprätendenten waren in der Schlacht nicht zugegen. Philipp lag krank in Saragossa und Karl hatte sich, auf Starhembergs Zureden, nach Pina zurückgezogen. Die Spanier wurden vollständig geschlagen. Nur 9000 Mann entkamen gegen 20. Aug.
Tudela. Die Übrigen waren getödtet, gefangen, zersprengt. Zweiundzwanzig Kanonen fielen den Verbündeten in die Hände. Die Spanier hatten nur fünf Stück Geschütz gerettet. Philipp floh nach Madrid und von dort nach Valladolid. Karl zog im Triumph in Saragossa ein, nahm feierlich Besitz von Aragonien und stellte, zu nicht geringer Freude des Volks, die alte ständische Verfassung wieder her. Bald zeigte sich jedoch der Mangel an Einheit in der Umgebung Karls zu seinem Unglück wieder. Starhemberg wollte dem Feind längs des Ebro nachrücken, das beinahe vertheidigungslose Königreich Navarra erobern und so Philipp von aller Verbindung mit Frankreich abschneiden. Stanhope aber drang darauf, nach Madrid vorzurücken. Er behauptete, dies sei der Befehl der Königin von England. Da nun die englischen und holländischen Truppen unter seinem Befehl standen, drang er gegen Starhembergs Meinung, zu Karls Unglück, mit seiner Ansicht durch. Nur ein kleiner Theil des Heeres wurde zur Verfolgung der Spanier gegen Tudela abgesendet, das ganze übrige Heer brach gegen Madrid auf, woselbst Karl bald nachher seinen Einzug hielt. Aber die Einwohner waren 28. Sept.
ihm so wenig gewogen, daß während des Einzugs der Ruf gehört wurde: Es lebe Philipp der Fünfte! Dieser hatte den Fehler seiner Gegner rasch benutzt. Er forderte Hülfe von Frankreich, und Ludwig XIV. sandte ihm 30,000 Mann und den Herzog von Vendome als Führer. Karl rief nun die Portugiesen nach Madrid, aber theils hinderten sie Vendome's kluge Bewegungen am Anmarsch, theils hatten sie selbst keine

Lust dazu. Ein zweites französisches Hülfscorps, unter dem Herzoge von Noailles, überschritt ebenfalls die französische Grenze und bedrohte Gerona. Da verließ Karl eilig Madrid und zog mit 2000 Reitern sich nach Barcellona zurück. Auch Starhemberg trat den Rückzug nach Catalonien an. Stanhope bildete mit 6000 Engländern die Nachhut des alliirten Heeres. Philipp V. und Vendome hatten sich indessen vereinigt und folgten der alliirten Armee so schnell als möglich. Stanhope blieb einen Tag im Städtchen Brihueza, theils um den Truppen einen Rasttag zu gönnen, theils um den Übergang des Gepäckes der Armee über die Tajuna und die rückwärts liegenden Defileen zu sichern. Da ereilte ihn Vendome. Die Stadt wurde sogleich eingeschlossen und Stanhope zur Übergabe aufgefordert. Brihueza aber war mit starken Mauern umgeben und Stanhope antwortete: er werde sich bis auf den letzten Mann vertheidigen. Abends war das Hauptcorps der französischen Armee eingetroffen. Noch in der Nacht wurden Batterien aufgeworfen und die Stadt am nächsten Morgen beschossen. Indessen lief bei Vendome die Nachricht ein, daß Starhemberg in Anmarsch sei und wol am nächsten Tag auf der Höhe von Villa-Viciosa eintreffen könne. Er ließ also Brihueza stürmen. Der Kampf währte mehrere Stunden, bis endlich Abends die Spanier in die Stadt eindrangen. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde die Besatzung überwältigt, Stanhope musste sich mit seinen Truppen ergeben und die Thore des noch nicht genommenen Schlosses öffnen. Starhemberg hatte zu Algunea die Nachricht von der bedrängten Lage der Engländer erhalten. Er zählte zwar nur etwas über 13,000 Mann, es waren aber versuchte deutsche Truppen. Er wandte also um und zog der bedrängten Nachhut zu Hülfe. Sein Marsch war dadurch sehr aufgehalten, daß ihm Philipp eine starke Cavalerie entgegenschickte, die, von Bracamonte vorzüglich angeführt, ihn zwang, immer als zum Kampf bereit, vorzurücken. Am selben Abend, an welchem Vendome Brihueza erstürmte, war Starhemberg bei Campo de las Vinnas eingetroffen und hatte seine Anwesenheit den Engländern durch neun Kanonenschüsse angezeigt. Nur eine Meile lag zwischen den beiden Heeren. Die Spanier und Franzosen

zählten 25,000 Mann, waren also den Kaiserlichen beinahe doppelt überlegen, aber dennoch war ihre Lage bedenklich. Denn Starhemberg war ein bedeutender Feind und über 5000 gefangene Engländer mussten bewacht werden. Philipp schwankte in seinen Entschlüssen; Vendome bestimmte ihn zur Schlacht. Auch Starhemberg entschloß sich zum Kampf, obgleich das gänzliche Verstummen des Feuers ihn überzeugt hatte, daß Brihuega schon genommen sei und Manche deshalb zu schleunigem Rückzug gerathen hatten. Gegen Mittag begann die Schlacht. Die Cavalerie Starhembergs wurde durch 11. Dec.
die spanische Reiterei geworfen, verbreitete Unordnung in der Infanterie und der linke Flügel Starhembergs war geschlagen. Aber das Fußvolk im Centrum wies nicht nur alle Angriffe Vendome's zurück, sondern kämpfte mit solcher — selbst von den spanischen Geschichtschreibern gepriesenen Tapferkeit — daß der Ausgang mehr als einmal zweifelhaft war. Bis in die Nacht währte der Kampf. Starhemberg erkannte die Unmöglichkeit, die Schlacht am nächsten Morgen erneuern zu können, und zog sich unter dem Schutz der Nacht und eines starken Nebels auf Cifuentes zurück. Er zählte nur noch etwa 8000 Streiter. Die Bagage und 22 Geschütze blieben auf dem Schlachtfeld, die letzteren meist blos darum, weil die Stückknechte mit den Bespannungen davongegangen waren. Dieser Sieg war für Philipp entscheidend. Beinahe ganz Spanien fiel ihm zu. Karl hatte kaum mehr als die Städte Barcellona, Taragona und Balayuer, nebst dem dazwischenliegenden Landstrich.

Dies war die Lage der Dinge, als Karl die Nachricht erhielt, sein Bruder Josef sei nach kurzer Krankheit gestorben. Dadurch wurde die ganze Sachlage verändert: Karl war des Kaisers einziger Erbe; er entschloß sich daher, alsobald nach Deutschland abzureisen; die Angelegenheiten Spaniens überließ er seiner Frau und dem Grafen Guido Starhemberg. 1711 26. Sept.
Wie dies geordnet war, segelte er von Barcellona, auf einem holländischen Schiffe, nach Genua.

Starhemberg suchte von nun an nur die wenigen Plätze, die noch Karl anhingen, zu vertheidigen. Seine glänzendste Waffenthat war der Entsatz von Cordova, welches Vendome

belagerte. Dieser wurde geschlagen und verlor das gesammte Geschütz, Gepäck und Munition. Als die Friedensverhandlungen zu Utrecht begannen, schloß Karl den sogenannten
1713 14. März Evacuationsvertrag, kraft dessen die kaiserlichen und alliirten Truppen Catalonien, Mallorca und Iviza sobald als möglich zu räumen und sich von Italien zurückzuziehen hatten, Philipp hingegen sagte den Cataloniern allgemeine Amnestie zu, und so war das Blutvergiessen in Spanien geendet.

Und Amerika? Es ist auffallend, daß weder die Holländer noch die Engländer einen bedeutenden Versuch wagten, diese riesige Ländermasse Philipp zu entreissen; denn wie im tiefsten Frieden huldigte der neue Welttheil Philipp. Man glaubte wol, der Sieg in Europa entscheide auch das Loos Amerikas. Nur einmal war Philipp in Besorgniß, daß Östreich, durch England aufgereizt, Paraguay revolutioniren wolle,
1703 und dies war gleich beim Anfang des Kriegs. Philipp schrieb
5. März dem Jesuiten-Provinzial von Rio de la Plata, daß zwei Trinitarier, der eine ein Castilianer, der andere ein Deutscher, sich in Paraguay einschleichen wollen. Sie sollten Tausende von Proclamationen mitbringen. Ebenso sollten zwei Weltliche — deren einer bei dem Grafen Harrach Secretair gewesen sein soll — ebenfalls nach Paraguay gehen, um das Land zu revolutioniren. Philipp trägt dem Provinzial auf, diese oder sonst verdächtige Personen nach Spanien zu schicken. Das Ganze scheint ein blosser ungegründeter Verdacht gewesen zu sein. Die Missionen in Paraguay blieben ruhig und der spanische Krieg brauste über den Häuptern der Neubekehrten fort, ohne daß sie die Namen der Fürsten wussten, die sich um das Scepter stritten [1]).

In der Zeit, die von Kaiser Josefs Tod bis zur Rückkunft Karls aus Spanien verfloß, war das Schicksal der Länder, die Karl theils ererbte, theils in Anspruch nahm, zwei Frauen vertraut. Aber was für Frauen waren dies! In Spanien stand seine Gemahlin den Geschäften vor, in den östreichischen Staaten führte, nach Josefs Anordnung, die Kaiserin-Mutter die Regentschaft. Sie, die bisher nur der

1) Cretineau Joly, Historie der Jesuiten.

Andacht und ihren Pflichten als Gattin gelebt, bewies ſich als Regentin eben ſo ausgezeichnet, als ſie in ihrem bisherigen Leben bewunderungswürdig geweſen. Sie ſchloß den ſzathmárer Frieden und endete ſo die ungriſchen Unruhen. Sie leitete Alles zu Karls Kaiſerwahl ein. Noch von Spanien aus hatte Karl alle Verfügungen ſeiner Mutter beſtätigt und die Zeit ihrer Regentſchaft verlängert. Nachdem er in Genua ans Land geſtiegen, hatte er eine öffentliche Zuſammenkunft mit dem Herzog von Savoyen zu Pavia. In Mailand erhielt er die Nachricht, daß er zum deutſchen Kaiſer gewählt ſei, dort empfing er die Glückwünſche der italienſchen Fürſten und eilte über Innsbruck nach Frankfurt, wo er ſich krönen ließ. Er nannte ſich fortan deutſcher Kaiſer, König von Ungern, Böhmen und Spanien, zum Zeichen, daß er ſeine Anſprüche auf dieſes Land nicht aufgebe. Der Kaiſer hatte, politiſch genommen, Unrecht; denn er hätte einſehen ſollen und müſſen, daß die übrigen Mächte die Vereinigung der ſämmtlichen ſpaniſchen und öſtreichiſchen Kronen auf Einem Haupt unmöglich zugeben konnten, daß alſo die Allianz zerfallen müſſe, wenn er auf ſeinen Anſprüchen beſtehe, und er hätte bedenken müſſen, daß die Verwaltung ſo ausgedehnter, nicht zuſammenhängender Länder, ſo verſchiedenartiger Völker übermenſchliche Kräfte erheiſche, und daß ſie, wirklich einem Haupt gehorchend, durch ihre eigene Schwere auseinanderfallen müſſten. Aber Karl hatte weder das gehörige Mistrauen in ſeine eigenen Kräfte, noch die Mäſſigung, die nöthig geweſen wäre, um einem Theil ſeiner Anſprüche zu entſagen.

Die Länder, die er anſprach, waren gröſſer als das Reich Karls V. Amerika, Spanien, Sardinien, Sicilien, Neapel, die Lombardei, die ſpaniſchen Niederlande, die deutſch-öſtreichiſchen Staaten, Böhmen, Ungern. Man erſchrickt vor den Gedanken, dieſe Macht in Einer Hand zu wiſſen, man erſchrickt noch mehr vor dem Selbſtvertrauen des Mannes, der ſich vermaß, dieſe Ländermaſſe zu regieren. Karls vorzüglichſter Feind, Ludwig XIV., war allerdings durch den unglücklichen Verlauf des Kriegs an Macht ſehr herabgekommen, und wenn die Engländer in der Allianz aushielten, ſo muſſte er ſehr

bald erliegen; auch hat ein neuerer englischer Schriftsteller [1]) das englische Ministerium streng getadelt, daß es die Gelegenheit versäumt hat, die Macht Frankreichs für immer zu brechen; aber in diesen Tadel liegt mehr instinctartiger Franzosenhaß, als ruhige Überlegung. Der Tadel ist nur insofern gerecht, als der Abfall Englands von der Allianz durch Familienrücksichten, Hofverhältnisse, die persönlichen Beziehungen, in denen die Königin von England stand, bestimmt wurde. Auch kann und muß England getadelt werden, daß es, von der Allianz zurücktretend und mit Frankreich verhandelnd, nicht darauf Rücksicht nahm, Deutschland zu verstärken, ihm die Theile wieder zu verschaffen, die Ludwig XIV. abgerissen; denn Deutschland war und ist das natürliche Gegengewicht Frankreichs. Aber dies Alles zugegeben, hatte England doch politisch recht, von der Allianz zurückzutreten, wegen der mehr als riesigen Macht, die sonst durch Englands Mitwirkung sich in Karls Händen vereinigt haben würde.

Der erste Anlaß, den England nahm, sich Frankreich zu nähern, war freilich nicht dieser eben angeführte Grund, denn die erste Annäherung hatte statt, als Kaiser Josef I. noch lebte und sein Tod keineswegs erwartet wurde. Die Ursache lag grösstentheils in Personen. Das englische Ministerium und Marlborough hielten fest zusammen. Der Sohn des Großschatzmeisters Grafen Godolphin, Graf Sunderland, war Staatssecretair und hatte Marlboroughs Tochter zur Frau. Lady Marlborough war Obersthofmeisterin der Königin, Marlborough stand als siegreicher Feldherr an der Spitze der Armee. Dieser Verein schien Allem trotzen zu können, und doch wurde er gestürzt, wol nicht durch eigene Schuld, vorzüglich
1710 durch Sunderlands hochfahrendes Wesen und den Übermuth
August der Lady Marlborough gegenüber der Königin [2]). Ein ganz neues Ministerium kam zu Stande; nur der Herzog von Marlborough blieb vor der Hand noch an der Spitze der Armee. Aber das neue Ministerium hatte die Absicht, ihn sobald als möglich abzurufen.

1) Coxe, Geschichte des Hauses Östreich, 81. Cap.

2) Wer hierüber ausführlich belehrt sein will, lese Coxe, Leben des Herzogs Marlborough.

Der französische Minister Torcy bediente sich eines französischen Geistlichen, Namens Gaultier, der Hauscaplan der katholischen Gräfin Jersey war — der Graf war einst englischer Gesandter in Frankreich — die ersten Friedensvorschläge zu machen. Es erfolgte keine Antwort, weil das neue Ministerium noch im Werden war und ein neues Parlament zusammentrat; als aber Beides geschehen war, begannen die Verhandlungen zwischen Frankreich und England, anfangs durch Gaultier mündlich, dann schriftlich. England erklärte sich zum Frieden bereit, wünschte aber, daß die Franzosen sich der allgemeinen Friedensverhandlungen wegen an Holland wenden möchten.

So stand die Friedensangelegenheit, als Kaiser Josef I. starb. Hiedurch war, wie gesagt, die ganze Frage geändert und Frankreich und England kamen sehr bald darin überein, daß das spanische Erbe, um welches man nun sich schon zehn Jahre stritt, getheilt werden müsse. Philipp sollte Spanien und Amerika behalten, die spanischen Niederlande und der spanische Antheil in Italien sollten Karl zufallen. Auf diese Grundidee hin sollte der allgemeine Friede geschlossen werden, zur Ausgleichung zwischen Frankreich und England wurden folgende Präliminarartikel festgesetzt: Anerkennung der Königin von Großbritannien und der Thronfolge in der protestantischen weiblichen Linie des Hauses Stuart, Schleifung der Festungswerke und Ausfüllung des Hafens von Dünkirchen, ein neuer Handelsvertrag und gleiche Vortheile der Franzosen im spanischen Handel, Abtretung von Gibraltar, Port Mahon, Terreneuve und der Hudsonsbay an England, endlich sollte der Negerhandel im spanischen Amerika den Engländern zufallen. Beide Parteien versprachen sich das strengste Stillschweigen über diesen Tractat. Er sollte nur mit gegenseitiger Bewilligung bekannt gegeben werden. Zugleich forderten die Engländer die übrigen Alliirten auf, sich zu einem Friedenscongreß zu versammeln. Der Ort hiezu war Utrecht. Im Anfang des nächsten Jahres begann der Congreß. 1711 8. Oct. 1712

Bevor ich die Darstellung der utrechter Verhandlungen liefere, müssen noch die kriegerischen Ereignisse nachgetragen werden, die nach dem Tod Kaiser Josefs I. stattgehabt haben.

1711 Der Herzog von Savoyen versuchte es in Frankreich einzubrechen, wurde aber vom Marschall Berwick mit Erfolg zurückgewiesen. In Deutschland hatte Prinz Eugen den Oberbefehl der Truppen, aber er war auf das Strengste angewiesen, den zur Kaiserwahl ausgeschriebenen Reichstag zu decken, er blieb also fest bei Frankfurt stehen, bis die Wahl und Krönung Karls VI. vorüber war, dann rückte er in die Winterquartiere. In den Niederlanden siegte Marlborough wie gewöhnlich. Er täuschte seinen Gegner Villars durch meisterhafte Bewegungen, durch die er endlich die Ersteigung der Linien zwischen Bouchain und Arras glücklich zuwege brachte. Hierauf belagerte und eroberte er Bouchain. Indessen war der Winter eingebrochen; die Waffen ruhten, aber um so eifriger wurden die diplomatischen Verhandlungen betrieben.

So geheim die Verhandlungen zwischen England und Frankreich auch geführt wurden, entgingen sie dem kaiserlichen Gesandten am englischen Hof, Grafen Gallas, doch nicht. Aber dieser ausgezeichnete Staatsmann hatte, vielleicht eben seines Scharfsinns wegen, sich das Mißfallen der Königin von England in so hohem Grad zugezogen, daß sie ihn gar nicht mehr sehen wollte. Da nun dem kaiserlichen Hof an der Freundschaft Englands Alles gelegen war, sandte der Kaiser den Prinzen Eugen nach England, um die frühere
1711 Eintracht der beiden Höfe herzustellen. Der Kaiser gab ihm
3. Dec. folgende eigenhändige Instruction. „Erstens: Bei dem spanischen Project ist zu observiren, daß England den Transport derjenigen Truppen und Pferde, so der König zu geben hat, über sich nehme [1]). Zweitens: Wenn der englische Hof den Kriegsconcerto nach Haag verschiebt, und seine — des Prinzen — Gegenwart in England nicht nöthig hält, so wird der Prinz nicht hinübergehen. Drittens: Wegen des Gallas muß man sich über die Procedur beklagen, jedoch weil des Prinzen Reise schon resolvirt gewesen, hat man es nicht wollen ändern, und ist zu trachten, daß der Gallas seinen Ur-

1) Karl spricht von sich als römischer König, da er noch nicht gekrönt war. Die Instruction ist zu Innsbruck ausgestellt.

laub von der Königin schriftlich nehmen möge, er auch gewöhnlich tractirt werde. Viertens: Das baiersche Negotium auf alle Weise zu deflectiren und dilatorie zu tractiren, inhaerendo antiquis principiis. Fünftens: Das vom Czar eingeschickte Project ist nicht völlig zu verwerfen, sondern auch dem moskowitischen Botschafter zu verstehen zu geben, daß man es ehender unserseits facilitiren als difficultiren werde. Bei diesem Project muß man nicht allein auf den französischen Krieg, sondern auch auf Ungern, und als es das Ezhaus angehet reflectiren, und im übrigen sich bei den alten Principiis halten. Sechstens: In England zu sondiren, ob die Königin nicht würde entgegen sein, daß der Gallas pro secundario bei dem Congreß erscheinen könnte, so ihm Gallas zu communiciren und eben darüber zu sondiren ist. Karl."

Ausser dieser schriftlichen Instruction muß Eugen auch eine mündliche Weisung erhalten haben, denn seine Wirksamkeit in England erstreckte sich noch auf Folgendes: Er trachtete den gehässigen Präliminarien auszubiegen, er stellte die Kräfte des Kaisers anschaulich dar, drängte auf die Fortsetzung des Krieges, oder doch ansehnliche Kriegsrüstungen, um dadurch bessere Friedensbedingnisse zu erhalten, er arbeitete endlich einer Minister- und Hofkabale entgegen, die den Privatabsichten und Privatleidenschaften die gemeine Sache ihres Landes offenbar unterordnete. Diese Gegenstände müssen ihm also in mündlicher Unterredung an das Herz gelegt worden sein. In Frankreich war man besorgt wegen des Eindrucks, den Eugens Persönlichkeit auf das englische Volk machen würde, und die englischen Minister waren nicht weniger in Angst. Um den ersten Eindruck nicht zu stark wirken zu lassen, baten die Minister den Prinzen keinen öffentlichen Einzug zu halten; er ging hierauf ein und langte, dem Wunsch der Minister gemäß, in der Abenddämmerung in London an. Eugen wurde mit Beweisen von Achtung überhäuft, aber seine Geschäftsverhandlungen hatten kein günstiges Resultat. Mit der Königin hatte er nie allein sprechen können, die Minister und die Königin selbst hinderten es. Er verkehrte also theils schriftlich, theils mündlich mit den Ministern, aber die Lage der letztern war so gefährlich, daß

1712
16. Jan.

sie nicht mehr zurückkonnten. Gleich in den ersten Zusammentretungen erklärte Eugen: „nachdem es weltkundig sei, was für eine gute Freundschaft er jedesmal mit Marlborough gepflogen, werde er auch jetzt mit demselben im Unglück, in dem er sich befinde, nicht anders sein können als wie vorher, damit die Welt nicht sage, und ihm — Eugen — einen übeln Nachklang machen möchte, wenn er einen Freund, wann ihn das Glück verfolgt, in seiner Trübsal und Widerwärtigkeit verlassen hätte, ohne daß er gedächte, sich in seine — Marlboroughs — Händel zu mischen." Dies konnte den Ministern nicht anders als unangenehm sein, denn sie brachten eben während Eugens Anwesenheit in London Marlboroughs Wirksamkeit vor das Parlament und er wurde aller seiner Stellen entsetzt. Das englische Ministerium wollte nicht gestehen, daß es mit Frankreich bereits unterhandelt habe, und wollte die Verhandlungen hinausziehen, bis die Sache vom utrechter Congreß selbst herüberkäme. Der Großschatzmeister, Lord Oxford, bediente sich unter anderm hiebei eines sonderbaren Mittels, er redete confus. Eugen schreibt von ihm: „er spricht mit zweideutig und zweifelhaften Worten, inmassen er sich anstellt, als ob er nicht wohl französisch sprechen könnte, so wie ich höre, daß derselbe auch in seiner eigenen Sprache zu thun pflegen soll, um morgen wieder leugnen zu können, was er heute gemeldet." Die eigentliche Ursache aber, warum Eugen nicht durchdringen konnte, war, daß sein Wunsch mit dem System des gestürzten Whigministeriums übereintraf, die Minister hätten also entweder zu den Whigs übertreten, oder gestürzt werden müssen, wenn Eugens Anträge durchgedrungen wären, und in beiden Fällen hätten sie ihre Stellen verloren. Wie die Parteien damals gegeneinander standen, schildert Eugen dem Kaiser mit folgenden wenigen, aber kräftigen Worten: „Sollten die Whigs die Oberhand gewinnen, so sieht der Großschatzmeister wol vor, daß tali casu sein Kopf in grosser Gefahr stände, massen die Verbitterung solchergestalten angewachsen, daß beide Parteien keine mesures mehr halten." Noch während Eugen in England war, wurde Marlborough aller Ämter entsetzt, die jährlichen Kriegsgelder, von vier Millionen Pfund

Sterling auf ein Drittel herabgesetzt, und der englische Zahlmeister in Spanien verweigerte die Verpflegung der dortigen Truppen. Eugen verließ England mit der Überzeugung, daß auf die thätige Mitwirkung der Engländer bei der Fortsetzung des Krieges nicht mehr zu rechnen sei[1]).

In Wien waren die Minister und die nächste Umgebung des Kaisers überzeugt, daß man von den ersten Ansprüchen auf das ganze spanische Erbe zurücktreten, daß man mildere Saiten aufziehen müsse; aber Niemand wagte es diesen Gedanken bei dem Kaiser in Anregung zu bringen, der noch immer an seinem Erbrecht auf die ganze spanische Monarchie festhielt. Aber dem kaiserlichen Gesandten in Utrecht mussten Instructionen gegeben werden, und diese konnten unmöglich auf die jetzt unausführbaren Ansprüche des Kaisers gegründet sein. In der Conferenz also, die der Instructionen wegen gehalten wurde, entschloß sich endlich Graf Wratislaw dem Kaiser die Nothwendigkeit des Nachgebens vorzustellen. Er schreibt hierüber dem kaiserlichen Gesandten Grafen Sinzendorf: „Morgen werden wir an den Instructionen arbeiten, denn in der Conferenz konnten wir sie nicht feststellen. Beinahe keiner auſser mir hat das Detail berührt, die Andern stimmten ab, theils zitternd, theils so confus, daß sie eigentlich gar nichts sagten. Man wollte noch andere Urtheile, andere Meinungen hören, günstige Zeiten erwarten, um sich mit Sicherheit zu entscheiden. Ich aber empfahl mich Gott und stellte dem Kaiser die Unmöglichkeit vor, länger Krieg zu führen, und zwar aus Mangel an Mitteln; denn ein für allemal sind unsere nicht in Stand, die gegenwärtigen Lasten länger zu tragen, um so weniger noch gröſsere; ich sagte, daß die Holländer in der nämlichen Lage sind und nur fest zu bleiben scheinen, um bessere Bedingungen zu erlangen, und daß der Herzog von Savoyen und die übrigen Alliirten ebenso handeln werden. Ich ging dann weiter und machte bemerkbar, daß die Fortsetzung des Krieges uns mehr schaden als nützen wird, daß Frankreich Spanien und Indien immer

1712
17. Juli

1) Was hier über Eugens Wirken in England gesagt wird, beruht auf den Acten, die in der Östr. milit. Zeitschrift 1908, erstes bis viertes Heft, unter der Aufschrift: „Eugen in England" mitgetheilt sind.

bis Gubina. Der Herzog von Noailles stand dem kaiserlichen General Ulefeld gegenüber; es gelang ihm, diesen zu täuschen, Figueras zu überrumpeln und Ulefeld selbst unter den Mauern von Gerona zu schlagen. Nur Graf Guido Starhemberg in Catalonien hielt den Waffenruhm der Verbündeten aufrecht. Es gelang ihm, die Feste Balaguer zu erobern, obschon er an Truppen weit schwächer war, als die Armee Philipps, die ihm gegenüberstand. Aber diese Armee bestand aus Franzosen und Spaniern unter dem getheilten Befehl des Franzosen Bezons und des Spaniers Aquilar. Diese beiden und ihre Truppen feindeten sich dergestalt an, daß es schien, sie hätten mehr Lust, sich, als Starhemberg zu bekriegen. Dies allein machte die Eroberung von Balaguer möglich.

1710 Das Jahr begann, welches das Schicksal der beiden Thronprätendenten entschied, insofern dies in Spanien entschieden werden konnte. Philipp V. wurde durch seinen mächtigen Anhang in Castilien dergestalt unterstützt, daß er ein namhaftes Heer auf die Beine brachte. Die Franzosen hatten Spanien verlassen müssen, weil Ludwig XIV. ihrer in den Niederlanden bedurfte. Philipp theilte seine Armee in mehrere Corps, die bestimmt waren, in verschiedenen Theilen Spaniens zu operiren. Die verbündete Armee Karls bestand aus Kaiserlichen, Engländern und Portugiesen. Sie war in zwei Corps getheilt. Das erste, meist aus Portugiesen bestehende, befehligte der Marquis von Villaverde, es stand an der Grenze von Portugal. Das zweite hatte Catalonien besetzt. Bei diesem Corps befand sich Erzherzog Karl selbst, ohne jedoch den Oberbefehl zu führen. Dieser war dem Grafen Guido Starhemberg, einem der besten kaiserlichen Feldherrn, überlassen. Unter ihm befehligte Stanhope die Engländer, Belcastel die Holländer. Das spanische Corps, welches gegen Starhemberg operiren sollte, wurde vom Marquis Villadarias befehligt; Philipp V. befand sich dabei, und so standen sich die beiden Thronprätendenten persönlich gegenüber, obgleich nicht als Feldherrn, sondern durch ihre Gegenwart den Eifer der Krieger belebend. Bei dem ersten Zusammentreffen erlitt Villadarias eine Schlappe, — es war, als er die Hoguera
15. Aug. unweit Alfarez überschreiten wollte. Der Verlust der Spanier

war nicht groß, aber sie waren so geschreckt, daß sie in Eile bis nach Saragossa zurückwichen. Hier stiessen neue Verstärkungen zu dem Corps und Philipp übertrug den Befehl dem Marquis von Bay. Starhemberg war den weichenden Spaniern gefolgt, in der Nähe von Saragossa stiessen die Heere auf einander. Es kam zur Schlacht. Die Spanier zählten 17,000 Mann, die Verbündeten 24,000. Die beiden Thronprätendenten waren in der Schlacht nicht zugegen. Philipp lag krank in Saragossa und Karl hatte sich, auf Starhembergs Zureden, nach Pina zurückgezogen. Die Spanier wurden vollständig geschlagen. Nur 9000 Mann entkamen gegen 20. Aug.
Tudela. Die Übrigen waren getödtet, gefangen, zersprengt. Zweiundzwanzig Kanonen fielen den Verbündeten in die Hände. Die Spanier hatten nur fünf Stück Geschütz gerettet. Philipp floh nach Madrid und von dort nach Valladolid. Karl zog im Triumph in Saragossa ein, nahm feierlich Besitz von Aragonien und stellte, zu nicht geringer Freude des Volks, die alte ständische Verfassung wieder her. Bald zeigte sich jedoch der Mangel an Einheit in der Umgebung Karls zu seinem Unglück wieder. Starhemberg wollte dem Feind längs des Ebro nachrücken, das beinahe vertheidigungslose Königreich Navarra erobern und so Philipp von aller Verbindung mit Frankreich abschneiden. Stanhope aber drang darauf, nach Madrid vorzurücken. Er behauptete, dies sei der Befehl der Königin von England. Da nun die englischen und holländischen Truppen unter seinem Befehl standen, drang er gegen Starhembergs Meinung, zu Karls Unglück, mit seiner Ansicht durch. Nur ein kleiner Theil des Heeres wurde zur Verfolgung der Spanier gegen Tudela abgesendet, das ganze übrige Heer brach gegen Madrid auf, woselbst Karl bald nachher seinen Einzug hielt. Aber die Einwohner waren 28. Sept.
ihm so wenig gewogen, daß während des Einzugs der Ruf gehört wurde: Es lebe Philipp der Fünfte! Dieser hatte den Fehler seiner Gegner rasch benutzt. Er forderte Hülfe von Frankreich, und Ludwig XIV. sandte ihm 30,000 Mann und den Herzog von Vendome als Führer. Karl rief nun die Portugiesen nach Madrid, aber theils hinderten sie Vendome's kluge Bewegungen am Anmarsch, theils hatten sie selbst keine

Lust dazu. Ein zweites französisches Hülfscorps, unter dem Herzoge von Noailles, überschritt ebenfalls die französische Grenze und bedrohte Gerona. Da verließ Karl eilig Madrid und zog mit 2000 Reitern sich nach Barcellona zurück. Auch Starhemberg trat den Rückzug nach Catalonien an. Stanhope bildete mit 6000 Engländern die Nachhut des alliirten Heeres. Philipp V. und Vendome hatten sich indessen vereinigt und folgten der alliirten Armee so schnell als möglich. Stanhope blieb einen Tag im Städtchen Brihueza, theils um den Truppen einen Rasttag zu gönnen, theils um den Übergang des Gepäckes der Armee über die Tajuna und die rückwärts liegenden Defileen zu sichern. Da ereilte ihn Vendome. Die Stadt wurde sogleich eingeschlossen und Stanhope zur Übergabe aufgefordert. Brihueza aber war mit starken Mauern umgeben und Stanhope antwortete: er werde sich bis auf den letzten Mann vertheidigen. Abends war das Hauptcorps der französischen Armee eingetroffen. Noch in der Nacht wurden Batterien aufgeworfen und die Stadt am nächsten Morgen beschossen. Indessen lief bei Vendome die Nachricht ein, daß Starhemberg in Anmarsch sei und wol am nächsten Tag auf der Höhe von Villa-Viciosa eintreffen könne. Er ließ also Brihueza stürmen. Der Kampf währte mehrere Stunden, bis endlich Abends die Spanier in die Stadt eindrangen. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde die Besatzung überwältigt, Stanhope musste sich mit seinen Truppen ergeben und die Thore des noch nicht genommenen Schlosses öffnen. Starhemberg hatte zu Algunea die Nachricht von der bedrängten Lage der Engländer erhalten. Er zählte zwar nur etwas über 13,000 Mann, es waren aber versuchte deutsche Truppen. Er wandte also um und zog der bedrängten Nachhut zu Hülfe. Sein Marsch war dadurch sehr aufgehalten, daß ihm Philipp eine starke Cavalerie entgegenschickte, die, von Bracamonte vorzüglich angeführt, ihn zwang, immer als zum Kampf bereit, vorzurücken. Am selben Abend, an welchem Vendome Brihueza erstürmte, war Starhemberg bei Campo de las Vinas eingetroffen und hatte seine Anwesenheit den Engländern durch neun Kanonenschüsse angezeigt. Nur eine Meile lag zwischen den beiden Heeren. Die Spanier und Franzosen

zählten 25,000 Mann, waren also den Kaiserlichen beinahe doppelt überlegen, aber dennoch war ihre Lage bedenklich. Denn Starhemberg war ein bedeutender Feind und über 5000 gefangene Engländer mussten bewacht werden. Philipp schwankte in seinen Entschlüssen; Vendome bestimmte ihn zur Schlacht. Auch Starhemberg entschloß sich zum Kampf, obgleich das gänzliche Verstummen des Feuers ihn überzeugt hatte, daß Brihueza schon genommen sei und Manche deshalb zu schleunigem Rückzug gerathen hatten. Gegen Mittag begann die Schlacht. Die Cavalerie Starhembergs wurde durch 11. Dec.
die spanische Reiterei geworfen, verbreitete Unordnung in der Infanterie und der linke Flügel Starhembergs war geschlagen. Aber das Fußvolk im Centrum wies nicht nur alle Angriffe Vendome's zurück, sondern kämpfte mit solcher — selbst von den spanischen Geschichtschreibern gepriesenen Tapferkeit — daß der Ausgang mehr als einmal zweifelhaft war. Bis in die Nacht währte der Kampf. Starhemberg erkannte die Unmöglichkeit, die Schlacht am nächsten Morgen erneuern zu können, und zog sich unter dem Schutz der Nacht und eines starken Nebels auf Cifuentes zurück. Er zählte nur noch etwa 8000 Streiter. Die Bagage und 22 Geschütze blieben auf dem Schlachtfeld, die letzteren meist blos darum, weil die Stückknechte mit den Bespannungen davongegangen waren. Dieser Sieg war für Philipp entscheidend. Beinahe ganz Spanien fiel ihm zu. Karl hatte kaum mehr als die Städte Barcellona, Taragona und Balayuer, nebst dem dazwischenliegenden Landstrich.

Dies war die Lage der Dinge, als Karl die Nachricht erhielt, sein Bruder Josef sei nach kurzer Krankheit gestorben. Dadurch wurde die ganze Sachlage verändert: Karl war des Kaisers einziger Erbe; er entschloß sich daher, alsobald nach Deutschland abzureisen; die Angelegenheiten Spaniens überließ er seiner Frau und dem Grafen Guido Starhemberg. 1711 26. Sept.
Wie dies geordnet war, segelte er von Barcellona, auf einem holländischen Schiffe, nach Genua.

Starhemberg suchte von nun an nur die wenigen Plätze, die noch Karl anhingen, zu vertheidigen. Seine glänzendste Waffenthat war der Entsatz von Cordova, welches Vendome

belagerte. Dieser wurde geschlagen und verlor das gesammte Geschütz, Gepäck und Munition. Als die Friedensverhandlungen zu Utrecht begannen, schloß Karl den sogenannten
1713 14. März Evacuationsvertrag, kraft dessen die kaiserlichen und alliirten Truppen Catalonien, Mallorca und Iviza sobald als möglich zu räumen und sich von Italien zurückzuziehen hatten, Philipp hingegen sagte den Cataloniern allgemeine Amnestie zu, und so war das Blutvergiessen in Spanien geendet.

Und Amerika? Es ist auffallend, daß weder die Holländer noch die Engländer einen bedeutenden Versuch wagten, diese riesige Ländermasse Philipp zu entreissen; denn wie im tiefsten Frieden huldigte der neue Welttheil Philipp. Man glaubte wol, der Sieg in Europa entscheide auch das Loos Amerikas. Nur einmal war Philipp in Besorgniß, daß Östreich, durch England aufgereizt, Paraguay revolutioniren wolle,
1703 5. März und dies war gleich beim Anfang des Kriegs. Philipp schrieb dem Jesuiten-Provinzial von Rio de la Plata, daß zwei Trinitarier, der eine ein Castilianer, der andere ein Deutscher, sich in Paraguay einschleichen wollen. Sie sollten Tausende von Proclamationen mitbringen. Ebenso sollten zwei Weltliche — deren einer bei dem Grafen Harrach Secretair gewesen sein soll — ebenfalls nach Paraguay gehen, um das Land zu revolutioniren. Philipp trägt dem Provinzial auf, diese oder sonst verdächtige Personen nach Spanien zu schicken. Das Ganze scheint ein blosser ungegründeter Verdacht gewesen zu sein. Die Missionen in Paraguay blieben ruhig und der spanische Krieg brauste über den Häuptern der Neubekehrten fort, ohne daß sie die Namen der Fürsten wussten, die sich um das Scepter stritten [1]).

In der Zeit, die von Kaiser Josefs Tod bis zur Rückkunft Karls aus Spanien verfloß, war das Schicksal der Länder, die Karl theils ererbte, theils in Anspruch nahm, zwei Frauen vertraut. Aber was für Frauen waren dies! In Spanien stand seine Gemahlin den Geschäften vor, in den östreichischen Staaten führte, nach Josefs Anordnung, die Kaiserin-Mutter die Regentschaft. Sie, die bisher nur der

1) Cretineau Joly, Historie der Jesuiten.

Andacht und ihren Pflichten als Gattin gelebt, bewies ſich als Regentin eben ſo ausgezeichnet, als ſie in ihrem bisherigen Leben bewunderungswürdig geweſen. Sie ſchloß den ſzathmárer Frieden und endete ſo die ungriſchen Unruhen. Sie leitete Alles zu Karls Kaiſerwahl ein. Noch von Spanien aus hatte Karl alle Verfügungen ſeiner Mutter beſtätigt und die Zeit ihrer Regentſchaft verlängert. Nachdem er in Genua ans Land geſtiegen, hatte er eine öffentliche Zuſammenkunft mit dem Herzog von Savoyen zu Pavia. In Mailand erhielt er die Nachricht, daß er zum deutſchen Kaiſer gewählt ſei, dort empfing er die Glückwünſche der italienſchen Fürſten und eilte über Innsbruck nach Frankfurt, wo er ſich krönen ließ. Er nannte ſich fortan deutſcher Kaiſer, König von Ungern, Böhmen und Spanien, zum Zeichen, daß er ſeine Anſprüche auf dieſes Land nicht aufgebe. Der Kaiſer hatte, politiſch genommen, Unrecht; denn er hätte einſehen ſollen und müſſen, daß die übrigen Mächte die Vereinigung der ſämmtlichen ſpaniſchen und öſtreichiſchen Kronen auf Einem Haupt unmöglich zugeben konnten, daß alſo die Allianz zerfallen müſſe, wenn er auf ſeinen Anſprüchen beſtehe, und er hätte bedenken müſſen, daß die Verwaltung ſo ausgedehnter, nicht zuſammenhängender Länder, ſo verſchiedenartiger Völker übermenſchliche Kräfte erheiſche, und daß ſie, wirklich einem Haupt gehorchend, durch ihre eigene Schwere auseinanderfallen müſſten. Aber Karl hatte weder das gehörige Mistrauen in ſeine eigenen Kräfte, noch die Mäſſigung, die nöthig geweſen wäre, um einem Theil ſeiner Anſprüche zu entſagen.

Die Länder, die er anſprach, waren gröſſer als das Reich Karls V. Amerika, Spanien, Sardinien, Sicilien, Neapel, die Lombardei, die ſpaniſchen Niederlande, die deutſch-öſtreichiſchen Staaten, Böhmen, Ungern. Man erſchrickt vor den Gedanken, dieſe Macht in Einer Hand zu wiſſen, man erſchrickt noch mehr vor dem Selbſtvertrauen des Mannes, der ſich vermaß, dieſe Ländermaſſe zu regieren. Karls vorzüglichſter Feind, Ludwig XIV., war allerdings durch den unglücklichen Verlauf des Kriegs an Macht ſehr herabgekommen, und wenn die Engländer in der Allianz aushielten, ſo muſſte er ſehr

bald erliegen; auch hat ein neuerer englischer Schriftsteller [1]) das englische Ministerium streng getadelt, daß es die Gelegenheit versäumt hat, die Macht Frankreichs für immer zu brechen; aber in diesen Tadel liegt mehr instinctartiger Franzosenhaß, als ruhige Überlegung. Der Tadel ist nur insofern gerecht, als der Abfall Englands von der Allianz durch Familienrücksichten, Hofverhältnisse, die persönlichen Beziehungen, in denen die Königin von England stand, bestimmt wurde. Auch kann und muß England getadelt werden, daß es, von der Allianz zurücktretend und mit Frankreich verhandelnd, nicht darauf Rücksicht nahm, Deutschland zu verstärken, ihm die Theile wieder zu verschaffen, die Ludwig XIV. abgerissen; denn Deutschland war und ist das natürliche Gegengewicht Frankreichs. Aber dies Alles zugegeben, hatte England doch politisch recht, von der Allianz zurückzutreten, wegen der mehr als riesigen Macht, die sonst durch Englands Mitwirkung sich in Karls Händen vereinigt haben würde.

Der erste Anlaß, den England nahm, sich Frankreich zu nähern, war freilich nicht dieser eben angeführte Grund, denn die erste Annäherung hatte statt, als Kaiser Josef I. noch lebte und sein Tod keineswegs erwartet wurde. Die Ursache lag grösstentheils in Personen. Das englische Ministerium und Marlborough hielten fest zusammen. Der Sohn des Großschatzmeisters Grafen Godolphin, Graf Sunderland, war Staatssecretair und hatte Marlboroughs Tochter zur Frau. Lady Marlborough war Obersthofmeisterin der Königin, Marlborough stand als siegreicher Feldherr an der Spitze der Armee. Dieser Verein schien Allem trotzen zu können, und doch wurde er gestürzt, wol nicht durch eigene Schuld, vorzüglich
1710 durch Sunderlands hochfahrendes Wesen und den Übermuth
August der Lady Marlborough gegenüber der Königin [2]). Ein ganz neues Ministerium kam zu Stande; nur der Herzog von Marlborough blieb vor der Hand noch an der Spitze der Armee. Aber das neue Ministerium hatte die Absicht, ihn sobald als möglich abzurufen.

1) Coxe, Geschichte des Hauses Östreich, 81. Cap.

2) Wer hierüber ausführlich belehrt sein will, lese Coxe, Leben des Herzogs Marlborough.

Der französische Minister Torcy bediente sich eines französischen Geistlichen, Namens Gaultier, der Hauscaplan der katholischen Gräfin Jersey war — der Graf war einst englischer Gesandter in Frankreich — die ersten Friedensvorschläge zu machen. Es erfolgte keine Antwort, weil das neue Ministerium noch im Werden war und ein neues Parlament zusammentrat; als aber Beides geschehen war, begannen die Verhandlungen zwischen Frankreich und England, anfangs durch Gaultier mündlich, dann schriftlich. England erklärte sich zum Frieden bereit, wünschte aber, daß die Franzosen sich der allgemeinen Friedensverhandlungen wegen an Holland wenden möchten.

So stand die Friedensangelegenheit, als Kaiser Josef I. starb. Hiedurch war, wie gesagt, die ganze Frage geändert und Frankreich und England kamen sehr bald darin überein, daß das spanische Erbe, um welches man nun sich schon zehn Jahre stritt, getheilt werden müsse. Philipp sollte Spanien und Amerika behalten, die spanischen Niederlande und der spanische Antheil in Italien sollten Karl zufallen. Auf diese Grundidee hin sollte der allgemeine Friede geschlossen werden, zur Ausgleichung zwischen Frankreich und England wurden folgende Präliminarartikel festgesetzt: Anerkennung der Königin von Großbritannien und der Thronfolge in der protestantischen weiblichen Linie des Hauses Stuart, Schleifung der Festungswerke und Ausfüllung des Hafens von Dünkirchen, ein neuer Handelsvertrag und gleiche Vortheile der Franzosen im spanischen Handel, Abtretung von Gibraltar, Port Mahon, Terreneuve und der Hudsonsbay an England, endlich sollte der Negerhandel im spanischen Amerika den Engländern zufallen. Beide Parteien versprachen sich das strengste Stillschweigen über diesen Tractat. Er sollte nur mit gegenseitiger Bewilligung bekannt gegeben werden. Zugleich forderten die Engländer die übrigen Alliirten auf, sich zu einem Friedenscongreß zu versammeln. Der Ort hiezu war Utrecht. Im Anfang des nächsten Jahres begann der Congreß. 1711 8. Oct. 1712

Bevor ich die Darstellung der utrechter Verhandlungen liefere, müssen noch die kriegerischen Ereignisse nachgetragen werden, die nach dem Tod Kaiser Josefs I. stattgehabt haben.

1711 Der Herzog von Savoyen versuchte es in Frankreich einzubrechen, wurde aber vom Marschall Berwick mit Erfolg zurückgewiesen. In Deutschland hatte Prinz Eugen den Oberbefehl der Truppen, aber er war auf das Strengste angewiesen, den zur Kaiserwahl ausgeschriebenen Reichstag zu decken, er blieb also fest bei Frankfurt stehen, bis die Wahl und Krönung Karls VI. vorüber war, dann rückte er in die Winterquartiere. In den Niederlanden siegte Marlborough wie gewöhnlich. Er täuschte seinen Gegner Villars durch meisterhafte Bewegungen, durch die er endlich die Ersteigung der Linien zwischen Bouchain und Arras glücklich zuwege brachte. Hierauf belagerte und eroberte er Bouchain. Indessen war der Winter eingebrochen; die Waffen ruhten, aber um so eifriger wurden die diplomatischen Verhandlungen betrieben.

So geheim die Verhandlungen zwischen England und Frankreich auch geführt wurden, entgingen sie dem kaiserlichen Gesandten am englischen Hof, Grafen Gallas, doch nicht. Aber dieser ausgezeichnete Staatsmann hatte, vielleicht eben seines Scharfsinns wegen, sich das Misfallen der Königin von England in so hohem Grad zugezogen, daß sie ihn gar nicht mehr sehen wollte. Da nun dem kaiserlichen Hof an der Freundschaft Englands Alles gelegen war, sandte der Kaiser den Prinzen Eugen nach England, um die frühere
1711 Eintracht der beiden Höfe herzustellen. Der Kaiser gab ihm
3. Dec. folgende eigenhändige Instruction. „Erstens: Bei dem spanischen Project ist zu observiren, daß England den Transport derjenigen Truppen und Pferde, so der König zu geben hat, über sich nehme [1]). Zweitens: Wenn der englische Hof den Kriegsconcerto nach Haag verschiebt, und seine — des Prinzen — Gegenwart in England nicht nöthig hält, so wird der Prinz nicht hinübergehen. Drittens: Wegen des Gallas muß man sich über die Procedur beklagen, jedoch weil des Prinzen Reise schon resolvirt gewesen, hat man es nicht wollen ändern, und ist zu trachten, daß der Gallas seinen Ur-

1) Karl spricht von sich als römischer König, da er noch nicht gekrönt war. Die Instruction ist zu Innsbruck ausgestellt.

laub von der Königin schriftlich nehmen möge, er auch gewöhnlich tractirt werde. Viertens: Das baiersche Negotium auf alle Weise zu deflectiren und dilatorie zu tractiren, inhaerendo antiquis principiis. Fünftens: Das vom Czar eingeschickte Project ist nicht völlig zu verwerfen, sondern auch dem moskowitischen Botschafter zu verstehen zu geben, daß man es ehender unserseits facilitiren als difficultiren werde. Bei diesem Project muß man nicht allein auf den französischen Krieg, sondern auch auf Ungern, und als es das Erzhaus angehet reflectiren, und im Übrigen sich bei den alten Principiis halten. Sechstens: In England zu sondiren, ob die Königin nicht würde entgegen sein, daß der Gallas pro secundario bei dem Congreß erscheinen könnte, so ihm Gallas zu communiciren und eben darüber zu sondiren ist. Karl."

Ausser dieser schriftlichen Instruction muß Eugen auch eine mündliche Weisung erhalten haben, denn seine Wirksamkeit in England erstreckte sich noch auf Folgendes: Er trachtete den gehässigen Präliminarien auszubiegen, er stellte die Kräfte des Kaisers anschaulich dar, drängte auf die Fortsetzung des Krieges, oder doch ansehnliche Kriegsrüstungen, um dadurch bessere Friedensbedingnisse zu erhalten, er arbeitete endlich einer Minister- und Hofkabale entgegen, die den Privatabsichten und Privatleidenschaften die gemeine Sache ihres Landes offenbar unterordnete. Diese Gegenstände müssen ihm also in mündlicher Unterredung an das Herz gelegt worden sein. In Frankreich war man besorgt wegen des Eindrucks, den Eugens Persönlichkeit auf das englische Volk machen würde, und die englischen Minister waren nicht weniger in Angst. Um den ersten Eindruck nicht zu stark wirken zu lassen, baten die Minister den Prinzen keinen öffentlichen Einzug zu halten; er ging hierauf ein und langte, dem Wunsch der Minister gemäß, in der Abenddämmerung in London an. Eugen wurde mit Beweisen von Achtung überhäuft, aber seine Geschäftsverhandlungen hatten kein günstiges Resultat. Mit der Königin hatte er nie allein sprechen können, die Minister und die Königin selbst hinderten es. Er verkehrte also theils schriftlich, theils mündlich mit den Ministern, aber die Lage der letztern war so gefährlich, daß 1712 16. Jan.

sie nicht mehr zurückkonnten. Gleich in den ersten Zusammentretungen erklärte Eugen: „nachdem es weltkundig sei, was für eine gute Freundschaft er jedesmal mit Marlborough gepflogen, werde er auch jetzt mit demselben im Unglück, in dem er sich befinde, nicht anders sein können als wie vorher, damit die Welt nicht sage, und ihm — Eugen — einen übeln Nachklang machen möchte, wenn er einen Freund, wann ihn das Glück verfolgt, in seiner Trübsal und Widerwärtigkeit verlassen hätte, ohne daß er gedächte, sich in seine — Marlboroughs — Händel zu mischen." Dies konnte den Ministern nicht anders als unangenehm sein, denn sie brachten eben während Eugens Anwesenheit in London Marlboroughs Wirksamkeit vor das Parlament und er wurde aller seiner Stellen entsetzt. Das englische Ministerium wollte nicht gestehen, daß es mit Frankreich bereits unterhandelt habe, und wollte die Verhandlungen hinausziehen, bis die Sache vom utrechter Congreß selbst herüberkäme. Der Großschatzmeister, Lord Oxford, bediente sich unter anderm hiebei eines sonderbaren Mittels, er redete confus. Eugen schreibt von ihm: „er spricht mit zweideutig und zweifelhaften Worten, inmassen er sich anstellt, als ob er nicht wohl französisch sprechen könnte, so wie ich höre, daß derselbe auch in seiner eigenen Sprache zu thun pflegen soll, um morgen wieder leugnen zu können, was er heute gemeldet." Die eigentliche Ursache aber, warum Eugen nicht durchdringen konnte, war, daß sein Wunsch mit dem System des gestürzten Whigministeriums übereintraf, die Minister hätten also entweder zu den Whigs übertreten, oder gestürzt werden müssen, wenn Eugens Anträge durchgedrungen wären, und in beiden Fällen hätten sie ihre Stellen verloren. Wie die Parteien damals gegeneinander standen, schildert Eugen dem Kaiser mit folgenden wenigen, aber kräftigen Worten: „Sollten die Whigs die Oberhand gewinnen, so sieht der Großschatzmeister wol vor, daß tali casu sein Kopf in grosser Gefahr stände, massen die Verbitterung solchergestalten angewachsen, daß beide Parteien keine mesures mehr halten." Noch während Eugen in England war, wurde Marlborough aller Ämter entsetzt, die jährlichen Kriegsgelder, von vier Millionen Pfund

Sterling auf ein Drittel herabgesetzt, und der englische Zahlmeister in Spanien verweigerte die Verpflegung der dortigen Truppen. Eugen verließ England mit der Überzeugung, daß auf die thätige Mitwirkung der Engländer bei der Fortsetzung des Krieges nicht mehr zu rechnen sei [1]).

In Wien waren die Minister und die nächste Umgebung des Kaisers überzeugt, daß man von den ersten Ansprüchen auf das ganze spanische Erbe zurücktreten, daß man mildere Saiten aufziehen müsse; aber Niemand wagte es diesen Gedanken bei dem Kaiser in Anregung zu bringen, der noch immer an seinem Erbrecht auf die ganze spanische Monarchie festhielt. Aber dem kaiserlichen Gesandten in Utrecht mussten Instructionen gegeben werden, und diese konnten unmöglich auf die jetzt unausführbaren Ansprüche des Kaisers gegründet sein. In der Conferenz also, die der Instructionen wegen gehalten wurde, entschloß sich endlich Graf Wratislaw dem Kaiser die Nothwendigkeit des Nachgebens vorzustellen. Er schreibt hierüber dem kaiserlichen Gesandten Grafen Sinzendorf: „Morgen werden wir an den Instructionen arbeiten, denn in der Conferenz konnten wir sie nicht feststellen. Beinahe keiner ausser mir hat das Detail berührt, die Andern stimmten ab, theils zitternd, theils so confus, daß sie eigentlich gar nichts sagten. Man wollte noch andere Urtheile, andere Meinungen hören, günstige Zeiten erwarten, um sich mit Sicherheit zu entscheiden. Ich aber empfahl mich Gott und stellte dem Kaiser die Unmöglichkeit vor, länger Krieg zu führen, und zwar aus Mangel an Mitteln; denn ein für allemal sind unsere nicht in Stand, die gegenwärtigen Lasten länger zu tragen, um so weniger noch grössere; ich sagte, daß die Holländer in der nämlichen Lage sind und nur fest zu bleiben scheinen, um bessere Bedingungen zu erlangen, und daß der Herzog von Savoyen und die übrigen Alliirten ebenso handeln werden. Ich ging dann weiter und machte bemerkbar, daß die Fortsetzung des Krieges uns mehr schaden als nützen wird, daß Frankreich Spanien und Indien immer

1712 17. Juli

1) Was hier über Eugens Wirken in England gesagt wird, beruht auf den Acten, die in der Östr. milit. Zeitschrift 1808, erstes bis viertes Heft, unter der Aufschrift: „Eugen in England" mitgetheilt sind.

einem Dritten antragen wird, dem sich unsere Freunde in England und Holland nicht widersetzen werden; man müsse also die Gelegenheit benutzen und durch die Engländer zu erlangen suchen, was möglich, um nicht später zu einem viel ungünstigern Frieden gezwungen zu werden. — — — Den Tag nachher habe ich mit dem Herrn noch lange darüber gesprochen, und obschon die Pille bitter ist, sehe ich doch, daß die Vernunft den Sieg über die Neigung erlangen, und daß er sich entscheiden wird, wenn seine Ehre wegen der Catalonien gerettet und er zu keiner Entsagung gezwungen wird. Ich habe in Ihren Ansichten und in jenen des Prinzen bemerkt, daß Sie verlegen sind, das Übel als unheilbar darzustellen. Jetzt ist das Eis gebrochen und ich hoffe, daß Sie sich nicht mit schlecht begründeten Hoffnungen unterhalten und das Solide für entfernte und imaginäre Hoffnungen aufgeben werden[1])." Der Verlauf der Friedensverhandlungen von Utrecht wird zeigen, daß der Kaiser Wratislaws verständige Rathschläge nicht befolgte und der von diesem Staatsmann vorausgesagte Friede geschlossen werden musste.

1712 Nach Eugens Rückkehr aus England begann der Krieg wieder. In Italien war Waffenruhe. Am Rhein geschah nichts wegen der mangelhaften Ausrüstung des Reichsheeres. Nur in den Niederlanden wurde noch gekämpft, aber unter ganz andern Verhältnissen als bisher. Prinz Eugen hatte den Oberbefehl über die alliirte Armee und dieser grosse Mann wäre wol im Stande gewesen, den Herzog Marlborough zu ersetzen, wenn die Verhältnisse der alliirten Armee die alten geblieben wären; aber der Herzog von Ormond, der jetzt die englischen Truppen befehligte, war kein Talent und durch die Instructionen des englischen Ministeriums gebunden. In Folge des schon erwähnten Präliminarvertrages zwischen Frankreich und England hätten eigentlich gar keine englischen Truppen mehr gegen Frankreich im Feld stehen sollen; weil aber die Übereinkunft noch nicht allgemein bekannt gegeben war, mussten die Engländer wol zum Schein ins Feld rücken,

1) Wratislaws Brief — das Original ist französisch — steht in der Östr. milit. Zeitschrift 1808, Heft 4, S. 586.

der Herzog von Ormond aber that jedoch nicht nur nichts gegen die Franzosen, sondern suchte sogar die Unternehmungen des Prinzen Eugen auf verschiedene Weise zu hindern. Er that dies, indem er seine Meinung oft wechselte, was den Prinzen Eugen zu dem Urtheil veranlasste: „ich kann zwar nicht anders sagen, als daß er ein ehrlich guter Mann sei, changirt aber augenblicklich und lässt sich von ein und andern was man ihm vormacht zu viel einreden, welches dann verursacht, daß es um so schwerer ist dieses Wesen auszumachen [1])." Bald sollte Eugen mehr Aufklärung erhalten. Er hatte die feindliche Stellung recognosciren lassen; sie war so schlecht befunden worden, „daß alle Hoffnung anschlen, eine gute und solche Action zu erhalten, als man vielleicht diesen ganzen Krieg hindurch niemalen gehabt und erhalten habe." In der Zusammenkunft, die Eugen deshalb mit Ormond und den holländischen Bevollmächtigten hatte, sprach Ormond kein Wort; als man ihn aber zu reden presstirte, hatte „derselbe endlich declariret, Ordre zu haben, daß er sich in keine Action einlassen sollte. Und als man darauf Ferneres in ihn gesetzet, wann er bei sogestalten Dingen in keine Schlacht eingehen könnte, daß er wenigstens zu einer Belagerung einschreiten wollte, replicirte derselbe, daß er auch dieses ehender nicht zu thun vermöchte, bis nicht der Lord Strafford in England angelangt und er von dannen an weitere Ordre seines Verhaltens empfangen hätte [2])." Eugen fährt fort: „Auf was für eine Art uns diese Aufführung bestürzt hat, werden Ew. K. Maj. am besten beurtheilen und sich allergnädigst einbilden können, daß sowol die Deputirten, als ich gegen ihn, Duc d'Ormond, uns in starken Terminis herausgelassen haben." Eugen sagte ihm gerade: „Wenn England etwa einen Particularfrieden bereits geschlossen hätte, daß er es eröffnen und declariren soll, denn wenn es nicht sicher wäre, so setzete sich dasselbe in Gefahr, mit einer solchen Conduite sich und ganz Europa zu verlieren. Wie nun derselbe kein gar grosser Mann ist, so wusste er auch nicht, was er hierauf antworten

29. Mai

1) Östr. milit. Zeitschrift 1806, 4. Heft, S. 223.
2) Ebendaselbst S. 225—227. Eugens Bericht an den Kaiser.

sollte [1])." Nichtsdestoweniger belagerte Eugen Quesnoi. Die Eroberung dieser Stadt war der letzte Vortheil, den die Alliirten in diesem Feldzug erfochten, denn als Eugen hierauf die Belagerung von Landrecy unternahm, ließ Ormond sogar die Generale der deutschen Truppen, die in englisch-holländischem Sold standen, auffordern, sich von Eugen zu trennen. Sobald Eugen dies erfuhr, berief er die Generale zu sich und sie versprachen ihm, sich nicht von ihm zu trennen. Kaum war dieser Entschluß gefasst, als Ormond selbst eintrat und sogleich erklärte, daß er von der Königin den Befehl habe, Dünkirchen in Besitz zu nehmen und mit dem Feind Waffenstillstand zu halten. „Da er aber kein Mann von sonderlicher Vernunft ist" — schreibt Eugen — „also hatte er seinen Vortrag sehr confus gemacht." Es gab nun eine heftige Erörterung zwischen Eugen und den holländischen Deputirten einer- und Ormond andererseits; Eugen sagte dem Herzog geradezu: „Diese Sache sei von solcher Wichtigkeit, daß Derjenige, der diese Ordre geschrieben und geschickt, in beständiger Furcht sein sollte, seinen Kopf zu verlieren." Dies Alles aber fruchtete nichts; Ormond sagte nur, daß er, obschon es ihm leid wäre, doch nichts Anderes thun könne, als seine Befehle zu vollziehen. Am Schluß des Berichtes, den Eugen hierüber dem Kaiser erstattet, sagt er: „England hat durch diese schändlichen Ergebenheiten nichts Anderes gesucht, als uns zu betrügen, wenn es sich nicht etwa selbst betrügen möchte [2])."

Von den deutschen Generalen leisteten nur zwei der Aufforderung Ormonds Folge, nämlich der holsteinische und der lüttichsche, aber Eugens Armee war durch den Abgang der Engländer bedeutend geschwächt. Dennoch beharrte er bei der Belagerung von Landrecy. Graf Albemarle stand mit einem kleinen Corps bei Denain, um die Magazine zu decken. Villars schlug ihn und nahm die Magazine in Marchiennes weg. Dies zwang den Prinzen Eugen die Belagerung von Landrecy aufzugeben, auch war er nicht mehr im Stand, mit

1) Östreich. milit. Zeitschr. 1808, 4. Heft, S. 225—27.
2) Ebendas. S. 232.

ſeiner geſchwächten Armee Villars zu hindern, die Feſtungen Douai, Quesnoi und Bouchain wieder zu erobern, und ſo endete der letzte Feldzug der Alliirten zum Vortheil der Franzoſen.

Bevor noch der Feldzug begonnen, war, wie geſagt, der Friedenscongreß zu Utrecht eröffnet worden. Engliſcher Seits erſchien der Biſchof von Briſtol, der geheime Siegelbewahrer Johann Robinſon und Graf Strafford; die Franzoſen ſandten den Marſchall Huxelles, Abbé Polignac und Menager, die Angelegenheiten des Kaiſers vertraten die Grafen Sinzendorf, Corzana und der Reichshofrath Consbruch. Die Namen der holländiſchen, deutſchen und übrigen Geſandten zu erwähnen iſt kaum nöthig. Die Stellung der Franzoſen war ſehr günſtig, denn die Allianz gegen ſie war dadurch ſchon thatſächlich aufgelöſt, daß England ſich mit Frankreich ausgeglichen hatte. Auf dieſem Pfad gingen die Franzoſen weiter, verhandelten mit den Alliirten einzeln und brachten auf dieſe Weiſe mehrere Friedensſchlüſſe zu Stande. Es liegt auſſer dem Bereich und den Grenzen dieſes Buches, alle Bedingungen der einzelnen Friedensſchlüſſe aufzuführen, ich werde mich daher auf jene beſchränken, die für die öſtreichiſche Monarchie bedeutend waren. Der Hauptgegenſtand, der alle Alliirte gleichmäſſig intereſſirte, war, die Vereinigung der Kronen von Spanien und Frankreich auf Einem Haupt zu hindern. Ludwig XIV. und Philipp von Spanien ſuchten dem auszuweichen, endlich muſſten ſie ſich doch hiezu bekennen. Philipp entſagte zu Madrid förmlich der franzöſiſchen Erbfolge und ebenſo die Herzoge von Berry und Orleans allen Rechten auf Spanien. Großbritannien erhielt auſſer Dem, was die Präliminarartikel zugeſagt hatten, noch die Hälfte von Saint-Chriſtophe und ganz Akadien; um dieſen Preis verließ es ſeinen Alliirten. Von Spanien erhielt es Gibraltar und Minorca und die Beſtätigung des Aſſientotractats, das iſt den Negerhandel im ſpaniſchen Amerika, auf 30 Jahre[1]) Die Holländer übernahmen die ſpaniſchen Niederlande, wie ſie

1712 Januar

1) Der groſſe Miniſter Englands, Pitt, nannte den utrechter Frieden einen unauslöſchlichen Schandfleck der britiſchen Geſchichte.

Karl II. besessen hatte, um sie dem Haus Östreich zu übergeben und sich mit demselben über die Barriere gegen Frankreich zu verständigen. Der Friede mit Preussen enthielt ausser einigen Territorialausgleichungen die Anerkennung der preussischen Königswürde. Mit dem Herzog von Savoyen verglich sich Frankreich durch einige Landabtretungen, Spanien aber überließ ihm Sicilien, und bestätigte seine Thronfolge in Spanien für den Fall, daß Philipps männliche und weibliche Nachkommenschaft aussterben sollte. Um das Schicksal des Kaisers und des Reiches hatte sich keiner der Alliirten bekümmert.

Um den allgemeinen Frieden zu erleichtern, hatte sich der Kaiser entschlossen, mit Frankreich und England einen Neutralitäts- und Evacuationsvertrag abzuschliessen. Der Kaiser versprach seine und alle alliirten Truppen aus Catalonien, Majorca und Iviza so schnell als möglich zu entfernen, in ganz Italien und allen Inseln des mittelländischen Meeres, Savoyen und dem an Savoyen grenzenden Frankreich die Waffen ruhen zu lassen; in Italien nicht mehr als 20,000 Mann Truppen zu halten und von den italienischen Fürsten weder Contribution noch Einquartierung zu verlangen. Dafür bedingte der Kaiser für Catalonien allgemeine Amnestie.

Dieser Vertrag führte nicht zum allgemeinen Frieden. Die Bedingungen, die Frankreich dem Kaiser vorschlug, waren hart. Die Friedensbasis sollte der ryswiker Friede sein. Frankreich wollte Alles behalten, was es damals auf dem linken Rheinufer besaß; die beiden Kurfürsten von Köln und Baiern sollten vollkommen restituirt werden, die Oberpfalz ausgenommen, welche dem Kurfürsten von der Pfalz und dessen Bruder Karl auf Lebenszeit zu verbleiben hatte. Dafür sollte der Kurfürst von Baiern als Entschädigung die Insel Sardinien erhalten und, bis er für alle seine Forderungen und namentlich in Verletzung des Vertrags von Ilbersheim entschädigt sein würde, sollten dem Kurfürsten die Provinzen und Städte Luxemburg, Namur und Charleroi mit vollständiger Souverainetät geboten werden. Schließlich forderte Frankreich, daß in Italien jene Länder und Städte, die nicht Dependenzen von Neapel oder Mailand, Denjenigen zurückgegeben werden,

denen ſie von Rechtswegen gehörten. Dafür ſollte der Kaiſer erhalten: Neapel, Mailand und die ſpaniſchen Niederlande, ſich aber mit den Holländern wegen der Barriere verſtändigen.

Der Kaiſer nahm dieſe Bedingungen nicht an und der Krieg zwiſchen ihm und Frankreich begann aufs Neue. Wie beim Beginn dieſes blutigen Krieges, ſtand der Kaiſer jetzt nach zwölf Jahren wieder allein. Das deutſche Reich faſſte zwar kräftige Beſchlüſſe zur Fortſetzung des Krieges, aber die Ausrüſtung blieb weit hinter dem geſchriebenen Wort zurück.

Die Laſt des Krieges lag allein auf dem Kaiſer; die Franzoſen waren ihm überlegen. Eugens Feldherrntalent konnte die Schwäche des Heeres, die mangelhafte Ausrüſtung nicht erſetzen, und ſo geſchah es, daß Villars Speier, Worms, Kaiſerslautern und mehrere andere Orte beſetzen und ſchwere Geldſchatzungen eintreiben konnte. Die Feſtung Landau muſſte 20. Aug. ſich ihm nach zweimonatlicher Belagerung ergeben. Villars ging nun über den Rhein und belagerte Freiburg. Baron Harſch vertheidigte ſich bis in die ſiebente Woche; endlich 16. Nov. muſſte er ſich ergeben, denn Eugen konnte ihn nicht entſetzen. Die Franzoſen waren durchaus im Vortheil.

Noch zu der Zeit, als Villars Landau belagerte, hatte er dem Prinzen Eugen Friedensverhandlungen angetragen; der Kaiſer willigte darein, inſofern billigere Bedingungen als zu Utrecht vorgeſchlagen werden ſollten. Im Spätherbſt be- November gannen die Verhandlungen in Raſtadt. Eugen und Villars, die ſich gar oft feindlich gegenüber geſtanden, ſahen ſich hier zum erſten Male bei einem friedlichen Geſchäft. Die Verhandlungen währten bis in den dritten Monat, ohne zu einem Reſultat zu führen, und ſchon war Eugen nach Stuttgart, Villars nach Strasburg zurückgereiſt, ſchon erſchien der Wiederausbruch der Feindſeligkeiten unabweislich, als Eugen von Villars und dem König von Frankreich ſelbſt eingeladen wurde, wieder nach Raſtadt zurückzukehren. Die Franzoſen fürchteten das baldige Ende der Königin von England und dadurch eine Aenderung des politiſchen Syſtems. Was früher in drei Monaten nicht gelungen, gelang jetzt in ſechs Tagen.

Die Präliminarartikel enthielten Folgendes: Der Kaiser behält Alles, was er gegenwärtig in Italien besitzt, nämlich Neapel, Mailand, Sardinien und die Häfen und Plätze an der toscanischen Küste; es werden die Fürsten Italiens im ruhigen Besitz jener Länder gelassen, die sie gegenwärtig innehaben. Der Kaiser tritt in den Besitz der spanischen Niederlande und behält sie für ewige Zeiten, wird sich aber mit den Holländern über die Barriere verständigen.

Nach der Grundlage des westfälischen, nymweger und ryswiker Friedens gibt Frankreich alles Eroberte, namentlich Altbreisach und Freiburg, dem Kaiser, Kehl dem Reich zurück und lässt jene Festungswerke am Rhein schleifen, die auf dem deutschen Boden angelegt sind. Frankreich behält die Stadt Landau mit drei dazu gehörigen Dörfern, Frankreich wird die braunschweig-lüneburgische Kurwürde anerkennen und die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln werden in alle Länder, Würden und Rechte, wie es vor dem Krieg gewesen, restituirt; alle Archive, Mobilien, Kleinodien, Geschütze und Munition, die nach der Besetzung von Baiern auf kaiserlichen Befehl weggenommen worden, sollen aufrichtig zurückgegeben werden. Elf Tage nach dem Abschluß dieser Präliminarien erfolgte die kaiserliche Ratification, und so war der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich geendet. Als Villars und Eugen schieden, umarmten sie sich und Villars sprach: Wir sind Freunde; Ihre Feinde sind in Wien, die meinigen in Versailles.

Das Reich ermächtigte den Kaiser, auf die zu Rastadt verglichenen Bedingungen den Frieden auch von wegen und im Namen des gesammten Reichs zu tractiren und zu schliessen. Die Stadt Baden wurde zu den Verhandlungen ausersehen.
1714 Dort wurde der Friede des deutschen Reichs mit Frankreich
9. Oct. auf die rastadter Bedingungen geschlossen.

Nun blieb noch der Barrierevertrag zwischen dem Kaiser und den Holländern zu schliessen übrig. Nach vielen Schwierigkeiten erfolgte, unter Englands Vermittelung, folgender Abschluß: Die Generalstaaten übergeben dem Kaiser die spanischen Niederlande; der Kaiser verpflichtet sich, diese Länder weder ganz, noch theilweise, weder der Krone Frankreich,

noch einem franzöſiſchen Prinzen, oder einer Prinzeſſin, oder ſonſt Jemand anders abzutreten. Sie gehören untheilbar und unveräuſſerlich zu des Kaiſers deutſchen Erbſtaaten. Der Kaiſer und die Generalſtaaten halten in den ſpaniſchen Niederlanden 35,000 Mann, und zwar drei Fünftheile der Kaiſer, zwei Fünftheile die Holländer; in Kriegszeiten wird dieſe Zahl auf 40,000 erhöht. Zu Dendermonde iſt die Beſatzung gemeinſchaftlich; den Befehlshaber ernennt der Kaiſer; er ſchwört aber auch den Generalſtaaten. In Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knoke iſt Beſatzung und Befehlshaber holländiſch. Die Letztern ſchwören zwar auch dem Kaiſer den Eid der Treue, hängen aber in allen militairiſchen Verhältniſſen nur von den Generalſtaaten ab. Die holländiſchen Truppen in den ſpaniſchen Niederlanden ſind in Hinſicht der Briefe, Paquete und Zölle frei. Zum Unterhalt der holländiſchen Truppen zahlt der Kaiſer jährlich 500,000 Reichsthaler. Endlich tritt der Kaiſer den Generalſtaaten einiges Land in Flandern, die Stadt Venloo, die Feſtungen St. Michael in Stevenswaard, die Amtmannſchaft Montfort ab, mit Ausnahme zweier Dörfer. Der Handel zwiſchen den Vereinigten Niederlanden und den jetzt öſtreichiſchen Niederlanden bleibt ſo, wie er im weſtfäliſchen Frieden geregelt worden. Die Feſtungswerke der Schlöſſer Lüttich und Huy werden auf Koſten des Stifts Lüttich geſchleift und nie wieder aufgebaut. Die Garantie dieſes Vertrags übernimmt England. Dieſe ſogenannte Barriere war der einzige Gewinn Hollands nach einem zwölfjährigen Krieg, der den Generalſtaaten über 600 Millionen Gulden gekoſtet hatte.

Was war nach dieſem Frieden das Loos der Anhänger Karls in Spanien? Karl hatte für ſie allgemeine Amneſtie bedungen, aber Philipp behandelte ſie hart. Die Catalonier, von aller Welt verlaſſen, ſchwuren, eher zu ſterben, als Philipp zu gehorchen. In Barcellona wurde unter Pauken- und Trompetenſchall Philipp der Krieg angekündigt. Die Macht Philipps reichte nicht hin, die Stadt zu bezwingen; da erſchienen 20,000 Franzoſen unter dem Marſchall Berwick und 1714
eine franzöſiſche Flotte ſchloß die Stadt von der Seeſeite ein. Die Vertheidigung war heldenmüthig; alle Vorſchläge Ber-

wicks wurden verworfen. In der Hauptstrasse war ein schwarzes Tuch ausgebreitet, zum Zeichen, daß sich die Bewohner dem Tode geweiht. Als Berwick die Truppen zum allgemeinen Sturm schon aufgestellt hatte, ließ er die Stadt noch einmal auffordern. Umsonst! Der Sturm begann. Die Franzosen drangen ein; des Sieges gewiß, zerstreuten sie sich zum Plündern, da wurden sie wieder hinausgeworfen. Noch einmal liefen sie an. Die Spanier wichen der Übermacht, aber in jeder Gasse, in jedem Haus wurde gekämpft. 500 Geistliche fielen, die Waffen in der Hand. Abends steckten einige Bürger auf dem Rathhause die weisse Fahne aus. Berwick gebot sogleich das Einstellen des Kampfes. Aber eine unbekannte Stimme rief aus dem Rathhause: Macht lieber fort, schlachtet und brennt! Das Morden begann aufs Neue. Zu den Schrecken des Kampfes gesellten sich die Schrecken der Nacht. Am Morgen ließ Berwick Amnestie verkünden; sie wurde nicht angenommen. Da ließ er die Stadt in Brand stecken. So fiel Barcellona in Berwicks Gewalt. Er verhieß den Einwohnern Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, aber Philipp ließ die Anführer in lebenslängliche Gefangenschaft bringen oder zu harter Arbeit nach Amerika deportiren. Wie tief die Wunde war, die dies Ereigniß dem Herzen Karls schlug, bezeugt, daß er in den letzten Augenblicken seines Lebens noch „Barcellona!" rief.

Der Sage nach sollen später Catalonier nach Östreich ausgewandert sein und im neuersiegten Banat Ansiedelungen erhalten haben. Aber ihre Spur hat sich ganz verloren [1]).

Fünfundsiebzigstes Capitel.

Türkenkrieg. Quadrupelallianz. 1712—1720.

Verhältnisse mit der Türkei. Gesandtschaften. Verhandlungen. Krieg der Pforte mit Venedig. Der Kaiser unterstützt die Re-

1) Auch in den banater Archiven ist ihre Spur nicht aufzufinden. Ist vielleicht die ganze Sage ungegründet? Aber woher ist sie dann entstanden?

publik. Krieg mit den Türken. Schlacht bei Peterwardein. Eroberung von Temesvár. Belagerung von Belgrad. Schlacht von Belgrad. Eroberung der Stadt. Friede von Passarovitz. Rákóczy's letzte Schicksale. Pläne der Königin von Spanien und des Cardinal Alberoni. Die Spanier überfallen Sardinien. Quadrupelallianz. Krieg. Alberoni's Pläne scheitern. Frieden im Haag. Der Kaiser erhält Sicilien statt Sardinien, welches an Savoyen fällt.

Bald nach dem Friedensschluß von Karlowitz ging von Konstantinopel Ibrahim-Pascha, von Wien Graf Öttingen, Hofkriegsrathspräsident, an die betreffenden Höfe. Ihre feierliche Auswechslung hatte zu Szalankemen statt. Ibrahim-Pascha's Verrichtung zu Wien war eine rein ceremoniöse; es ist also nicht nöthig, hier darüber weiter zu reden. Nicht so war es mit dem Grafen Öttingen, der in Konstantinopel mit eben so viel Pracht auftrat, als Ibrahim in Wien [1]). Mit ihm waren viel berühmte Namen: die Grafen Dietrichstein, von der Lippe, Swirby, Sprinzenstein, Thun, Saur, Kuefstein, Nostitz, die beiden Grafen Adolf und Karl Sinzendorf, endlich Adolf August, Herzog von Holstein. Die Geschäfte des Grafen Öttingen waren: die Abgrenzung der beiden Reiche zu betreiben, Handel und Personen zu sichern, Kirchen und Geistlichen Schutz zu erwirken, Tököly von Konstantinopel und der Grenze entfernen zu lassen. Graf Adolf von Sinzendorf hatte, als Nebengesandter, den besondern Auftrag, wegen der Befreiung der Gefangenen zu unterhandeln; aber da er nach ein paar Monaten starb, hatte er die Freilassung nur von einigen zuwege bringen können, mit denen zugleich seine Leiche in Wien ankam. Nun wurde in Wien über das Schicksal der Gefangenen mit dem türkischen Großbotschafter verabredet, daß alle aus den kaiserlichen Landen weggeschleppte Sklaven oder Sklavinnen, von was immer für einer Nation, so wie die Kinder, die in der Sklaverei von Sklavinnen geboren worden, loskaufbar waren. Graf Öttin-

1700
25. Mai

1) Wer über den Einzug der beiden Großbotschafter, die Geschenke, die sie brachten u. s. w., ausführlich unterrichtet sein will, lese Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs, Bd. VII, S. 12 ff.

gen erwirkte drei Fermane, durch welche der Handel begünstigt, die katholischen Geistlichen überhaupt und jene, die in Jerusalem wohnten, insbesondere in Schutz genommen wurden.

Elf Jahre verflossen, während welcher sowol Rákóczy, als der französische Hof zu verschiedenen Malen, aber fruchtlos versuchten, die Osmanen zum Krieg gegen den kaiserlichen Hof zu bringen; aber die Pforte scheute sich immer, diesen Aufreizungen Gehör zu geben; sie war zu sehr mit dem Osten beschäftigt. Ganz anders wurde es jedoch, als die Pforte den Krieg an Venedig erklärte. Sie that dies dem kaiserlichen Hof durch ein Schreiben des Großveziers an den Prinzen Eugen kund, welches der Muteferrika Ibrahim überbrachte. Der Inhalt des Schreibens war: die hohe Pforte hoffe, daß
1715 der kaiserliche Hof auch in diesem Krieg, wie in dem russisch-
13. Mai türkischen, neutral bleiben werde. Das Schreiben wurde dem Prinzen in feierlicher Audienz übergeben. Nach vier Monaten wurde Ibrahim entlassen, mit der schriftlichen Antwort Eugens, in welcher der Prinz die Vermittelung des kaiserlichen Hofes zwischen Venedig und der Pforte antrug, oder vielmehr erneuerte; denn der erste Antrag hiezu war schon in Konstantinopel geschehen. Die Türken antworteten gar nicht.

Die hartbedrängte Republik wandte sich um Hülfe an
1716 den Kaiser und so kam zwischen den beiden Mächten ein
April Schutz- und Trutzbündniß zu Stande. Wenige Tage nachher schrieb Eugen dem Großvezier und verlangte von ihm die Wiederherstellung des karlowitzer Friedens und die Vergütung allen Schadens, den bis jetzt die Republik Venedig erlitten. Dies fand keinen Eingang. Der kaiserliche Resident Fleischmann, als er sah, daß seine Vorstellungen unbeachtet blieben, meldete der hohen Pforte, daß er abgerufen sei. Da auch dies die Türken nicht zur Nachgiebigkeit bewegen konnte, war der Krieg unausweichlich. Fleischmann musste das türkische Heer bis Belgrad begleiten; dort wurde ihm ein äusserst grobes und heftiges, vom Großvezier selbst aufgesetztes Schreiben an den kaiserlichen Hof übergeben. Weil übrigens im letzten Krieg der türkische Gesandte Sulfika einige Zeit in Komorn war festgehalten worden, wurde auch Fleischmann einige Tage aus Belgrad nicht entlassen.

In Belgrad hielt der Großvezier Kriegsrath. Die Frage war: ob sich das Heer nach Temesvár oder Peterwardein wenden und den letztern Ort belagern solle. Der Tartarchan behauptete, man müsse einen Streifzug nach Siebenbürgen unternehmen. Der Beglerbeg von Rumili, Ahmed-Pascha, meinte hingegen, der Streifzug nach Siebenbürgen werde zur Folge haben, daß die Tartaren beutebeladen, wie schwangere Weiber, zum Krieg untauglich sein würden; der Zug nach Temesvár sei der vielen Wasser und Sümpfe wegen unthunlich, man müsse nach Peterwardein, und entweder die Stadt belagern oder eine Schlacht liefern. Der Großvezier sprach seinen Willen nicht aus, damit sein Plan nicht durch Kundschafter verrathen werde. Als er durch Gefangene erfuhr, daß bei Peterwardein nur Palffy mit 1500 Mann, Eugen mit der Hauptmacht bei Futak stehe, ließ er eine Brücke über die Sau schlagen. Die Türken nahmen es als übles Vorzeichen, daß das Heer nicht an einem der nach türkischen Begriffen günstigen Wochentage — Montag, Donnerstag oder Sonntag — sondern am Dienstag über den Strom ging. 28. Juli
Kurd Mohamed-Pascha stieß unfern von Karlowitz auf eine Abtheilung Kaiserlicher. Hier, wo 17 Jahre früher der Friede war geschlossen worden, hatte das erste Gefecht statt. Unter den Gefangenen, die von den Türken eingebracht wurden, befand sich auch General Breuner. Indessen war auch Eugen auf das rechte Donauufer übergegangen und hatte die verschanzte Stelle bezogen, in welcher einige Jahre früher Caprara von den Türken gleichsam belagert worden war. Obschon das türkische Heer als sehr zahlreich angegeben wurde, bestand es in der Wirklichkeit nur aus 150,000 Mann, worunter 40,000 Janitscharen und 30,000 Sipahis. Eugen, obgleich er nur etwas über 40,000 Mann Infanterie und 22,000 Reiter zählte, also nicht einmal halb so stark war als die Türken, entschloß sich doch zur Schlacht.

Um 7 Uhr Morgens begann die Schlacht. Prinz Alexander von Würtemberg griff den Feind in der rechten Flanke an, worauf der linke Flügel des ersten Treffens mit dem Feldzeugmeister Regal, der rechte des zweiten Treffens mit dem Feldzeugmeister Starhemberg aus dem Retranchement rückten. 5. Aug.

Der Feind war vorbereitet, und das Gefecht sehr hartnäckig, als Graf Harrach und Prinz Bevern, um den Angriff des ersten Treffens mit dem zweiten zu unterstützen, vorrückten. Schon beim ersten Angriff wurde der Feind aus seiner Linie gedrängt, unvermuthet aber entstand eine Unordnung bei der Infanterie des rechten Flügels des ersten Treffens, welches sich auch gegen den linken verbreitete. Der Feind nutzte diesen Vorfall mit möglichsten Geschwindigkeit, drang mit Ungestüm bis in das erste Retranchement und hatte bereits ein Eck des zweiten überstiegen, als die zur Unterstützung aufgestellten Cavalerieabtheilungen Ebergényi und Mádassy herbeieilten, die Flanke des andringenden Feindes anfielen, mithin der Infanterie Zeit verschafften, sich zu erholen und zu formiren, worauf diese wieder vorrückte und den Feind nicht nur aus den Retranchements, sondern auch aus seiner eigenen Linie verjagte. Dieser versuchte hierauf, sich auf den weiter zurückliegenden Höhen zu setzen; man ließ ihm aber keine Zeit. Obschon die Cavalerie des linken Flügels von den feindlichen Batterien viel gelitten hatte, so drang sie doch in die Wagenburg der Türken ein. Der Großvezier hatte bis jetzt an der heiligen Fahne bei seinem Zelt gestanden, nun warf er sich den Fliehenden entgegen, um sie aufzuhalten. Vergebens hieb er einige der Fliehenden nieder. Da stürzte er sich selbst in das Gewühl der Schlacht. Eine Kugel trifft ihn an der Stirn. Er fällt. Einige seiner Leute brachten ihn zuerst auf ein Roß, dann auf einem Wagen nach Karlowitz. Nach dem Fall des Großveziers nahmen die Paschas die heilige Fahne in ihre Mitte und flohen nach Belgrad. Die Schlacht war entschieden, fünf Stunden hatte sie gewährt. 3000 Kaiserliche und 6000 Türken waren geblieben. 114 Kanonen, 150 Standarten, 5 Roßschweife, 3 Paar Pauken, das Zelt des Großveziers sammt den Schriften desselben fielen den Kaiserlichen zu. Die Siegesfreude wurde getrübt, als man im Lager den niedergesäbelten Breuner fand. Die fliehenden Türken hatten ihn zusammengehauen [1].

1) Siehe über die Schlacht Hammer, Geschichte der Osmanen, und Östr. milit. Zeitschrift, Jahrgang 1808.

Nach dem Siege wendete sich Eugen gegen Temesvár. Die Türken hielten die Veste für uneinnehmbar, denn 18,000 Mann lagen darin als Besatzung, die Festungswerke waren in gutem Stande und die Bega pflegte im Herbst die ganze Umgegend durch Überschwemmung ungangbar zu machen; aber zufällig war der Sommer heiß gewesen, sodaß die Moräste austrockneten. Sechzehn Regimenter Reiterei unter Palffy, zehn Bataillone Fußvolk unter dem Prinzen Alexander von Würtemberg waren zur Belagerung bestimmt. Indessen hatten sich die Türken bei Belgrad wieder gesammelt. Der Großvezier wurde daselbst begraben [1]). Der Bericht an den Sultan schrieb den Verlust dem gefallenen Großvezier zu, der sich freilich nicht mehr rechtfertigen konnte. Kurd-Pascha rückte mit 28,000 Mann zum Entsatz von Temesvár vor, aber mit dem Verlust von 4000 Mann wurde er zurückgeworfen. Die Palanke von Temesvár wurde nach hartnäckigem vierstündigem Sturm genommen. Bald darauf capitulirte die Festung. Der dritte 13. Oct.
Theil der Besatzung war während der Belagerung geblieben; 12,000 Mann erhielten freien Abzug; auf 1000 Wagen führten sie ihr Gepäck fort. 120 Kanonen, meist mit den Wappen römischer Kaiser geziert und von den Türken in frühern Kämpfen erbeutet, fielen den Siegern in die Hände. Sie wurden von den Christen jetzt zum ersten Mal gebraucht, um durch ihren Donner zu verkünden, daß Temesvár nach 150-jährigem Besitz den Türken wieder entrissen sei. Der Rest des Herbstes und der Winter wurde zu zwei Streifzügen verwendet. Dettin, ein Baier, führte 1200 Serbier in die Wa- 29. Nov.
lachei, plünderte Bukarest und brachte den Hospodar Niklas Maurokordato gefangen ins Lager. Minder glücklich war der 1717
Streifzug des Rittmeisters Ernau; er überfiel Jassy, wurde aber 21. Jan.
von ein paar Tausend herbeieilenden Tartaren zurückgeworfen.

1) Es ist ein auffallendes Zusammentreffen, daß Ibrahim, der nach dem karlowitzer Frieden als Großbotschafter in Wien war und Ibrahim der Großvezier, der den karlowitzer Frieden durch den Angriff gegen Venedig brach, beide in Belgrad begraben wurden. Den Leichenstein des ersten dieser beiden Ibrahime ließ Laudon, als er 70 Jahre nachher Belgrad eroberte, nach Hadersdorf nächst Wien bringen, wo er im Park aufgestellt ist, wo auch Laudon liegt.

1717 Der nächste Feldzug galt Belgrad. Die Erfolge desselben waren höchst glänzend und führten den Frieden von Passarovitz herbei, den ruhmvollsten, den Östreich mit der Pforte geschlossen. Die Waffenthaten Eugens in diesem Jahre gehören unter die leuchtendsten seiner kriegerischen Laufbahn, und aus dieser doppelten Beziehung muß der Feldzug hier etwas ausführlicher besprochen werden.

Der Zweck des Feldzugs war, wie gesagt, die Eroberung von Belgrad; dies war in ganz Europa bekannt, und viele Freiwillige fanden sich bei dem kaiserlichen Heer ein. So die Prinzen von Baiern, Würtemberg, Hessen, Bevern, Kulmbach, Anhalt-Dessau und Liechtenstein aus Deutschland; die Prinzen Combes, Marsillac und de Pons, die Grafen Charlois und d'Estrade, der Marquis d'Alincourt, Sohn des Marschalls Villeroi aus Frankreich. Die glänzendsten Namen des kaiserlichen Heeres: Montecucoli, Starhemberg, Palffy, Bonneval, Brown, Daun, Windisch-Grätz, Dalberg, Nádasdy, Harrach, Mercy, Lobkowitz, Aremberg, Holstein, Friedrich von Würtemberg und Emanuel von Savoyen, Eugens Neffe. — Die Anstalten Eugens waren grossartig und für den einen ausgesprochenen Zweck. Längs der Donau und der Theiß waren grosse Vorräthe aufgespeichert; Pancsova, ein Flecken an der Temes, eine halbe Stunde von der Einmündung in die Donau, wurde den Winter über befestigt und zum Waffenplatz hergerichtet; die Donauflotille, bestimmt die Unternehmungen der Landarmee zu unterstützen, war durch einen holländischen Schiffsbaumeister, auf Eugens Veranlassung, nach dänischem Muster mit zweckmässigeren Schiffen, als die bisherigen versehen. Das Heer war bis auf 140,000 Mann erhöht, von denen 80,000 zur Unternehmung gegen Belgrad bestimmt waren. Sie sammelten sich bei Futak und Peterwardein unter der Leitung des Feldmarschalls Palffy. Freund und Feind erwarteten, daß der Anmarsch auf dem gewöhnlichen Wege durch Syrmien und über die Sau erfolgen werde; so waren wenigstens bis dahin alle Heere gegen Belgrad vorgerückt. Aber Eugen eröffnete den Feldzug ganz anders.

Mai Nicht lange nach seiner Ankunft im Lager erhielt das Heer
8. Juni plötzlich Befehl zum Aufbruch. Es überschritt die Theiß, die

Bega, die Temes und stand nach wenig Tagen bei Pancsova, 13. Juni
also tiefer als Belgrad. General Hauben war mit einigen Regimentern bei Peterwardein zurückgeblieben, um den Feind glauben zu machen, daß die Hauptarmee noch dort lagere. Einige Zeit über wurden die Türken wirklich getäuscht. Bei Pancsova fand Eugen seinen Befehl vollzogen; ein Theil der Donauflotille und viele Schiffe harrten seiner Ankunft; mit ihrer Hülfe setzte er über die Donau, ohne vom Feind beun- 15. Juni
ruhigt zu werden; eine Schiffbrücke wurde geschlagen, über welche Reiterei, Artillerie, und was sonst nöthig, folgte. Zwei Tage rastete das Heer im Lager von Wisnitza, dann wurde das Lager vor Belgrad abgesteckt und am nächsten Tage be- 19. Juni
zogen. Eugen wusste sehr gut, daß die Belagerung hartnäckig sein und daß der Großvezier zum Entsatz heraneilen würde; er musste also auf Angriff einerseits, Vertheidigung andererseits bedacht sein. Während er die Schanzarbeiten gegen die Festung errichtete, verschanzte er sein Lager nach aussen hin von der Donau bis an die Sau. Zwanzig Tage wurden hiezu verwendet. Zwischen diesen zwei Verschanzungen lag das kaiserliche Heer. In der Mitte Infanterie, auf den Flügeln Reiterei, an den beiden äussersten Enden, an den beiden Strömen wieder Fußvolk. Eugens Heer lag ganz auf serbischem Boden zwischen dem rechten Ufer der Donau und dem rechten Ufer der Sau. General Hauben war aus Peterwardein mit fünf Regimentern nachgerückt, er stand in Syrmien zwischen dem linken Ufer der Sau und dem rechten Ufer der Donau. Schiffbrücken über beide Ströme unterhielten die Verbindung des Heeres unter sich und die Zufuhr der Lebensmittel. Sobald die Verschanzungen gegen aussen hin fertig, das Belagerungsgeschütz, Faschinen und Schanzkörbe auf der Sau herbeigeführt waren, begann die Belagerung; die Arbeiten leitete der Ingenieur Le Beuf. Der Angriff hatte auf der Wasserseite statt, am Zusammenfluß der Donau und Sau. Dort waren die Festungswerke am schwächsten. Belgrad war auf eine grosse Belagerung vorbereitet. Die Besatzung zählte 30,000 Mann, 500 Kanonen waren in der Stadt. Munition war in Überfluß, Mundvorrath in hinreichender Menge vorhanden. Der Befehlshaber, Mustafa,

war ein kühner, kriegskundiger Mann; der Großvezier hatte baldigen Entsatz verheissen. Alles wirkte daher zusammen, die Vertheidiger zu hartnäckiger Gegenwehr zu ermuntern: die Wichtigkeit des Platzes, die Zahl der Vertheidiger, Ver-
16.—30. Juli trauen auf den Führer und Hoffnung baldigen Entsatzes. Vierzehn Tage war die Stadt schon beschossen worden, als der Vortrab des Großveziers auf den Höhen um Belgrad gesehen wurde. Bald folgte das ganze osmanische Heer und
1. August lagerte sich im halben Bogen auf den Höhen um Belgrad. So wie das Lager Eugens, lehnte sich auch jenes des Großveziers mit den beiden Flügeln an die Donau und die Sau. Die Hauptmacht war bei Krotzka. Somit stand Eugen zwischen Belgrad und dem Großvezier. Die kaiserlichen Verschanzungen schienen nicht leicht angreifbar. Ein Pascha soll gesagt haben: „Belgrad wird durch ein zweites Belgrad belagert." Der Großvezier erhielt in seinem Lager noch die Verstärkung, die ihm der Tartarchan zuführte; sie bestand aus 70,000 Mann. Wenn man hiezu noch die Besatzung von Belgrad rechnet, so ergibt sich, daß die Türken dem kaiserlichen Heere beinahe drei Mal überlegen waren. Der Großvezier aber benutzte die Übermacht nicht zum schnellen, entscheidenden Angriff, sondern beschoß Eugens Lager aus 140 Kanonen und 35 Mörsern. Die Kaiserlichen erwiderten das Feuer gleich heftig, aber das türkische, vom Terrain begünstigt, wirkte stärker. Die Ruhr herrschte im Lager, Eugen selbst litt eine Zeitlang am Fieber, die Pferde fielen haufenweis, die Hälfte der Cavalerie war schon unberitten. Ganz Europa sah mit gespannter Aufmerksamkeit, Wien und Venedig mit ängstlicher Sorge auf das Lager hin; und so groß auch im Lager das Vertrauen der Krieger zu Eugen war, regte sich doch hie und da Zweifel über den Ausgang. Ein General soll ängstlich die Frage gewagt haben: „was der Prinz wol glaube, daß da herauskommen werde?" scherzend erwiderte der Prinz: „Ich bin überzeugt, daß eines von beiden sicher geschehen wird: entweder werde ich die Türken schlagen oder sie mich [1])." Dem Kaiser aber schrieb Eugen:

1) Hormayr, Östr. Plutarch.

„es sei für Alles gesorgt, und Belgrad werde nächstens fallen.“

Endlich hatte der Großvezier sich entschlossen, die Kaiserlichen anzugreifen. Er wollte dem Pascha in Belgrad den Befehl ertheilen, an demselben Tag auszufallen. Er vertraute den Brief einem Magyaren, Namens Johann Békony. Dieser hatte während des Bürgerkriegs unter Franz Rákóczy gedient. Als Rákóczy's Sache verloren war, ging er mit mehreren Andern zu den Türken über. Während der Belagerung von Temesvár fand er Gelegenheit, sich mit Johann Palffy zu besprechen, und wurde von diesem dahin bestimmt, bei günstiger Gelegenheit seine Treue gegen die Christenheit, das Vaterland und den König zu beweisen. Jetzt gedachte Békony dieser Worte, ging ins christliche Lager zu Palffy und übergab ihm den Brief des Veziers. Nachdem Eugen denselben gelesen hatte, gab er ihn dem Békony zurück und dieser brachte ihn nach Belgrad. Des Paschas Antwort trug Békony wieder ins christliche Lager und blieb fortan daselbst. Er wurde in der Folge vom Kaiser mit einer goldnen Kette beschenkt, zum Hauptmann ernannt und in den Adelstand erhoben[1]).

Sobald Eugen von dem Plan seiner Feinde unterrichtet war, beschloß er ihnen zuvorzukommen. Das Centrum des ersten Treffens bestand aus 30 Bataillonen Fußvolk und 32 Compagnien Grenadieren; Alexander von Würtemberg befehligte hier. Auf dem rechten Flügel unter Palffy und auf dem linken unter Montecuculi standen je sechs Reiterregimenter. Das zweite Treffen bestand im Centrum aus 22 Bataillonen Infanterie nebst 21 Compagnien Grenadieren; rechts fünf, links sechs Reiterregimenter. Die Reserve innerhalb der Linien bildeten neun Bataillone Infanterie und acht Compagnien Grenadiere. Die unberittenen Cavalleristen blieben inmitten des Lagers. Die Werke gegen die Stadt waren mit sieben Reiterregimentern, acht Bataillonen Infanterie und vier Grenadiercompagnien besetzt. Um 1 Uhr Morgens eröffneten die 16. Aug.
Batterien gegen die Stadt ein furchtbares Feuer, indessen die

1) Was hier von Békony gesagt wird, erzählt Katona, Hist. crit., tom. 38, pag. 316—318, nach Schmidt, Almon, und der handschriftlichen Selbstbiographie Alexander Károlyi's, unter dem Békony gedient hat.

zum Angriff gegen das türkische Lager bestimmten Truppen — es mochten 40,000 Mann sein — sich in vier Colonnen gegen den Feind bewegten. In der Dunkelheit der Nacht geriethen Infanterie und Cavalerie während des Marsches untereinander, was das Vorrücken verzögerte. Es graute schon, und die Verwirrung war noch nicht gelöst. Da fiel ein so dichter Nebel, daß man nicht auf zehn Schritte sehen konnte. So gewannen die Truppen Zeit, sich wieder zu ordnen. Noch immer wussten die Türken nichts von der herannahenden Gefahr. Übersicher, hatten sie nicht einmal Vorposten ausgestellt. Selbst als sie die Reiterei des rechten Flügels sahen, wähnten sie anfangs, es sei eine Patrouille. Als der Angriff begann, vertheidigten sie sich muthvoll und der Großvezier entwickelte Kenntniß und Entschlossenheit, aber er erlag Eugens überwiegendem Feldherrntalent. Auf dem rechten Flügel war der Kampf hart; einige Regimenter Palffy's wurden durchbrochen, aber das zweite Treffen glich den mislichen Stand wieder aus; die türkische Cavalerie wurde in die Flucht getrieben. Das zweite Treffen half auch der Infanterie, deren rechter Flügel, durch zu weit rechts Marschiren, eine Lücke bot, in die sich die Türken mit grosser Macht warfen. Eugen führte hier selbst das zweite Treffen vor und stellte, nach hartnäckigem Kampf, die Linie wieder her. Nun wurde die türkische Position erstürmt, die Verschanzungen genommen. Das Heer rückte in Schlachtordnung in das türkische Lager ein; die Türken flohen in wilder Eile, nachdem sie 10,000 Leichen auf dem Schlachtfelde gelassen. Eben so viel Gefangene, worunter 5000 verwundet, fielen den Kaiserlichen in die Hände. Das besiegte Lager glich an Ausdehnung und Pracht einer Stadt. Beinahe 200 Feuerschlünde, worunter Mörser, die zwei Centner schwere Bomben warfen, Kugeln und Pulver im Überfluß, 300 beladene Rüstwagen, eine Unzahl von Lastthieren waren die Beute. Letztere so zahlreich, daß die Kamele um einen Spottpreis verkauft wurden. Der Verlust der Kaiserlichen betrug beiläufig 2000 Todte und 3000 Verwundete. Unter den Todten Graf Hauben, General Dalberg, ein junger Graf Palffy, ein Fürst Thurn und Taxis, die Marchesen Clerici und Villese; unter den Verwundeten

Eugen selbst, der Feldmarschall Graf Palffy, Fürst Lobkowitz, Prinz Friedrich von Würtemberg, die Generale Rottenhahn, Locatelli, Arigoni. Zwei Tage nach der Schlacht ergab sich Belgrad. Die Besatzung zog mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ab. In der Stadt, auf den Donauinseln und der Tschaikenflotille fielen den Christen nahe an 700 Kanonen zu. Eugen hatte für sich, so wie nach der Schlacht von Peterwardein, von der Beute das Zelt des Großveziers erhalten [1]).

Diese schnell sich folgenden grossen Verluste und Niederlagen stimmten den Kriegsmuth der Osmanen bedeutend herab und sie waren zum Frieden geneigt. Schon beim Ausbruch der Feindseligkeiten hatte England Vermittlung angeboten und der zu Konstantinopel residirende Gesandte Sutton hatte zu diesem Ende eine Vermittlungsvollmacht erhalten; ein Jahr später, als der englische Botschafter Worthley-Montague durch Wien in die Türkei ging, brachte er die Vermittlung am kaiserlichen Hof in Anregung, aber vor der Eroberung von Belgrad wollte man in Wien nichts vom Frieden hören. Jetzt, da Belgrad erobert war, kam der erste Friedensentwurf von den Türken selbst. Der Vertheidiger von Belgrad, Mustafa-Pascha, schrieb von Nissa an Eugen; er trug Belgrad mit dessen Gebiet und sich zum Friedensvermittler an. Später schrieb der Großvezier selbst und brachte sowol Waffenstillstand, als Friedensvermittlung in Vorschlag, ohne jedoch der Abtretung Belgrads zu erwähnen. Dies Schreiben kam durch die englische Gesandtschaft in Eugens Hände. Die Antwort des Prinzen war ausweichend, weil er von Wien aus noch keine Weisung erhalten hatte, sie ließ aber nicht lange auf sich warten; er wurde zum Friedensschluß ermächtigt, auf die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes.

1714 Septbr. October

Indessen gab es in der Türkei mancherlei Umtriebe. Der Großherr ließ Rákóczy nach Adrianopel berufen, gewährte ihm feierliche Audienz, verlieh ihm Kalpak und Säbel, wie dies

1) Hammer, Militairisches Conversations-Lexicon, Östr. militair. Zeitschrift.

gebräuchlich bei den Fürsten, denen die Pforte Siebenbürgen als Lehen verliehen. Auch sprach der Sultan freundliche und ermunternde Worte zu ihm. Er sagte: „Es ist an der Hülfe und Unterstützung meiner Pforte nicht zu zweifeln; die an meine hohe Pforte kommenden Gäste pflegen ehrenvoll geachtet zu werden, und es ist festgesetzt, daß auch du auf das Höchste geachtet werden sollst." Des waren sowol der französische Botschafter, als auch Chevalier de Bonnemene, der bei Rákóczy unter dem Titel eines spanischen Gesandten lebte, so wie der Großvezier selbst froh, denn diese Alle wollten Krieg. Aber die friedliebende Partei, der Mufti, die Ulema und die englische Gesandtschaft siegten, und die hohe Pforte entschloß sich ernstlich zum Frieden. Die türkischen Bevollmächtigten waren der Silihdar Ibrahim und der Aufseher der Artillerie Mohamed-Effendi. Der Kaiser ernannte zu Bevollmächtigten den Grafen Wirmond und den Hofkriegsrath Talman, der ehedem kaiserlicher Resident zu Konstantinopel gewesen. Zum Congressort wurde Passarovitz bestimmt.

1718 15. April Bevor jedoch der Congreß zusammentrat, stellte Prinz Eugen die Forderung — und zwar als unabweisbare Bedingniß — daß Venedig in den Frieden mit eingeschlossen werde. Um nun nicht etwa durch die Verschiedenheit der Ansichten zwischen Venedig und Östreich in den Friedensverhandlungen aufgehalten zu werden, traten die kaiserlichen Minister mit dem venetianischen Botschafter, Cavaliere Grimani, und Ruzzini, der von Venedig zur Friedensverhandlung bestimmt war, in mehreren Conferenzen zusammen. Der Hauptunterschied zwischen den Wünschen der beiden Mächte bestand darin, daß der kaiserliche Hof den gegenwärtigen Besitzstand zur Grundlage des Friedens nahm, die Republik aber, die Morea verloren hatte, mehr begehrte als den Besitzstand. Die kaiserlichen Minister machten hiebei geltend, daß, laut den Papieren, die in der türkischen Kriegscanzlei zu Belgrad gefunden worden, die Belagerung von Korfu von den Türken aufgegeben worden sei, weil sie bei Peterwardein eine Niederlage erlitten. Korfu, durch den Sieg von Peterwardein erhalten, müsste für Moreas Verlust als Entschädigung ge-

ten. Und so willigte Venedig zuletzt in die Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes.

Die bevollmächtigten Botschafter der kriegführenden Mächte, so wie jene der Vermittler — von England Robert Sutton, von Holland Colyer — hatten sich endlich zu Passarovitz eingefunden. Eugen war zu Semlin, mehrere Prinzen mit ihm; der Kurprinz und Herzog Ferdinand von Baiern, der Herzog von Sachsen-Weissenfels und noch Andere. Aber es verging ein ganzer Monat, bevor die Friedensverhandlungen beginnen konnten, weil die türkische Vollmacht nicht gehörig in Ordnung war; es wurde nämlich in derselben zuerst Venedig gar nicht erwähnt, dann aber die Republik Urheberin des Krieges genannt. Endlich als eine, vom Sultan eigenhändig unterzeichnete Vollmacht den gegenwärtigen Besitzstand als Grundlage des Friedens annahm und der Republik geziemend gedachte, konnten die Verhandlungen beginnen. Wie erstaunten aber die türkischen Bevollmächtigten, als die Kaiserlichen ganz Serbien als bereits erobert, Nissa und Widdin als Anhängsel von Belgrad betrachtet wissen wollten. Die Türken wollten hievon nichts hören und die Vermittler schrieben deshalb an den Prinzen Eugen. Dieser ging nach Belgrad über, um Krieg und Frieden um so leichter lenken zu können. Dies wirkte dergestalt auf die Türken, daß sie die Eroberungen der Kaiserlichen in Bosnien zwischen der Drina und Unna preisgaben und sich begnügten, wegen Serbiens Weisung von Adrianopel zu begehren. Aber ehe noch die Antwort von dort zurückgekommen war, hatten die Kaiserlichen ihre Forderungen noch höher gestellt: sie begehrten die ganze Moldau und Walachei als zu Temesvár und Belgrad gehörig und die Unna zur Grenze. Die Türken baten sich Bedenkzeit aus; aber die Kaiserlichen waren bald gezwungen, von diesen hochgespannten Forderungen zurückzutreten. Dies wurde durch die feindlichen, später zu erzählenden Bewegungen der Spanier herbeigeführt. Die Kaiserlichen gaben das Begehren von Ländern, als Anhängsel von Festungen, so wie die Vergütung der Kriegskosten auf. Endlich kam der Friede zwischen dem Kaiser und der Pforte zu Stande. Der Kaiser behielt den ganzen Banat, fünf

1718 Mai

1718 21. Juli

Districte der kleinen Walachei, einen Theil von Serbien bis an die Morava und Drina, so daß ihm Belgrad blieb und auf dem rechten Ufer der Unna, Jassenovitz, Dubicza, Alt- und Neu-Novi. Die ungrischen Rebellen Rákóczy, Bercsényi, Anton Esterházi, Adam Vay, Forgács, Michael Csáki versprach die Pforte von der Grenze zu entfernen. Die übrigen Artikel sind so ziemlich die des karlovitzer Friedensschlusses. Venedig hätte bessere Bedingungen erhalten ohne die schon erwähnten Bewegungen der Spanier, denn in dem Maß, als die Kaiserlichen sich nachgiebig zu zeigen begannen, wurden die Türken schroffer gegen Venedig. Morea blieb für die Republik verloren.

Während der Friedensverhandlungen war durch Fleischmann, ehemaligen kaiserlichen Residenten am türkischen Hof, auch ein Handelstractat ebenfalls zu Passarovitz zu Stande gebracht worden, dessen Hauptinhalt folgender: Freiheit des Handels, Befugniß Consuln und Agenten zu bestellen; es sollte aber auch für die Türken ein Consul in Wien angestellt werden, Juden dürfen sich nicht gewaltsam in die Handlungsgeschäfte kaiserlicher Kaufleute als Sensale eindrängen; den persischen Kaufleuten steht es frei, nach bezahlten fünf vom Hundert, durch die osmanischen Staaten in die kaiserlichen zu handeln.

Dieser Friede ist der rühmlichste von allen, die Östreich mit den Türken geschlossen, ein redendes Denkmal der politischen Weisheit Eugens. Man darf wol die Frage aufwerfen, was das Schicksal der Türkei gewesen wäre, wenn Eugen den Krieg hätte weiter führen können? und ob es nicht heilsamer gewesen wäre, Sardinien und auch Neapel aufzugeben und sich durch die Eroberung des grössten Theiles der europäischen Türkei zu entschädigen!

Was war nach diesem Frieden das Schicksal Rákóczy's? Er hatte den türkischen Boden mit grossen Hoffnungen betreten, das Waffenglück der Kaiserlichen hatte sie zertümmert. Nach dem Frieden lebte er unfern von Konstantinopel zu Jenikö. Aber den kaiserlichen Gesandten schien er dort zu gefährlich, sie brachten also seine Entfernung in Antrag. Die hohe Pforte sagte: sie wolle ihm und seinen Begleitern einen

andern Ort anweisen, als Jenikö, es war Rodosto in Asien. Rákóczy sowol als seine Begleiter waren mit dem neuen Aufenthaltsorte zufrieden. Rákóczy lebte hier mit den Seinen ein beinahe klösterliches Leben. Um halb sechs Uhr des Morgens wurde getrommelt, die Dienerschaft musste aufstehen und um sechs Uhr fertig sein. Um sechs Uhr wurde getrommelt, da zog sich Rákóczy an, ging in die Kirche und hörte Messe, dann trank er mit den Seinen Kaffee und rauchte Taback. Um drei Viertel auf acht wurde zum ersten Mal zur zweiten Messe getrommelt, um acht Uhr zum zweiten Mal, kurz darauf zum dritten Male, dann ging der Fürst zur Messe, nach der Messe in seine Gemächer, die Andern, wohin es Jeden freute. Um halb elf Uhr wurde die Trommel zum Mittagsessen gerührt, um zwölf Uhr setzten sie sich zu Tisch; um halb drei Uhr ging der Fürst in die Kapelle und blieb dort bis drei Uhr. Um drei Viertel auf fünf Uhr wurde zum ersten Male getrommelt zum Abendgebete, um fünf Uhr zum zweiten und kurz darauf zum dritten Male; da ging der Fürst abermals in die Kapelle, nachher zerstreute sich Alles. Um halb sieben Uhr ward zum Nachtmahl getrommelt; weil dieses nicht lange währte, entkleidete sich der Fürst um acht Uhr, aber meistens legte er sich noch nicht nieder und obschon er sich des Morgens um sechs Uhr erst ankleidete, stand er doch schon um zwei Uhr nach Mitternacht auf. So lebte Rákóczy, manchmal von der Gicht geplagt, manchmal sich durch der Jagd vergnügend, siebenzehn Jahre. Da wurde 1736
er mager und gelb, das Fieber ergriff ihn, am Charsamstage 9. April
früh um drei Uhr starb er. Seine Eingeweide wurden in der griechischen Kirche zu Rodosto begraben, die Leiche balsamirt, nach Konstantinopel gebracht und an der Seite seiner Mutter, Helena Zrinyi, beigesetzt, sein Herz nach Frankreich gesendet. Es fand sich in seiner Verlassenschaft ein Brief an den Sultan, worin er ihm für seine Theilnahme und seinen Schutz dankt, allen Segen wünscht und Jene, die ihm in der Noth treu geblieben, zu Gnaden empfiehlt. In seinem Testamente bedachte er seine Treuen durch namhafte Vermächtnisse; er verfügte über die Summe, die der König von Frankreich ihm zu verschiedenen Zeiten zugesagt, aber nicht

mand wusste, wem das Ungewitter aus Spanien drohe. Der Kaiser war am besorgtesten; denn er hatte Philipp noch immer nicht als König von Spanien anerkannt und Philipp hatte hinwieder seinen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und die Niederlande nicht entsagt; es bestand mehr ein Waffenstillstand, als Friede zwischen den beiden Monarchen, und Karl durfte mit Recht besorgen, daß der Angriff ihm gelten werde. Dies vorausgesetzt, war die Schlußfolge natürlich, daß Ludwig XIV. für Philipp Partei ergreifen werde; um sich also in Stand zu setzen, gehörig widerstehen zu können, näherte Karl sich England. Karl erkannte die Ansprüche König Georgs von England als Kurfürsten von Hannover auf Lauenburg, Bremen und Verden, und ein Defensivbündniß zwischen Östreich und England kam zu Westminster zu
1715 5. Mai Stande.

Die Lage der Dinge wurde aber wesentlich geändert,
1716 als im darauffolgenden Jahr Ludwig XIV. starb. Sein Nachfolger war der minderjährige Ludwig XV. Die Regentschaft war in den Händen des Herzogs von Orleans. Wenn Ludwig XV. kinderlos starb, war der Herzog von Orleans sein Nachfolger; aber Philipp V. strebte ebenfalls nach der französischen Krone, obschon er derselben entsagt hatte, als er den Thron von Spanien bestiegen. In Frankreich und am Hof hatten beide ihre Anhänger. Natürlich wurde hiedurch der Regent vom spanischen Interesse getrennt, der Herzog von Orleans näherte sich den Engländern, die dasselbe Interesse mit ihm hatten, und so kam im Haag ein Bündniß
1717 11. Jan. zu Stande zwischen Frankreich, England und Holland, in der Absicht, die Thronfolge in Frankreich und England so aufrecht zu erhalten, wie sie im utrechter Frieden war geregelt worden. Der Kaiser stellte während der Verhandlungen vor, daß diese Tripelallianz den Vertrag von Westminster factisch aufhebe, die Änderungen, die man deshalb in einigen Artikeln der Tripelallianz vornahm, befriedigten den Kaiser nicht; er wurde also eingeladen, der Allianz beizutreten, was der Kaiser nur unter der Bedingung that, daß die alliirten Mächte den Austausch Siciliens gegen Sardinien zu erwirken auf sich nahmen; denn der Kaiser fühlte sehr wohl, daß der Besitz von

Neapel unsicher bleibe, so lange nicht er, sondern der Herzog von Savoyen im Besitz Siciliens sei.

Der unternehmende Cardinal Alberoni hatte seit dem Tode Ludwigs XIV. das Feld seiner Thätigkeit erweitert, seine Entwürfe ins Riesenmässige getrieben; es war nicht mehr die Rede von ein paar kleinen Herzogthümern, sondern von der Umgestaltung der europäischen Verhältnisse. Seine Absicht war, sich Verbündete zu schaffen und zugleich den Mächten der Quadrupelallianz in ihren Ländern soviel Unruhe zu erregen, daß sie, dadurch geschwächt, seinen Angriffen und denen seiner Alliirten nicht zu widerstehen vermöchten. Während er also den König von England durch den Vorschlag zu täuschen suchte, die englische Prinzessin Anna mit dem Prinzen von Asturien zu vermählen, suchte er die Anhänger der Stuarts in Schottland zur Empörung aufzureizen, und verhieß dem Prätendenten die volle Unterstützung Spaniens. In Frankreich knüpfte er Verbindungen mit den Misvergnügten in der Bretagne an und hetzte die Hugenotten in den Cevennen zur Empörung auf. Er brachte im Lande eine namhafte Partei zusammen, an deren Spitze der Herzog und die Herzogin von Maine standen, um seinem Herrn und König Philipp die Erbfolge gegen den Herzog von Orleans zu sichern, im Falle Ludwig XV. kinderlos stürbe. Um sich den Schein des Wohlwollens gegen Frankreich zu geben, ließ er die Zusammenberufung der Generalstaaten vorschlagen, um durch sie einen neuen Regenten wählen, Misbräuche abstellen und die Staatsschuld tilgen zu lassen. Dabei hatte er aber den abenteuerlichen Plan gefasst, den Herzog von Orleans aufheben und gefangen nach Spanien bringen zu lassen. Er sandte wirklich einige Abenteurer zu diesem Zwecke aus. Dem Kaiser suchte Alberoni in Ungern Verlegenheiten zu bereiten, deshalb setzte er sich mit Rákóczy in Verbindung, ermunterte die Türken zur Fortsetzung des Kriegs mit dem Kaiser, und es ist schon gesagt worden, welchen Einfluß Alberoni's Angriff auf Sardinien auf die Friedensverhandlungen von Passarovitz gehabt hat. Zu unmittelbaren Verbündeten wählte er sich den Herzog von Savoyen und zwei nordische Monarchen. Den Herzog gewann er für sich, indem er ihm vorschlug,

Sicilien gegen Mailand zu vertauschen; im Norden hatte er seine Blicke auf Peter den Grossen in Russland und Karl XII. in Schweden geworfen [1]). Durch den Baron Görtz vermittelte er den Frieden zwischen den beiden Monarchen, und nach Alberoni's Plan sollte Karl XII. mit einer russisch-schwedischen Armee in England landen, die Jakobiten um sich versammeln und gerade auf die Hauptstadt losrücken.

Wie Alberoni sich zum Angriff hinlänglich gerüstet glaubte,
1717 liess er 14,000 Mann, unter dem Marquis von Leed, in
22. Aug. Sardinien unweit Cagliari landen; der Marquis eroberte die
1718 Insel leicht und setzte im nächsten Jahr nach Sicilien über. Nach dieser Feindseligkeit hielten der Kaiser, England und Frankreich noch enger zusammen. Sie schlossen ein neues
1718 Bündniss, welches, da der Beitritt Hollands mit Zuversicht
2. Aug. erwartet wurde, die Quadrupelallianz hiess. Der Kaiser versprach, obschon ungern, seinen Ansprüchen auf Spanien zu entsagen und Philipp als König anzuerkennen, sowie des Königs Sohn, Don Carlos, Toscana und die Anwartschaft auf Parma und Piacenza zu verleihen; dagegen sollte Philipp allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und die Niederlande entsagen, Sicilien dem Kaiser heimfallen und der Herzog von Savoyen dafür Sardinien erhalten. Die verbündeten Mächte verpflichteten sich, dies Alles im Nothfall zu erzwingen und dem König von Spanien, sowie dem Herzog von Savoyen wurde eine Zeit von drei Monaten anberaumt, um ihren
2. Nov. Beitritt auszusprechen. Der Herzog von Savoyen ging auf

1) Karl XII. war im November 1714 aus der Türkei an der siebenbürgischen Grenze erschienen. Der commandirende General Gr. Stainville empfing ihn daselbst. In Klausenburg war Karl krank. Die Reise durch Schlesien war ihm nicht gestattet. Dies aus schriftlicher Mittheilung des Grafen Bethlen Elek. Über Karls Reise durch die östr. Staaten sagt Kollinovics, Commentariorum de rebus ungaricis libro 10.: Karl, von Rákóczy gegen das Haus Östreich vergebens ins Feld gerufen, sei nach fünfjährigem Aufenthalt in der Türkei im November 1714 durch die Walachei unter dem Namen Hauptmann (Protribunus) Rosen mit 300 Gemeinen nach Siebenbürgen gekommen. In Klausenburg habe er die Soldaten entlassen und sei über Pesth und Komorn, wo er beim Postmeister eingesprochen, über Wien und Deutschland nach Stralsund in Pommern gereist.

die Artikel der Quadrupelallianz ein, aber Philipp verwarf alle Bedingungen und rüstete zur Fortsetzung des Kriegs.

Die Waffen waren ihm ungünstig. Seine Flotte wurde 171
in der Nähe von Sicilien durch die englische unter dem Admi- 11. A
ral Bing geschlagen, dadurch war die Verstärkung der spanischen Armee unmöglich, und der Kaiser, dem durch den passarowitzer Frieden seine ganze Armee zur Verfügung stand, sandte bedeutende Massen nach Neapel. Graf Mercy setzte mit hinreichender Macht nach Sicilien über, eroberte nach dreimonatlicher Belagerung Messina, und bald darauf die ganze Insel, sodaß nur Palermo in den Händen der Spanier blieb. Eine französische Armee, unter dem Herzog von Ber- 1718
wick überstieg die Pyrenäen und drang in Spanien vor, und im Hafen von Vigo verbrannten die Reste der spanischen Marine. Die Empörungen, auf die Alberoni gerechnet hatte, brachen ebenfalls nicht aus; der Herzog von Orleans erstickte die Verschwörung, die Alberoni eingefädelt, die spanische Flotte die den Prätendenten nach England bringen sollte, wurde vom Sturm zerstreut, eine englische Flotte im baltischen Meer schreckte Peter den Grossen von allen Unternehmungen zurück und Karl XII. fand den Tod bei der Belagerung von 1718
Friedrichshall. 3. Nov.

So waren Alberoni's sämmtliche Pläne gescheitert; dies und das Misgeschick der spanischen Waffen zu Land und zu Meer veranlassten seinen Sturz; er wurde vom Ministerium entfernt und Philipp ließ sich in Friedensverhandlungen ein. Der Friedensschluß erfolgte im Haag ganz nach den Sti- 1720
pulationen der Quadrupelallianz, nur mit dem Beisatz, daß die 17. Febr.
Herzogthümer Toscana, Parma und Piacenza nie mit der spanischen Krone vereint werden dürfen [1]).

1) Dem gestürzten Alberoni gewährte Karl eine Freistätte in seinen italienischen Staaten. Später wurde er Legat zu Bologna und starb, 87 Jahr alt, am 26. Januar 1752.

Sechsundsiebzigstes Capitel.

Karls Regierung im höchsten Flor.

Die Lage der europäischen Reiche. Türkei, Polen, Russland, Schweden, Dänemark, Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Deutschland. Bestandtheile der östreichischen Monarchie. Scheingrösse derselben. Die zu befolgende Politik. Die pragmatische Sanction. Eugens Ausspruch. Verwaltung der Niederlande und der italienischen Staaten des Kaisers. Politische und juridische Reorganisation des verödeten Ungern. Dikasterien. Finanzen, Handelsgesellschaften, Religion, Kriegsmacht. Der Kaiser. Das Ministerium, Althann, Realp, Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, Prinz Eugen, Bartenstein, Weber. Die Gräfinnen Batthyany und Althann-Pignatelli-Belriguardo. Die Kaiserin. Universitäten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler.

Das Erzhaus Östreich war nach der Quadrupelallianz auf einer Höhe der Macht, wie früher nie. Bevor ich also den Verfall dieser Macht noch unter Karls Regierung erzähle, ist es an der Zeit und am Ort, die Verhältnisse der Monarchie zum Ausland, die inneren Einrichtungen, die Karl traf, darzustellen, ihn selbst und seine Umgebungen zu schildern, von den Künsten und Wissenschaften unter seiner Herrschaft zu reden.

Betrachten wir zuerst die Lage Europas. Die Türkei war durch den Frieden von Passarovitz gedemüthigt, durch innere Unruhen zerrissen, es schien nicht glaublich, daß sie sobald einen neuen Krieg gegen Östreich beginnen werde. Polen hatte nie einen offensiven Krieg geführt, es war innerlich zerrüttet und nur als Scheidewand zwischen Russland und Östreich merkwürdig. Peter der Grosse war zwar vorzüglich mit der Organisation seines unermesslichen Reiches beschäftigt, aber doch entschlossen, bei jeder günstigen Gelegenheit in die europäischen Verhältnisse einzugreifen, um seinem Reich das Ansehen einer europäischen Macht zu verschaffen.

Er war dem Kaiser nicht günstig gesinnt, weil dieser sich des mecklenburgischen Adels gegen den Herzog Karl Leopold angenommen hatte, der zur Gemahlin eine Nichte Peters des Grossen hatte. Schweden war in Parteien zerrissen und durch die Verluste nach Karls XII. Tod so geschwächt, daß es in der Wagschale der europäischen Verhältnisse nur von sehr geringem Gewicht war. Friedrich von Dänemark war ein kluger Regent, ein Mann des Friedens, er scheute die Russen und Peter des Grossen Plan, das baltische Meer zu beherrschen. Bei einem allgemeinen Kriege wäre er für Östreich gewesen. Holland war von seiner frühern Höhe gesunken, es war verschuldet, die Häupter der politischen Parteien stritten um die Leitung der Republik. Holland fürchtete sich vor Frankreich ebenso wie vor Östreich; es war schwankend in seiner Politik und durch den Augenblick bestimmt. Die Verbindung Englands mit Östreich hatte unter Wilhelm von Oranien begonnen, und, trotz der Ereignisse vor dem utrechter Frieden, bis zum Ende der Quadrupelallianz gedauert; aber damals — nach der Quadrupelallianz nämlich — war eine Art Kälte zwischen den beiden Höfen entstanden, theils weil Karl zögerte, die Bedingungen der Quadrupelallianz zu erfüllen, theils weil England sich Frankreich näherte und — kurzsichtig — auf die augenblicklichen Vortheile, die ihm der spanische Handel bot, mehr Gewicht legte, als auf eine aufrichtige Verbindung mit Östreich.

Frankreich hielt an der Quadrupelallianz fest und war somit in Freundschaft mit England; es näherte sich aber auch Spanien durch die Verlobung Ludwigs XV. mit der Infantin Maria Anna, Tochter Philipps V. Die Infantin war übrigens erst vier Jahre alt.

In Spanien hatten einige Bewegungen stattgehabt. Philipp hatte in einem Anfall von Melancholie der Regierung entsagt, aber als sein Sohn und Nachfolger Ludwig gestorben war, übernahm er die Zügel der Regierung wieder. Alle Unglücksfälle, von denen Spanien in letzter Zeit heimgesucht war, hatten des Königs Hochmuth nicht gebeugt, er hielt Spanien noch immer für so mächtig, wie es einst gewesen. Übrigens stand er unter dem Einfluß seiner Gemahlin, die

noch immer die Thronfolge in Frankreich im Auge hatte, wenn Ludwig XV. kinderlos sterben sollte. In Portugal herrschte Johann V., er war mit Maria Anna, der Schwester Kaiser Karls, vermählt und sowol deshalb, als aus Feindschaft gegen Spanien und Frankreich, die er fürchtete, dem Haus Östreich ergeben.

Die zwei Länder, mit denen Kaiser Karl durch seine Besitzungen in die häufigste Berührung kommen musste, waren Italien und Deutschland.

In Italien benahm er sich als Herr; deshalb aber waren ihm auch die meisten italienischen Fürsten abgeneigt. Weil Papst Clemens XI. ihm die Investitur des Königreichs Neapel zu verleihen zögerte, hatte er die päpstlichen Nuntien von Wien, Brüssel und Neapel weggeschickt und gedroht, die Lehenshoheit des päpstlichen Stuhles über Neapel nicht weiter anzuerkennen; erst unter Innocenz XIII. glichen sich diese Mishelligkeiten aus. Genua hatte sich im spanischen Successionskrieg nur durch weise Neutralität erhalten und sogar das Marquisat Finale durch den utrechter Frieden erlangt. Als aber ein östreichischer Officier, gegen die Vorschrift des Staates, in Genua mit dem Degen an der Seite sich sehen ließ und deshalb eingezogen wurde, ließ sie Karl seine Macht fühlen. Ein östreichisches Heer rückte bis an die Thore Genuas vor, der Gefangene musste freigegeben, 300,000 Dollars bezahlt und ein Senator nach Wien geschickt werden, der dem Kaiser im Namen der Republik Entschuldigungen vorbringen musste. Genua fürchtete den Kaiser eben so sehr, wie die Vergrösserungssucht des Herzogs von Savoyen. Die Republik neigte sich zu Frankreich. Die Medici in Toscana, die Farnese in Parma und Piacenza waren im Aussterben und spanisch gesinnt. Die Königin von Spanien war eine Farnese. Die Herzoge von Modena, aus dem Haus Este, waren während des Successionskriegs immer für das Haus Östreich gewesen; Rinaldo d'Este erhielt vom Kaiser die Investitur des Herzogthums Mirandola und war dem Kaiser ergebener als je. Der mächtigste Fürst in Italien nach dem Kaiser war der Herzog von Savoyen. Durch die Schaukelpolitik, die er während des spanischen Successionskriegs beob-

achtet hatte, war es ihm gelungen, seine Staaten bedeutend zu vergrössern, aber damit war er nicht zufrieden. Er grollte dem Kaiser, weil er Sicilien gegen Sardinien hätte vertauschen müssen, und weil ihm der Kaiser nicht so viel von der Lombardei abgetreten, als er gewünscht. Er strebte, das ganze Vorderitalien als lombardisches Königreich zu erlangen, und pflegte zu sagen: „ich werde das Mailändische bekommen, wie man eine Artischoke speist, Blatt für Blatt." Sein Heer war tüchtig, seine Finanzen geordnet, er musste als Mittelmacht zwischen Frankreich und dem östreichischen Kaiserstaat geschont werden. Die Republik Venedig hatte im passarowitzer Frieden Morea verloren, aber der Besitz von Dalmatien und den sogenannten sieben Inseln war derselben garantirt worden. Von da an hatte die Republik nicht nur alle Eroberungsgedanken in Bezug auf Griechenland, sondern überhaupt alle Kriegslust aufgegeben. Strengste Neutralität war der Grundsatz, den die Republik fortan befolgte. Die Erinnerung an die ehemalige Grösse der Republik, der Ruf von Weisheit, in dem der Staat stand, der Wahn, daß die geheimnissvolle Regierung über ausserordentliche, unbekannte Hülfsquellen gebieten könne, verschaffte der Republik Achtung bei allen Mächten Europas, und Karl VI. und die Republik schlossen sich eng aneinander an, weil Beide, im Fall eines türkischen Angriffes, wechselseitige Unterstützung hofften, und weil das Mailändische, vom übrigen Körper der östreichischen Monarchie durch venetianisches Gebiet getrennt, beiden Theilen Ursachen bot, in gutem Einverständniß zu sein. Von den italienischen Staaten waren also nur zwei — Venedig und Modena — dem Kaiser günstig gestimmt, die übrigen jeden Augenblick bereit, gegen ihn Partei zu ergreifen, wenn sich ihm ausser Italien ein mächtiger Gegner finden sollte.

Über die Verhältnisse der drei letzten Habsburger als deutsche Kaiser zum Reich werde ich später ausführlicher sprechen, hier genügt es, im Allgemeinen die Gesinnungen der vier mächtigsten Fürsten Deutschlands anzudeuten. Der König von Preussen war dem östreichischen Hof aufrichtig zugethan. Das kurfürstliche Haus von Sachsen, seit Ferdinand I.

immer in Eintracht mit Östreich, sodaß die Momente, wo die beiden Häuser getrennt standen, beinahe wie ein Familienunglück erschienen, war durch die Vermählung der Nichte des Kaisers, Maria Josefa, mit dem Kurfürsten noch fester an Östreich gekettet. Da der Kurfürst von Hannover zugleich König von England war, hing die Politik Hannovers von jener Englands ab. Der Kurfürst von Baiern hatte zwar die Hand der Erzherzogin Maria Amalie, ebenfalls einer Nichte des Kaisers, erhalten, aber diese Verbindung hatte für das Haus Östreich nicht jenen Erfolg, wie die sächsische. Seit dem spanischen Successionskrieg war dumpfer Groll im baierschen Haus gegen Östreich zurückgeblieben, der nur der Gelegenheit zum Ausbruch harrte. Der Kaiser selbst besaß: die deutsch-östreichischen Erblande, Ungern mit dessen Nebenländern, die Niederlande, die Lombardei, Neapel, Sicilien. Die Bewohner dieser Länder wurden auf 24 Millionen geschätzt. Aber in dieser Ländermasse lag mehr Scheingröße, als wirkliche Macht. Der Kern der Monarchie waren die deutsch-östreichischen Erblande und Ungern. Die übrigen Länder lagen getrennt und zu entfernt vom Hauptkörper der Monarchie, um von wesentlichem Nutzen sein zu können. Die Niederlande waren durch das ganze deutsche Reich von dem Hauptbestandtheil der Monarchie getrennt; die venetianische Republik lag vor der Lombardei, sodaß keine unmittelbare Verbindung Wiens mit Mailand statthatte. Neapel und Sicilien bedurften einer Flotte, um im Verband bleiben zu können, und Karl hatte keine Flotte. Neapels Besitz hing vom wandelbaren Willen der Seemächte ab. Die Franzosen hegten immer den Wunsch, sich der Niederlande zu bemächtigen, so wie der Herzog von Savoyen begehrend nach der Lombardei schaute. Bei dieser heterogenen Ländermasse war die Aufgabe der Kaisers, Frieden mit den andern Mächten zu erhalten, sowol um das Band, welches die Länder zusammenhielt, fester zu knüpfen, als auch um die Wunden zu heilen, die seines Vaters Leopold beinahe unaufhörliche Kriege dem Lande geschlagen hatten. Er hatte aber noch eine besondere Ursache, gutes Einverständniß mit den Mächten Europas zu suchen und zu erhalten, und diese Ursache war Karls Wunsch,

die ganze Monarchie auf seine älteste Tochter, Maria Theresia, zu vererben. Denn er war der letzte Habsburger. Er hatte einen Sohn gehabt, der Leopold geheissen, aber der kleine Prinz starb in der Kindheit, und bei dem Gesundheitszustand der Kaiserin war an weitere Nachkommenschaft nicht zu denken. Die Monarchie musste also nach Karls Tod zerfallen, wenn es ihm nicht gelang, das Erbe seiner Tochter zu sichern.

Der Gründer des Hauses, Rudolf der Habsburger, hatte wol den Gedanken der Untheilbarkeit der östreichischen Länder, aber schon seine Urenkel wichen davon ab und häufige Theilungen schwächten Östreichs Macht. Ja, selbst später, als sämmtliche östreichische Länder in der Hand Maximilians I. vereint waren, beging sein Enkel Ferdinand I. den Fehler, die Monarchie unter seine drei Söhne zu theilen. Die Unsicherheit der Erbfolge wurde durch Ungern vermehrt, denn die Ungern hatten, als sie Ferdinand I. zum König wählten, die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt nicht anerkannt. Sie hatten Ferdinand I. und seinen Nachkommen den ungrischen Thron zugesichert, aber sich das Recht vorbehalten, stets unter den Kindern des Hauses Östreich ihren König frei wählen zu können.

Deshalb trachteten Ferdinand I. und seine Nachfolger stets, bei Lebzeiten ihren Erstgebornen zum Thronfolger wählen zu lassen und so die Einheit der Monarchie zu erhalten. Unter Ferdinand II. kam Steiermark wieder an den Hauptkörper der Monarchie. Unter Leopold I. fiel auch Tirol wieder zurück. Leopold dachte zuerst daran, die Erbfolge im Hause Östreich zu regeln; zuerst wurde in Ungern die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt im Reichstag durch- 1687
gesetzt. Als später der spanische Successionskrieg ausbrach, die sämmtlichen spanischen Länder für Leopolds zweiten Sohn, Karl, in Anspruch genommen wurden, blieb für die deutsch-östreichischen Länder, blieb für Ungerns Thron nur ein einziger Habsburger übrig, Leopolds Erstgeborner, Josef. Im dunkeln Vorgefühl, daß der habsburgische Mannesstamm dem Erlöschen nahe, wollte Leopold, im Fall Josef ohne männliche Erben stürbe, die Monarchie auf Josefs Töchter vererbt wissen. Dies beabsichtigte er aber nur in der Voraussetzung,

daß Karl den spanischen Thron behaupten würde. Als aber dies nicht gelang, Karl Spanien aufgeben mußte und die Regierung der deutsch-östreichischen Staaten antrat, war Leopolds Voraussetzung zu nichte geworden und Karl stellte unter dem Titel „pragmatische Sanction" eine neue, und zwar folgende Erbfolgeordnung fest: Wenn er, Karl, ohne männliche Erben stirbt, fällt das Erbe auf seine älteste Tochter und ihre Nachkommen, nach dem Recht der Erstgeburt; stirbt diese Linie aus, so erben seine anderen Töchter und ihre Nachkommen, nach dem Recht der Erstgeburt; sterben diese ebenfalls aus, so treten als Erben die Töchter Josefs I. und ihre Nachkommen auf; wenn auch diese absterben sollten, so folgen als Erben die Königin von Portugal und die übrigen Töchter Leopolds I. und ihre Erben. Als Karl VI. seine beiden Nichten an die Kurfürsten von Baiern und Sachsen verheirathete, entsagten sie förmlich und feierlich allen Ansprüchen auf die östreichische Monarchie. Die Ungern nahmen die pragmatische Sanction reichstäglich an und so war dieselbe nun in der Familie selbst und in des Kaisers Ländern gesichert. Nun war des Kaisers grösste Sorge, die pragmatische Sanction von den europäischen Mächten anerkennen zu lassen. Er knüpfte deshalb weitläufige Verhandlungen an, brachte grosse Opfer, erlangte unbezweifelbare Versicherungen und glaubte wirklich, seiner Tochter Maria Theresia die Monarchie als unangefochtenes Erbe hinterlassen zu können. Prinz Eugen aber hatte gesagt: Die beste Garantie der pragmatischen Sanction ist ein wohlgefüllter Schatz und eine tüchtige Armee. Er wurde nicht gehört. Die Stimmung der kaiserlichen Länder war verschiedenartig. In den deutsch-östreichischen Staaten grosse Anhänglichkeit an das Erzhaus und den regierenden Herrn und Kaiser, in den italienischen Staaten war Gehorsam ohne Liebe, in den Niederlanden eifersüchtiges Wachen über die Landesfreiheiten der Grundcharakter des Volks; und ein nur mühsam unterdrückter Aufstand in den Niederlanden, als Karl die Steuererhebung ändern wollte, belehrte ihn, wie vorsichtig selbst vernünftige Neuerungen bei einem Volke einzuführen sind, das an Herkommen und an Privilegien hängt. Ungern

war ruhig, aber durch die früheren Aufstände, noch mehr durch die 150jährige Herrschaft der Türken entvölkert, verödet. In der jetzt schönen Stadt Pesth waren die meisten Häuser mit Stroh oder Rohr gedeckt; dort, wo jetzt um Ofen blühende Dörfer stehen, waren kaum ein paar Kohlenbrennerhütten zu finden. Die grosse koloczaer Erzdiöcese zählte kaum über zwölf Pfarreien, und so war es überall. Grund und Boden hatte keinen Werth, Karl vergab Güter um einen Spottpreis und doch geschah es, daß Käufer die erstandenen Herrschaften zurückstellten, weil sie den Kaufschilling zu hoch fanden. Wie gering der liegende Besitz angeschlagen wurde, mag ein Beispiel hinlänglich erläutern. Nach dem unglücklichen Krieg gegen Frankreich, von dem später die Rede sein wird, war der Staat dem Armeelieferanten Haruker 70,000 Gulden schuldig geblieben. Man frug ihn, ob er die Hälfte des békéscher Comitats als Zahlung annehmen wolle? Er, ein vorschauender Kopf, bot noch einmal so viel für das ganze Comitat; es wurde mit Freuden bewilligt, und so erhielt Haruker für 140,000 Gulden das ganze békéscher Comitat. Es ist ein Herzogthum an Größe und Fruchtbarkeit!

Karl glaubte mit Recht, dem Lande sei am ersten durch geregelte Verwaltung aufzuhelfen; er hielt also zwei organisirende Reichstage, den einen vor, den andern nach dem passarowitzer Frieden. Die Beschlüsse des erstern waren in der 1715
Hauptsache folgende: Des Palatins, des Oberstlandrichters und des Bans von Kroatien Ansehen und Amtspflichten werden festgesetzt; der szathmárer Friede bestätigt; Alle, die aufgefordert zurückgekehrt waren zur Treupflicht, erhalten unter gewissen Bedingungen Gnade und ihre Güter zurück; Rákóczy und Bereséнyi, welche die angebotene Amnestie nicht angenommen, sind Landes verwiesen, ihr Vermögen wird eingezogen; der des Hochverraths Angeklagte darf auf der Stelle eingekerkert und sowol in als ausser dem Lande gerichtet werden, jedoch nur durch ungrische Richter und nach magyarischen Gesetzen. Da die Insurrection allein zur Vertheidigung des Landes sich unzulänglich erwiesen hat, so wird stehendes Militair und zu dessen Besoldung eine regelmässige Steuer eingeführt, die Insurrectionspflicht wird aber dennoch

nicht aufgehoben. Das Verhältniß des Militairs zur Civilverwaltung wird festgesetzt, um dem bis jetzt so lange und wiederholt ausgeübten Unfug der Bewaffneten zu steuern. Das Ansehen der ungrischen Hofcanzlei wird durch Abschaffung aller Commissionen, die unter Leopold I. zur Verwaltung der verschiedenen Geschäftszweige eingeführt waren, wiederhergestellt; ebenso werden die Cameralverwaltungen von Ofen, Essek, Arad und Szegedin abgeschafft und die ungrische Hofkammer zur Verwaltung der Staatseinkünfte wiederhergestellt. Endlich werden Commissionen ernannt, die bis zum nächsten Landtag das System einer neuen, zweckmässigen Verwaltung vorschlagen sollen.

Eine der wichtigsten Massregeln war die Errichtung der sogenannten neo-acquistischen Commissionen. Ihre Ursache und Zweck war: Während der beinahe 200jährigen Herrschaft der Türken in Ungern hatten Manche ihre Güter verloren, Manche fremdes Eigenthum durch List oder Gewalt an sich gerissen; da nun die Türken vertrieben waren, sollten jene ihr rechtmässiges Eigenthum wiedererhalten, diese aus dem unrechtmässigen Besitz vertrieben werden. Dieses war die Aufgabe der neo-acquistischen Commissionen. Sie hatten ihren Sitz zu Presburg, Kaschau und Agram. Wer vor ihr gültige Rechtstitel seines Besitzes oder gerechte Ansprüche darthat, erhielt das Seine, musste aber eine bestimmte Summe dem königlichen Schatz entrichten, für die Kriegskosten bei Vertreibung der Türken. Wer seine Ansprüche in gegebener Zeit nicht darthat, war für ewige Zeit abgewiesen.

In geistlichen Angelegenheiten wurde festgesetzt: Die Weltgeistlichen sowol, als die Mönche werden in den Rechten und Freiheiten, die ihnen bis jetzt zugestanden worden, bestätigt; wer in einen Mönchsorden tritt, darf ihm nicht mehr zubringen, als den zehnten Theil seines Erbes, und dieser Theil darf den Werth von 50,000 Gulden nicht übersteigen. Der König hat das Recht, die Seminarien oder Erziehungshäuser der jungen Geistlichen, sowie jene der weltlichen Studirenden, die unter der Verwaltung der Bischöfe stehen, zu überschauen, Rechnung zu fordern über die Einkünfte und Rechenschaft zu begehren, ob und wie dem Willen des Stif-

ters Genüge geschieht. Den Nichtkatholischen wird die freie Religionsübung und Alles, was ihnen durch die frühere Regierung zugestanden worden, gesetzlich zugesichert.

Die wesentlichsten Beschlüsse des zweiten Reichstags sind: 1723
Ein politisches Dikasterium unter dem Titel: königlich ungrische Statthalterei wird die politische Verwaltung übernehmen; dieses Dikasterium hängt von keiner andern Stelle ab, sondern unmittelbar vom König. Alle untern Behörden hängen von der Statthalterei ab, berichten an dieselbe, bekommen die Verordnungen von ihr. Vier neue Gerichtshöfe, zu Tyrnau, Güns, Eperies und Debreczin, werden errichtet und urtheilen über jene Streitgegenstände, die vorher von den Landrichtern entschieden wurden. Für die kroatischen Königreiche wird die Banaltafel zu Agram errichtet. Ein oberster Gerichtshof, aus zwei Kammern bestehend, ist die höchste Instanz. Die Geistlichen müssen in ihrem Kirchsprengel wohnen und somit darf keiner zwei geistliche Pfründen zugleich besitzen. Die kirchlichen Würden dürfen nur wohlverdienten Männern verliehen werden. Der König, als oberster Kirchenpatron, wird darauf sehen, daß Geistliche sowol als Weltliche Alles, wozu sie zur Erhaltung der Kirchen und Geistlichen verpflichtet sind, genau erfüllen. Der König wird gebeten, baldmöglichst eine Verordnung zu erlassen, welche die Pflichten und Verhältnisse der ungrischen Hofkammer festsetzt. Um die Bevölkerung des Landes herzustellen, wird jedem neuen Ansiedler sechsjährige Steuerfreiheit bewilligt; Handwerker sind 15 Jahre von allen Abgaben frei. Die königlich ungrische Statthalterei wird ein den ungrischen Verhältnissen angemessenes Landwirthschaftssystem ausarbeiten und verkünden. Eine eigene Commission wird ausmitteln, wie und wodurch der ungrische Handel emporgebracht werden könne.

In der frühern Zeit hatten die Kriegsobersten sich viele Gewaltthätigkeiten erlaubt und dadurch zu vielen Mishelligkeiten und Reibungen im Lande Anlaß gegeben; sie hatten an verschiedenen Orten das Schankrecht, das Fleischausschroten, die Zölle an sich gezogen, und die geldlose Regierung musste diesen Unfug dulden, weil zum Theil hieraus der Sold der Krieger bestritten wurde. Eine eigene königliche Verordnung

steuerte diesem Treiben. Alles, was die Kriegsobersten widerrechtlich an sich gerissen, wurde den rechtmässigen Eigenthümern zurückgestellt. Die Rechte und die Art der Einquartierung wurden festgestellt, die Quantität der Naturalleistungen an den Kriegsstand bestimmt ausgesprochen. Weltliche und geistliche Würden wurden wohlverdienten Männern zu Theil und Alles kam nach und nach in gutes Geleis. Die Bauluft Karls, von der später die Rede sein wird, bezeugen das Invalidengebäude in Pesth (es ist ein Palast) und die Karolinenstrasse, die an die ungrische Seeküste führt.

Daß Karl jemals den Gedanken gehabt habe, die ungrische Verfassung aufzuheben, daß zwei Frauen, die Gräfinnen Batthyány und Althann-Pignatelli-Belriguardo, die sogenannte spanische Althann, dies erfahren und durch den Prinzen Eugen rückgängig gemacht haben, wie dies in neuerer Zeit behauptet worden [1]), ist eine auch des leisesten Scheines von Beweis entbehrende Fabel.

Die politische Verwaltung und Einrichtung der deutsch-östreichischen Länder war sehr verwickelt und schwerfällig, die Zahl der Dikasterien oder Behörden groß. Die oberste Leitung ging von der kaiserlichen Conferenz aus, in welcher der Kaiser das Präsidium führte. Die Mitglieder der Conferenz waren, ausser den Ministern, seine geheimen Räthe, die der Kaiser dazu berufen ließ. Hier wurden die wichtigsten Angelegenheiten in höchster Instanz entschieden. Krieg, Friede, alle auswärtigen Verhältnisse, die hohen Finanz- und Verwaltungsfragen, Besetzung hoher Ämter u. s. w. In einzelnen Fällen wurden Commissionen zusammengesetzt, deren Ermittelung dann der Conferenz oder unmittelbar dem Kaiser unterbreitet wurde. So geschah es, als Kaiser Leopold den Fürsten Lobkowitz vom Ministerium entfernen wollte; so, als, ebenfalls unter Leopold, die Zrinyi-Frangepánische Verschwörung entdeckt wurde. — Zwei Behörden erstreckten ihre Wirksamkeit über die ganze Monarchie; diese waren der Hofkriegsrath und die kaiserliche Hofkammer. Der Hofkriegsrath leitete das gesammte Militairwesen, zuvörderst also alle Kriegs-

1) Anemonen.

operationen. Wenn der General, der die Armee commandirte, mit dem Hofkriegsrathspräsidenten in gutem Einverständniß oder selbst Hofkriegsrathspräsident war, ging es gut, sonst aber kamen Befehle, die oft den Feldherrn lähmten. Unter dem Hofkriegsrath standen folgende Abtheilungen: das General-Kriegscommissariat, das Bankalitäts-Militairzahlamt, das Fortificationsbauzahlamt, das General-Feld-Kriegs-Auditoriat, die Ingenieurakademie, die Militair-Invalidencommission, die Militair-Pupillencommission, endlich das Ober-Schiffamt in Wien. Obgleich Karl danach strebte, eine Marine zu begründen, habe ich die Spur eines eigenen Collegiums dafür nicht finden können. — Die zweite Behörde, die für die ganze Monarchie thätig war, indem sie die Landeseinkünfte verwaltete, war die Hofkammer. Sie zerfiel in mehrere Branchen, als: die Hof- und niederöstreichische Kammerprocuratur, die Kammerregistratur, die Hofbuchhalterei, die östreichische Finanzirung, die kaiserliche Hof-Kriegsbuchhalterei, die Hof- und Reichscommission, drei Hauptcommissionen für Ungern, Böhmen und Östreich, die Hauptrechnungs-Commission, die Hauptcommission des perpetuirlichen Fundi. — Eine Hauptabtheilung der Hofkammer war die Universal-Bankalität, die wieder in mehrere kleinere Abtheilungen zerfiel.

Unter den Behörden, die wegen einzelner Länder eingesetzt waren, stand obenan der Reichshofrath, der in des Kaisers Namen die Angelegenheiten des deutschen Reiches besorgte, insofern diese vom Kaiser abhingen. Die Geschäfte des Reichshofraths waren sehr ausgedehnt und von den Entscheidungen desselben gab es keine Appellation, sondern nur den Recurs an den Reichstag; aber im Ganzen war mehr Schimmer als Macht, da es dem Kaiser und dem Reich an Kraft fehlte, den Beschlüssen Vollziehung zu verschaffen. Die Entscheidungen des Reichshofraths wurden in der Reichshofrathscanzlei ausgefertigt; diese Canzlei zerfiel in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in die lateinische und deutsche Expedition. Unter dem Reichshofrath stand noch das Taxamt, das Wappeninspectoratamt, die Reichshofbuchdruckerei.

Für das Königreich Spanien bestand während des spanischen Erbfolgekrieges eine spanische Junta. Als durch den

Frieden von Utrecht die Ansprüche auf Spanien verloren gingen, übernahm die spanische Junta, oder der spanische Rath, wie man auch zu sagen pflegte, die Verwaltung von Neapel, Sicilien und der Lombardei. Die Mitglieder des spanischen Rathes waren blos Spanier und Italiener. Der spanische Rath war in drei Hauptdirectionen getheilt: Neapel, Sicilien, Mailand.

Der höchste Rath der östreichischen Niederlande bestand theils aus Spaniern, theils aus Niederländern; die Angelegenheiten wurden häufig in spanischer Sprache geführt, bis nach und nach die Spanier ausstarben.

Die böhmische Hofcanzlei war für die politischen Angelegenheiten Böhmens, Mährens und Schlesiens eingesetzt. Die Geschäfte wurden theils in böhmischer, theils in deutscher Sprache verhandelt. Die Mitglieder waren meistens, aber nicht ausschliesslich aus den genannten drei Ländern gewählt.

Die ungrische Hofcanzlei, sowie die siebenbürgische, zählten nur Eingeborne zu Mitgliedern. Die Geschäftssprache war die lateinische. In wichtigen ungrischen Angelegenheiten zog der Kaiser den Palatin und den Primas des Landes, sowie mehrere Grosse des Reichs zu Rath. Ungern waren häufig geheime Räthe, aber auch nicht geheime Räthe wurden öfters vom Kaiser befragt.

Es gab noch eine Unzahl minderer Dikasterien, als das Weißbotenamt, die Hofcommission über die confinirenden Lande, das Vitzthum, den Klosterrath, das Tragamt, Capturgericht, das Postamt u. s. w. In Bezug auf die Beamtenzahl fand man es ausserordentlich viel, daß die Hofkammer einunddreissig, der Hofkriegsrath vierzig, die Bankalitätsbuchhaltung sechs Beamte aufwies.

In den Provinzen bestanden ebenfalls Kriegsräthe, Generalcollegien, und die politische Verwaltung leitete der jeweilige Gouverneur, Statthalter, Präsident, Oberstburggraf oder wie sonst nach dem Herkommen des Landes der Chef hieß. Eigenthümlich ist, daß bei vielen der genannten Dikasterien die Mitglieder in den Herren- und Ritterstand geschieden erschienen.

Die Justizverwaltung war langsam und verwickelt. Nach

der Verschiedenheit des Standes des Angeklagten gab es verschiedene Behörden. In Böhmen allein zählte man 380 Criminalgerichte [1]). In besondern Fällen setzte der Kaiser das gewöhnliche Gerichtsverfahren bei Seite und ernannte ausserordentliche Gerichte, was man damals ganz natürlich und in der Ordnung fand. So geschah es z. B. in der ungrischen Verschwörung, so als über den Kammerpräsidenten Sinzendorf geurtheilt wurde.

Das wichtigste Ereigniß in der Verwaltung der östreichischen Monarchie aber war, daß, Ungern und Tirol abgerechnet, die Landstände ihre Wirksamkeit grösstentheils verloren. Sie, die unter Rudolf II., Matthias, Ferdinand II. so trotzig und mächtig waren, hatten, eben jenes gewaltigen Auftretens wegen, beinahe alle Macht verloren und waren auf Null herabgesunken. Der Weg zur absoluten Regierung war angebahnt, was man damals für das Maximum der Staatskunst anerkannte.

Der Kaiser hatte nur bei Kaisern, Königen und Republiken Gesandte, aber an seinem Hof wimmelte es von Agenten meist deutscher Fürsten, Reichsgrafen, Stifte u. s. w.; ihre Zahl stieg nahe an dreihundert [2]).

Die Finanzen waren in kläglichem Zustand. Das Erträgniß der Niederlande, Neapels, Siciliens, Mailands ging für die Verwaltung dieser Länder auf. Die ungrische directe Steuer war zur Erhaltung des ungrischen Militairs bestimmt, es blieben also nur die indirecten Steuern Ungerns, die directen und indirecten Steuern der deutsch-östreichischen Lande zur Bestreitung der Staatsausgaben und Schuldentilgung. Um den Flor seiner Länder zu heben, beschloß Karl, den Handel zu beleben. Triest erhob er zum Freihafen und begünstigte die levantische Handelsgesellschaft daselbst. Er gründete in Wien eine orientalische Handelscompagnie mit wichtigen Immunitäten und Privilegien; ihr wurde der ausschliessliche Handel mit der Türkei zu Land und auf der Donau zugewiesen, nur sie durfte — verbotene Waaren abgerechnet —

1) Bergenstamm, Wien im Jahre 1725, in der Zeitschrift: Östr. Blätter für Kunst, Geschichte, 1847.

2) Förster, Höfe und Cabinette Europas, Bd. II, S. 59—72.

en gros in die Türkei handeln; wer sonst von östreichischen Unterthanen nach der Türkei handeln wollte, musste die Waaren aus den Niederlagen der Compagnie beziehen. In den Niederlanden entstand, unter seinem Schutz, eine ostindische
1722 Compagnie, der Schottländer Johann Ker von Kersland entwarf den Plan. Die Gesellschaft war auf ein Capital von sechs Millionen holländischer Gulden basirt und hatte von Karl die Befugniß, 30 Jahre hindurch in Ost- und Westindien und auf den afrikanischen Küsten diesseits und jenseits des Caps unter kaiserlicher Flagge ausschliesslichen Handel zu treiben. Der Kaiser verlieh der Gesellschaft alle Vorrechte, die jemals solchen Gesellschaften waren ertheilt worden. Die Waaren, die von der Gesellschaft eingeführt wurden, mussten in Brügge oder Ostende verkauft werden. Die Organisation der Generalversammlungen war sonderbar; Stimmfähigkeit gab der Besitz von zwölf Actien, die Actie zu Eintausend Gulden; funfzig Actien gaben zwei, hundert Actien und darüber drei Stimmen, doch musste der Besitzer kaiserlicher Unterthan sein. Ausländer — wenn auch im Besitz vorgeschriebener Actienzahl — hatten in der Generalversammlung keine Stimme. Diese Handelsgesellschaft weckte bald den Neid und die Schelsucht der Seemächte, und es wird später erzählt werden, wie der Kaiser sich durch politische Verhältnisse gezwungen sah, die Wirksamkeit der Gesellschaft anfangs zu suspendiren, und wie er sie endlich um den Preis der Anerkennung der pragmatischen Sanction aufopferte. So vortheilhaft die Errichtung dieser Compagnie war, so ungünstig sah es für den Handel im Innern aus; die Strassen waren schlecht; wie schlecht lässt sich daraus abnehmen, dass die Reise von Wien nach Prag gewöhnlich sieben Tage dauerte[1]. Aber nicht nur schlecht, auch unsicher waren die Strassen, der Handelsverkehr war mannigfacher Gefahr ausgesetzt, Räubereien auf der Heerstrasse fielen öfters vor; wenn dies zu häufig geschah, zog der Generalgewaltiger mit Beichtvater

1) Die Erzherzogin Elisabeth, im September 1725 von Wien über Prag nach Brüssel reisend, brach am 4. September von Wien auf, am 10. Nachts war sie in Prag. Bergenstamm, Wien im Jahr 1725, in der Wiener Zeitschrift für Kunst und Geschichte, 1847.

und Scharfrichter aus — ein ambulirendes Standrecht — und ließ die „Gautgeher" Zigeuner, Landläufer ohne weiteres an dem nächsten besten Baum henken. Ein weiteres Hinderniß waren die Zwischenmauthen im Innern der Monarchie; so gab es eine Mauth zwischen Siebenbürgen und Ungern; zwischen Ungern und Östreich; zwischen Östreich und Böhmen. Doch wurde bei der Bauluſt des Kaisers auch für beſſere Straſſenverbindung geſorgt, was natürlich dem Handelsverkehr zu gute kam. Die an das adriatiſche Meer führende ſogenannte Carolina iſt davon ein redendes Beiſpiel.

Für die katholiſche Religion — ſie war die herrſchende Staatsreligion — war Karl eifrig thätig; die Bisthümer waren meiſt durch thätige Männer beſetzt, das wiener Bisthum wurde unter Karl zum Erzbisthum erhoben, obſchon der römiſche Hof lange widerſprochen hatte. Der erſte Erzbiſchof war Graf Sigmund Kolonics. Klöſter gab es ſehr viele; die Jeſuiten waren der zahlreichſte und geachtetſte Orden, obſchon ſie unter Joſef und Karl einen groſſen Theil ihres poitiſchen Einfluſſes verloren hatten [1]).

Aber trotz ſeines Katholicismus hatte Karl, wie ſein Bruder und Vorgänger Joſef, in politiſchen Verhältniſſen ſich dem Papſte entgegengeſtellt und von der Wegweiſung der päpſtlichen Nuntien vom kaiſerlichen Hofe iſt im Lauf der Erzählung ſchon geredet worden. Zur Beſteuerung der ungriſchen Biſchöfe für die Bedürfniſſe des Staats holte aber Karl immer die Bewilligung des Papſtes ein. Von Karl gibt es neue Amortiſationsgeſetze wider die zu groſſe Ausdehnung der geiſtlichen Güter, er beſchränkte die geiſtlichen Exemtionen. Die Proteſtanten hatten in der Monarchie einen ſchweren Stand; ſie wurden zwar nicht offen gedrückt, aber kleinere Unbill, die ſie oft von Privaten erlitten, wurden auch an Denen, die ſie begingen, nicht geahnet. Man wünſchte ſie alle katholiſch. Die griechiſch Nichtunirten, die ſich unter Leopold I. aus der Türkei zu Tauſenden nach Ungern ge-

1) Über die Jeſuiten im öſtreichiſchen Kaiſerſtaat ſiehe des vorliegenden Werkes fünften Band, wo bei Gelegenheit ihrer Aufhebung ausführlich über ihre Wirkſamkeit geredet werden wird.

flüchtet, wurden bei dem leopoldinischen Diplom belassen, welches noch jetzt die Grundlage ihrer Einrichtungen ist.

Die Seemacht war Karls Hauptaugenmerk; ohne Flotte hing der Besitz von Neapel und Sicilien von dem guten Willen der Seemächte ab. Er wollte also eine Flotte erschaffen; der Hafen Porto Ré, am ungrischen Küstenlande, sollte der Hauptsammelplatz der kaiserlichen Seemacht werden. Aber eine Flotte ist nicht so leicht aufgestellt, als eine Landarmee, und Neapel und Sicilien gingen nach 20jährigem Besitz verloren, ohne daß die Seemacht, die zu ihrer Vertheidigung nothwendig gewesen wäre, ins Leben hätte treten können. Die Landmacht erhielt unter Leopold I. durch den Hofkriegsrathspräsidenten Montecucoli, und später durch Eugen, der ebenfalls Hofkriegsrathspräsident war, eine bessere Einrichtung. Eine zweckmässige Verstärkung des Heeres waren die stehenden ungrischen Regimenter, die unter Karl VI. errichtet wurden. Gegen die Türken war Eugen schon mit 100,000 Mann ins Feld gerückt. Die Bewaffnung war schwerfällig; die Muskete allein wog 24 Pfund. Es gab noch Pikenire. Im spanischen Successionskrieg wurden Pike und Muskete durch die Flinte — das Luntenschloß durch das Steinschloß verdrängt. Die Bajonnete waren klein und die Truppen hatten zu dieser Waffengattung so wenig Vertrauen, daß bei dem Sturm von Ofen der Gebrauch der Bajonnete durch einen Armeebefehl geboten werden musste. Die Infanterieofficiere hatten noch Pferde, der Officier über den Capitain auch Wagen. Die leichte Infanterie waren die Kroaten und Panduren, phantastisch und ungleich gekleidet, den Gürtel voll Pistolen, auf dem Rücken das lange türkische Gewehr, zur Seite den sogenannten Panzerstecher. So wie jetzt war die Militairgrenze noch nicht organisirt. Im dreissigjährigen Krieg waren die Kroaten noch zu Pferd. Es läßt sich nicht ausmitteln, wodurch die Umwandlung derselben in Fußvolk herbeigeführt wurde. Sie waren aber eben so gefürchtet und tapfer zu Fuß, als vordem zu Roß. Die Cavalerie war — nicht numerisch — aber im Verhältniß zur Infanterie zahlreicher als jetzt. Den Übergang bildeten die Dragoner, die zu Fuß und zu Pferd Dienste thaten. Die Küraſſier

und Carabiniere waren buchstäblich schwere Cavalerie. Schwere Panzer deckten Brust und Rücken, seltsam geformte Pickelhauben schirmten das Haupt, Schwert, Pistolen, Carabiner waren die Bewaffnung. Wie schwer dies Alles war, lässt sich daraus ermessen, daß die Pistolen eines eleganten jungen Herrn jener Zeit sechs Pfund und auch mehr wogen. Die kaiserliche Cavalerie war noch tief aufgestellt, als die meisten andern Armeen schon die Formation in drei Gliedern angenommen hatten. Im Gegensatz zur früheren Art kam der häufige Gebrauch des blanken Säbels auf. Die Husaren waren die leichte Reiterei. Als Leopold I. die Regierung antrat, fand er elf Regimenter Infanterie und zehn Regimenter Cavalerie. Die Infanterieregimenter waren ursprünglich unter Rudolf II. auf 3000 Mann gesetzt, die Zahl war aber nicht festgehalten. Oft war ein Regiment 5000, manchmal auch nur 2000 Mann stark. Unter Leopold wurde die Form des Regiments durch Montecucoli festgesetzt. Es hatte drei Bataillone, jedes Bataillon vier Compagnien, die Compagnie 150 Mann stark, also das Bataillon 600 Mann. Die Compagnie hatte vier Ober-, acht Unterofficiere, achtundvierzig Pikeniere, achtundachtzig Musketiere. Die Grenadiere, deren es früher bei jeder Compagnie acht Mann gab, wurden in eine Compagnie von 100 Mann vereinigt; das Regiment bestand also aus 1900 Köpfen ohne die Officiere. Die Infanterie ging aus der tiefen Aufstellung in die von vier Gliedern über. Die Bataillonseinrichtung ist von Montecucoli. Die Patronen hat Eugen eingeführt. Die Regimenter wurden uniformirt, die Montur eingeführt. Die Cavalerieregimenter waren in fünf oder sechs Escadrons eingetheilt, jede Escadron bestand aus zwei Compagnien à 100 Pferden. Im spanischen Successionskrieg wurde jedem Dragonerregimente eine Compagnie Grenadiere zu Pferd beigegeben. Die Husarenregimenter wurden, ebenfalls unter Leopold, auf beständigen Fuß und an Stärke den deutschen Cavalerieregimentern gleichgesetzt.

Im spanischen Successionskriege bestand die östreichische Armee aus 36 Regimentern Infanterie, 20 Küraſſier-, 11 Dragoner-, 4 Husarenregimentern. Unter Karl VI. wur- 1711

den die Infanterieregimenter umgestaltet, auf 15 Fusiliercompagnien à 140 Mann und zwei Grenadiercompagnien à 100 Mann gesetzt, in drei Bataillonen, also das Bataillon à fünf Compagnien. Das ganze Regiment 2300 Mann. Den Küraſſierregimentern wurde eine Compagnie Carabiniers beigegeben.

Die kroatiſchen und ſlawoniſchen Regimenter wurden nach jedem Krieg aufgelöſt.

1717 Karl VI. errichtete zwei Ingenieurakademien, die eine zu Brüſſel und die andere zu Wien. Die erſte unter Graf Wrangel, die zweite unter Max Adam Grafen Starhemberg, ſpäter unter dem Hofaſtronomen Marinoni. Ein eigenes Geniecorps gab es noch nicht. Das Pontonsweſen wurde immer erſt bei ausbrechendem Krieg organiſirt; den Fond dazu lieferte das Oberſtſchiffamt zu Wien, unter welchem die ganze übrige Donauſchifffahrt ſtand, jederzeit von einem inländiſchen Cavalier als Oberſtſchiffmeiſter dirigirt. Die Mannſchaft, ſowie die zum Brückenſchlagen nöthigen Individuen, damals Brückenknechte genannt, die Officiere u. ſ. w. wurden erſt beim Ausbruch des Krieges organiſirt. Erſt als der
1737 letzte Türkenkrieg unter Karl VI. ausbrach, wurde ein wirkliches Corps Pontoniere zuſammengeſetzt, armirt und beim Frieden das Cadre (der Fuß) behalten. Es ſtand unter dem Brückenoberhauptmann. Die Artillerie hatte viele Kanonen,
1705 ſo waren in Ofen und Peterwardein über 800 Kanonen ohne Laffeten. Die Laffetirung und Beſpannung war ſchlecht, oft mit Ochſen. Ein Hauptgebrechen war die Entlaſſung der alten Stückknechte, die beim Ausbruch des Krieges durch neue erſetzt wurden. Für die damalige Zeit war aber die öſtreichiſche Artillerie gut. Eugen gibt ihr, im Anfang des ſpani-
1702 ſchen Succeſſionskriegs, das Zeugniß, daß ſie ſeit vierzig Jahren in gutem Stand iſt. Man beſchäftigte ſich ſtets mit ihrer Verbeſſerung. Die Richtſchraube, die ein Jeſuit erfunden haben ſoll, wurde zuerſt in Öſtreich wenigſtens verſuchsweiſe angewendet. Bei einer Kanone war gewöhnlich nur ein Büchſenmeiſter und ein Handlanger, die übrige Bedienung, Stückknechte, wurden aus den übrigen Truppen ausgehoben. Das Fuhrweſen war ſchlecht oder eigentlich gar nicht organi-

sirt. Im Kriege gab es einen grössern und einen kleinern Generalstab; allein die Organisation derselben ist nicht auszumitteln. Verdienstorden gab es noch nicht. Die Belohnungen bestanden in Beförderung, Ertheilung von Gnadenketten und Schärpen nach Verschiedenheit der Grade. Eine Oberstenschärpe war eine seltene Auszeichnung. Ein regelmässiges Conscriptionssystem war noch nicht eingeführt; die Regimenter wurden durch Werbung ergänzt. Der Hauptmann erhielt 36 Gulden für einen Rekruten, was Eugen zu wenig fand. Casernen gab es selbst in Wien nicht, erst unter Karls Regierung entstanden Casernen, Invalidenhäuser, Militairspitäler. Die materielle Versorgung des Heeres, Ausrüstung, Munition, Kriegs- und Mundvorrath, Approvisionirung der Festungen war häufig schlecht und nachlässig besorgt und daher oft Ursache grosser Kriegsunglücks. Nur so lange Eugen an der Spitze des Hofkriegsrathes stand, war der Soldat mit Allem gehörig versehen. Nach dem passarovitzer Frieden und der Quadrupelallianz war der Stand der Armee der glänzendste. Aber aus übelverstandener Sparsamkeit entließ Karl 40,000 Mann, uneingedenk Dessen, daß der Friede am Besten durch ein wohlgerüstetes Heer erhalten wird, Eugens Wahrung nicht beachtend, daß Gold und Waffen die pragmatische Sanction besser sichern als Tractate. Die bedeutendsten Festungen waren Wien, Prag, Kufstein, Mantua, Ofen, Temesvár, Peterwardein und Belgrad [1]).

Von welchen Personen aber wurde das Schicksal der Monarchie gelenkt und entschieden? Sprechen wir zuerst vom Kaiser: Karl war mittlerer Grösse, die Augen blau, die untere Lippe etwas vorragend, wie bei den meisten Habsburgern. Seine Gesundheit war fest; er hielt Entbehrungen und das Ungemach des Wetters ungefährdet aus [2]). Er stärkte sich

1) Über das Militairwesen siehe Geschichte der k. k. Regimenter. Wien bei Gräffer d. jüngern, 1791. Geschichte des Kriegswesens 4. Abtheilung. Berlin 1838, bei Herbig, und Heller, Milit. Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen, I. Band.

2) Hormayr im Östr. Plutarch Band X, S. 98, erzählt, daß Karl, nach der Schlacht von Almanza, ganz erstarrt mehrere Nächte in Wäldern zugebracht, daß sein Begleiter, Fürst Liechtenstein, ihn an einem

durch die Jagd — sein Hauptvergnügen — und ritterliche Übungen, in denen er Meister war. Er zeichnete gut und war im theoretischen Gebiet der Musik zu Haus. Sie war nebst der Jagd seine Haupterholung. Er dirigirte einst eine Oper selbst; der Capellmeister Fux, entzückt über die Art, wie der Kaiser das Orchester leitete, rief aus: „Ew. Majestät könnten jeden Augenblick Capellmeister sein." Lächelnd erwiderte der Kaiser: „Ich kann so auch leben." Karl hat selbst eine Oper componirt. Er war gut unterrichtet und mehrerer Sprachen mächtig. Sein Lieblingsstudium war die Numismatik. In Spanien führte er im Feld immer ein Kästchen voll seltnerer Medaillen mit sich. Er war im Ganzen ernst und man hat behauptet, daß er selbst lachend ernst ausgesehen; aber mit seinen Vertrauten war er heiter, gegen die Diener seiner Person sanft und wohlwollend. Es ist aufbewahrt worden, daß er in seiner letzten kurzen Krankheit auch von seinem Lieblingszwerg Abschied nahm. Er war überhaupt so zur Milde geneigt, daß man zu sagen pflegte: Begnadigung sei bei ihm Regel, Strafe nur Ausnahme[1]). Viele Schuldner kaufte er aus der Haft los. Was er als Freund der Kunst und Wissenschaft gethan, geschaffen, wird später erwähnt werden. Sein Verstand war nicht schnell, aber klar. Er wollte als Kaiser die Geschäfte selbst führen, er wollte sein eigener erster Minister sein. So lange er jünger war, nahm er im Staatsrath immer selbst den Vorsitz ein. Er äusserte seine Meinungen in wohlgesetzten, aber etwas gekünstelten Reden[2]), achtete aber auch die Meinung der andern. Bei zunehmendem Alter nahm die Arbeitslust ab; er kam nicht mehr in die Sitzungen; Sinzendorf musste ihm Bericht erstatten. Wenn nun die Minister verschiedener Meinung waren und ihre Ansichten schriftlich vorlegten, blieb die Entscheidung oft sehr lange aus. Der Tractat, welcher die Quä-

Feuer habe erwärmen wollen, Karl habe aber dieses abgelehnt, um durch den Schein des Feuers nicht verrathen zu werden. All das Ungemach habe aber Karls Gesundheit sehr erschüttert.

1) Siehe im vorhergehenden Capitel Karls Benehmen gegen den gestürzten Alberoni.

2) Hormayr, Östr. Plutarch, Band X, S. 99.

drupelallianz ins Leben rief, blieb vier Monate auf des Kaisers Schreibtisch, bis sich Karl zur Unterschrift entschloß. Dennoch durfte keine Massregel ins Leben treten, die er nicht genehmigt; er wollte dadurch den Schein der Selbstregierung retten, er wollte sich selbst täuschen. Aber dadurch ward die Regierung unendlich langsam und die Maschine gerieth theils in Stocken, theils in Verwirrung. In Bezug auf die äusseren Verhältnisse liebte er es, in späterer Zeit neben den Verhandlungen, die seine Minister führten, geheime einzuleiten, die er den Ministern verbarg und die zuweilen denen der Minister entgegen waren. Dies nannte man damals hohe Diplomatie. Wenn er mit Gesandten verkehrte und mit ihnen zufrieden war, äusserte er sich sehr klar und deutlich, im entgegengesetzten Fall so verworren, daß sie oft erst die Minister befragen mussten, um des Kaisers Gesinnungen zu erfahren. Von Eugen fürchtete er beherrscht zu werden, und doch war Karls Regierung nur so lange glücklich, als er dessen Rathschlägen horchte.

Über das Ministerium Karls VI. haben wir gleichzeitige Nachrichten von einem Schweizer, Saint Saphorin, der in englischen Diensten stand und dem englischen Ministerium über den wiener Hof einige merkwürdige Berichte erstattete. Der Hang zur Bissigkeit, der Wunsch, witzig zu sein, ist in Saint Saphorins Berichten unverkennbar; wenn man aber auch Alles abstreift, was übertrieben sein mag, bietet das Übrigbleibende noch immer Stoff genug zur Kenntniß jener Menschen, auf deren Rathschläge Karl das Meiste gab.

Ein Hauptgebrechen des Ministeriums lag nicht in demselben, sondern in der Vorliebe Karls für seinen Günstling Althann. Freilich verdankte derselbe diese Gunst nur der Liebe des Kaisers zur Gräfin Althann-Pignatelli-Belriguardo, aber Althann suchte auch andere Mittel, sich in Karls Gunst zu erhalten. So bestärkte er Karl in der Idee, sein eigener erster Minister zu sein; da aber die Last für Karl zu groß war, musste er den Einflüsterungen seines Günstlings heimfallen, der so, ohne Minister zu sein, eben weil er kein Amt annahm, in der Wirklichkeit erster Minister war. Um sich in der Gunst des Kaisers zu erhalten, bediente sich Alt-

hann zweier Mittel: er besetzte nach und nach alle bedeutenden Stellen durch seine Creaturen und erhielt die Minister immer in Uneinigkeit; so hinderte er eine Coalition derselben gegen sich. Dies gelang ihm vollkommen, und den Versuch abgerechnet, den Prinzen Eugen zu stürzen, setzte er durch, was er wollte, und blieb bis zu seinem Tod in des Kaisers Gunst.

Die Uneinigkeit zwischen den Ministern, die Althann herbeigeführt hatte, dauerte nach seinem Tod fort. Er hatte Karls Vorliebe für die Spanier benutzt, um den Präsidenten des italienischen Collegiums zu Wien, Marchese Realp, Einfluß auch in solchen Angelegenheiten zu verschaffen, die ausser seinem amtlichen Wirkungskreis lagen. Realp war unüberlegt, fantastisch, besaß wenig Kenntnisse, er führte den Grafen Sinzendorf in das Ministerium ein, weil er ihn dem Prinzen Eugen entgegenstellen wollte. Sinzendorf war mit den Geschäften vertraut, aber arbeitscheu; er liebte die Freuden einer guten Tafel, Spiel, Gesellschaft. Dadurch mussten die Geschäfte leiden. Er war ein schwacher Charakter, hochmüthig und heftig, aber bei dem ersten Unfall eingeschüchtert; eine ungnädige Miene seines Herrn brachte ihn zur Verzweiflung. Dem Kaiser gegenüber war er einschmeichelnd, gegen Gleiche oder Niedriggestellte schneidend. Den Wissenschaften war er hold; nie besuchte er einen Congreß, ohne von Gelehrten und Künstlern begleitet zu sein. Mit den auswärtigen Mächten stand er in einem sonderbaren Verhältniß; mit des Kaisers Wissen nahm er von ihnen Geschenke und theilte sie mit dem Kaiser, und Karl verwendete die Summen, die er auf diese Weise erhielt, wieder zu Geschenken an fremde Minister. Als Sinzendorf durch den Tod seiner Gemahlin bedeutende Güter verlor, fasste er, um seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, den abenteuerlichen Plan, Cardinal zu werden. Es blieb ein Plan. Graf Gundacker Starhemberg war ein Mann von schönen Talenten, Kenntnissen und grosser Rechtlichkeit. Kalt und zurückhaltend, verachtete er die kleinen Mittel, durch welche sich Realp und Sinzendorf in der Gunst des Kaisers zu behaupten suchten. In Geschäften sprach Starhemberg stets entschieden und klar; aber er war sehr alt

und gegen Vieles gleichgültig. Sein Fehler war Eifersucht auf den Prinzen Eugen, dessen Überlegenheit er widerwillig fühlte. Ein später eintretender Minister, Harrach, war mittelmässig, durchaus nicht im Stande, das Cabinet neu zu beleben, oder in eine neue Bahn zu bringen.

Prinz Eugen — von dem später, bei seinem Tod, ausführlich die Rede sein wird — sprach sich nur in grossen, ausserordentlichen Fällen energisch und durchgreifend aus, in gewöhnlichen Fällen stimmte er in den Conferenzen mit dem Grafen Starhemberg, den er hochachtete. Die gewöhnlichen Dikasterialarbeiten ekelten den Prinzen an, er befasste sich damit nur so viel, als es gerade nöthig war, um die Maschine im Gang zu erhalten.

So war das Cabinet; aber es muß hier noch einiger Personen gedacht werden, die, ausser dem Cabinet stehend, grossen Einfluß ausübten. Es waren der Secretair Bartenstein, der Referendarius Weber, die Gräfinnen Bathyányi und Althann-Pignatelli-Belriguardo, des Günstlings Althann Gemahlin, in Wien nur die spanische Althann genannt, endlich die Kaiserin. Bartenstein war der Sohn eines strasburger Professors; er war, wie so Viele aus dem Reich, nach Wien gekommen, um sein Glück zu machen. Vielfach und gründlich unterrichtet, gewann er die Gunst des Grafen Starhemberg durch die Geschicklichkeit, mit der er einen Prozeß des Grafen führte. Bald wurde ihm die Ausarbeitung mehrerer Staatsgeschäfte übertragen, und die Gewandtheit, mit der er die Feder führte, verschaffte ihm schnell eine Anstellung bei der Staatscanzlei und endlich wurde er Cabinetssecretair beim Kaiser. Er hatte den grössten Einfluß; er war unbestechlich und dem Kaiser und dem Erzhaus aufrichtig und von Herzen ergeben; sein Fehler war Hochmuth und Rachsucht. Durch ihn verlor der Bischof von Bamberg die Stelle als Reichsvicecanzler, weil er gesagt hatte: das Geschäft des Referendarius sei schreiben und nicht reden. Als Graf Königsegg einmal äusserte, der Kaiser würde besser thun, bei Kriegsunternehmungen dem Rath seiner Generale als dem seiner Secretaire zu folgen, musste Prinz Eugen seinen ganzen Einfluß aufbieten, um Königsegg gegen Bartenstein auf

seinem Posten als Vicepräsident des Hofkriegsrathes zu erhalten. Ja, als der Herzog von Lothringen gegen Bartenstein seine Abneigung aussprach, Lothringen den Franzosen abzutreten, antwortete Bartenstein: „ohne Abtretung keine Erzherzogin." Weber war Referendarius beim Hofkriegsrath; er war von mittelmässigen Fähigkeiten, aber in den Maulwurfsgängen der List zu Hause. Da er auf geradem Weg nicht hoffen konnte Einfluß bei dem Prinzen Eugen zu gewinnen, schlug er einen krummen Weg ein. Er näherte sich der Gräfin Adam Batthyányi, die viel über den Prinzen Eugen vermochte. Sie bedurfte eines Mannes wie Weber. Sie war habsüchtig und hochmüthig, sie verwendete ihren Einfluß gern zu Protectionen, aber gegen Geld und Geschenke; sie schämte sich jedoch dies den Clienten gegenüber einzugestehen und den Kaufpreis ihrer Protection gleichsam aus der ersten Hand zu empfangen. Weber wurde also der Kanal, durch den die Bestechungen zu ihr kamen, dafür hob sie Weber in den Augen Eugens. So wurde Weber einflußreich und mächtig.

Die Gräfin Althann-Pignatelli-Belriguardo, in Wien die spanische Althann genannt, war eine ausserordentliche Schönheit und Kaiser Karls Geliebte. Auf die Staatsgeschäfte hatte sie nicht bedeutenden Einfluß; aber den Künsten und Wissenschaften hold, trug sie viel zum Aufschwung derselben in der Monarchie bei. Als Karl VI. die von Leopold I. gegründete Akademie der Künste wieder ins Leben rief, bot sie ihr Haus der Akademie an, es war die Wiege der Kunst. Metastasio war ihr Freund. Aber mittelbar schadete sie der Monarchie dadurch, daß durch sie ihr Mann Karls Günstling wurde. Ihren Reizen dankte Althann des Kaisers wahrhaft kaiserliches Geschenk, die Insel Muraköz; und als Althann starb, übernahm Karl selbst die Vormundschaft der zurückgebliebenen Kinder.

Die Kaiserin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg war eine sehr geistreiche Frau, in ihrer Jugend eine der ersten Schönheiten. Als sie von Kaiser Josef I. für Karl, damals König von Spanien, zur Ehe begehrt wurde, zählte sie 16 Jahre und trat zur katholischen Religion über. Den Eindruck,

den sie in Wien bei Hof hervorbrachte, als sie daselbst mit Karl durch Procuration vermählt wurde, das Entzücken Karls, als sie in Barcellona landete, sprechen die Briefe Josefs I. und Karls selbst aus. Josef schrieb dem Großvater der Fürstin, dem alten Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig: „Ich kann nicht unterlassen, meine Freude und Vergnügen über die Prinzessin Elisabeth, Dero vielgeliebte Enkelin, zu bezeugen, und Deroselben zu contestiren, daß ich mir zwar allezeit eingebildet, eine vollkommene und mit allen Gaben begabte Prinzessin zu sehen, sie thut aber an Jugend, Schönheit und Qualitäten alle vorhergehabten Relationen weit übertreffen und kann ich Ew. Liebden versichern, daß nicht allein wir Alle, sondern die ganze Stadt und Land von ihren unvergleichlichen Qualitäten surpreniret sein und es unmöglich genug contestiren können. Mein Herr Bruder, der König in Spanien, kann sich auch wol glücklich schätzen, eine so vollkommene Prinzessin zur Gemahlin zu haben, und er hätte wol in der ganzen Welt keine bessere Wahl thun können. Wünsche nichts mehr als dieselben ihren incomparablen Meriten nach auf dem Throne zu sehen." Nachdem Elisabeth in Barcellona gelandet war, schrieb Karl seinen Schwiegereltern zwei Briefe voll Entzückens. In dem an 1708
den Herzog Ludwig Rudolf heißt es: „Nachdem ich endlich 5. Aug.
das Glück gehabt, nach einem langen Warten, Dero durchlauchtigste Tochter, meine herzgeliebte Gemahlin zu umfangen und meine Heirath mit derselben mit gebräuchlichen Ceremonien zu vollziehen, so habe nicht länger anstehen wollen, durch diesen Expressen Ew. Liebden meine grosse Freude zu bezeugen, so ich hierüber bei mir empfinde. Ich hatte zwar von allen Orten von der Schönheit und den Annehmlichkeiten gehört, durch welche meine englische Königin und Gemahlin die Herzen aller Menschen an sich zu ziehen wisse, allein jetzo, da ich sie sehe, befinde ich, daß alles Dasjenige, so man mir von derselben erzählet, nur ein Schatten gegen die helle Sonne ist, und ich kann Ew. Liebden versichern, daß mir nicht allein die Worte fehlen, die seltenen und vortrefflichen Qualitäten und die bewunderungswürdige Schönheit meiner Gemahlin auszudrücken, sondern auch meine

Freude hierüber insonderheit an den Tag zu legen. Indessen können Ew. Liebden vollkommen glauben, daß ich Ihnen ewig werde verbunden sein für diese so unschätzbare Gemahlin, zu geschweigen, daß ich hierdurch mit Dero hohem Hause in eine noch viel genauere Alliance trete, für welche sowol als auch für Dero Person ich allezeit eine sonderbare Hochachtung und Wohlgewogenheit gehabt. Ich wünsche nichts mehr, als daß meine Königin Dasjenige möge angetroffen haben, dessen sie so würdig und dann anhero werde ich auf meiner Seite Alles anwenden, was man von einem treuen Gemahl hoffen kann und dessen Schuldigkeit ist, einen solchen kostbaren Schatz wol zu verwahren. Ich wiederhole demnach nochmals wegen dieser würdigsten Gemahlin gebührenden Dank abzustatten und hoffe, daß wir von nun an dergestalt verbunden sind, daß unsere Häuser wider alle Anfälle gesichert und wir alle Zeit in gutem Einverständniß und Einigkeit leben können." Der Schwiegermutter, Herzogin Christine Luise, aber schrieb Karl: „Weil endlich den 1. dieses, nach langem Seufzen und Verlangen, das absonderliche Glück erlanget, meine englische Königin, Ew. Liebden wertheste Tochter, hier empfangen und bedienen zu können, und billig glauben kann, daß ihnen diese, der Königin glückliche Ankunft, auch zu grossem Trost gereichen wird, so habe nicht unterlassen sollen, Ew. Liebden davon durch diesen Expressen eigenhändig Nachricht zu ertheilen. Sie werden von der Königin selbst vernehmen, daß sie Gottlob! ganz gesund hier angekommen, und habe unmöglich Worte genug, mein Vergnügen und Trost zu bezeugen, noch weniger die vollkommenen Qualitäten und Schönheit der Königin genugsam anzurühmen, doch kann zu Dero grossem Trost nicht bergen, daß alle Land und Leute, wo diese Frau durchpassirt, sie adoriren, und dann lasse ich Ew. Liebden selbst erachten, was ich für einen Trost und Vergnügen haben muß, der ich nie so grosses Glück hätte hoffen können. Das kann ich Ew. Liebden versichern, daß ich nichts Erdenkliches unterlassen werde, um damit die liebe Königin, wo nicht wie sie es meritirt, doch auf das Möglichste vergnügt zu bedienen und wie ein solcher von Ew. Liebden mir anvertrauter Schatz wol versorgt

werden möge. Ew. Liebden kann nicht genugsamen Dank erstatten, daß sie mir eine so vollkommene Tochter haben geben wollen, und versichere, daß mich glücklich schätze, wenn meine Erkenntniß werde erzeigen können."

Als Karl Spanien verließ, um nach Josef, I. Tod die Regierung der östreichischen Monarchie zu übernehmen, war Elisabeth als Regentin in Spanien zurückgeblieben und hatte die Geschäfte mit Umsicht und Einsicht geführt. An den fernern Staatsereignissen nahm sie nicht eingreifend Theil, nur als ihre Tochter Maria Theresia heranreifte, fühlte sie sich als Mutter berufen, solchen Massregeln entgegenzuwirken, die ihrer Tochter Nachtheil bringen könnten; sie wollte, daß die pragmatische Sanction in ihrer ganzen Reinheit aufrecht, die Monarchie unverkürzt bleibe. Kaiser Karl hinwieder that zwar auch Alles, um die pragmatische Sanction durch alle Mächte garantiren zu lassen, hegte aber immer noch den geheimen Wunsch, die Monarchie auf einen männlichen Nachkommen vererben zu können, und weil dies bei den Gesundheitsumständen der Kaiserin, in der Zeit von welcher hier die Rede ist, nicht mehr zu erwarten stand, dachte er sogar an eine zweite Ehe, denn es schien ihm unmöglich, daß ihn die Kaiserin überleben werde.

Universitäten gab es in der Monarchie fünf, die zwei alten zu Prag und Wien, die dritte, in Tyrnau, war während des 30jährigen Krieges meist durch die ungrische katholische Geistlichkeit ins Leben gerufen worden; die Universitäten von Breslau und Innsbruck hatte Kaiser Leopold I. gestiftet. Die Universitäten, sowie die meisten Schulen, waren vorzugsweise in den Händen der Jesuiten, von deren Wirksamkeit im Gebiet des Unterrichtes und der Wissenschaften später die Rede sein wird[1]). Die Zahl der Studirenden nahm zu und man erstaunte, als sich an der wiener Universität jährlich acht bis neun junge Mediziner meldeten, um graduirt zu werden. Der Gehalt der Professoren war für unsere Zeit gering; sie durften aber dabei auch andere Ämter verwalten. Greneck, ein geachteter Lehrer des römischen Rechts, hatte als ältester Professor

1) Im V. Band im Capitel von den Jesuiten.

170 Gulden Gehalt. Er war aber zugleich Capitelsyndicus, Hofrichter des Stiftes Schotten und des Königin-Klosters und wurde dadurch reich [1]).

Die Universität bildete eine geschlossene Körperschaft und hatte ein eigenes Gericht. Es bestand aus dem Rector, den vier Decanen der vier Facultäten, den vier Procuratoren der vier Nationen, dem Canzler, dem kaiserlichen Commissar und dem Pater Rector des Jesuitencollegiums. Diese Männer besorgten die Angelegenheiten der Universität. Eingetheilt war sie in vier Nationen und eben so viel Facultäten. Die Nationen waren die östreichische, rheinische, sächsische und ungrisch-böhmische. Jede Nation wählte jährlich einen Procurator. Die vier Facultäten hatten Schutzpatrone; die theologische Thomas von Aquino, die juridische den heiligen Ivo, die mediciniſche die heiligen Kosmas und Damian, die philosophische die heilige Katharina. Die Festtage dieser Heiligen wurden besonders gefeiert und durch öffentliche Disputationen verherrlicht. Die Theologie und Philosophie war an allen fünf Universitäten in den Händen der Jesuiten; sie lehrten Beides nach dem scholastischen System. Die Wolfische Philosophie fing an bei den Jesuiten Grund zu fassen, aber von den philosophischen Systemen, die damals in England und Frankreich auftauchten, blieb die östreichische Monarchie unberührt. — Der Rector und die Professoren standen bei Hof in Achtung; der erstere ging bei Prozessionen der Nächste an dem Kaiser und die Professoren neben den Rittern des goldenen Vliesses. Die Studenten waren roh und trieben vielen Unfug, obgleich sie in Beidem den Studenten der Universitäten im deutschen Reiche weit nachstanden. Es gab viel Schlägereien; besonderer Gegenstand der studentischen Ausgelassenheit waren die Juden, sie wurden häufig und in Massen durchgeprügelt. Es ist aufbewahrt worden, daß drei Studenten die Schneiderherberge angriffen und 60 Schneider herausprügelten, obgleich die Schneider bewaffnet waren, wie damals beinahe Jeder. Das gemeine Volk wähnte die Studenten im Besitz geheimer Zauberkräfte, die sie fest — das

2) Wien im Jahre 1725.

heisst unverwundbar machen — von Eisen und Banden befreien konnten.

Die protestantischen Schulen waren nicht ausgezeichnet; die ungrischen Protestanten hatten an den deutschen Universitäten Stiftungen für Studenten; Jene, die sich in den heimischen Schulen auszeichneten, wurden zu fernerer Ausbildung in das Reich geschickt. Es waren zumeist Theologen, aber die Gährung, die damals unter den protestantischen Theologen in Deutschland begann und die zur gegenwärtigen Entwicklung des Protestantismus führte, hatte auf die protestantischen Schulen in der östreichischen Monarchie nur geringe Rückwirkung. Die Professoren waren in zu gedrückter Lage, waren zu sehr in Abhängigkeit von ihren weltlichen Patronen, als daß sie gewagt hätten etwas zu lehren, was ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten unlieb gewesen wäre. Das strenge Lutherthum, der alte starre Kalvinism hatten die Oberhand. Melanchthons „Loci communes" galten bei den Protestanten als das höchste theologische Buch. Aus den obenerwähnten Ursachen trat der philosophische Forschungsgeist in den protestantischen Schulen nur leise und schüchtern, gleichsam verschleiert auf. In den übrigen Wissenschaften standen die protestantischen Schulen den katholischen nach, nur manche wenige gleich.

Die Censur wurde streng gehandhabt; in theologischer Beziehung katholischerseits von den Jesuiten ebenso, wie sie in Deutschland von den protestantischen Fürsten, Professoren und Predigern in Bezug auf ihre Confession ausgeübt wurde. Jeder geistliche Orden censurirte die Werke, die ein Mitglied desselben herausgeben wollte. Öfters wurde aber ein solches Werk noch anderer Censur unterworfen. Der Jesuit Wagner erzählt, in der Vorrede zur Geschichte Leopolds I., wie oft und durch wen sein Manuscript censurirt worden ist [1]).

Wenden wir uns nun zu den weitern Massregeln Karls, durch die er den Wissenschaften und Künsten emporhalf,

1) Über Schulwesen, Censur u. s. w. werde ich ausführlich im V. Band reden, wenn Maria Theresia's und Josefs Einrichtungen zur Darstellung kommen.

sie begünstigte. Das Münzcabinet erhob sich durch die Munificenz des Kaisers, der diesem Studium besondere Liebe zuwandte. Die Botanik kam in Aufschwung; von den damals bekannten 12,000 Species befanden sich in den kaiserlichen Gärten, unter der Aufsicht des Hofgärtners Mathias Erhard Haan, beiläufig 2000, und der Apotheker Günter Sterneck galt für einen bedeutenden Botaniker. Eine Antiquitätensammlung und ein Kunstcabinet wurden vom Kaiser unterstützt und vermehrt. Die Hofbibliothek, unter der Leitung Gentilati's und des kaiserlichen Leibarztes Pius Nikolaus Garelli, wurde vom Kaiser durch den Ankauf des Eugenischen Bücherschatzes und der Garellischen Sammlung, so wie jener des Generaladjutanten Hohendorf und der griechischen Handschriften des Apostolo Zeno glänzend und wahrhaft kaiserlich vermehrt. Auch eine Akademie der Wissenschaften für Historie und ihre Hülfswissenschaften, Verbesserung der deutschen Sprache und Verbreitung gemeinnütziger Künste war durch Leibnitz in Anregung gebracht, als er unter Leopold I. in Wien war. Es ist mir unbekannt, warum sie damals nicht ins Leben trat, um so mehr da Leopold in Deutschland derlei Anstalten selbst hervorrief oder begünstigte, wie die Leopoldinische Akademie der Naturforscher, auf Paullini's Veranlassung das kaiserliche Collegium der Historie, dessen Zweck war, Specialgeschichten der deutschen Reichslande herauszugeben, und Weigls Collegium für Künstler und Mathematiker in Nürnberg.

Karl war mit vielen Gelehrten des Auslandes in Verbindung. Argelati, Baluze, Eckard Keysler, Montfaucon, Muratori, Rymer erhielten häufige Beweise seines Wohlwollens, seiner Liebe zu den Wissenschaften. Im letzten Jahr seines Lebens ernannte er Muratori zum Reichshistoriographen. Karl brachte die Congregation zu St. Blasius im Schwarzwald und die beiden Benedictiner Pez in Verbindung mit der classischen Congregation zu Saint Maur in Frankreich. So wurde der geistige Verkehr des Inlandes mit dem Ausland herbeigeführt, befördert, ermuntert.

Die solide Gelehrsamkeit fasste in Östreich festen Fuß. Die drei kais. königl. Leibärzte, Lebzeltern, die Brüder Pius

Nikolaus und Johann Baptist Garelli, Pius Nikolaus zugleich Vorstand der Hofbibliothek, waren nicht nur in der Medicin, sondern auch in andern Fächern des Wissens heimisch und ausgezeichnet. Die Garellische, der Hofbibliothek einverleibte Sammlung spricht dafür. Die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez, Philibert, Huber, Martin Kropf, Anselm Schramb, alle fünf Benedictiner in Mölk, würden hingereicht haben, dem Stift den Ruhm der Gelehrsamkeit auf ein Jahrhundert zu sichern, wenn sich das Stift den Ruhm nicht später selbst gesichert hätte. Aber auch die andern Stifte gingen gleichen Schritt. Gottfried Bessel, Abt zu Göttweih, verdient mit Recht gepriesen zu werden; der etwas leichtgläubige Paulaner Fuhrmann ist, trotz seiner Schwächen, doch noch immer eine Fundgrube für jene, die sich mit der Geschichte der Stadt Wien befassen. Der Congregation von St. Blasius habe ich schon gedacht. Wer hat den genealogischen Wust über der Habsburger Abstammung so gründlich beleuchtet als Marquardus Herrgott?

Obschon ich des Vorsatzes bin, der Jesuiten erst später zu gedenken, ist es mir unmöglich, hier nicht den Jesuiten Wagner zu nennen, der die Geschichte Leopolds I. und Josefs I. in classischem Latein schrieb und mehr ächt deutschen Sinn entwickelt, als viele Jener, die nach ihm schrieben und seine Leistungen vornehm ignorirten. Und der berühmte Augustiner Abraham a Santa Clara! Ausgebreitetes Wissen, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, ausgezeichnetes Rednertalent leuchten in allen seinen Werken. Mit kühner Freimüthigkeit geisselt er die Thorheiten und Laster seiner Zeit. Und welche Sprache redet er? Sie ist eine Fundgrube für den Forscher. Als Humorist steht er hoch oben, selbst von Jean Paul Richter nicht erreicht! Er bildet den Übergang zu den Dichtern. Leopold war den deutschen Dichtern gewogen und zeichnete, trotz der ihm zugeschriebenen Intoleranz, protestantische Dichter aus; aber in Östreich stand es mit den Deutschdichtenden schlecht. Ein einziger Ordensgeistlicher, Maurus Lindenmayer, verdient erwähnt zu werden, einmal weil seine kleinen Dramen wirklich hübsch sind, dann aber, weil er der erste im Volksdialekte und zwar im östrei-

chischen, dichtete. Wären die deutschen Poeten damals so ausgezeichnet gewesen, wie die der romanischen Völker, so würden sie eben so gut aufgenommen worden sein wie Pietro Pariati, Apostolo Zeno und der berühmte Metastasio, Karls Hofpoet [1]). Der Letztere stand in besonderer Freundschaft mit der schon erwähnten spanischen Althann, die überhaupt den schönen Wissenschaften und Künsten besonders ergeben war.

Unter den drei letzten Habsburgern nahmen die bildenden Künste einen in der östreichischen Monarchie nicht geahnten Aufschwung. Mitten in unausgesetzten, oft unglücklichen Kriegen erblühten Kupferstecher und Maler in Menge, und in Östreich ansässige Architekten schufen damals und noch jetzt mit Recht bewunderte Gebäude. Die Ursache lag theils darin, daß kein Hof dem aus Eitelkeit und Prunksucht die Künste begünstigenden König von Frankreich, Ludwig XIV., nachstehen wollte, theils in dem wirklichen Kunstsinn, in der wahrhaften Kunstliebe Leopolds I. und seiner beiden Söhne und Nachfolger. Und ihr Beispiel hatte Nachahmung gefunden; die Grossen und Reichen verwendeten viel auf Kunst und Architektur, nach dem alten lateinischen Vers: „Regis ad exemplum totus componitur orbis.“ Das Wechselverhältniß zwischen Künstler und Publicum zeigte sich auch hier; der Künstler fand Unterstützung, und die Unterstützung schuf neue

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, ein Werk, welches nur bis 1740 reicht, sagt Bd. II, S. 98: „so wenig wie von Leibnitz und Wolf nahm man von Opitz, Kanitz, Haller, Hagedorn, Uz, Cramer, Klopstock Kunde, was vornehmlich seinen Grund auch darin haben mochte, daß die deutsche Philosophie sowol, als die Dichtkunst Kinder des Protestantismus waren.“ — Hierüber muß ich bemerken, daß man von Leibnitz allerdings Kunde nahm, im vorliegenden Band ist seiner Wirksamkeit unter Leopold I. und Karl VI. schon gedacht worden; die Wolfsche Philosophie fand bei den Jesuiten Eingang, wovon im nächsten Band des vorliegenden Werkes die Rede sein wird; Opitz wurde vom kaiserlichen Hof ausgezeichnet; Kanitz war ein schlechter Poet. Haller war 1740 erst zweiundzwanzigjährig und von Hagedorn, Cramer, Klopstock konnte man 1740 in Östreich keine Notiz nehmen, denn sie hatten noch nichts geschrieben. In ganz Deutschland wusste man noch nichts von ihnen. Cramer war geboren 1723, Klopstock 1724.

Künstler. — Die Kunst gehörte zum Hofstaat. Im letzten Regierungsjahre Josefs I. bestand das Personal der kaiser- 1709
lichen Gallerie und Kunstkammer aus folgenden Individuen: 1710
Kammermaler: Philipp Ferdinand de Hamilton, Philipp Albert von Ahlen, Peter Baron Strudel; Gallerieinspector Fabricius Cerrini; Galleriekupferstecher Joh. Bapt. Mändl; Kammersteinschneider Josef König; Hofbauamt: Johann Franz Hörl, Hofbauamtsmaler; Münzamt: Johann Michael Hofmann, Münz-, Eisen- und Hoffiegel-, wie auch Wappen- und Steinschneider; Architectus Johann Bernhard Fischer von Erlach; Theateringenieurs: Francesco Galli Bibiena und Antonio Beduzzi; Ingenieurs: Oberstlieutenant Alexander Anguissola, Johann von Steinhausen, Johann Lucas von Hildebrand. In der letzten Zeit des Glanzes Karls VI. war sie folgendermassen besetzt: Inspector unbesetzt, Adjunct Ignaz Heinitz von Heitzenthal; Kammermaler: Johann Friedrich Fischer, Ignaz Heinitz von Heitzenthal, Ferdinand von Hamilton; Johann Anton Nagelein, Portraitmaler; Maria Anna Kratochwillin, indianische (?) Kammermalerin; Jakob von Schuppen, Abraham Godyn, Johann Martin Rausch, Martin de Meyteus, Edelgesteinschneider; Franz Josef König, Wappen-, Siegel- und Steinschneider; Michael Hofmann, Philipp Christian Becker, Adjunct; Kammermedailleurs: Ph. Chr. Becker, Benedict Richter, Antonio Maria di Gruaro; Kammerbildhauer Konrad Rudolf; Hofbauamt: Josef Emanuel Fischer von Erlach und Joh. Ludw. Hildebrand; Hofbildhauer Anton Canevesa; Hofbauamtsmaler Franz Höle; Münzamt: Maria Antonio Genaro, kaiserl. Medailleur und Obermünzgraveur; Hofarchitekt Jos. Eman. Fischer von Erlach; kaiserl. Hofkupferstecher Gustav Adolf Müller; Hofbildhauer Franz Biener. — Die theatralischen und andern Hoffeste gaben den Künstlern nicht nur bei den Festen selbst Beschäftigung, sondern auch dadurch, daß, um gleichsam den Eindruck festzuhalten, Kupferwerke die Darstellungen aufbewahrten, im Publicum verbreiteten. Als die Oper „Il Pomo d'oro" von Sbarra gegeben wurde, hatte Burracini 23 Decorationen dazu gemalt. Diese wurden nachher in eben so vielen Blättern von Matheus Küsel gestochen. Derselbe Küsel

verfertigte die Kupferstiche für das Theaterbuch. Das „vestalische ewige Feuer" ebenfalls nach Burracini's Arbeit. Es liegt ausser dem Kreis dieses Werkes über die Kunst im östreichischen Kaiserstaat mehr zu geben als Andeutungen, und so kann ich mich in die Aufzählung ähnlicher Leistungen nicht einlassen, aber das Bedauern kann ich nicht unterdrücken, daß ein kaiserlicher Gedanke Karls VI. der später eingetretenen ungünstigen Verhältnisse wegen nicht zur Ausführung kam. Er wollte die Alterthümer der kaiserlichen Gallerie in Kupfer stechen lassen. Bertoli sollte die Zeichnungen liefern. Das Werk unterblieb, denn die Zeiten der Monarchie gestalteten sich ungünstig. Aber nicht der Hof allein veranlaßte Prachtwerke. Zur Verherrlichung grösserer Ereignisse gaben Einzelne, gaben Körperschaften Prachtwerke heraus. Ein derlei Werk ist Gälichs Erbhuldigung, so Josef I. abgelegt worden. Ein solches Werk ist die Regia Virtutum, die zur Krönung Josefs I. zum deutschen König von der wiener Universität herausgegeben wurde. Die Zeichnung zu den Titelkupfern und den zwölf allegorischen Blättern lieferte Wilhelm Schubert von Ehrenberg, die Kupferstecher Kraus und Emmanuel lieferten jeder ein Blatt, die übrigen elf Sandrart. So — als Kaiser Josef I. starb — ließ die Stadt Wien für das Castrum doloris Bildhauerarbeiten durch Johann Eylaue und Franz Kasper verfertigen, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, indem die Stadt 1400 Gulden dafür bezahlte. Wenn man die grössern Werke jener Zeit betrachtet, so muß man billig erstaunen, wie sehr die Kupferstecherkunst dabei in Anspruch genommen wurde.

Es hatte auch eine Art Unterstützung statt, die jetzt nicht mehr vorkommt. Daß Privaten talentvolle Jünglinge unterstützen, sie reisen lassen, daß Kunstwerke gekauft werden, sehen wir auch jetzt; aber damals erhielt der gereifte Künstler eine gesicherte Stellung, in der er nach Musse arbeiten konnte und nicht in der steten Besorgniß schweben mußte, ob sein Product auch Käufer findet. Freilich waren es zumeist geistliche Corporationen, Klöster, Abteien, Stifte, die, damals wohlhabender als jetzt, Künstler bei sich aufnahmen, sie bis an das Lebensende versorgten, wofür diese einen Theil ihres Fleißes

zur Zier des Klosters, dem Schmuck der Kirchen, der Verherrlichung Gottes widmeten. So lebte der Bildhauer Giuliani 34 Jahre im Kloster zum heiligen Kreuz, wo viele seiner Arbeiten zu sehen sind. Dort bildete er seinen Schüler Rafael Donner.

Wie grossartig damals die Künste von den Klöstern befördert worden, mag bezeugen, was bei dem Bau der Kirche des Benedictinerstiftes Garsten in Oberöstreich unter dem ausgezeichneten Abt Anselm Angerer geschah: Die Baulichkeiten der Kirche leitete der Architekt Johann Bapt. Cartone; als Bildhauer wr Karl Anton Cartone und der Laienbruder Marian Rittinge beschäftigt. Von Letzteren ist besonders der Hochaltar. En dritter Bildhauer, Jakob Pokorny, arbeitete ein einzelns Stück, die wirklich sehenswerthe Kanzel. Dafür erhielt er 50 Gulden; damals viel Geld! Von Cartone ist der Sebastiansaltar. Mit der Verfertigung der Altarbilder waren stets Maler beschäftigt. Das Hochaltarbild, die Himmelfahrt Maria's, lieferte Franz de Neve von Antwerpen. Der 80jährige Sandrart malte den heiligen Benedict; der Abt gb ihm 1000 Gulden dafür. Innocenz Zurriani aus Savoyn malte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind; Peter Stadl die heilige Kunigunde und die heilige Magdalena ebenfalls für 1000 Guldrn. Karl von Rösselfeld malte das Bildniß des heiligen Berthold und die vielen Fresken. Johann Andreas Wolf in München den heiligen Josef; Johann Heyß von Augsburg die heilige Gertrudis und Mechtildis. Den heiligen Josef von Wolf ließ der Abt noch besonders in Kupfer stechen. Rösselfeld, ein geborner Tiroler, kam früh nach Steiermark; Freiherr von Riesenfels schickte ihn nach Italien, wo er sich in Venedig unter Carlo Lotto ausbildete. Dem Zurückkehrenden sicherte der Abt zu 1684
Garsten ein Stipendium von 200 Gulden; er wurde später unter die Officianten aufgenommen und lebte 51 Jahre im Stift. Durch drei Monate des Jahrs malte er für das Stift, die übrige Zeit konnte er nach Belieben zur Ausübung seiner Kunst verwenden.

So war es in de meisten Abteien Östreichs. Eine, wenn auch flüchtige, Wederung durch dieselben wird Jeden

in Erstaunen setzen über Das, was damals von den geistlichen Corporationen für Malerei, Bildhauerei und Architektur geschah.

Ein, keineswegs vollständiges Verzeichniß der Künstler jener Periode enthält 56 Kupferstecher und 52 Maler, aus denen ich hier nur einige der hervorragendsten anführe[1]).

Unter den Kupferstechern glänzte Bruggn, ausgezeichnet in der Schwarzkunst; der schon erwähnte Matheus Küsel, Frank von Lanygrafen und noch ein andere Frank, Franz von der Steen, Dietell, der Chalkograf Gusaf Adolf Müller, die drei Brüder Andreas, Josef und Johann Adam Schmuzer, deren erstere beide meist vereint arbeiteten, and noch ein anderer, den dreien nicht verwandter Schmuzer, endlich der Paulanermönch Pater Fuhrmann, der als Geschichtschreiber Wiens bekannter ist, denn als Kupferstecher, und noch viele Andere.

Hervorragende Maler waren: der Thetermaler, oder, wie man damals sagte, Theateringenieur, Ludwig Burraccini, Johann Spielberger aus Ungern, der aus Schmerz starb, weil er sein Weib in der Pest verlor, und der nicht mit dem zu Düsseldorf gebornen Maler zu verwechseln ist, der Portraitmaler Lauch, Franz Stampart, der die Grossen, die nicht gern zum Malen sassen, mit rother, schwarze und weisser Kreide skizzirte, nach diesen Andeutungen mali und des Originals nur zur Vollendung des Portraits bedurfte. Elias Christ. Heiß, die beiden Attomonte, der Blumenmaler Heissenthal, der berühmte Portraitist Auerbach. Die beiden Freunde Plazer und Jaunek, deren Freundschaft dadurch nicht getrübt wurde, daß sie einerlei Stoffe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählten, der Blumenmaler Tamm, der weltberühmte Portraitmaler Kupeczky aus Presburg u. s. w. u. s. w.

Auch an Künstlerinnen fehlte es nicht; die Schwestern

1) Ich verdanke es der freundschaftlichen Mittheilung des k. k. Archivbeamten Johann Paul Kaltenbäck, der mir die Benutzung seiner Notaten zur Kunstgeschichte Östreichs mit grosser Gefälligkeit gestattet hat, wofür ich ihm hiemit recht herzlich danke. Was hier über Kunst überhaupt, besonders über Malerei und Kupferstecherei gesagt wird, ist grösstentheils nach Kaltenbäcks Notaten.

Lauch lieferten gute Portraits, und die schon erwähnte Marie Anna Kratochwillin war indianische Kammermalerin[1]).

Endlich muß ich auch noch des Glasmalers Gerhard Jauffen aus Holland gedenken, dessen gebrechliche Kunsterzeugnisse aber nicht mehr auf uns gekommen sind.

Der letzte Schritt Leopolds I., gleichsam sein Vermächtniß an die Kunst, war die Stiftung der Akademie der bildenden Künste, die aber erst unter Josef I. ins Leben trat und von Karl VI. umgestaltet wurde. Unter den Zöglingen der Akademie haben sich in einer spätern Periode mehrere bemerkbar gemacht, vorläufig mag es genügen, hier Unterberger zu nennen. Einige Zöglinge der Akademie wanderten aus und wurden in fernen Gegenden berühmt. So Friedrich Öser aus Presburg, der sieben Jahre die Akademie besucht hatte und später nach Dresden ging. So Elias Grimmel, 1717
der mit dem Gemälde „Rebecka empfängt den Abgesandten Jakobs" den zweiten Preis gewann und nach Petersburg 1734
auswanderte. Endlich Sophonias Derichs, auch ein preisgekrönter Zögling, der sich ebenfalls nach Petersburg wandte. 1736

Daß Karl ein grosser Freund und Kenner der Musik gewesen, ist schon gesagt worden. Er componirte selbst eine Oper. Die berühmtesten Tonsetzer an seinem Hofe waren Anton Caldara und der Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs. Zu Karls Zeit wurde das „Spinet" durch Schröder viel verbessert und als Clavichord in der musikalischen Welt verbreitet. Der reiche, gelehrte, humane Quarient unterstützte einen armen Knaben, der musikalische Anlagen verrieth: es war Haydn[2]).

Die Bildhauerkunst wurde mit Eifer und Glück betrieben. Franz Kaspar und Johann Eylauer, Johann Frühwirth, Canevaso, Brenner und Corradini, beide Hofbildhauer, Johann Giulliani, der in stiller Abgezogenheit im Stift Heiligenkreuz 34 Jahre der Kunst lebte und Rafael Donner bildete, der Benedictiner-Laienbruder zu Garsten, Marian Rittinger, Jakob Pokorny, der Verfertiger der Kanzel zu Garsten,

1) Was sie gemalt haben mag, weiß ich nicht!
2) Bergenstamm, Wien im Jahr 1725.

sind Namen, die uns aus jener Zeit geblieben sind. Von dem Standpunct der plastischen Künste im Anfang des 18. Jahrhunderts zeugen unter andern die Herculesstatuen an den Thoren der Reichscanzlei in der wiener Hofburg von Michaelis, und die Metallfiguren Rafael Donners in und ausser Wien.

Unter allen Künsten aber stand unter Karl VI. die Baukunst hoch oben an. Es gab viele ausgezeichnete Baumeister. Die berühmtesten waren Johann Lukas Hildebrand, Anton Beduzzi, der zugleich Theateringenieur bei Hofe war. Franz und Josef Galli, Bibiena, Rosenstiegel, Johann Bapt. Cartone, der Erbauer der Kirche Garsten, die beiden Hofbaumeister Johann und Anton Mertinelli, Prandauer, der Erbauer des Stiftes Mölk, Wolf Wilhelm Prämer. Aber alle überstrahlte Fischer von Erlach. Wer war in Wien und hat nicht die Reichscanzlei, den Josefsplatz, die Bibliothek, die Reitschule in der k. k. Hofburg bewundert? Die Karlskirche und die Peterskirche sind eben so viele Denkmale der Frömmigkeit und der Kunstliebe des Kaisers, als der Genialität Fischers. Den Schweizerhof in der k. k. Hofburg ließ Karl ausbauen, grosse Kasernen wurden in Wien hergestellt, in Pesth entstand das sogenannte Invalidenpalais; wahrlich ein Palais! Strassen — nicht nur die Carolina an das adriatische Meer — sondern auch in Kärnthen, Krain, Tirol durchfurchten die Monarchie. Und das Beispiel des Kaisers ergriff die Privaten. Auf Eugens Geheiß entstand das Belvedere, der jetzige Liechtensteinische Palast in der Schenkenstrasse, das jetzige Münzgebäude in der Singerstrasse, das jetzt kaiserliche Schloß im Schloßhof. Den einst Trautsonischen Palast, den Mansfeldischen, jetzt Schwarzenbergischen Palast, rief Fischer von Erlach hervor. Die riesigen Prälaturen von Göttweih, Klosterneuburg und das schöne und gelehrte St. Florian, das ehrwürdige Kremsmünster, das wahrhaft kaiserliche Kloster Mölk wurden in jener Zeit gebaut[1]).

Ich kann diese, vielleicht zu gedrängte Übersicht der Kunst

1) Die Bauluft war damals so allgemein, daß die Sage entstand und zum Theil geglaubt wurde, der Abt von Göttweih habe das Kloster selbst angezündet, um es neu aufbauen zu können.

und Literatur zu Karls Zeit nicht schließen, ohne des Zustandes zu gedenken, in dem sich damals ein jetzt zum zweischneidigen Schwert, zur Weltmacht in Politik und Wissenschaft gewordener Zweig der Literatur befand: die Journalistik. Wien hatte eine einzige Zeitschrift: das wienerische Diarium, es erschien wöchentlich zwei Mal in Kleinquart auf schlechtem Löschpapier!

Bei Hof war das spanische Ceremoniel noch in Schwung, und der Kaiser hielt auf die Beobachtung desselben sehr genau. Vom Morgen an bis auf die Nacht waren die Stunden des Tages genau eingetheilt, und ebenso die Tage des ganzen Jahrs. Im Hofkalender waren die Hoffeste und Andachten in vorhinein bestimmt. Es möge hier aus einem Hof- und Ehrenkalender ein Monat Platz finden[1]). 1732

Januar. Galatage. Den 1. Januar ist ordentliche Gala und werden bei den allerhöchsten kaiserlichen Herrschaften die Glückwünschungs-Complimente abgelegt. — Toisontage. Den 1. Januar werden die Neujahrs-Glückwünschungs-Complimente bei Hof mit dem goldenen Vließ abgelegt, den Gottesdienst aber pflegen die regierende kaiserliche Majestät im Professhause S. J. (Societatis Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuiten) und die verwitwete Kaiserin im Collegio S. J. abzuwarten. Den 5. ist die Vesper mit dem goldenen Vließ, wobei zu erinnern, daß allezeit nach solcher Vesper des andern Tages bei Hof in dem vormittägigen Gottesdienst das goldene Vließ von den Rittern dieses Ordens angelegt wird. — Gewöhnliche Andachten. Den 18., als am Vorabend Ihro weil. kaiserlichen Majestät Eleonore Magdalene Theresia glorreiches Gedächtnisses im Jahre 1720 geschehenen Absterbens, wird Mittags von 12 bis 1 Uhr mit allen Glocken geläutet und des Abends in der kaiserlichen Hofkapelle und Capuzinerkirche am Neuen Markt die Vigil gehalten. — Den 19. wird der Jahrestag des Absterbens besagter Kaiserin in vorgedachter Hofkapelle und Capuzinerkirche begangen, nachdem vorher von 9 bis 10 Uhr mit allen Glocken geläutet

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, II. Bd., S. 37—40, theilt fünf Monate mit, sich auf den Hof- und Ehrenkalender berufend. Ich schreibe den Januar aus Förster ab.

worden. — Den 20. pflegen regierende Majestät zum Schottenorden St. Benedicti und die verwitwete Kaiserin zu den Patres Augustinern auf die Landstrasse zu kommen. — Den 22. wird der Jahrestag im Stifte der Klosterfrauen St. Clarae Ordens für dasige Stifterin, weiland Königin Elisabeth in Frankreich, geborne Erzherzogin von Östreich, gehalten. — Den 23. wird das Fest Mariae Vermählung bei den Klosterfrauen zu St. Josef Carmeliter Barfüsserinnen begangen. — Den 25. wird das Fest Pauli Bekehrung zu St. Michael Congregation St. Pauli gehalten. — Den 29. pflegen die verwitwete Kaiserin bei den Klosterfrauen auf dem Rennweg, bei Mariae Heimsuchung genannt, das Fest ihres heiligen Ordensstifters zu begehen, und wird auch bei den Patres Paulanern auf den Wieden dasselbe gefeiert.

Und so geht es Monat für Monat fort.

Von dem Augenblick des Aufstehens in der Frühe bis zum Moment des Niederlegens war der Kaiser dem Ceremoniel verfallen. Das Ankleiden — Lever — war an gewisse Formen gebunden. Alle Sonn- und Festtage speiste der Kaiser öffentlich in der geheimen Rathsstube. Er führte die Kaiserin zur Tafel; sie saß ihm zur Linken. Er in spanischer Kleidung, den Hut auf. Er nahm ihn nur während des Tischgebetes ab und wenn die Kaiserin auf sein Wohl trank. Die fremden Botschafter und Gesandten, Generale und hohe Staatsbediente wurden an solchen Tagen zur kaiserlichen Tafel geladen, das heisst, sie durften stehend zusehen. Die fremden Gesandten, mit bedecktem Haupt, nahmen jedoch den Hut ab, wenn der Kaiser es that und so oft er trank. Sie zogen sich gewöhnlich nach des Kaisers erstem Trunk zurück. Vier Mal des Jahres, bei grossen Hoffesten, war grosse Tafel, das heisst, der Kaiser speiste öffentlich und allein, umgeben vom ganzen Glanz des Hofstaates. Ein Teller ging durch vier und zwanzig Hände, bis derselbe zum Kaiser gelangte. Wenn fremde Fürsten in Wien waren und der Kaiser sie zur Tafel laden wollte, wurden sie nicht zu ihm, sondern zur Kaiserin geladen. Da hatten die Hofdamen die Aufwartung. Während der öffentlichen Tafeln musicirte die Hofkapelle.

Dem Kaiser nahte man nur mit einer Kniebeugung.

Zum Handkuß wurde man leicht vorgelassen, man mußte sich aber deshalb bei dem Oberstkämmerer melden. Dieser bestimmte den Tag hiezu. Die sich gemeldet hatten, warteten zur gegebenen Zeit, wenn der Kaiser und die Kaiserin zur Tafel gingen, liessen sich auf ein Knie nieder und brachten ihren Handkuß dar.

Die Tafel war um ein Uhr. Abends um acht Uhr wurde die junge Herrschaft — die Kinder — zum Kaiser gebracht. Selbst die väterlichen Gefühle waren dem Ceremoniel untergeordnet.

Der Hofstaat war sehr zahlreich. Die vier Stäbe: Obersthofmeisterstab, Obersthofkammerstab, Obersthofmarschallstab, Obersthofstallmeisterstab, hatten ein zahlreiches Personal unter sich. Alles war auf steife Pracht berechnet, aber was wir Comfort nennen, die Bequemlichkeit des Lebens fehlte. Die Hofpagen ‚fassen in der Antichambre des Kaisers auf hölzernen Bänken [1]). Von der strengen spanischen Etikette wurde nur auf dem Lande etwas nachgelassen.

Orden gab es nur zwei: für Männer jenen des goldenen Vliesses, dessen Großmeister der Kaiser durch den Besitz der Niederlande geworden war; für Frauen den Sternkreuzorden, gestiftet von der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Ferdinands III. Bei einem Brand in der k. k. Burg wurde eine 1668
Reliquie — ein Stückchen Holz aus dem Kreuz Christi — in der Asche unversehrt gefunden: zum Gedächtniß dieses Wunders wurde der Orden gestiftet.

Die Vergnügungen des Kaisers und seiner Familie waren Jagd, Musik, Theater. — Der Oberstjägermeister mit Obersthoffalkenmeister hatten der Jagd wegen ein grosses Dienstpersonal unter sich. Die Kaiserin und die Erzherzoginnen gingen auf den Jagden als Amazonen gekleidet. Die Kaiserin schoß vortrefflich und pflegte häufig, wenn das Wild rudelweis kam, das Stück zu bezeichnen, welches sie erlegen wollte.

Daß Kaiser Karl die Musik sehr liebte, selbst eine Oper

1) Ich habe dies 1809 von einem damals achtzigjährigen Grafen Schaffgotsch gehört, der unter Karl VI. Page war.

chischen, dichtete. Wären die deutschen Poeten damals so ausgezeichnet gewesen, wie die der romanischen Völker, so würden sie eben so gut aufgenommen worden sein wie Pietro Pariati, Apostolo Zeno und der berühmte Metastasio, Karls Hofpoet[1]). Der Letztere stand in besonderer Freundschaft mit der schon erwähnten spanischen Althann, die überhaupt den schönen Wissenschaften und Künsten besonders ergeben war.

Unter den drei letzten Habsburgern nahmen die bildenden Künste einen in der östreichischen Monarchie nicht geahnten Aufschwung. Mitten in unausgesetzten, oft unglücklichen Kriegen erblühten Kupferstecher und Maler in Menge, und in Östreich ansässige Architekten schufen damals und noch jetzt mit Recht bewunderte Gebäude. Die Ursache lag theils darin, daß kein Hof dem aus Eitelkeit und Prunksucht die Künste begünstigenden König von Frankreich, Ludwig XIV., nachstehen wollte, theils in dem wirklichen Kunstsinn, in der wahrhaften Kunstliebe Leopolds I. und seiner beiden Söhne und Nachfolger. Und ihr Beispiel hatte Nachahmung gefunden; die Grossen und Reichen verwendeten viel auf Kunst und Architektur, nach dem alten lateinischen Vers: „Regis ad exemplum totus componitur orbis.“ Das Wechselverhältniß zwischen Künstler und Publicum zeigte sich auch hier; der Künstler fand Unterstützung, und die Unterstützung schuf neue

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, ein Werk, welches nur bis 1740 reicht, sagt Bd. II, S. 98: „so wenig wie von Leibnitz und Wolf nahm man von Opitz, Kanitz, Haller, Hagedorn, Uz, Cramer, Klopstock Kunde, was vornehmlich seinen Grund auch darin haben mochte, daß die deutsche Philosophie sowol, als die Dichtkunst Kinder des Protestantismus waren.“ — Hierüber muß ich bemerken, daß man von Leibnitz allerdings Kunde nahm, im vorliegenden Band ist seiner Wirksamkeit unter Leopold I. und Karl VI. schon gedacht worden; die Wolfsche Philosophie fand bei den Jesuiten Eingang, wovon im nächsten Band des vorliegenden Werkes die Rede sein wird; Opitz wurde vom kaiserlichen Hof ausgezeichnet; Kanitz war ein schlechter Poet. Haller war 1740 erst zweiundzwanzigjährig und von Hagedorn, Cramer, Klopstock konnte man 1740 in Östreich keine Notiz nehmen, denn sie hatten noch nichts geschrieben. In ganz Deutschland wusste man noch nichts von ihnen. Cramer war geboren 1723, Klopstock 1724.

Künſtler. — Die Kunſt gehörte zum Hofſtaat. Im letzten Regierungsjahre Joſefs I. beſtand das Perſonal der kaiſer- 1709
lichen Gallerie und Kunſtkammer aus folgenden Individuen: 1710
Kammermaler: Philipp Ferdinand de Hamilton, Philipp Albert von Ahlen, Peter Baron Strudel; Gallerieinſpector Fabricius Cerrini; Galleriekupferſtecher Joh. Bapt. Mändl; Kammerſteinſchneider Joſef König; Hofbauamt: Johann Franz Hörl, Hofbauamtsmaler; Münzamt: Johann Michael Hofmann, Münz-, Eiſen- und Hofſiegel-, wie auch Wappen- und Steinſchneider; Architectus Johann Bernhard Fiſcher von Erlach; Theateringenieurs: Franceſco Galli Bibiena und Antonio Beduzzi; Ingenieurs: Oberſtlieutenant Alexander Anguiſſola, Johann von Steinhauſen, Johann Lucas von Hildebrand. In der letzten Zeit des Glanzes Karls VI. war ſie folgendermaſſen beſetzt: Inſpector unbeſetzt, Adjunct Ignaz Heinitz von Heitzenthal; Kammermaler: Johann Friedrich Fiſcher, Ignaz Heinitz von Heitzenthal, Ferdinand von Hamilton; Johann Anton Nagelein, Portraitmaler; Maria Anna Kratochwillin, indianiſche (?) Kammermalerin; Jakob von Schuppen, Abraham Godyn, Johann Martin Rauſch, Martin de Meyteus, Edelgeſteinſchneider; Franz Joſef König, Wappen-, Siegel- und Steinſchneider; Michael Hofmann, Philipp Chriſtian Becker, Adjunct; Kammermedailleurs: Ph. Chr. Becker, Benedict Richter, Antonio Maria di Gruaro; Kammerbildhauer Konrad Rudolf; Hofbauamt: Joſef Emanuel Fiſcher von Erlach und Joh. Ludw. Hildebrand; Hofbildhauer Anton Caneveſa; Hofbauamtsmaler Franz Höle; Münzamt: Maria Antonio Genaro, kaiſerl. Medailleur und Obermünzgraveur; Hofarchitekt Joſ. Eman. Fiſcher von Erlach; kaiſerl. Hofkupferſtecher Guſtav Adolf Müller; Hofbildhauer Franz Biener. — Die theatraliſchen und andern Hoffeſte gaben den Künſtlern nicht nur bei den Feſten ſelbſt Beſchäftigung, ſondern auch dadurch, daß, um gleichſam den Eindruck feſtzuhalten, Kupferwerke die Darſtellungen aufbewahrten, im Publicum verbreiteten. Als die Oper „Il Pomo d'oro“ von Sbarra gegeben wurde, hatte Burracini 23 Decorationen dazu gemalt. Dieſe wurden nachher in eben ſo vielen Blättern von Matheus Küſel geſtochen. Derſelbe Küſel

verfertigte die Kupferstiche für das Theaterbuch. Das „vestalische ewige Feuer" ebenfalls nach Burracini's Arbeit. Es liegt ausser dem Kreis dieses Werkes über die Kunst im östreichischen Kaiserstaat mehr zu geben als Andeutungen, und so kann ich mich in die Aufzählung ähnlicher Leistungen nicht einlassen, aber das Bedauern kann ich nicht unterdrücken, daß ein kaiserlicher Gedanke Karls VI. der später eingetretenen ungünstigen Verhältnisse wegen nicht zur Ausführung kam. Er wollte die Alterthümer der kaiserlichen Gallerie in Kupfer stechen lassen. Bertoli sollte die Zeichnungen liefern. Das Werk unterblieb, denn die Zeiten der Monarchie gestalteten sich ungünstig. Aber nicht der Hof allein veranlaßte Prachtwerke. Zur Verherrlichung grösserer Ereigniße gaben Einzelne, gaben Körperschaften Prachtwerke heraus. Ein derlei Werk ist Gälichs Erbhuldigung, so Josef I. abgelegt worden. Ein solches Werk ist die Regia Virtutum, die zur Krönung Josefs I. zum deutschen König von der wiener Universität herausgegeben wurde. Die Zeichnung zu den Titelkupfern und den zwölf allegorischen Blättern lieferte Wilhelm Schubert von Ehrenberg, die Kupferstecher Kraus und Emmart lieferten jeder ein Blatt, die übrigen elf Sandrart. So — als Kaiser Josef I. starb — ließ die Stadt Wien für das Castrum doloris Bildhauerarbeiten durch Johann Eylauer und Franz Kasper verfertigen, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, indem die Stadt 1400 Gulden dafür bezahlte. Wenn man die gröffern Werke jener Zeit betrachtet, so muß man billig erstaunen, wie sehr die Kupferstecherkunst dabei in Anspruch genommen wurde.

Es hatte auch eine Art Unterstützung statt, die jetzt nicht mehr vorkommt. Daß Privaten talentvolle Jünglinge unterstützen, sie reisen lassen, daß Kunstwerke gekauft werden, sehen wir auch jetzt; aber damals erhielt der gereifte Künstler eine gesicherte Stellung, in der er nach Musse arbeiten konnte und nicht in der steten Besorgniß schweben mußte, ob sein Product auch Käufer findet. Freilich waren es zumeist geistliche Corporationen, Klöster, Abtein, Stifte, die, damals wohlhabender als jetzt, Künstler bei sich aufnahmen, sie bis an das Lebensende versorgten, wofür diese einen Theil ihres Fleisses

zur Zier des Klosters, dem Schmuck der Kirchen, der Verherrlichung Gottes widmeten. So lebte der Bildhauer Giuliani 34 Jahre im Kloster zum heiligen Kreuz, wo viele seiner Arbeiten zu sehen sind. Dort bildete er seinen Schüler Rafael Donner.

Wie grossartig damals die Künste von den Klöstern befördert worden, mag bezeugen, was bei dem Bau der Kirche des Benedictinerstiftes Garsten in Oberöstreich unter dem ausgezeichneten Abt Anselm Angerer geschah: Die Baulichkeiten der Kirche leitete der Architekt Johann Bapt. Cartone; als Bildhauer wr Karl Anton Cartone und der Laienbruder Marian Rittinge beschäftigt. Von Letzteren ist besonders der Hochaltar. Ein dritter Bildhauer, Jakob Pokorny, erbeitete ein einzelns Stück, die wirklich sehenswerthe Kanzel. Dafür erhielt er 50 Gulden; damals viel Geld! Von Cartone ist der Sebastiansaltar. Mit der Verfertigung der Altarbilder waren sens Maler beschäftigt. Das Hochaltarbild, die Himmelfahrt Maria's, lieferte Franz de Neve von Antwerpen. Der 80jährige Sandrart malte den heiligen Benedict; der Abt gab ihm 1000 Gulden dafür. Innocenz Turriani aus Savoyen malte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind; Peter Strudl die heilige Kunigunde und die heilige Magdalena ebenfalls für 1000 Guldrn. Karl von Rösselfeld malte das Billniß des heiligen Berthold und die vielen Fresken. Johann Andreas Wolf in München den heiligen Josef; Johann Heyß von Augsburg die heilige Gertrudis und Mechtildis. Den heiligen Josef von Wolf ließ der Abt noch besonders in Kupfer stechen. Rösselfeld, ein geborner Tiroler, kam früh nach Steiermark; Freiherr von Riesenfels schickte ihn nach Italien, wo er sich in Venedig unter Carlo Lotto ausbildete. Dem Zurückkehrenden sicherte der Abt zu 1684
Garsten ein Stipendium von 200 Gulden; er wurde später unter die Officianten aufgenommen und lebte 51 Jahre im Stift. Durch drei Monate des Jahrs malte er für das Stift, die übrige Zeit konnte er nach Belieben zur Ausübung seiner Kunst verwenden.

So war es in den meisten Abteien Östreichs. Eine, wenn auch flüchtige, Wanderung durch dieselben wird Jeden

in Erstaunen setzen über Das, was damals von den geistlichen Corporationen für Malerei, Bildhauerei und Architektur geschah.

Ein, keineswegs vollständiges Verzeichniß der Künstler jener Periode enthält 56 Kupferstecher und 52 Maler, aus denen ich hier nur einige der hervorragendsten anführe [1]).

Unter den Kupferstechern glänzte Bruggn, ausgezeichnet in der Schwarzkunst; der schon erwähnte Matheus Küsel, Frank von Lanygrafen und noch ein andere Frank, Franz von der Steen, Dietell, der Chalkograf Gusaf Adolf Müller, die drei Brüder Andreas, Josef und Johann Adam Schmuzer, deren erstere beide meist vereint arbeiteten, and noch ein anderer, den dreien nicht verwandter Schmuzer, endlich der Paulanermönch Pater Fuhrmann, der als Geschichtschreiber Wiens bekannter ist, denn als Kupferstecht, und noch viele Andere.

Hervorragende Maler waren: der Theatermaler, oder, wie man damals sagte, Theateringenieur, Ludvig Burraccini, Johann Spielberger aus Ungern, der aus Schmerz starb, weil er sein Weib in der Pest verlor, und de nicht mit dem zu Düsseldorf gebornen Maler zu verwechsen ist, der Portraitmaler Lauch, Franz Stampart, der die Grossen, die nicht gern zum Malen sassen, mit rother, schwarzr und weisser Kreide skizzirte, nach diesen Andeutungen malt und des Originals nur zur Vollendung des Portraits bdurfte. Elias Christ. Heiß, die beiden Attomonte, der Blumenmaler Heissenthal, der berühmte Portraitist Auerbach. Die beiden Freunde Plazer und Jaunek, deren Freundschaft dadurch nicht getrübt wurde, daß sie einerlei Stoffe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählten, der Blumenmaler Tamm, der weltberühmte Portraitmaler Kupeczky aus Presburg u. s. w. u. s. w.

Auch an Künstlerinnen fehlte es nicht; die Schwestern

1) Ich verdanke es der freundschaftlichen Mittheilung des k. k. Archivbeamten Johann Paul Kaltenbäck, der mir die Benutzung seiner Rotaten zur Kunstgeschichte Östreichs mit grosser Gefälligkeit gestattet hat, wofür ich ihm hiemit recht herzlich danke. Was hier über Kunst überhaupt, besonders über Malerei und Kupferstecherei gesagt wird, ist grösstentheils nach Kaltenbäcks Rotaten.

Lauch lieferten gute Portraits, und die schon erwähnte Marie Anna Kratochwillin war indianische Kammermalerin[1]).

Endlich muß ich auch noch des Glasmalers Gerhard Jaussen aus Holland gedenken, dessen gebrechliche Kunsterzeugnisse aber nicht mehr auf uns gekommen sind.

Der letzte Schritt Leopolds I., gleichsam sein Vermächtniß an die Kunst, war die Stiftung der Akademie der bildenden Künste, die aber erst unter Josef I. ins Leben trat und von Karl VI. umgestaltet wurde. Unter den Zöglingen der Akademie haben sich in einer spätern Periode mehrere bemerkbar gemacht, vorläufig mag es genügen, hier Unterberger zu nennen. Einige Zöglinge der Akademie wanderten aus und wurden in fernen Gegenden berühmt. So Friedrich Öser aus Presburg, der sieben Jahre die Akademie besucht hatte und später nach Dresden ging. So Elias Grimmel, 1717
der mit dem Gemälde „Rebecka empfängt den Abgesandten Jakobs" den zweiten Preis gewann und nach Petersburg 1734
auswanderte. Endlich Sophonias Derichs, auch ein preisgekrönter Zögling, der sich ebenfalls nach Petersburg wandte. 1736

Daß Karl ein grosser Freund und Kenner der Musik gewesen, ist schon gesagt worden. Er componirte selbst eine Oper. Die berühmtesten Tonsetzer an seinem Hofe waren Anton Caldara und der Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs. Zu Karls Zeit wurde das „Spinet" durch Schröder viel verbessert und als Clavichord in der musikalischen Welt verbreitet. Der reiche, gelehrte, humane Quarient unterstützte einen armen Knaben, der musikalische Anlagen verrieth: es war Haydn[2]).

Die Bildhauerkunst wurde mit Eifer und Glück betrieben. Franz Kaspar und Johann Eylauer, Johann Frühwirth, Canevaso, Brenner und Corradini, beide Hofbildhauer, Johann Giulliani, der in stiller Abgezogenheit im Stift Heiligenkreuz 34 Jahre der Kunst lebte und Rafael Donner bildete, der Benedictiner-Laienbruder zu Garsten, Marian Rittinger, Jakob Pokorny, der Verfertiger der Kanzel zu Garsten,

1) Was sie gemalt haben mag, weiß ich nicht!
2) Bergenstamm, Wien im Jahr 1725.

sind Namen, die uns aus jener Zeit geblieben sind. Von dem Standpunct der plastischen Künste im Anfang des 18. Jahrhunderts zeugen unter andern die Herculesstatuen an den Thoren der Reichscanzlei in der wiener Hofburg von Michaelis, und die Metallfiguren Rafael Donners in und ausser Wien.

Unter allen Künsten aber stand unter Karl VI. die Baukunst hoch oben an. Es gab viele ausgezeichnete Baumeister. Die berühmtesten waren Johann Lukas Hildebrand, Anton Beduzzi, der zugleich Theateringenieur bei Hofe war. Franz und Josef Galli, Bibiena, Rosenstiegel, Johann Bapt. Cartone, der Erbauer der Kirche Garsten, die beiden Hofbaumeister Johann und Anton Mertinelli, Prandauer, der Erbauer des Stiftes Mölk, Wolf Wilhelm Prämer. Aber alle überstrahlte Fischer von Erlach. Wer war in Wien und hat nicht die Reichscanzlei, den Josefsplatz, die Bibliothek, die Reitschule in der k. k. Hofburg bewundert? Die Karlskirche und die Peterskirche sind eben so viele Denkmale der Frömmigkeit und der Kunstliebe des Kaisers, als der Genialität Fischers. Den Schweizerhof in der k. k. Hofburg ließ Karl ausbauen, grosse Kasernen wurden in Wien hergestellt, in Pesth entstand das sogenannte Invalidenpalais; wahrlich ein Palais! Strassen — nicht nur die Carolina an das adriatische Meer — sondern auch in Kärnthen, Krain, Tirol durchfurchten die Monarchie. Und das Beispiel des Kaisers ergriff die Privaten. Auf Eugens Geheiß entstand das Belvedere, der jetzige Liechtensteinische Palast in der Schenkenstrasse, das jetzige Münzgebäude in der Singerstrasse, das jetzt kaiserliche Schloß im Schloßhof. Den einst Trautsonischen Palast, den Mansfeldischen, jetzt Schwarzenbergischen Palast, rief Fischer von Erlach hervor. Die riesigen Prälaturen von Göttweih, Klosterneuburg und das schöne und gelehrte St. Florian, das ehrwürdige Kremsmünster, das wahrhaft kaiserliche Kloster Mölk wurden in jener Zeit gebaut[1]).

Ich kann diese, vielleicht zu gedrängte Übersicht der Kunst

1) Die Bauluft war damals so allgemein, daß die Sage entstand und zum Theil geglaubt wurde, der Abt von Göttweih habe das Kloster selbst angezündet, um es neu aufbauen zu können.

und Literatur zu Karls Zeit nicht schliessen, ohne des Zustandes zu gedenken, in dem sich damals ein jetzt zum zweischneidigen Schwert, zur Weltmacht in Politik und Wissenschaft gewordener Zweig der Literatur befand: die Journalistik. Wien hatte eine einzige Zeitschrift: das wienerische Diarium, es erschien wöchentlich zwei Mal in Kleinquart auf schlechtem Löschpapier!

Bei Hof war das spanische Ceremoniel noch in Schwung, und der Kaiser hielt auf die Beobachtung desselben sehr genau. Vom Morgen an bis auf die Nacht waren die Stunden des Tages genau eingetheilt, und ebenso die Tage des ganzen Jahrs. Im Hofkalender waren die Hoffeste und Andachten in vorhinein bestimmt. Es möge hier aus einem Hof- und Ehrenkalender ein Monat Platz finden[1]). 1732

Januar. Galatage. Den 1. Januar ist ordentliche Gala und werden bei den allerhöchsten kaiserlichen Herrschaften die Glückwünschungs-Complimente abgelegt. — Toisontage. Den 1. Januar werden die Neujahrs-Glückwünschungs-Complimente bei Hof mit dem goldenen Vließ abgelegt, den Gottesdienst aber pflegen die regierende kaiserliche Majestät im Professhause S. J. (Societatis Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuiten) und die verwitwete Kaiserin im Collegio S. J. abzuwarten. Den 5. ist die Vesper mit dem goldenen Vließ, wobei zu erinnern, daß allezeit nach solcher Vesper des andern Tages bei Hof in dem vormittägigen Gottesdienst das goldene Vließ von den Rittern dieses Ordens angelegt wird. — Gewöhnliche Andachten. Den 18., als am Vorabend Ihro weil. kaiserlichen Majestät Eleonore Magdalene Theresia glorreiches Gedächtnisses im Jahre 1720 geschehenen Absterbens, wird Mittags von 12 bis 1 Uhr mit allen Glocken geläutet und des Abends in der kaiserlichen Hofkapelle und Capuzinerkirche am Neuen Markt die Vigil gehalten. — Den 19. wird der Jahrestag des Absterbens besagter Kaiserin in vorgedachter Hofkapelle und Capuzinerkirche begangen, nachdem vorher von 9 bis 10 Uhr mit allen Glocken geläutet

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, II. Bd., S. 37—40, theilt fünf Monate mit, sich auf den Hof- und Ehrenkalender berufend. Ich schreibe den Januar aus Förster ab.

worden. — Den 20. pflegen regierende Majestät zum Schottenorden St. Benedicti und die verwitwete Kaiserin zu den Patres Augustinern auf die Landstrasse zu kommen. — Den 22. wird der Jahrestag im Stifte der Klosterfrauen St. Clarae Ordens für dasige Stifterin, weiland Königin Elisabeth in Frankreich, geborne Erzherzogin von Östreich, gehalten. — Den 23. wird das Fest Mariae Vermählung bei den Klosterfrauen zu St. Josef Carmeliter Barfüsserinnen begangen. — Den 25. wird das Fest Pauli Bekehrung zu St. Michael Congregation St. Pauli gehalten. — Den 29. pflegen die verwitwete Kaiserin bei den Klosterfrauen auf dem Rennweg, bei Mariae Heimsuchung genannt, das Fest ihres heiligen Ordensstifters zu begehen, und wird auch bei den Patres Paulanern auf den Wieden dasselbe gefeiert.

Und so geht es Monat für Monat fort.

Von dem Augenblick des Aufstehens in der Frühe bis zum Moment des Niederlegens war der Kaiser dem Ceremoniel verfallen. Das Ankleiden — Lever — war an gewisse Formen gebunden. Alle Sonn- und Festtage speiste der Kaiser öffentlich in der geheimen Rathsstube. Er führte die Kaiserin zur Tafel; sie saß ihm zur Linken. Er in spanischer Kleidung, den Hut auf. Er nahm ihn nur während des Tischgebetes ab und wenn die Kaiserin auf sein Wohl trank. Die fremden Botschafter und Gesandten, Generale und hohe Staatsbediente wurden an solchen Tagen zur kaiserlichen Tafel geladen, das heisst, sie durften stehend zusehen. Die fremden Gesandten, mit bedecktem Haupt, nahmen jedoch den Hut ab, wenn der Kaiser es that und so oft er trank. Sie zogen sich gewöhnlich nach des Kaisers erstem Trunk zurück. Vier Mal des Jahres, bei grossen Hoffesten, war grosse Tafel, das heisst, der Kaiser speiste öffentlich und allein, umgeben vom ganzen Glanz des Hofstaates. Ein Teller ging durch vier und zwanzig Hände, bis derselbe zum Kaiser gelangte. Wenn fremde Fürsten in Wien waren und der Kaiser sie zur Tafel laden wollte, wurden sie nicht zu ihm, sondern zur Kaiserin geladen. Da hatten die Hofdamen die Aufwartung. Während der öffentlichen Tafeln musicirte die Hofkapelle.

Dem Kaiser nahte man nur mit einer Kniebeugung.

Zum Handkuß wurde man leicht vorgelassen, man mußte sich aber deshalb bei dem Oberstkämmerer melden. Dieser bestimmte den Tag hiezu. Die sich gemeldet hatten, warteten zur gegebenen Zeit, wenn der Kaiser und die Kaiserin zur Tafel gingen, liessen sich auf ein Knie nieder und brachten ihren Handkuß dar.

Die Tafel war um ein Uhr. Abends um acht Uhr wurde die junge Herrschaft — die Kinder — zum Kaiser gebracht. Selbst die väterlichen Gefühle waren dem Ceremoniel untergeordnet.

Der Hofstaat war sehr zahlreich. Die vier Stäbe: Oberstthofmeisterstab, Oberstthofkammerstab, Oberstthofmarschallstab, Oberstthofstallmeisterstab, hatten ein zahlreiches Personal unter sich. Alles war auf steife Pracht berechnet, aber was wir Comfort nennen, die Bequemlichkeit des Lebens fehlte. Die Hofpagen ‚fassen in der Antichambre des Kaisers auf hölzernen Bänken[1]). Von der strengen spanischen Etikette wurde nur auf dem Lande etwas nachgelassen.

Orden gab es nur zwei: für Männer jenen des goldenen Vliesses, dessen Großmeister der Kaiser durch den Besitz der Niederlande geworden war; für Frauen den Sternkreuzorden, gestiftet von der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Ferdinands III. Bei einem Brand in der k. k. Burg wurde eine 1668
Reliquie — ein Stückchen Holz aus dem Kreuz Christi — in der Asche unversehrt gefunden: zum Gedächtniß dieses Wunders wurde der Orden gestiftet.

Die Vergnügungen des Kaisers und seiner Familie waren Jagd, Musik, Theater. — Der Oberstjägermeister mit Oberstthoffalkenmeister hatten der Jagd wegen ein grosses Dienstpersonal unter sich. Die Kaiserin und die Erzherzoginnen gingen auf den Jagden als Amazonen gekleidet. Die Kaiserin schoß vortrefflich und pflegte häufig, wenn das Wild rudelweis kam, das Stück zu bezeichnen, welches sie erlegen wollte.

Daß Kaiser Karl die Musik sehr liebte, selbst eine Oper

1) Ich habe dies 1809 von einem damals achtzigjährigen Grafen Schaffgotsch gehört, der unter Karl VI. Page war.

componirt, das Orchester zuweilen selbst dirigirt hat, ist schon gesagt worden. Es wurden bei Hof öfters Concerte gegeben und die Oper war eine Hauptbelustigung [1]). Nur zu gewissen Feierlichkeiten wurden Opern und Ballete gegeben, aber mit grosser Pracht — wie wir jetzt sagen — in die Scene gesetzt. Manche Vorstellung kostete bis 60,000 Gulden.

„Vergänglich ist des Mimen Kunst"; so mögen denn die längst verschollenen Namen, die zu jener Zeit die Zuhörer und Zuseher entzückten, Platz finden. Prinz Pio war Generaldirector; Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs und Anton Caldara. Hofcomposiţeurs: Badia, Conti, Persile; Poeten: Apostolo Zeno, Pietro Pariati, Metastasio. Ausgezeichnete Sängerinnen: Rocosini Perroni, Panizza, Conti, Anna Schulz, Regina Skonianz, Barbara Rogenhofer, Veronica Hilwerding. Der Hofballetmeister Simon Pietro Lovastori della Motta; unter den Hoftänzern und Tänzerinnen stand oben an die französische Familie Philebois. Deutsche Tänzer waren Matthias von Langenau und Tobias Gumpenhuber [2]).

Am Fasching hatte manchmal eine sogenannte „kaiserliche Wirthschaft" statt. Es waren Hofmaskenbälle. Jedem Cavalier und jeder Dame wurde die Kleidung angegeben, Kaiser und Kaiserin waren gewöhnlich als Wirth und Wirthin maskirt. Man rühmte an diesen Festen die Ungebundenheit und Freiheit, mit der man sich bewegte [3]).

Schlittenfahrten, Feuerwerk, Billard und Kartenspiel, letzteres um mässiges Geld, waren die untergeordneten Vergnügungen des Hofes.

1) Sehr wahr sagt Förster a. a. O.: „Damals war für die Kunst noch die glückliche Zeit, wo das Theater nur bei hohen festlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, wo man den Componisten und Sängern zum Componiren und Einüben Zeit liess und ein Publicum sich versammelte, welches nicht durch täglichen Genuss übersättigt war."

2) Förster a. a. O. Bd. II, S. 44, 45.

3) Als Peter der Grosse unter Leopold I. in Wien war, wurde eine besonders schöne kaiserliche Wirthschaft veranstaltet; die Personen und Masken sind in Hormayrs Geschichte der Stadt Wien ausführlich nachzulesen.

Nicht so bescheiden spielte das Publicum, bei dem die Hazardspiele um sich griffen. Vergebens erließ der Kaiser Mandate dagegen. Vergebens wurde dem Bankhalter eine Strafe von 1000 Ducaten, dem Mitspieler 1000 Thaler, dem Spielhalter[1]) 1000 Ducaten zur Busse dictirt; im Geheimen wurde so stark gespielt, daß Mancher seine ganze Habe in Kurzem verlor.

Im Ganzen herrschte bei dem hohen Adel steife Pracht. Die Gesellschaften bei dem Prinzen Eugen, den Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, dem Grafen Sinzendorf und so vielen Andern wetteiferten, überboten die Hoffeste. Ein besonderer Luxus war die Masse von Dienerschaft; sie war weit zahlreicher als jetzt. Die fremden Gesandten traten mit gleicher Pracht auf. Wenn ein neuer Gesandter einer Großmacht seinen Einzug hielt, ließ er sich 60 bis 80 sechsspännige Wagen vorfahren und eine Menge von reich gekleideten Dienern gingen nebenher. Die hohen Familien fuhren in Wien stets mit sechs Pferden und mit rasender Geschwindigkeit; aber Miethwagen gab es auf den Strassen keine. Wer eines solchen Wagens bedurfte, musste ihn aus der Wohnung des Vermiethers erst holen lassen. Man stand zeitig auf; die Sitzungen der Hofcanzlei hatten im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr statt. Zu Mittag wurde um zwölf Uhr gespeist. Die Gasthäuser und Kaffeegewölbe, jetzt Kaffeehäuser, mussten um acht Uhr Abends geschlossen werden. Die spanische Sprache wurde nach und nach durch die französische verdrängt; die Männer redeten häufig Latein. Die deutsche Sprache lag im Argen; die lateinische Sprache aber war so verbreitet, daß ein Wegweiser durch Wien, der unter Kaiser Karl gedruckt wurde, der Gemeinnützigkeit wegen lateinisch verfasst war[2]). In grossen Häusern gab es Hauskapellen, überhaupt wurde die Ausübung der Religionsvorschriften streng beobachtet; womit die aus Italien überkommene Sitte der Cicisbeo's nicht in Widerspruch zu sein schien[3]). Alles entwickelte sich langsam;

1) Der Spielhalter ist Derjenige, der sein Haus oder seine Wohnung zu dem verbotenen Spiel hergibt.

2) Bergenstamm, siehe oben.

3) Lady Montaigue's Briefe, worunter jenes über Wien.

junge Leute wurden streng in Unterthänigkeit gehalten, und es wurde als eine bedenkliche Neuerung betrachtet, daß in den letzten Regierungszeiten Karls Handlungsdiener, die kaum 20 Jahre practicirt hatten, sich selbständig zu etabliren trachteten. Man fand dies zu früh und hielt sie für Geschäfte noch nicht reif genug. Unterhaltungsorte gab es in Wien, ausser einigen öffentlichen Spaziergängen, beinahe keine. Kaiser Karl eröffnete zu diesem Zweck einen kaiserlichen Thiergarten an der Leopoldstadt und nannte ihn, zur Erinnerung an den spanischen Prado, Prater. Wer aber in den Prater wollte, musste unbewaffnet sein. Beinahe Alles trug Degen, selbst die Bedienten der Herrschaften. Deshalb kam es auch häufig zu Schlägereien, denen die Rumorknechte nicht immer Einhalt zu thun vermochten. Besonders wurden die Juden häufig mishandelt. Gewaltig schlecht ging es ihnen, wenn sich das Volk einbildete, daß sie wieder ein Christenkind gegessen oder die Brunnen vergiftet hätten. Bei dem allgemeinen Waffentragen waren Duelle, obschon streng verpönt, sehr häufig und wurden in Wien meist in der Gegend der Rosecanogasse ausgefochten. Das deutsche Theater ent-
1725 stand unter Karl, und fünf Jahre nachher fanden schon täglich Vorstellungen statt. Man führte improvisirte Komödien auf. Bei Hof gab man italienische Opern, aber keineswegs täglich, sondern in grossen Zwischenräumen. Die Kosten solcher Vorstellungen waren sehr hoch, besonders jene, zu denen zwei Mal des Jahres das ganze Publicum Zutritt hatte, eine solche Vorstellung wurde zu 60,000 Gulden angeschlagen.

Die alten Kleiderordnungen waren noch im Schwung, sodaß man aus der Kleidung den Stand meist erkennen konnte. Nur der hohe Adel durfte Geschmeide tragen, der niedere Adel war an rothen Schuhabsätzen erkennbar, die Handwerker kleideten sich nach dem Herkommen der Zünfte: Müller grau, Bäcker lavendelblau, Eisenarbeiter dunkelblau, Gerber braun u. s. w.

Wenn ein Husarenofficier zu Hof ging, trug er zur Husarenuniform kurze Beinkleider, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe. Die Juden waren an einem gelben Lappen am Kleid erkennbar. Es wurde hierauf streng gesehen, und eine

heißt unverwundbar machen — von Eisen und Banden befreien konnten.

Die protestantischen Schulen waren nicht ausgezeichnet; die ungrischen Protestanten hatten an den deutschen Universitäten Stiftungen für Studenten; Jene, die sich in den heimischen Schulen auszeichneten, wurden zu fernerer Ausbildung in das Reich geschickt. Es waren zumeist Theologen, aber die Gährung, die damals unter den protestantischen Theologen in Deutschland begann und die zur gegenwärtigen Entwicklung des Protestantismus führte, hatte auf die protestantischen Schulen in der östreichischen Monarchie nur geringe Rückwirkung. Die Professoren waren in zu gedrückter Lage, waren zu sehr in Abhängigkeit von ihren weltlichen Patronen, als daß sie gewagt hätten etwas zu lehren, was ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten unlieb gewesen wäre. Das strenge Lutherthum, der alte starre Kalvinism hatten die Oberhand. Melanchthons „Loci communes" galten bei den Protestanten als das höchste theologische Buch. Aus den obenerwähnten Ursachen trat der philosophische Forschungsgeist in den protestantischen Schulen nur leise und schüchtern, gleichsam verschleiert auf. In den übrigen Wissenschaften standen die protestantischen Schulen den katholischen nach, nur manche wenige gleich.

Die Censur wurde streng gehandhabt; in theologischer Beziehung katholischerseits von den Jesuiten ebenso, wie sie in Deutschland von den protestantischen Fürsten, Professoren und Predigern in Bezug auf ihre Confession ausgeübt wurde. Jeder geistliche Orden censurirte die Werke, die ein Mitglied desselben herausgeben wollte. Öfters wurde aber ein solches Werk noch anderer Censur unterworfen. Der Jesuit Wagner erzählt, in der Vorrede zur Geschichte Leopolds I., wie oft und durch wen sein Manuscript censurirt worden ist [1]).

Wenden wir uns nun zu den weitern Maßregeln Karls, durch die er den Wissenschaften und Künsten emporhalf,

1) Über Schulwesen, Censur u. s. w. werde ich ausführlich im V. Band reden, wenn Maria Theresia's und Josefs Einrichtungen zur Darstellung kommen.

sie begünstigte. Das Münzcabinet erhob sich durch die Munificenz des Kaisers, der diesem Studium besondere Liebe zuwandte. Die Botanik kam in Aufschwung; von den damals bekannten 12,000 Species befanden sich in den kaiserlichen Gärten, unter der Aufsicht des Hofgärtners Mathias Erhard Haan, beiläufig 2000, und der Apotheker Günter Sterneck galt für einen bedeutenden Botaniker. Eine Antiquitätensammlung und ein Kunstcabinet wurden vom Kaiser unterstützt und vermehrt. Die Hofbibliothek, unter der Leitung Gentilati's und des kaiserlichen Leibarztes Pius Nikolaus Garelli, wurde vom Kaiser durch den Ankauf des Eugenischen Bücherschatzes und der Garellischen Sammlung, so wie jener des Generaladjutanten Hohendorf und der griechischen Handschriften des Apostolo Zeno glänzend und wahrhaft kaiserlich vermehrt. Auch eine Akademie der Wissenschaften für Historie und ihre Hülfswissenschaften, Verbesserung der deutschen Sprache und Verbreitung gemeinnütziger Künste war durch Leibnitz in Anregung gebracht, als er unter Leopold I. in Wien war. Es ist mir unbekannt, warum sie damals nicht ins Leben trat, um so mehr da Leopold in Deutschland derlei Anstalten selbst hervorrief oder begünstigte, wie die Leopoldinische Akademie der Naturforscher, auf Paullini's Veranlassung das kaiserliche Collegium der Historie, dessen Zweck war, Specialgeschichten der deutschen Reichslande herauszugeben, und Weigls Collegium für Künstler und Mathematiker in Nürnberg.

Karl war mit vielen Gelehrten des Auslandes in Verbindung. Argelati, Baluze, Eckard Keysler, Montfaucon, Muratori, Rymer erhielten häufige Beweise seines Wohlwollens, seiner Liebe zu den Wissenschaften. Im letzten Jahre seines Lebens ernannte er Muratori zum Reichshistoriographen. Karl brachte die Congregation zu St. Blasius im Schwarzwald und die beiden Benedictiner Pez in Verbindung mit der classischen Congregation zu Saint Maur in Frankreich. So wurde der geistige Verkehr des Inlandes mit dem Ausland herbeigeführt, befördert, ermuntert.

Die solide Gelehrsamkeit fasste in Östreich festen Fuß. Die drei kais. königl. Leibärzte, Lebzeltern, die Brüder Pius

Nikolaus und Johann Baptist Garelli, Pius Nikolaus zugleich Vorstand der Hofbibliothek, waren nicht nur in der Medicin, sondern auch in andern Fächern des Wissens heimisch und ausgezeichnet. Die Garellische, der Hofbibliothek einverleibte Sammlung spricht dafür. Die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez, Philibert, Huber, Martin Kropf, Anselm Schramb, alle fünf Benedictiner in Mölk, würden hingereicht haben, dem Stift den Ruhm der Gelehrsamkeit auf ein Jahrhundert zu sichern, wenn sich das Stift den Ruhm nicht später selbst gesichert hätte. Aber auch die andern Stifte gingen gleichen Schritt. Gottfried Bessel, Abt zu Göttweih, verdient mit Recht gepriesen zu werden; der etwas leichtgläubige Paulaner Fuhrmann ist, trotz seiner Schwächen, doch noch immer eine Fundgrube für jene, die sich mit der Geschichte der Stadt Wien befassen. Der Congregation von St. Blasius habe ich schon gedacht. Wer hat den genealogischen Wust über der Habsburger Abstammung so gründlich beleuchtet als Marquardus Herrgott?

Obschon ich des Vorsatzes bin, der Jesuiten erst später zu gedenken, ist es mir unmöglich, hier nicht den Jesuiten Wagner zu nennen, der die Geschichte Leopolds I. und Josefs I. in classischem Latein schrieb und mehr ächt deutschen Sinn entwickelt, als viele Jener, die nach ihm schrieben und seine Leistungen vornehm ignorirten. Und der berühmte Augustiner Abraham a Santa Clara! Ausgebreitetes Wissen, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, ausgezeichnetes Rednertalent leuchten in allen seinen Werken. Mit kühner Freimüthigkeit geisselt er die Thorheiten und Laster seiner Zeit. Und welche Sprache redet er? Sie ist eine Fundgrube für den Forscher. Als Humorist steht er hoch oben, selbst von Jean Paul Richter nicht erreicht! Er bildet den Übergang zu den Dichtern. Leopold war den deutschen Dichtern gewogen und zeichnete, trotz der ihm zugeschriebenen Intoleranz, protestantische Dichter aus; aber in Östreich stand es mit den Deutschdichtenden schlecht. Ein einziger Ordensgeistlicher, Maurus Lindenmayer, verdient erwähnt zu werden, einmal weil seine kleinen Dramen wirklich hübsch sind, dann aber, weil er der erste im Volksdialekte und zwar im östrei-

chischen, dichtete. Wären die deutschen Poeten damals so ausgezeichnet gewesen, wie die der romanischen Völker, so würden sie eben so gut aufgenommen worden sein wie Pietro Pariati, Apostolo Zeno und der berühmte Metastasio, Karls Hofpoet[1]). Der Letztere stand in besonderer Freundschaft mit der schon erwähnten spanischen Althann, die überhaupt den schönen Wissenschaften und Künsten besonders ergeben war.

Unter den drei letzten Habsburgern nahmen die bildenden Künste einen in der östreichischen Monarchie nicht geahnten Aufschwung. Mitten in unausgesetzten, oft unglücklichen Kriegen erblühten Kupferstecher und Maler in Menge, und in Östreich ansässige Architekten schufen damals und noch jetzt mit Recht bewunderte Gebäude. Die Ursache lag theils darin, daß kein Hof dem aus Eitelkeit und Prunksucht die Künste begünstigenden König von Frankreich, Ludwig XIV., nachstehen wollte, theils in dem wirklichen Kunstsinn, in der wahrhaften Kunstliebe Leopolds I. und seiner beiden Söhne und Nachfolger. Und ihr Beispiel hatte Nachahmung gefunden; die Grossen und Reichen verwendeten viel auf Kunst und Architektur, nach dem alten lateinischen Vers: „Regis ad exemplum totus componitur orbis.“ Das Wechselverhältniß zwischen Künstler und Publicum zeigte sich auch hier; der Künstler fand Unterstützung, und die Unterstützung schuf neue

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, ein Werk, welches bis 1740 reicht, sagt Bd. II, S. 98: „so wenig wie von Leibnitz und Wolf nahm man von Opitz, Kanitz, Haller, Hagedorn, Uz, Cramer, Klopstock Kunde, was vornehmlich seinen Grund auch darin haben mochte, daß die deutsche Philosophie sowol, als die Dichtkunst Kinder des Protestantismus waren.“ — Hierüber muß ich bemerken, daß man von Leibnitz allerdings Kunde nahm, im vorliegenden Band ist seiner Wirksamkeit unter Leopold I. und Karl VI. schon gedacht worden; die Wolfische Philosophie fand bei den Jesuiten Eingang, wovon im nächsten Buche des vorliegenden Werkes die Rede sein wird; Opitz wurde vom kaiserlichen Hof ausgezeichnet; Kanitz war ein schlechter Poet. Haller war 1740 erst zweiundzwanzigjährig und von Hagedorn, Cramer, Klopstock konnte man 1740 in Östreich keine Notiz nehmen, denn sie hatten noch nichts geschrieben. In ganz Deutschland wusste man noch nichts von ihnen. Cramer war geboren 1723, Klopstock 1724.

Künstler. — Die Kunst gehörte zum Hofstaat. Im letzten Regierungsjahre Josefs I. bestand das Personal der kaiserlichen Gallerie und Kunstkammer aus folgenden Individuen: 1709 1710
Kammermaler: Philipp Ferdinand de Hamilton, Philipp Albert von Ahlen, Peter Baron Strudel; Gallerieinspector Fabricius Cerrini; Galleriekupferstecher Joh. Bapt. Mändl; Kammersteinschneider Josef König; Hofbauamt: Johann Franz Hörl, Hofbauamtsmaler; Münzamt: Johann Michael Hofmann, Münz-, Eisen- und Hofsiegel-, wie auch Wappen- und Steinschneider; Architectus Johann Bernhard Fischer von Erlach; Theateringenieurs: Francesco Galli Bibiena und Antonio Beduzzi; Ingenieurs: Oberstlieutenant Alexander Anguissola, Johann von Steinhausen, Johann Lucas von Hildebrand. In der letzten Zeit des Glanzes Karls VI. war sie folgendermassen besetzt: Inspector unbesetzt, Adjunct Ignaz Heinitz von Heitzenthal; Kammermaler: Johann Friedrich Fischer, Ignaz Heinitz von Heitzenthal, Ferdinand von Hamilton; Johann Anton Nagelein, Portraitmaler; Maria Anna Kratochwillin, indianische (?) Kammermalerin; Jakob von Schuppen, Abraham Godyn, Johann Martin Rausch, Martin de Meyteus, Edelgesteinschneider; Franz Josef König, Wappen-, Siegel- und Steinschneider; Michael Hofmann, Philipp Christian Becker, Adjunct; Kammermedailleurs: Ph. Chr. Becker, Benedict Richter, Antonio Maria di Gruaro; Kammerbildhauer Konrad Rudolf; Hofbauamt: Josef Emanuel Fischer von Erlach und Joh. Ludw. Hildebrand; Hofbildhauer Anton Caneveſa; Hofbauamtsmaler Franz Höle; Münzamt: Maria Antonio Genaro, kaiserl. Medailleur und Obermünzgraveur; Hofarchitekt Jos. Eman. Fischer von Erlach; kaiserl. Hofkupferstecher Gustav Adolf Müller; Hofbildhauer Franz Biener. — Die theatralischen und andern Hoffeste gaben den Künstlern nicht nur bei den Festen selbst Beschäftigung, sondern auch dadurch, daß, um gleichsam den Eindruck festzuhalten, Kupferwerke die Darstellungen aufbewahrten, im Publicum verbreiteten. Als die Oper „Il Pomo d'oro" von Sbarra gegeben wurde, hatte Burracini 23 Decorationen dazu gemalt. Diese wurden nachher in eben so vielen Blättern von Matheus Küsel gestochen. Derselbe Küsel

verfertigte die Kupferstiche für das Theaterbuch. Das „vestalische ewige Feuer" ebenfalls nach Burracini's Arbeit. Es liegt ausser dem Kreis dieses Werkes über die Kunst im östreichischen Kaiserstaat mehr zu geben als Andeutungen, und so kann ich mich in die Aufzählung ähnlicher Leistungen nicht einlassen, aber das Bedauern kann ich nicht unterdrücken, daß ein kaiserlicher Gedanke Karls VI. der später eingetretenen ungünstigen Verhältnisse wegen nicht zur Ausführung kam. Er wollte die Alterthümer der kaiserlichen Gallerie in Kupfer stechen lassen. Bertoli sollte die Zeichnungen liefern. Das Werk unterblieb, denn die Zeiten der Monarchie gestalteten sich ungünstig. Aber nicht der Hof allein veranlaßte Prachtwerke. Zur Verherrlichung grösserer Ereignisse gaben Einzelne, gaben Körperschaften Prachtwerke heraus. Ein derlei Werk ist Gülichs Erbhuldigung, so Josef I. abgelegt worden. Ein solches Werk ist die Regia Virtutum, die zur Krönung Josefs I. zum deutschen König von der wiener Universität herausgegeben wurde. Die Zeichnung zu den Titelkupfern und den zwölf allegorischen Blättern lieferte Wilhelm Schubert von Ehrenberg, die Kupferstecher Kraus und Eimmart lieferten jeder ein Blatt, die übrigen elf Sandrart. So — als Kaiser Josef I. starb — ließ die Stadt Wien für das Castrum doloris Bildhauerarbeiten durch Johann Eylauer und Franz Kasper verfertigen, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, indem die Stadt 1400 Gulden dafür bezahlte. Wenn man die grössern Werke jener Zeit betrachtet, so muß man billig erstaunen, wie sehr die Kupferstecherkunst dabei in Anspruch genommen wurde.

Es hatte auch eine Art Unterstützung statt, die jetzt nicht mehr vorkommt. Daß Privaten talentvolle Jünglinge unterstützen, sie reisen lassen, daß Kunstwerke gekauft werden, sehen wir auch jetzt; aber damals erhielt der gereifte Künstler eine gesicherte Stellung, in der er nach Musse arbeiten konnte und nicht in der steten Besorgniß schweben musste, ob sein Product auch Käufer findet. Freilich waren es zumeist geistliche Corporationen, Klöster, Abteien, Stifte, die, damals wohlhabender als jetzt, Künstler bei sich aufnahmen, sie bis an das Lebensende versorgten, wofür diese einen Theil ihres Fleisses

zur Zier des Klosters, dem Schmuck der Kirchen, der Verherrlichung Gottes widmeten. So lebte der Bildhauer Giuliani 34 Jahre im Kloster zum heiligen Kreuz, wo viele seiner Arbeiten zu sehen sind. Dort bildete er seinen Schüler Rafael Donner.

Wie grossartig damals die Künste von den Klöstern befördert worden, mag bezeugen, was bei dem Bau der Kirche des Benedictinerstiftes Garsten in Oberösterreich unter dem ausgezeichneten Abt Anselm Angerer geschah: Die Baulichkeiten der Kirche leitete der Architekt Johann Bapt. Cartone, als Bildhauer war Karl Anton Cartone und der Laienbruder Marian Rittinger beschäftigt. Von Letzteren ist besonders der Hochaltar. Ein dritter Bildhauer, Jakob Pokorny, arbeitete ein einzelnes Stück, die wirklich sehenswerthe Kanzel. Dafür erhielt er 500 Gulden; damals viel Geld! Von Cartone ist der Sebastiansaltar. Mit der Verfertigung der Altarbilder waren sechs Maler beschäftigt. Das Hochaltarbild, die Himmelfahrt Maria's, lieferte Franz de Neve von Antwerpen. Der 80jährige Sandrart malte den heiligen Benedict; der Abt gab ihm 1000 Gulden dafür. Innocenz Turriani aus Savoyen malte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind; Peter Strudl die heilige Kunigunde und die heilige Magdalena ebenfalls für 1000 Gulden. Karl von Rößselfeld malte das Bildniß des heiligen Berthold und die vielen Fresken. Johann Andreas Wolf in München den heiligen Josef; Johann Heyß von Augsburg die heilige Gertrudis und Mechtildis. Den heiligen Josef von Wolf ließ der Abt noch besonders in Kupfer stechen. Rößselfeld, ein geborner Tiroler, kam früh nach Steiermark; Freiherr von Riesenfels schickte ihn nach Italien, wo er sich in Venedig unter Carlo Lotto ausbildete. Dem Zurückkehrenden sicherte der Abt zu 1684
Garsten ein Stipendium von 200 Gulden; er wurde später unter die Officianten aufgenommen und lebte 51 Jahre im Stift. Durch drei Monate des Jahrs malte er für das Stift, die übrige Zeit konnte er nach Belieben zur Ausübung seiner Kunst verwenden.

So war es in den meisten Abteien Österreichs. Eine, wenn auch flüchtige, Wanderung durch dieselben wird Jeden

in Erstaunen setzen über Das, was damals von den geistlichen Corporationen für Malerei, Bildhauerei und Architektur geschah.

Ein, keineswegs vollständiges Verzeichniß der Künstler jener Periode enthält 56 Kupferstecher und 52 Maler, aus denen ich hier nur einige der hervorragendsten anführe [1]).

Unter den Kupferstechern glänzte Bruggen, ausgezeichnet in der Schwarzkunst; der schon erwähnte Matheus Küsel, Frank von Lanygrafen und noch ein anderer Frank, Franz von der Steen, Dietell, der Chalkograf Gustaf Adolf Müller, die drei Brüder Andreas, Josef und Johann Adam Schmuzer, deren erstere beide meist vereint arbeiteten, und noch ein anderer, den dreien nicht verwandter Schmuzer, endlich der Paulanermönch Pater Fuhrmann, der als Geschichtschreiber Wiens bekannter ist, denn als Kupferstecher, und noch viele Andere.

Hervorragende Maler waren: der Theatermaler, oder, wie man damals sagte, Theateringenieur, Ludwig Burraccini, Johann Spielberger aus Ungern, der aus Schmerz starb, weil er sein Weib in der Pest verlor, und der nicht mit dem zu Düsseldorf gebornen Maler zu verwechseln ist, der Portraitmaler Lauch, Franz Stampart, der die Grossen, die nicht gern zum Malen sassen, mit rother, schwarzer und weisser Kreide skizzirte, nach diesen Andeutungen malte und des Originals nur zur Vollendung des Portraits bedurfte. Elias Christ. Heiß, die beiden Altomonte, der Blumenmaler Heissenthal, der berühmte Portraitist Auerbach. Die beiden Freunde Plazer und Jaunek, deren Freundschaft dadurch nicht getrübt wurde, daß sie einerlei Stoffe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählten, der Blumenmaler Tamm, der weltberühmte Portraitmaler Kupeczky aus Presburg u. s. w. u. s. w.

Auch an Künstlerinnen fehlte es nicht; die Schwestern

1) Ich verdanke es der freundschaftlichen Mittheilung des k. k. Archivbeamten Johann Paul Kaltenbäck, der mir die Benutzung seiner Notaten zur Kunstgeschichte Östreichs mit grosser Gefälligkeit gestattet hat wofür ich ihm hiemit recht herzlich danke. Was hier über Kunst überhaupt, besonders über Malerei und Kupferstecherei gesagt wird, ist grösstentheils nach Kaltenbäcks Notaten.

Lauch lieferten gute Portraits, und die schon erwähnte Marie Anna Kratochwillin war indianische Kammermalerin[1]).

Endlich muß ich auch noch des Glasmalers Gerhard Jauffen aus Holland gedenken, dessen gebrechliche Kunsterzeugnisse aber nicht mehr auf uns gekommen sind.

Der letzte Schritt Leopolds I., gleichsam sein Vermächtniß an die Kunst, war die Stiftung der Akademie der bildenden Künste, die aber erst unter Josef I. ins Leben trat und von Karl VI. umgestaltet wurde. Unter den Zöglingen der Akademie haben sich in einer spätern Periode mehrere bemerkbar gemacht, vorläufig mag es genügen, hier Unterberger zu nennen. Einige Zöglinge der Akademie wanderten aus und wurden in fernen Gegenden berühmt. So Friedrich Öser aus Presburg, der sieben Jahre die Akademie besucht hatte und später nach Dresden ging. So Elias Grimmel, 1717
der mit dem Gemälde „Rebecka empfängt den Abgesandten Jakobs" den zweiten Preis gewann und nach Petersburg 1734
auswanderte. Endlich Sophonias Derichs, auch ein preisgekrönter Zögling, der sich ebenfalls nach Petersburg wandte. 1736

Daß Karl ein grosser Freund und Kenner der Musik gewesen, ist schon gesagt worden. Er componirte selbst eine Oper. Die berühmtesten Tonsetzer an seinem Hofe waren Anton Caldara und der Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs. Zu Karls Zeit wurde das „Spinet" durch Schröder viel verbessert und als Clavichord in der musikalischen Welt verbreitet. Der reiche, gelehrte, humane Quarient unterstützte einen armen Knaben, der musikalische Anlagen verrieth: es war Haydn[2]).

Die Bildhauerkunst wurde mit Eifer und Glück betrieben. Franz Kaspar und Johann Eylauer, Johann Frühwirth, Canevaso, Brenner und Corradini, beide Hofbildhauer, Johann Giulliani, der in stiller Abgezogenheit im Stift Heiligenkreuz 34 Jahre der Kunst lebte und Rafael Donner bildete, der Benedictiner-Laienbruder zu Garsten, Marian Rittinger, Jakob Pokorny, der Verfertiger der Kanzel zu Garsten,

1) Was sie gemalt haben mag, weiß ich nicht!
2) Bergenstamm, Wien im Jahr 1725.

sind Namen, die uns aus jener Zeit geblieben sind. Von dem Standpunct der plastischen Künste im Anfang des 18. Jahrhunderts zeugen unter andern die Herculesstatuen an den Thoren der Reichscanzlei in der wiener Hofburg von Michaelis, und die Metallfiguren Rafael Donners in und ausser Wien.

Unter allen Künsten aber stand unter Karl VI. die Baukunst hoch oben an. Es gab viele ausgezeichnete Baumeister. Die berühmtesten waren Johann Lukas Hildebrand, Anton Beduzzi, der zugleich Theateringenieur bei Hofe war. Franz und Josef Galli, Bibiena, Rosenstiegel, Johann Bapt. Cartone, der Erbauer der Kirche Garsten, die beiden Hofbaumeister Johann und Anton Martinelli, Prandauer, der Erbauer des Stiftes Mölk, Wolf Wilhelm Prämer. Aber alle überstrahlte Fischer von Erlach. Wer war in Wien und hat nicht die Reichscanzlei, den Josefsplatz, die Bibliothek, die Reitschule in der k. k. Hofburg bewundert? Die Karlskirche und die Peterskirche sind eben so viele Denkmale der Frömmigkeit und der Kunstliebe des Kaisers, als der Genialität Fischers. Den Schweizerhof in der k. k. Hofburg liess Karl ausbauen, grosse Kasernen wurden in Wien hergestellt, in Pesth entstand das sogenannte Invalidenpalais; wahrlich ein Palais! Strassen — nicht nur die Carolina an das adriatische Meer — sondern auch in Kärnthen, Krain, Tirol durchfurchten die Monarchie. Und das Beispiel des Kaisers ergriff die Privaten. Auf Eugens Geheiß entstand das Belvedere, der jetzige Liechtensteinische Palast in der Schenkenstrasse, das jetzige Münzgebäude in der Singerstrasse, das jetzt kaiserliche Schloß im Schloßhof. Den einst Trautsonischen Palast, den Mansfeldischen, jetzt Schwarzenbergischen Palast, rief Fischer von Erlach hervor. Die riesigen Prälaturen von Göttweih, Klosterneuburg und das schöne und gelehrte St. Florian, das ehrwürdige Kremsmünster, das wahrhaft kaiserliche Kloster Mölk wurden in jener Zeit gebaut[1]).

Ich kann diese, vielleicht zu gedrängte Übersicht der Kunst

1) Die Bauluft war damals so allgemein, daß die Sage entstand und zum Theil geglaubt wurde, der Abt von Göttweih habe das Kloster selbst angezündet, um es neu aufbauen zu können.

und Literatur zu Karls Zeit nicht schliessen, ohne des Zustandes zu gedenken, in dem sich damals ein jetzt zum zweischneidigen Schwert, zur Weltmacht in Politik und Wissenschaft gewordener Zweig der Literatur befand: die Journalistik. Wien hatte eine einzige Zeitschrift: das wienerische Diarium, es erschien wöchentlich zwei Mal in Kleinquart auf schlechtem Löschpapier!

Bei Hof war das spanische Ceremoniel noch in Schwung, und der Kaiser hielt auf die Beobachtung desselben sehr genau. Vom Morgen an bis auf die Nacht waren die Stunden des Tages genau eingetheilt, und ebenso die Tage des ganzen Jahrs. Im Hofkalender waren die Hoffeste und Andachten in vorhinein bestimmt. Es möge hier aus einem Hof- und Ehrenkalender ein Monat Platz finden[1]). 1732

Januar. Galatage. Den 1. Januar ist ordentliche Gala und werden bei den allerhöchsten kaiserlichen Herrschaften die Glückwünschungs-Complimente abgelegt. — Toisontage. Den 1. Januar werden die Neujahrs-Glückwünschungs-Complimente bei Hof mit dem goldenen Vließ abgelegt, den Gottesdienst aber pflegen die regierende kaiserliche Majestät im Professhause S. J. (Societatis Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuiten) und die verwittwete Kaiserin im Collegio S. J. abzuwarten. Den 5. ist die Vesper mit dem goldenen Vließ, wobei zu erinnern, daß allezeit nach solcher Vesper des andern Tages bei Hof in dem vormittägigen Gottesdienst das goldene Vließ von den Rittern dieses Ordens angelegt wird. — Gewöhnliche Andachten. Den 18., als am Vorabend Ihro weil. kaiserlichen Majestät Eleonore Magdalene Theresia glorreiches Gedächtnisses im Jahre 1720 geschehenen Absterbens, wird Mittags von 12 bis 1 Uhr mit allen Glocken geläutet und des Abends in der kaiserlichen Hofkapelle und Capuzinerkirche am Neuen Markt die Vigil gehalten. — Den 19. wird der Jahrestag des Absterbens besagter Kaiserin in vorgedachter Hofkapelle und Capuzinerkirche begangen, nachdem vorher von 9 bis 10 Uhr mit allen Glocken geläutet

1) Förster, Höfe und Cabinete Europas, II. Bd., S. 37—40, theilt fünf Monate mit, sich auf den Hof- und Ehrenkalender berufend. Ich schreibe den Januar aus Förster ab.

worden. — Den 20. pflegen regierende Majestät zum Schottenorden St. Benedicti und die verwitwete Kaiserin zu den Patres Augustinern auf die Landstrasse zu kommen. — Den 22. wird der Jahrestag im Stifte der Klosterfrauen St. Clarae Ordens für dasige Stifterin, weiland Königin Elisabeth in Frankreich, geborne Erzherzogin von Östreich, gehalten. — Den 23. wird das Fest Mariae Vermählung bei den Klosterfrauen zu St. Josef Carmeliter Barfüsserinnen begangen. — Den 25. wird das Fest Pauli Bekehrung zu St. Michael Congregation St. Pauli gehalten. — Den 29. pflegen die verwitwete Kaiserin bei den Klosterfrauen auf dem Rennweg, bei Mariae Heimsuchung genannt, das Fest ihres heiligen Ordensstifters zu begehen, und wird auch bei den Patres Paulanern auf den Wieden dasselbe gefeiert.

Und so geht es Monat für Monat fort.

Von dem Augenblick des Aufstehens in der Frühe bis zum Moment des Niederlegens war der Kaiser dem Ceremoniel verfallen. Das Ankleiden — Lever — war an gewisse Formen gebunden. Alle Sonn- und Festtage speiste der Kaiser öffentlich in der geheimen Rathsstube. Er führte die Kaiserin zur Tafel; sie saß ihm zur Linken. Er in spanischer Kleidung, den Hut auf. Er nahm ihn nur während des Tischgebetes ab und wenn die Kaiserin auf sein Wohl trank. Die fremden Botschafter und Gesandten, Generale und hohe Staatsbediente wurden an solchen Tagen zur kaiserlichen Tafel geladen, das heisst, sie durften stehend zusehen. Die fremden Gesandten, mit bedecktem Haupt, nahmen jedoch den Hut ab, wenn der Kaiser es that und so oft er trank. Sie zogen sich gewöhnlich nach des Kaisers erstem Trunk zurück. Vier Mal des Jahres, bei grossen Hoffesten, war grosse Tafel, das heisst, der Kaiser speiste öffentlich und allein, umgeben vom ganzen Glanz des Hofstaates. Ein Teller ging durch vier und zwanzig Hände, bis derselbe zum Kaiser gelangte. Wenn fremde Fürsten in Wien waren und der Kaiser sie zur Tafel laden wollte, wurden sie nicht zu ihm, sondern zur Kaiserin geladen. Da hatten die Hofdamen die Aufwartung. Während der öffentlichen Tafeln musicirte die Hofkapelle.

Dem Kaiser nahte man nur mit einer Kniebeugung.

Zum Handkuß wurde man leicht vorgelassen, man musste sich aber deshalb bei dem Oberstkämmerer melden. Dieser bestimmte den Tag hiezu. Die sich gemeldet hatten, warteten zur gegebenen Zeit, wenn der Kaiser und die Kaiserin zur Tafel gingen, liessen sich auf ein Knie nieder und brachten ihren Handkuß dar.

Die Tafel war um ein Uhr. Abends um acht Uhr wurde die junge Herrschaft — die Kinder — zum Kaiser gebracht. Selbst die väterlichen Gefühle waren dem Ceremoniel untergeordnet.

Der Hofstaat war sehr zahlreich. Die vier Stäbe: Oberstthofmeisterstab, Oberstthofkammerstab, Oberstthofmarschallstab, Oberstthofstallmeisterstab, hatten ein zahlreiches Personal unter sich. Alles war auf steife Pracht berechnet, aber was wir Comfort nennen, die Bequemlichkeit des Lebens fehlte. Die Hofpagen ¡saſſen in der Antichambre des Kaisers auf hölzernen Bänken [1]). Von der strengen spanischen Etikette wurde nur auf dem Lande etwas nachgelassen.

Orden gab es nur zwei: für Männer jenen des goldenen Vliesses, dessen Großmeister der Kaiser durch den Besitz der Niederlande geworden war; für Frauen den Sternkreuzorden, gestiftet von der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Ferdinands III. Bei einem Brand in der k. k. Burg wurde eine 1668
Reliquie — ein Stückchen Holz aus dem Kreuz Christi — in der Asche unversehrt gefunden: zum Gedächtniß dieses Wunders wurde der Orden gestiftet.

Die Vergnügungen des Kaisers und seiner Familie waren Jagd, Musik, Theater. — Der Oberstjägermeister mit Oberstthoffalkenmeister hatten der Jagd wegen ein grosses Dienstpersonal unter sich. Die Kaiserin und die Erzherzoginnen gingen auf den Jagden als Amazonen gekleidet. Die Kaiserin schoß vortrefflich und pflegte häufig, wenn das Wild rudelweis kam, das Stück zu bezeichnen, welches sie erlegen wollte.

Daß Kaiser Karl die Musik sehr liebte, selbst eine Oper

1) Ich habe dies 1809 von einem damals achtzigjährigen Grafen Schaffgotsch gehört, der unter Karl VI. Page war.

componirt, das Orchester zuweilen selbst dirigirt hat, ist schon gesagt worden. Es wurden bei Hof öfters Concerte gegeben und die Oper war eine Hauptbelustigung [1]). Nur zu gewissen Feierlichkeiten wurden Opern und Ballete gegeben, aber mit grosser Pracht — wie wir jetzt sagen — in die Scene gesetzt. Manche Vorstellung kostete bis 60,000 Gulden.

„Vergänglich ist des Mimen Kunst"; so mögen denn die längst verschollenen Namen, die zu jener Zeit die Zuhörer und Zuseher entzückten, Platz finden. Prinz Pio war Generaldirector; Hofkapellmeister Johann Josef Fuchs und Anton Caldara. Hofcompositeurs: Badia, Conti, Persile; Poeten: Apostolo Zeno, Pietro Pariati, Metastasio. Ausgezeichnete Sängerinnen: Rocosini Perroni, Panizza, Conti, Anna Schulz, Regina Skonianz, Barbara Rogenhofer, Veronica Hilwerding. Der Hofballetmeister Simon Pietro Lavastori della Motta; unter den Hoftänzern und Tänzerinnen stand oben an die französische Familie Philebois. Deutsche Tänzer waren Matthias von Langenau und Tobias Gumpenhuber [2]).

Am Fasching hatte manchmal eine sogenannte „kaiserliche Wirthschaft" statt. Es waren Hofmaskenbälle. Jedem Cavalier und jeder Dame wurde die Kleidung angegeben, Kaiser und Kaiserin waren gewöhnlich als Wirth und Wirthin maskirt. Man rühmte an diesen Festen die Ungebundenheit und Freiheit, mit der man sich bewegte [3]).

Schlittenfahrten, Feuerwerk, Billard und Kartenspiel, letzteres um mässiges Geld, waren die untergeordneten Vergnügungen des Hofes.

1) Sehr wahr sagt Förster a. a. O.: „Damals war für die Kunst noch die glückliche Zeit, wo das Theater nur bei hohen festlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, wo man den Componisten und Sängern zum Componiren und Einüben Zeit ließ und ein Publicum sich versammelte, welches nicht durch täglichen Genuß übersättigt war."

2) Förster a. a. O. Bd. II, S. 44, 45.

3) Als Peter der Grosse unter Leopold I. in Wien war, wurde eine besonders schöne kaiserliche Wirthschaft veranstaltet; die Personen und Masken sind in Hormayrs Geschichte der Stadt Wien ausführlich nachzulesen.

Nicht so bescheiden spielte das Publicum, bei dem die Hazardspiele um sich griffen. Vergebens erließ der Kaiser Mandate dagegen. Vergebens wurde dem Bankhalter eine Strafe von 1000 Ducaten, dem Mitspieler 1000 Thaler, dem Spielhalter [1]) 1000 Ducaten zur Busse dictirt; im Geheimen wurde so stark gespielt, daß Mancher seine ganze Habe in Kurzem verlor.

Im Ganzen herrschte bei dem hohen Adel steife Pracht. Die Gesellschaften bei dem Prinzen Eugen, den Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, dem Grafen Sinzendorf und so vielen Andern wetteiferten, überboten die Hoffeste. Ein besonderer Luxus war die Masse von Dienerschaft; sie war weit zahlreicher als jetzt. Die fremden Gesandten traten mit gleicher Pracht auf. Wenn ein neuer Gesandter einer Großmacht seinen Einzug hielt, ließ er sich 60 bis 80 sechsspännige Wagen vorfahren und eine Menge von reich gekleideten Dienern gingen nebenher. Die hohen Familien fuhren in Wien stets mit sechs Pferden und mit rasender Geschwindigkeit; aber Miethwagen gab es auf den Strassen keine. Wer eines solchen Wagens bedurfte, musste ihn aus der Wohnung des Vermiethers erst holen lassen. Man stand zeitig auf; die Sitzungen der Hofcanzlei hatten im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr statt. Zu Mittag wurde um zwölf Uhr gespeist. Die Gasthäuser und Kaffeegewölbe, jetzt Kaffeehäuser, mussten um acht Uhr Abends geschlossen werden. Die spanische Sprache wurde nach und nach durch die französische verdrängt; die Männer redeten häufig Latein. Die deutsche Sprache lag im Argen; die lateinische Sprache aber war so verbreitet, daß ein Wegweiser durch Wien, der unter Kaiser Karl gedruckt wurde, der Gemeinnützigkeit wegen lateinisch verfasst war [2]). In grossen Häusern gab es Hauskapellen, überhaupt wurde die Ausübung der Religionsvorschriften streng beobachtet; womit die aus Italien überkommene Sitte der Cicisbeo's nicht in Widerspruch zu sein schien [3]). Alles entwickelte sich langsam;

1) Der Spielhalter ist Derjenige, der sein Haus oder seine Wohnung zu dem verbotenen Spiel hergibt.

2) Bergenstamm, siehe oben.

3) Lady Montaigue's Briefe, worunter jenes über Wien.

junge Leute wurden streng in Unterthänigkeit gehalten, und es wurde als eine bedenkliche Neuerung betrachtet, daß in den letzten Regierungszeiten Karls Handlungsdiener, die kaum 20 Jahre practicirt hatten, sich selbständig zu etabliren trachteten. Man fand dies zu früh und hielt sie für Geschäfte noch nicht reif genug. Unterhaltungsorte gab es in Wien, ausser einigen öffentlichen Spaziergängen, beinahe keine. Kaiser Karl eröffnete zu diesem Zweck einen kaiserlichen Thiergarten an der Leopoldstadt und nannte ihn, zur Erinnerung an den spanischen Prado, Prater. Wer aber in den Prater wollte, musste unbewaffnet sein. Beinahe Alles trug Degen, selbst die Bedienten der Herrschaften. Deshalb kam es auch häufig zu Schlägereien, denen die Rumorknechte nicht immer Einhalt zu thun vermochten. Besonders wurden die Juden häufig mishandelt. Gewaltig schlecht ging es ihnen, wenn sich das Volk einbildete, daß sie wieder ein Christenkind gegessen oder die Brunnen vergiftet hätten. Bei dem allgemeinen Waffentragen waren Duelle, obschon streng verpönt, sehr häufig und wurden in Wien meist in der Gegend der Rosecanogasse ausgefochten. Das deutsche Theater ent-
1725 stand unter Karl, und fünf Jahre nachher fanden schon täglich Vorstellungen statt. Man führte improvisirte Komödien auf. Bei Hof gab man italienische Opern, aber keineswegs täglich, sondern in grossen Zwischenräumen. Die Kosten solcher Vorstellungen waren sehr hoch, besonders jene, zu denen zwei Mal des Jahres das ganze Publicum Zutritt hatte, eine solche Vorstellung wurde zu 60,000 Gulden angeschlagen.

Die alten Kleiderordnungen waren noch im Schwung, sodaß man aus der Kleidung den Stand meist erkennen konnte. Nur der hohe Adel durfte Geschmeide tragen, der niedere Adel war an rothen Schuhabsätzen erkennbar, die Handwerker kleideten sich nach dem Herkommen der Zünfte: Müller grau, Bäcker lavendelblau, Eisenarbeiter dunkelblau, Gerber braun u. s. w.

Wenn ein Husarenofficier zu Hof ging, trug er zur Husarenuniform kurze Beinkleider, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe. Die Juden waren an einem gelben Lappen am Kleid erkennbar. Es wurde hierauf streng gesehen, und eine

Frau, die eine Haube über ihren Rang trug, war in Gefahr, eingezogen zu werden. Die Perücken kosteten ein ungeheures Geld; es gab eine Gattung, die man Tausendthaler-Perücken nannte. Pudern, Tabakschnupfen und Kaffee kamen damals in Schwung [1]).

In der vielleicht eiteln Hoffnung, daß diese Zeilen auch von jungen Mädchen und Frauen gelesen werden, will ich noch Einiges über Bälle und Heirathen erzählen. Auf Bällen der gebildeten Stände wurden die Männer von den Damen zum Tanz aufgefordert. Das erste und zweite Mal musste er sich mit seiner Ungeschicklichkeit entschuldigen; forderte sie ihn zum dritten Male auf, so stellte er sich mit ihr an; wollte er aber nicht tanzen, so führte er die Dame in die Mitte des Saales, entschuldigte sich noch einmal mit seiner Ungeschicklichkeit und ließ sie stehen. Dies war damals seine Lebensart [2]). In Ungern erschienen häufig Masken auf den Bällen, die Maske durfte sich nach zwei Tänzen entfernen, ohne sich demaskiren zu müssen; wenn sie aber noch einen dritten Tanz ausführte, musste sie die Larve abnehmen und sich zu erkennen geben. Heirathen wurden, ohne Zuziehung der Kinder, von den Eltern verabredet. Oft hatten solche Zusagen schon in der Kindheit statt, und die sich auf diese Weise gleichsam verlobt waren, erfuhren dies oft erst dann, wenn ihnen bedeutet wurde, daß jetzt die Zeit des Heirathens da sei. Nun musste der Bräutigam zu dem ihm bestimmten Fräulein gehen, er trug ihr sein Anliegen vor, ließ sich — dies war Vorschrift — auf das rechte Knie nieder und bat um ihre Hand. Das Fräulein, von ihren Eltern schon früher unterwiesen, gab ihm zur Antwort: „Er möge mit den Eltern reden." Hierauf musste er ihr die Hand küssen und sich entfernen. Am andern Tage erschien er so zierlich gekleidet als möglich, hielt eine fein gedrechselte Rede, oft in Versen, brachte seine Werbung an und die Sache war in Ordnung. Wunderbar contrastirte damit die ungrische Art.

1) Bergenstamm a. a. O.

2) Ich habe das selbst in einem Complimentirbuche von 1713 gelesen, aber der Titel des Werkes ist mir nicht mehr im Gedächtniß.

unter Karl VI. und auch spätre fuhren die ungrischen jungen Herren selten, sie ritten meist. Wenn nun ein solcher Gast in einem Edelhof oder in einer Burg eintritt, feuerte er im Hof ein Pistol ab. Dies war das Zeichen, daß ein unverheiratheter Mann gekommen sei. War das Fräulein vom Hause heirathbar, so erkundigte sie sich nach dem Namen des Gastes und besprach sich mit der Mutter, oder veranlaßte den verblümten Bescheid auch selbst. War der junge Mann als Schwiegersohn nicht annehmbar, so wurde ein Spanferkel als Braten aufgesetzt; war er gleichgültig, so kam irgend ein anderer Braten auf den Tisch. Wenn aber ein Indian (kalekutischer Hahn) aufgetragen wurde, war der junge Mann gewiß, daß er willkommen sei. Nie ist damals in Ungern ein Heirathsantrag vor Tisch gestellt worden. Wenn der Heirathslustige sich mit einem Brautwerber einfand, mußte er nach Tisch die Gesellschaft unter irgend einem Vorwand verlassen, worauf der Brautwerber seinen Antrag — weit ausholend — vorbrachte. Manchmal hatten sich Braut und Bräutigam früher gar nicht gesehen.

Siebenundsiebzigstes Capitel.

Das Verhältniß der drei letzten Habsburger zu Deutschland. 1657—1740.

Allgemeine Betrachtung. Kaiserwahl. Reichstag. Die mecklenburgischen Streitigkeiten. Religionsfragen. Pfalz, Repressalien. Salzburg, Verweisung der Anhänger der augsburger Confession. Hamburg. Zerwürfniß unter den Protestanten. Ryswicker Clausel. Censur. Indifferentismus und Unsittlichkeit der Fürsten. Übertritt protestantischer Fürsten zur katholischen Religion. Kriegsverfassung Deutschlands. Stellung der kleinen Fürsten. Grössere Fürsten, Mainz, Baiern, Sachsen, Hannover, Brandenburg. Preussen. Östreichs Verwendung für den preussischen Kronprinzen, nachher Friedrich II. Dänemark, Schweden, England. Bünd-

nisse der deutschen Fürsten. Reichslehen in Italien. Russland will festen Fuß in Deutschland fassen. Frankreich. Die Kaiser. Wachsen und Sinken der kaiserlichen Macht.

Der westfälische Friede hatte das deutsche Reich factisch aufgelöst; es bestand nur noch der Form nach. Es hatte einen wählbaren Kaiser, es hatte sieben Wähler, es hatte einen Reichstag, aber die Einheit war verschwunden; die Fürsten Deutschlands verfolgten einseitig ihre politischen Zwecke, unbekümmert ob diese mit dem Wohl des gesammten Deutschland übereinstimmten, was sehr oft nicht der Fall war. — Von einem deutschen Volke war gar nicht die Rede. Deutsche Freiheit, deutsches Vertrauen, Freiheit des heiligen Reiches deutscher Nation, Aufrechthaltung des westfälischen Friedens und der Reichsconstitution wurde bei jeder Gelegenheit von Freund und Feind erwähnt, aber im Grunde kümmerte sich Niemand darum; die auswärtigen Mächte suchten nun entweder vom deutschen Reiche Länder abzureissen, wie Frankreich, oder in Deutschland festen Fuß zu fassen, wie Russland; die deutschen Fürsten suchten theils Gebietsvergrösserung, theils absolute Gewalt in ihren Ländern; ob die Wege, die hiezu führten, mit dem Gesammtwohle Deutschlands übereinstimmten, kümmerte sie gar nicht. — Wer hätte diesem Unheil steuern sollen? Der Kaiser und der Reichstag. Der Kaiser aber war dergestalt an den Reichstag gebunden, daß er kaum eine grosse Massregel durchsetzen konnte, wenn sie nicht als Reichstagsbeschluß erschien, — und der Reichstag war so schwerfällig, daß es kaum zu einem Beschluß kam und daß derselbe immer zu spät erfolgte, als schon die günstige Gelegenheit vorüber war, und am Ende fügten sich die Fürsten den Reichstagsbeschlüssen nicht. — Es liegt ausser der Aufgabe dieses Werkes, dieses ausführlich darzuthun, hier kann nur in allgemeinen Umrissen der Verlauf der deutschen Geschichte angedeutet werden, mit der Hinweisung auf den Einfluß, den die Beherrscher des östreichischen Kaiserstaates auf Deutschland ausgeübt haben.

Betrachten wir zuerst die Kaiserwahl. Dreizehn Habsburger waren schon deutsche Kaiser gewesen; von Friedrich IV.

angefangen, war die Kaiserkrone ununterbrochen bei dem Hause Östreich geblieben; die deutsche Krone war etwas so wenig Neidenswerthes, daß sich unter den deutschen Fürsten kein Mitbewerber fand; als aber Ferdinand III. gestorben war, trat ein auswärtiger Fürst, Ludwig XIV., als Thronbewerber auf. Seine Gesandten boten den deutschen Fürsten Geld, eine Schmach, die nur durch jene der Nehmer überboten wurde, dennoch siegte diesmal Deutschlands besserer Genius und das Zusammenhalten der Glieder des Erzhauses; denn als Ludwig XIV. sah, daß er nicht durchdringen konnte, wollte er wenigstens die Krone Deutschlands nicht auf dem Haupte desjenigen Habsburgers sehen, der die östreichische Monarchie beherrschte; und als der baiersche Prinz Ferdinand Maria nicht als Bewerber auftreten wollte, weil er zur Behauptung der Kaiserwürde Geld von Frankreich hätte annehmen müssen, ließ Ludwig durch seinen Anhänger, den Kurfürsten von Mainz, Ludwig Philipp Schönborn, den Erzherzog Leopold Wilhelm, Großmeister des deutschen Ordens, vorschlagen, denn Leopold Wilhelm hatte keine Hausmacht. Der Erzherzog aber, eingedenk der Grundsätze seines Hauses, ging auf diesen Plan nicht ein, und so erhielt Leopold I. die Krone. — So verändert waren seit dem westfälischen Frieden die Verhältnisse, daß Leopolds Wahl durch die protestantischen Fürsten unterstützt wurde, während seine Gegner unter den katholischen Kurfürsten zu finden waren. Die Wahlcapitulation war hart; nicht nur musste er versprechen, sich in den Krieg zwischen Spanien und Frankreich nicht zu mischen, sondern man wollte Leopold zwingen zu erklären, daß er beim ersten Übertreten der Wahlcapitulation der Krone verlustig sei. Dies Letztere schlug der Kaiser ab; das Erstere musste er eingehen, nachdem er vergebens vorgestellt, daß man nicht ruhig zusehen könne, daß Frankreich den burgundischen Kreis und die Lombardei verschlinge; — prophetisch sagte Östreich voraus, der Fall der Niederlande werde den Verlust des ganzen linken Rheinufers nach sich ziehen, und der Fall von Mailand jenen aller italienischen Reichslehen. — Die zwei geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln und endlich jener von der Pfalz gaben die Abdankungsbedingung

nur auf, weil sich der Kaiser dazu verstand, die verlangte Neutralität zu versprechen. Welche Unterstützung konnte der Kaiser von Kurfürsten erwarten, die so kurzsichtig waren, die Folgen dieser Capitulation nicht einzusehen; oder ihren Privatvortheil dem Wohl des Ganzen auf eine so schmähliche Weise vorzogen?

Damals kam der Antrag auf, eine beständige Wahlcapitulation zu verfassen, der nächste Reichstag sollte sie entwerfen; aber die Schwerfälligkeit des Reichstags war der Art, daß die beständige Wahlcapitulation durch anderthalb Jahrhunderte nicht zu Stande kam. Nach Leopold I. wurden noch sieben deutsche Kaiser gewählt, das deutsche Reich wurde aufgelöst und die beständige Wahlcapitulation war noch nicht fertig. Mit diesem unbehülflichen Körper musste der Kaiser verhandeln! Die Wahlcapitulation war der Schluß des jüngsten Reichsabschnittes; der nächste Reichstag, der unter Leopold I. zusammentrat, war ein beständiger Reichstag und endete erst mit dem deutschen Reich. In diese Masse brachte der Kaiser sechs neue gräfliche Häuser, die er in den Fürstenstand erhob, nämlich Dietrichstein, Eggenberg, Liechtenstein, Lobkowitz, Solms und Hohenzollern. Die vier ersteren waren östreichische Unterthanen und wurden erst eingeführt, als sie Reichsgüter erlangt hatten. Der Kaiser hätte auch gern die Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein in einem vereinigten Collegium wenigstens mit einer Stimme im Fürstenrath versehen, aber die Fürsten und Städte widerstanden. Durch die Einführung der schon genannten Fürsten gewann der Kaiser nichts, denn die Schwierigkeit lag für den Kaiser nicht im Stimmenmangel, sondern in der entsetzlichen Weitschweifigkeit der Verhandlungen. Die Abgeordneten der Fürsten und Städte mussten über Alles und Jedes nach Hause an ihre Principale berichten, wodurch unendlicher Zeitverlust herbeigeführt wurde. Den einzigen freien Spielraum, der den Abgeordneten zur eigenen Thätigkeit übrig blieb, die Ceremonien- und Etikettefragen, benutzten sie um so reichhaltiger, und während um Sesselordnung, Excellenztitel und solche Erbärmlichkeiten gestritten ward, gingen deutsche Länder unwiederbringlich verloren. — Es möge

ein Beispiel genügen, wie langsam und wie erfolglos die Schritte des Reichstages in Bezug auf die innern Angelegenheiten Deutschlands waren. Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin gerieth mit der Stadt Rostock in Streit; die Stadt hatte dem Vorfahren des Herzogs die hohe Jagd in der städtischen Haide auf Lebenszeit überlassen; Karl Leopold aber übte sie fortwährend aus, er legte herzogliche Truppen in die Stadt, obgleich Rostock das Recht hatte, eigene Besatzung zu halten, und als er einmal in die Stadt kam und ihm nach altem Brauch die Thorschlüssel überreicht wurden, gab er sie nicht dem Bürgermeister zurück, wie dies sonst geschehen war, sondern übergab sie dem Befehlshaber, den er ernannt hatte. Nun entspann sich Streit zwischen dem Herzog und der Stadt, es wurden immer mehr Gegenstände in den Streit gezogen, die Stadt klagte bei dem Reichshofrathe in Wien und erhielt ein Mandat an den Herzog, durch welches er angewiesen wurde, Alles abzustellen, was er gegen die Privilegien der Stadt unternommen. Statt der Antwort ließ der Herzog mehr Truppen nach Rostock einrücken und die Accise für seine Rechnung erheben, und da der Stadt die landesfürstliche Erlaubniß zur Erhebung derselben abhanden gekommen war, forderte er noch 400,000 Thaler Entschädigung für die Accise, die von der Stadt seit 40 Jahren war erhoben worden. Die Juristenfacultäten von Erfurt, Wittenberg, Halle und Helmstädt schämten sich nicht, das Verfahren der Stadt Majestätsverbrechen zu nennen. Hierauf ließ der Herzog mehrere Rostocker gefangen nehmen, schlecht halten, sie in fiscalische Prozesse verwickeln. Nun erfolgte ein zweiter Reichshofrathsbeschluß zu Gunsten der Rostocker, und zur Untersuchung wurde eine kaiserliche Commission — Braunschweig-Wolfenbüttel und Sachsen-Gotha — ernannt. Der Herzog schloß mit den gefangenen Rostockern einen Vergleich, aber die Stadt weigerte sich denselben einzugehen, denn sie hatte in der vom Herzog ebenfalls mishandelten Ritterschaft einen Verbündeten gefunden. Der Reichshofrath erklärte den Vergleich für null und nichtig, ordnete die Herstellung des vorigen Zustandes an und beauftragte Hannover und Wolfenbüttel mit Aus-

führung der Zwangsmaßregeln, wenn selbe nöthig sein sollten.

Karl Leopold aber hatte einen mächtigen Verbündeten an Rußland gewonnen: er hatte sich mit der russischen Prinzessin Katharina Iwanowna vermählt, und russische Truppen wurden zu seiner Verfügung gestellt. Zugleich vermehrte er sein Heer auf 16,000 Mann. Er antwortete auf die Schriften des Kaisers und des Reichsgerichts mit heftigen Gegenschriften, erklärte sich entschlossen, seine Rechte zu vertheidigen, und mishandelte nicht nur die Häupter der Opposition, sondern benutzte die Gelegenheit, seine landesherrliche Gewalt auszudehnen. — Es verging ein Jahr, bis Hannover und Wolfenbüttel, vom Kaiser neuerdings aufgefordert, Executionstruppen in das Land sandten. Der Herzog flüchtete nach Berlin, die kaiserliche Commission aber löste die Truppen des Herzogs auf, sandte die Russen nach Hause und übernahm die Verwaltung des Landes. Der Herzog ging selbst nach Wien — er verließ sich auf die Verwandtschaft mit dem Czar — richtete jedoch nichts aus. Dies aber schreckte ihn nicht. Nach Dömitz zurückgekehrt, verbot er seinen Beamten, den kaiserlichen Beamten Folge zu leisten, ließ einen Notarius der kaiserlichen Commission durchprügeln und verfuhr gegen Solche, die ihm misliebig waren, hart und grausam. — Hierauf kam ein neuer kaiserlicher Befehl an die mecklenburgisch-schwerinischen Gesandten, der kaiserlichen Commission zu gehorchen, der Herzog fand aber Unterstützung beim König von Preussen; hierauf bauend, ließ er einen seiner Widersacher, den Geheimrath Wolfrath, hinrichten, einen Verstorbenen viertheilen und gebahrte wie früher. Dieser Unfug dauerte noch fünf Jahre, bis der Reichshofrath den Herzog provisorisch der Regierung entsetzte und sie seinem Bruder Christian Ludwig als Administrator übertrug. Den Schutz des neuen Administrators übertrug der Kaiser dem König von Preussen. Hiedurch aber waren Hannover und Wolfenbüttel beleidigt, und als der Kaiser den Administrator auch zum kaiserlichen Commissair ernannte, blieben die hannoverschen und wolfenbüttelschen Truppen im Lande, weil sie Executionskosten zu fordern hatten. Hiezu kamen nun

auch noch die preussischen Truppen, die verpflegt werden mussten. Im Lande bildeten sich Parteien für den vertriebenen Herzog und es kam zu blutigen Auftritten. Der Administrator zankte sich mit dem Reichshofrath über den Inhalt der kaiserlichen Rescripte, die er erhielt, und mit den Landständen, als plötzlich die Nachricht kam, daß Herzog Leopold Truppen werbe, um die Herrschaft wieder zu erringen. Seine Tochter hatte nämlich, als Regentin von Russland, ihm die rückständigen Jahrgelder ausbezahlt, womit er nun seine Rüstung betrieb; aber der Tod hinderte ihn an der Ausführung seiner Pläne. Der Streit hatte 34 Jahre gedauert!

Der Handel ist höchst lehrreich. Der Herzog erlaubt sich gegen seine Unterthanen, was ihn gelüstet, um seine Herrschaftsrechte auszudehnen, der Schutz, den die Unterthanen von kaiserlicher Seite erhalten, ist nur illusorisch und kommt spät zu Stande, eine auswärtige Macht bietet die Hand, um die Verwirrung im Lande aufrecht zu erhalten, und nicht Kaiser und Reich, sondern nur der Tod schafft Ruhe. So ging es überall. Der Regent eines grössern Reichskörpers konnte sich gegen seine Unterthanen, gegen ihr Recht, Ehre und Leben erlauben, was er wollte, und Kaiser und Reich waren zu schwach, sie zu schützen.

Eben so langsam als die Beschlüsse des Reichshofrathes ins Leben traten und vollzogen wurden, ging es bei den Religionsfragen, obschon das ganze deutsche öffentliche Volksleben sich nur in den Religionsstreitigkeiten wie in einem Brennpuncte vereinigt hatte. Der 30jährige Krieg hatte seinen Ursprung in den Religionsverhältnissen, als er aber zu Ende ging, war dieses Motiv, man möchte sagen, den Händen der Streitenden entwischt. Sechs Monate nach dem Abschluß des westfälischen Friedens hätte der Reichstag die unerledigten Gegenstände in Bezug auf die innern Verhältnisse, worunter mancherlei Religionsfragen, vornehmen sollen. Aber die Lauheit der Fürsten war bereits so groß, daß der Reichstag erst fünf Jahre nach dem westfälischen Frieden eröffnet werden konnte und beinahe ohne Erfolg auseinander ging. Später hatte auf den Reichstagen in Religionsangelegenheiten die Spaltung nach Religionen statt, es entstand

das Corpus Evangelicorum, die Stimmenmehrheit galt nichts; der Reichstag erfand den Ausdruck „itio in partes", wie konnte da von schneller Entscheidung die Rede sein? Dem Corpus Evangelicorum stand auf dem Reichstage die Mehrheit der Katholiken, zu denen der Kaiser gehörte, entgegen, aber die Katholischen bildeten keine geschlossene Körperschaft wie die Evangelischen, nahmen sich auch ihrer gedrückten Glaubensgenossen nicht so lebhaft an, wie das Corpus Evangelicorum sich der Protestanten annahm; es kamen überhaupt von Seiten der Katholischen weniger Klagen über Unterdrückung vor, als von Seiten der Protestanten. Dies ist aber keineswegs dem toleranten Geiste der evangelischen Fürsten zuzuschreiben, denn sie waren eben so intolerant, ja noch intoleranter als die katholischen Fürsten, sondern die Ursache lag darin, daß die Katholiken in den meisten protestantischen Staaten gar nicht zugelassen wurden, oder sich mit dem geringsten Maß persönlicher Duldung begnügen mussten, von Sicherstellung ihres Gottesdienstes war keine Rede. Nur in den protestantischen Fürstenthümern Halberstadt, Minden, Cleve und Mark unter brandenburgischer Hoheit, in Osnabrück, in einigen braunschweigischen und hessischen Landstücken hatte die katholische Bevölkerung kirchliche und bürgerliche Rechte. In Sachsen, Würtemberg, Hannover, Mecklenburg, Braunschweig war die Lage der Katholischen völlig so wie die Lage der Evangelischen in Östreich, Baiern und den meisten geistlichen Fürstenthümern. Die katholischen Fürsten gingen bei der Behandlung sowol katholischer als protestantischer Religionsbeschwerden mehr vom fürstlichen als vom religiösen Standpuncte aus. Sie wollten nicht wegen des Gottesdienstes einiger gemeinen Leute unangenehme Berührungen mit andern Fürsten herbeiführen, die gemeinsamen Rechte der Landesherrschaft über andersgläubige Unterthanen in Zweifel stellen und sich selbst gegen die Bewegungen der Protestanten in ihren eigenen Ländern die Hände binden. — Aus diesem Gesichtspuncte muß das Verfahren der Kaiser in Religionssachen in und ausser dem Reichstage betrachtet und beurtheilt werden.

Wie sehr die Protestanten Alles, selbst die wichtigsten

politischen und militairischen Verhältnisse, Dem unterordneten, was sie kirchliches Verhältniß nannten, ergibt sich deutlich daraus, daß sie sogar bei der Armee im Felde nicht darauf sahen, daß der Fähigste den Oberbefehl habe, sondern daß die Parität beobachtet werde.

Aber so einig das Corpus Evangelicorum gegen die Katholiken war, so uneinig waren Lutheraner und Calvinisten unter sich, und die Lutheraner selbst zerfielen unter einander, und des Kaisers Autorität wurde in solchen Fällen wiederholt angesprochen.

Ich will drei Fälle herausheben, in denen der Kaiser einschritt: in der Pfalz, wo die Lutheraner gedrückt, in Salzburg, wo die Protestanten zur Auswanderung gezwungen wurden, in Hamburg, wo Bewegungen im Innern des Protestantismus statthatten.

Die Kurfürsten von der Pfalz waren Calvinisten und hielten die Lutheraner streng nieder. Wie nun in der Person des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, aus der Linie Neuburg, ein katholischer Fürst an die Regierung kam, hofften die Lutheraner Erleichterung, und der Fürst setzte eine Commission zusammen, die aus Katholiken, Calvinisten und Lutheranern bestand und über die Anträge der Lutheraner berathen sollte; aber die Arbeiten derselben wurden durch den Krieg mit Frankreich unterbrochen; die Franzosen verwüsteten die Pfalz und kränkten die calvinischen Bewohner noch dadurch, daß sie in ihren Kirchen Messe lesen liessen. Der Kurfürst verhieß in einem tröstenden Schreiben, daß er Alles wieder in den vorigen Stand setzen wolle, sobald das Land vom französischen Joche befreit sein werde. Aber dies erlebte er
1690 nicht, er starb im nächsten Jahre zu Wien. Sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm war nicht so tolerant gesinnt. Im Lauf des Kriegs wurde das Simultaneum in mehreren von den Franzosen besetzten Orten eingeführt, und es verbreitete sich das Gerücht, dies geschehe nicht nur mit Zustimmung, sondern auch durch Begünstigung des Kurfürsten. Es kam an einigen Orten zu blutigen Auftritten. Die Vorstellung des Kurfürsten von Brandenburg zu Gunsten der Calvinisten fertigte Johann Wilhelm derb ab. Die Lutheraner aber such-

ten diese Gelegenheit zu benutzen, um sich von dem Druck zu befreien, unter dem sie bis jetzt von den Calvinisten waren gehalten worden. Der Kurfürst versprach ihnen, die vom seinem Vater eingeleiteten Verhandlungen wieder vornehmen zu lassen. Da erfolgte der Friede von Ryswick mit der berühmten, schon erwähnten Clausel: „Es soll die römisch-katholische Religion an den restituirten Orten in dem Zustand, in welchem sie jetzt sei, verbleiben.“ Diese Clausel benutzte Johann Wilhelm zu mehrern den Calvinisten ungünstigen Massregeln. Diese wandten sich an den Reichstag, wo der evangelische Reichskörper ihre Angelegenheit alsobald als eine gemeinsame evangelische annahm. Es gab einen heftigen Wortwechsel, ein clevischer, ein schwedischer, ein holländischer Gesandter erschienen bei Johann Wilhelm, aber ihre Verhandlungen führten zu keinem erheblichen Resultat. Da griff der König von Preussen, Friedrich, auf andere Weise an: er liess seinen katholischen Unterthanen bedeuten, dass sie die Hebung der pfälzischen Religionsbeschwerden zu erwirken hätten, widrigenfalls sie ebenso behandelt werden sollten, wie die Calvinisten in der Pfalz; und bald darauf liess er wirklich im Magdeburgischen, Halberstädtischen und Mindenschen die katholischen Stifte, Kirchen, Klöster und deren Güter, Renten und Gefälle unter Administration setzen. Dies wirkte: es wurde allen drei Religionsparteien Gewissensfreiheit zugesagt, das Simultaneum aufgehoben, den Reformirten beinahe Alles zurückgestellt, was sie vordem als besonderes Eigenthum besessen; zwei Siebentheile der Gefälle erhielten die Katholischen, fünf Siebentheile die Reformirten. Die Lutheraner blieben also im Nachtheil, aber der König von Preussen nahm sich ihrer nicht weiter an.

Die Ruhe war hiedurch keineswegs hergestellt; unter Johann Wilhelms Nachfolger und Bruder, Karl Philipp, erneuerte sich der Streit in anderer Form. Er wurde aufmerksam gemacht, dass in der 80. Frage des heidelberger Katechismus „die Messe eine Verleugnung des einzigen Opfers und Leidens Jesu Christi und vermaledeite Abgötterei“ genannt wird. Es überraschte ihn noch mehr, dass das Buch mit seinem Wappen versehen war und es auf dem Titel hiess:

„Auf Verordnung seiner kurfürstlichen Durchlaucht.“ Sofort ließ er alle Exemplare confisciren, die Einfuhr verbieten, den Besitz eines Exemplars mit einer Geldstrafe von 10 Fl. verpönen. Zugleich wurden Kirchengüter und Pfarreinkünfte katholischen Geistlichen übergeben, in einigen Kirchen das Simultaneum eingeführt, den reformirten Schullehrern und Küstern befohlen, am Vorabend katholischer Festtage zu läuten; vor dem Hochwürdigsten musste Jeder das Knie beugen, wenn es über die Strasse getragen wurde.

Der Kurfürst von Mainz und der Fürstbischof von Speier fingen nun gleichfalls an, ihre protestantischen Unterthanen zu bedrücken. Die Höfe von England, Preussen und Kassel schritten zu Gunsten der pfälzischen Reformirten ein, ebenso die Republik Holland; sie drangen darauf, daß in der Pfalz die Anordnungen des westfälischen Friedens hergestellt und beobachtet würden. Zugleich ließ der König von England und jener von Preussen gegen ihre katholischen Unterthanen Repressalien anwenden. Kaiser Karl schritt gegen beide Theile eben so besonnen als kräftig ein.

Er forderte zuerst von dem Kurfürsten von der Pfalz Bericht, dann erging an ihn, Mainz und Speier das Mandat, alle dem westfälischen Frieden zuwiderlaufenden Mandate binnen drei Wochen aufzuheben. An Pfalz ging noch überdies die Weisung, den anstössigen Punct im heidelberger Katechismus untersuchen und nach den gemeinen Reichssatzungen einrichten zu lassen, alsdann aber einzugeben. Zugleich trat der Kaiser den Repressalien mit Kraft entgegen. Da der König die Repressalien eine Retorsio juris iniqui nannte, die nur die Mässigung der Evangelischen an den Tag lege, keineswegs den Namen einer Gewaltthat verdiene, und dem Kaiser der Vorwurf gemacht wurde, daß seit 70 Jahren den Protestanten in ihren Religionsbeschwerden nicht die geringste Abhülfe geleistet worden sei, antwortete der Kaiser, daß der König nicht im Stande sei, nur ein einziges unbeachtet gebliebenes Gravamen anzuführen, wol aber selbst mehr Anmassungen, Contraventionen und Facta begangen habe, als kaum in solchen Jahren von allen übrigen Ständen des Reichs insgesammt zu erzählen wären. Über die Repressalien

äusserte sich der Kaiser nicht nur gegen Preussen sehr ernst, sondern auch gegenüber von England, dessen Freundschaft ihm doch vor Allem wichtig sein musste. Er bestand darauf, daß erst die Repressalien aufgehoben werden müssten, ehe die seit dem badener Frieden entstandenen Religionsbeschwerden abgestellt würden. Dies geschah, und Karl Philipp, der schon in Bezug des heidelberger Katechismus die Sache nach der Andeutung des Kaisers eingerichtet hatte, nahm nun auch alle die erwähnten und andere später unterlaufenen, die Reformirten drückenden Verordnungen zurück; aber das einmal entzündete Feuer glomm unter der Asche fort und gab in der Pfalz noch zu vielfachen Reibungen Anlaß.

Im Erzbisthum Salzburg hatte ein Theil der Bevölkerung sich dem Protestantismus zugewendet; von den Erzbischöfen gedrückt, waren Viele ausgewandert, die Zurückgebliebenen schienen äusserlich katholisch. Als der Erzbischof von Salzburg, Leopold Anton Freiherr v. Firmian, erfuhr, daß es in seinem Lande verkappte Lutheraner gebe, sandte er Jesuiten als Missionaire aus, ließ Bibeln und lutherische Bücher wegnehmen und die Verdächtigen mit Geld- und Leibesstrafen zum Bekenntniß des katholischen Glaubens anhalten. Die Meisten leisteten Folge, zwei — Hans Löschner und Veit Braun, die sich offen als Lutherische bekannten, wurden gefangen gesetzt. Als sie, nach drei Wochen freigelassen, die Erlaubniß zur Auswanderung mit Weib und Kind nachsuchten, erhielten sie die Antwort, sie könnten gehen, aber allein, mit leeren Händen. Sie gingen und klagten beim Reichstag. Das Corpus Evangelicorum nahm sich ihrer an. Während der Correspondenz, die sich hierauf zwischen dem Corpus und dem Erzbischof entspann, wuchs die Aufregung in Salzburg; über 20,000 Köpfe meldeten sich als Nichtkatholisch. Zu Schwarzach, einem Marktflecken im Goldegger Thal, traten mehr als hundert Abgeordnete der protestantischen Gemeinden zusammen und schwuren, bei der lutherischen Religion zu leben und zu sterben. Weil bei dem Eid Jeder aus einem Gefäß, das in der Mitte des Tisches stand, etwas Salz nahm und genoß, nannten sie ihre Verbrüderung den Salz-

bund. Boten gingen nach Regensburg um Beistand. Der Erzbischof betrachtete aber die Salzbündler als Rebellen und rief den Kaiser um Hülfe an. Der Kaiser fürchtete die Rückwirkung dieser Bewegung sowol auf Tirol, wo sich im Zillerthal Sympathien für den Protestantismus zeigten, als auch auf die Protestanten in Östreich selbst; er ließ also 6000 Mann in das Salzburgische einrücken; 70 Rädelsführer wurden gefangen, nach Salzburg geschickt, Bibeln und Katechismen weggenommen; Versprechungen, Drohungen, Mißhandlungen sollten das Volk zur katholischen Kirche zurückführen. Zwischen dem Kaiser, dem Erzbischof und dem Corpus Evangelicorum entspann sich nun ein weitschweifiger Notenwechsel, am Ende wurde den Mitgliedern des Salzbundes ein Auswanderungstermin gesetzt, und zwar für die unangesessenen acht Tage, für die ansässigen drei Monate, zum Verkauf ihrer Habe drei Jahre. Das Corpus Evangelicorum forderte zwar nach dem Wortlaut des westfälischen Friedens auch für die Personen der Auswanderer einen Termin von drei Jahren, aber der Erzbischof sowol als der Kaiser meinten, daß im gegenwärtigen Fall, wo ein grosser Theil des Landes auswandern wollte, der Landesfürst an die dreijährige Auswanderungsfrist nicht gebunden sein könne. Über 30,000 Leute wanderten aus. Der Kaiser hatte im Verlauf der Verhandlungen dem Reichstag erklärt, was er für den Erzbischof gethan, sei aus Nachbarschaft und aus Liebe zur Erhaltung des Ruhestandes geschehen; er habe dem Erzbischof immer gerathen, den Unterthanen Alles angedeihen zu lassen, was sie nach den Reichssatzungen fordern können, und werde als oberster Executor des westfälischen Friedens auch ferner darüber wachen. Und dies war kein leeres Wort, denn der Kaiser hatte den Erzbischof mehrmals schriftlich und mündlich zu mildem Verfahren ermahnt und zur Beruhigung der Salzburger sogar ein kaiserliches Edict solchen Inhalts erlassen, daß der Erzbischof es gar nicht wagte, es verkünden zu lassen. Die wahre Ursache, warum der Kaiser bewaffnet eingeschritten, die Scheu vor seinen protestantischen Unterthanen, wollte der Kaiser dem Corpus Evangelicorum nicht mittheilen. Auch während dieser Verhandlungen hatte Preussen

mit Repressalien gedroht, ebenso die Könige von Dänemark und Schweden; sie wollten ihre katholischen Unterthanen zur Schadloshaltung der Emigranten anhalten. Es unterblieb aber, entweder weil die Könige die Monstruosität dieses Verfahrens fühlten, oder weil ihnen der Gedanke aufdämmerte, daß der Kaiser dann berechtigt sein würde, die Retorsio juris iniqui auch an seinen protestantischen Unterthanen in Schlesien auszuüben. Der König von Preussen entschloß sich endlich zu etwas viel Vernünftigerm: er nahm die meisten Auswanderer bei sich auf und bevölkerte mit ihnen das durch die Pest verödete preussische Lithauen. Das für ihre unbewegliche Habe gelöste, nach Preussen gebrachte Geld betrug mehrere Millionen Gulden.

Von Hamburg war ein Prediger, Namens Meier, nach schwedisch Pommern als General-Superintendent gegangen; da entstand die Frage: ob hiezu die Erneuerung seiner Vocation nöthig sei? Aus dieser an sich geringfügigen Frage entspann sich solcher Eifer, solche Gehässigkeit, daß es zu den ärgerlichsten Auftritten kam, und der Senat, unfähig, sich zu helfen, den Kaiser um Hülfe anrief. Die Folge war eine Reichsexecution, die dem Haupt der Bewegung, dem Prediger Krumholz, lebenslängliche Haft, der Stadt grosse Executionskosten und die Umgestaltung der Staatsverfassung zuzog.

Ein Hauptgegenstand der Verhandlung des Corpus Evangelicorum war aber die ryswicker Clausel. Von ihrem Entstehen an bis weit in die Zeit Franz' I. hinein bildet sie einen stehenden Artikel in den Verhandlungen des Reichstags; aber so erbärmlich ist das Verfahren, die Fürsten sind so indifferent, daß bei jedem Friedensschluß die Aufhebung der Clausel durchfällt und der Reichstag das Leben der Verhandlungen über die Clausel nur durch ohnmächtige Erklärungen und Protestationen fristet, bis endlich nach beinahe 70 Jahren die Frage ganz erlischt.

Die Censur wurde von Seiten des Kaisers in Bezug auf Deutschland und die Religionsverhältnisse unparteiisch gehandhabt. Als der junge katholische Theolog, Niklas Weißlinger das Buch: „Friß Vogel oder stirb", herausgab und die Protestanten sich über den Inhalt desselben beschwerten,

verfügte der Kaiser die Confiscation desselben. Aber ebenso verurtheilte er den protestantischen Prediger zu Frankfurt am Main, Dr. Mund, zu 20 Mark Goldes, wegen eines Buches, das er unter dem Namen: „Schmalkaldische Artikel", herausgegeben hatte. Es muß bemerkt werden, daß das Corpus Evangelicorum sich des Mund annahm, während sich von den Katholiken für Weißlingers Buch Niemand auf dem Reichstag gerührt hatte. Das Merkwürdigste ist aber, daß der Kaiser an dem Streit Theil nahm, der unter den Protestanten wegen der neuen, von einem gewissen Schmidt veranlassten Bibelübersetzung entstanden war. Preussen und Kursachsen hatten die Übersetzung verboten; der Kaiser befahl die Confiscation aller Exemplare, die Gefangennehmung Schmidts; ein Inquisitionsprozeß wurde gegen ihn eingeleitet. — Es half dem Inquisiten nichts, daß er sich in der Eingabe an den Kaiser auf das allen Protestanten zustehende freie Forschungsrecht berief. Besser half sich Schmidt dadurch, daß er der Haft entsprang und sich nach Holland rettete. Später kam er unter verändertem Namen nach Deutschland zurück und starb zu Wolfenbüttel [1]). Die Bewegungen in der Pfalz waren nicht unerheblicher, als jene, die den dreissigjährigen Krieg herbeigeführt hatten; aber die Wirkung auf die Gemüther war eine andere. Die Fürsten waren nicht so entschlossen wie vor hundert Jahren, die religiöse Bewegung zu politischen Zwecken auszubeuten, und von religiöser Begeisterung war bei ihnen gar nichts zu verspüren. Wol hielten sie in ihren Ländern das Religionswesen der Unterthanen unter eiserner Ruthe, sie selbst aber zeigten öffentlich die grösste Gleichgültigkeit gegen die Religion, zu der sie sich bekannten. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, ging mit dem Gedanken um, neben seiner rechtmässigen Gemahlin das Fräulein Magdalene Sibylle Neidschütz zu heirathen; man vermuthete, daß eine damals zur Rechtfertigung der Polygamie erschienene Schrift vom Kurfürsten veranlasst worden; der Herzog von Würtemberg, Eberhard Ludwig, hei-

1) Alles, was hier über die Religionsverhältnisse gesagt wird, beruht auf K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. IX u. X.

rathete wirklich neben seiner Gemahlin ein Fräulein von Grävenitz. Bei der Doppelehe, die 200 Jahre früher Philipp von Hessen mit Luthers Erlaubniß eingegangen, war ganz Deutschland in Bewegung gerathen; jetzt rührte sich nur das Land Würtemberg, aber ohne Erfolg.

Diese und andere Skandale, die an protestantischen und katholischen Höfen vorgingen, berührten den kaiserlichen Hof weit weniger, als der Übertritt mehrerer protestantischen Fürsten zur katholischen Religion. Ich übergehe den Übertritt mehrerer minder bedeutender, meist jüngerer apanagirter Fürsten, um nur von den bedeutendsten zu reden. Den ersten Rang unter ihnen nimmt der Kurfürst von Sachsen ein. Friedrich August legte das katholische Glaubensbekenntniß in der kaiserlichen Kapelle zu Baden nächst Wien ab. Von diesem Übertritt hatten, sonderbar genug, nur die Reformirten in Sachsen Gewinn, denn der Kurfürst gestattete ihnen freie Ausübung ihres Gottesdienstes und überhaupt grössere Duldung. Die katholische Kirche hatte keinen Gewinn, da August nicht aus Überzeugung katholisch geworden war, sondern nur, um auf den polnischen Thron gelangen zu können; der Kaiser nicht, denn die politische Stellung der Religionsparteien änderte sich dadurch nicht; die Lutheraner nicht, denn August blieb dem Namen nach Vorstand des Corpus Evangelicorum, während Hannover und Brandenburg das Protectorat an sich zu ziehen strebten und somit Zwiespalt in die Leitung der evangelischen Angelegenheiten kam; endlich August selbst nicht, denn er gelangte zwar auf den polnischen Thron, um dessentwillen er übergetreten, aber der Königsmantel war für ihn das Gewand des Nessus und nicht groß genug, um die Schmach zu verhüllen, die August als König von Polen traf, das Unglück zu bedecken, das von nun an auf Sachsen, eben wegen Polen, lastete. Die Religionsverhältnisse in Sachsen blieben die alten, die schon erwähnte grössere Duldung der Reformirten abgerechnet.

Ebenso wenig Veränderung in der politischen Stellung der Religionsparteien, als der Übertritt Sachsens zur katholischen Religion bewirkt hatte, erfolgte, als Karl Alexander, ein apanagirter Prinz einer Nebenlinie des Hauses Würtem-

berg, der als kaiserlicher General katholisch geworden war, nach dem Tode des Herzogs Eberhard Ludwig zur Regierung Würtembergs gelangte. Wie Sachsen, sicherte er dem Lande die Aufrechthaltung der politischen und kirchlichen Verfassung feierlich zu.

Der dritte Übertritt, dessen hier gedacht werden muß, war jener des alten Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Seine Enkelin, die 16jährige, schöne, geistreiche Elisabeth Christine, war vom kaiserlichen Hof zur Gemahlin für den Erzherzog Karl, Bruder des Kaisers Josef I., begehrt worden, der kaiserliche Hof stellte aber die Bedingung des Übertritts der Prinzessin zur katholischen Religion. Vater und Mutter der Prinzessin waren streng protestantisch, und wahrscheinlich wäre der Antrag vom braunschweigischen Hof ebenso zurückgewiesen worden, wie die Prinzessin Wilhelmine Charlotte von Brandenburg-Anspach die Hand des Erzherzogs eben der Religion wegen ausgeschlagen hatte; es trat aber der alte Herzog ins Mittel, indem er erklärte, daß er jede aus dem Religionswechsel der Prinzessin entspringende Sünde und Verantwortung auf sein Gewissen nehme. Er befragte mehrere protestantische Theologen, ob lutherische Personen, welche katholisch würden, selig werden können, damit sich Elisabeth, nach Erwägung ihrer Gründe, frei entscheiden könne. Die Theologen äusserten sich verschieden und die Prinzessin trat zur katholischen Religion über. Nun entspann sich ein grosser Streit unter den protestantischen Geistlichen, theils über die Thesis selbst, theils über die Geistlichen, die sich wegen des Übertritts milder ausgesprochen hatten, als es sich mit der Strenge altlutherischer Lehre verträgt. Der kaiserliche Hof nahm von dieser Polemik keine Kenntniß, aber Herzog Anton Ulrich antwortete durch die That, indem er selbst katholisch wurde. Zugleich erließ er aber eine Verordnung, durch welche er die Herrschaft des lutherischen Glaubensbekenntnisses in seinem Lande auf alle Weise sicher zu stellen bemüht war, sodaß die Vermuthung entstanden ist, Anton Ulrich sei nicht aus Überzeugung katholisch geworden, sondern um seine Enkelin ihres Übertritts wegen durch sein Beispiel zu beruhigen.

Bevor ich in das Verhältniß des Kaisers zu den einzelnen Fürsten eingehe, ist noch ein Blick auf den Reichstag zu werfen, insofern er auf Krieg und Frieden Einfluß hatte. Hier erscheint derselbe in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Es war schon entsetzlich, daß die Frage im Ernst verhandelt werden konnte, ob bei Steuern und Anlagen Stimmenmehrheit entscheide. Als man hierüber ins Reine gekommen war, ergab es sich, daß das Reich wol grosse Steuern ausschreiben, aber sie nicht flüssig machen könne. So bewilligte der Reichstag zu dem Kriege gegen Frankreich vier Millionen, aber in 1713
der Wirklichkeit waren bis zum Ende des Feldzugs in die Reichsoperationskasse nur 257,000 Reichsthaler eingeflossen. Ebenso ging es mit der Truppenstellung. Die Mächtigen hatten ohnedies Separatbündnisse; so fiel die Last auf Städte, Ritterschaft und kleine Fürsten, die ihren Obliegenheiten theils nicht nachkommen wollten, theils nicht konnten. Die Contingente kamen spät, schlecht gerüstet, ohne Geist und in geringer Zahl zusammen. Nie erreichte das Reichsheer die Hälfte der Kopfzahl, aus der es bestehen sollte. — Als Karl VI. den Frieden von Baden schloß, erklärte er dem Reiche, daß er keinen vortheilhaftern Frieden habe schliessen können, weil die meisten Reichsstände ihre Schuldigkeit nicht geleistet; und dies war in einem Kriege geschehen, in welchem allein die Möglichkeit vorhanden war, die Landestheile wieder zu gewinnen, die Frankreich von Deutschland abgerissen hatte. Und wie langsam und wie sonderbar waren die Entscheidungen! Als die Pfalz durch die Franzosen in Asche gelegt worden war, vergingen fünf Monate, bis der Reichstag den Krieg an Frankreich erklärte. Und man stritt sich lange herum, ob die Religionsparität hergestellt sei, wenn bei der Reichsarmee die beiden Generalwachtmeister der Reiterei protestantisch, die beiden der Infanterie aber katholisch wären. Und das Ende war, daß man den beiden evangelischen einen katholischen, den beiden katholischen einen evangelischen General-Wachtmeister noch dazu gab.

Als Ludwig von Baden das Commando der Reichsarmee übernahm, wurde ihm ein evangelischer Oberfeldherr an die Seite gegeben, und sie hätten alternirend commandiren

sollen. Wol vermochten die Kaiser in jedem ihrer Kriege, sie mochten nun wirklich im Interesse des Reiches sein oder nicht, Deutschland, daran Theil zu nehmen, aber die Hülfe, die Deutschland als Reich leistete, war nie ausreichend.

Unter den beiden Kaisern Leopold und Josef hob sich das kaiserliche Ansehen. Ein Beweis dafür ist die Schnelligkeit des Reichstags, die Achtserklärung des Kurfürsten von Baiern zu erklären und aufrecht zu erhalten, trotzdem, daß mehrere Reichsmitglieder Klage dagegen erhoben. Durch den utrechter Frieden war die Macht des Kaisers wieder gebrochen. Dennoch gelang es Karl VI., die pragmatische Sanction vom deutschen Reich anerkennen und garantiren zu lassen. Aber der Kaiser selbst baute auf diese Garantie nicht viel und suchte sie einzeln von den mächtigeren Fürsten Deutschlands anerkennen zu lassen.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses, in welchem der Kaiser zu den einzelnen Reichsfürsten stand, sind zuerst die kleinen Staaten und Fürsten zu berücksichtigen. Die kleinern katholischen Fürsten, meist Geistliche, hielten es mit dem Kaiser, theils der Religion wegen, theils weil sie nur von ihm Schutz hofften gegen die Übergriffe ihrer mächtigen Nachbarn. Der letztere Grund stimmte auch die kleinern protestantischen Fürsten zu Gunsten des Kaisers. Die Zeit der Religionskriege war vorüber. Gegen aussen und innen suchten sie Stärke in den Kreisassociationen, die meistens am Ende sich für den Kaiser erklärten, wie z. B. während des spanischen Successionskrieges. Der letzte kriegerische Bischof Bernhard von Münster hatte ein für diese Zeit bedeutendes Heer aufgestellt und dadurch Wichtigkeit erlangt. Die grössern Fürsten waren zumeist die Kurfürsten. Es fällt auf, daß Kaiser Leopold die besten Freunde unter den protestantischen, die grössten Feinde unter den katholischen Kurfürsten hatte. Die Kurfürsten von Mainz waren beinahe immer im französischen Interesse; Johann Philipp Schönborn war gegen die Wahl Leopolds zum Kaiser; Wilhelm Egon Fürstenberg erhielt den Kurfürsten Metternich in der Neigung zu Frankreich, und der baiersche Prinz, der Kurfürst von Mainz wurde, stand während des spanischen Successionskrieges immer

auf der Seite Frankreichs. Die beiden andern geistlichen Kurfürsten befolgten in dem Streit Frankreichs mit dem Kaiser ein gefährliches Schaukelsystem.

Die Kurfürsten von Baiern waren anfangs dem Kaiser Leopold, man möchte sagen, blind ergeben. Als die französische Partei einen baierschen Prinzen zur Kaiserwürde in Anregung brachte, lehnte der junge Kurfürst Ferdinand Maria den Antrag ab; später neigte er sich zwar zu Frankreich, aber sein Nachfolger, Maximilian, kämpfte Östreichs Kriege gegen die Türken mit. Er hatte Belgrad das erste Mal erobert, er war des Kaisers Schwiegersohn und nur Leopolds engherzige Politik, nur das Fordern immer neuer und grösserer Opfer konnte den Kurfürsten aus dem anhänglichsten Freund in den erbittertsten Gegner verwandeln. Welche Wunde der Kurfürst hiedurch der Sache Deutschlands geschlagen, übersahen der Kaiser sowol als der Kurfürst damals ganz. Den Haß des Kurfürsten vergalt Kaiser Josef I. dadurch, daß er, durch die Schlacht von Hochstädt in den Besitz von Baiern gesetzt, das Land zerstückeln wollte. Dem Kurfürsten von der Pfalz stellte er nicht nur das Erztruchsessamt, sondern auch die Oberpfalz zurück; Würtemberg erhielt Regensburg, Augsburg, Passau, Nürnberg; Marlborough, Fürst Lamberg, Graf Sinzendorf und noch Andere wurden mit grössern, kleinern Stücken Baierns theils belohnt, theils gewonnen; für sich selbst nahm Josef die alten böhmischen Lehen in der Oberpfalz zurück. Stadt und Gericht Braunau, die Märkte Altenhaim und Ried wurden zu Oberöstreich geschlagen. Was noch von Baiern übrig blieb, stand unter kaiserlicher Verwaltung. Damals hatte die kaiserliche Macht, in der Periode von der hier die Rede ist, den höchsten Gipfel erreicht. Aber das spätere Schicksal eben dieses Baierns dient auch zum Maßstab des Sinkens der kaiserlichen Macht; denn im utrechter Frieden mußte ganz Baiern wieder hergestellt werden und der Kaiser war nicht einmal im Stande, der Stadt Donauwörth, die Baiern widerrechtlich in Besitz genommen hatte, ihre frühere Reichsfreiheit zu sichern. In spätern Zeiten vermählte Karl VI. eine seiner Nichten dem jungen Kurfürsten, dessen Vater seinen Bruder aller Länder hatte berauben wollen; aber

die scheinbare Freundschaft dauerte nicht lange. Der Kurfürst hatte die sonderbare Idee gefasst, daß Karls VI. Tochter, die 18jährige Maria Theresia, seinem erst achtjährigen Sohn zur Frau gegeben werden solle, und weil der kaiserliche Hof auf diese phantastische Idee nicht einging, entstand Kaltsinn zwischen den beiden Höfen. Welche Ansprüche der Kurfürst nach Karls VI. Tod auf den grössten Theil der östreichischen Monarchie erhob, wie er den Kaiserstaat an den Rand des Abgrundes brachte, wird im nächsten Bande des vorliegenden Werkes ausführlich erzählt werden. —

Das Haus Sachsen hatte sich noch während des dreissigjährigen Krieges an Östreich angeschlossen und blieb diesem System die ganze Periode über, von welcher hier die Rede ist, mit einer einzigen Ausnahme treu. Die Verbindung Sachsens mit Östreich war beinahe ein Hausgesetz geworden.
1653 Der Kurfürst Johann Georg I. schrieb in seinem Testament: „Wir ermahnen unsere Söhne, treulich den Kaiser und das ganze Haus Östreich, durch dessen gute Affection und Vermittelung nebst göttlicher Verleihung die Kurwürde und andere Lande an unser Haus gekommen sind, jederzeit nach Gebühr zu respectiren, zu gehorsamen und wider dieselben in keine Kriegsexpedition sich verleiten zu lassen, sich auch in keine Bündnisse zu begeben, die zu Abbruch des heilig römischen Reiches oder des Oberhauptes Hoheit und Gewalt gemeinet." — Und das sächsische Haus hielt diese Weisung fest im Gesicht. Dies war für den Kaiser auch darum von Wichtigkeit, weil Sachsen das Directorium des Corpus Evangelicorum auf dem Reichstag führte, wodurch manche Bitterkeit gemildert wurde. Als der Kurfürst August nach der polnischen Krone trachtete und katholisch wurde, trat durch die Gleichförmigkeit der Religion zwischen den beiden Herrscherhäusern Östreich und Sachsen ein neues Band der Eintracht ein, dem noch ein zweites folgte: die Verbindung der zweiten Tochter Kaiser Josefs I. mit dem Erbprinzen von Sachsen; aber in dieser Verbindung lag zugleich der Keim der momentanen Entfremdung der beiden Häuser. Denn als Karl VI. die pragmatische Sanction zur Sprache brachte, glaubte August von Sachsen, und schon König von Polen, hiedurch

die Erbrechte seiner Schwiegertochter beeinträchtigt und wollte die Sanction nicht anerkennen; dafür war ihm der Kaiser entgegen, als er den polnischen Thron erblich zu machen strebte. Als aber König August gestorben war, trat sein Sohn der pragmatischen Sanction bei, Karl hinwieder verwendete sich bei den Polen und erwirkte die Erhebung desselben auf den polnischen Thron, bezahlte aber die unfruchtbare Ehre, den Polen einen König gegeben zu haben, mit grossem Länderverlust, wie dies anderwärts erzählt wird [1]).

Hannover erscheint in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, in doppelter Beziehung. Die erste, längere Periode ist der Herzog, nachher Kurfürst von Hannover selbständig, später, als der Kurfürst König von England wird, muß Hannover immer dem Impuls englischer Politik folgen, wovon später die Rede sein wird. — Bevor Hannover und England unter Eine Herrschaft kamen, war ein Hauptstreben des Herzogs, Kurfürst zu werden; er versprach ewige Union des östreichischen und hannoverschen Hauses; er versprach, auf Reichstagen und Reichsconventen stets wie Östreich zu stimmen, die Wiedereinsetzung der Kur Böhmens zu unterstützen, bei jeder Kaiser- oder Königswahl dem erstgebornen Prinzen des Hauses Östreich seine Stimme zu geben, dem Kaiser mit 500,000 Thalern zu helfen und für die Dauer des Krieges 6000 Mann nach Ungern, 3000 Mann aber an den Rhein zu schicken, eine katholische Kirche und Schule in Hannover und Celle zu gestatten. Dennoch zögerte der Kaiser, weil er den Widerstand voraussah, den die Einführung einer neunten Kurwürde erregen würde, weil er Opposition der Katholiken und insbesondere die Protestation des Papstes gegen einen neuen protestantischen Kurfürsten scheute. Der hannoversche Minister Grote, der in Wien diese Angelegenheit betrieb, griff also zu einem andern Mittel. Er wies den wiener Ministern das Project eines Vertrages zwischen Hannover und Sachsen vor, wodurch sich beide verpflichten, in einem etwaigen Reichskrieg neutral zu bleiben [2]). Dies

1) Siehe des vorliegenden Werkes 79. Capitel.

2) Der Kaiser ließ den sächsischen Minister Schöning, der hiezu die Hand geboten, in Teplitz, wo er das Bad brauchte, aufheben und in

wirkte dergestalt, daß der Tractat alsobald zum Abschluß
1692 kam.

In Deutschland gab es fünf Fürsten, die ausser ihren deutschen Besitzungen noch andere Länder inne hatten. Diese waren: der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, die Könige von Dänemark, Schweden und England. Vom Kaiser wird am Schluß dieses Capitels die Rede sein. Unter den vier genannten Regenten war der Unterschied der, daß bei dem Kurfürsten von Brandenburg das Herzogthum Preussen keinen Einfluß auf die Politik Brandenburgs hatte, sondern die Richtung befolgen musste, die Brandenburg einschlug, während die deutschen Staaten Dänemarks, Schwedens und Englands die Richtung befolgen mussten, die der Politik jener Länder angemessen schien. Kurz gesagt, Brandenburg war ein deutscher Staat, der ausser Deutschland ein Herzogthum besaß, Dänemark, Schweden und England aber waren auswärtige Staaten, die auch Besitzungen in Deutschland hatten.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg war nächst dem Kaiser der mächtigste Fürst Deutschlands und sein Streben ging dahin, seine Macht immerdar zu vergrössern. Ein wohlgeordnetes Heer und grosse Sparsamkeit sicherten ihm nicht nur ein grosses Gewicht in deutschen, sondern auch in den europäischen Angelegenheiten. — Als Ludwig XIV. Holland
1672 überfiel, trat er, der Erste, für die Republik auf und vermochte auch den Kaiser, sich der Holländer anzunehmen; aber das Schwanken der kaiserlichen Politik, das zweideutige Benehmen der kaiserlichen Generale [1]) vermochten den Kurfürsten,
1673 mit den Franzosen einen Separatfrieden zu schliessen. Jedoch
1674 schon im nächsten Jahre schloß er sich wieder dem Kaiser an und zog gegen Frankreich zu Felde. Die Schweden, als Alliirte Frankreichs, brachen in die Mark Brandenburg ein,
1678 der Kurfürst aber schlug sie bei Fehrbellin und eroberte in Folge dieser Niederlage einen grossen Theil von schwedisch

Brünn in Gewahrsam nehmen. Erst nach zwei Jahren wurde er wieder freigelassen. Selbst diese Gewaltthat des Kaisers trennte Sachsen nicht vom Kaiser, sondern brachte nur eine vorübergehende Misstimmung hervor, die sich in Notenwechsel Luft machte.

1) Siehe des vorliegenden Werkes 61. Capitel.

Pommern. Als jedoch der Friede von Nymwegen geschlossen wurde, sah sich der Kurfürst genöthigt, alle seine Eroberungen zurückzugeben. Dies wendete den Kurfürsten von Östreich ab, er näherte sich den Franzosen, in der Hoffnung, bei Gelegenheit durch ihr günstiges Einschreiten Das wieder erobern zu können, was er jetzt auf ihr ungünstiges Wirken hatte zurückgeben müssen. Dies war auch die Ursache, warum der Kurfürst dem grossen Bündniß gegen Frankreich nicht nur nicht 1683
beitrat, sondern dem Fortgang der Associationen in Deutschland, so viel es ihm möglich war, hemmend entgegentrat. 1686
Sieben Jahre hatte der Unwille des Kurfürsten gegen den kaiserlichen Hof gedauert, endlich söhnten sich die beiden Höfe aus. Der Kurfürst stellte dem Kaiser 8000 Mann Hülfstruppen nach Ungern, verglich sich mit ihm wegen einiger Ansprüche auf Schlesien und forderte die Bestätigung seines Testaments durch den Kaiser. In diesem Testament, welches der Kurfürst aus Liebe zu seiner zweiten Gemahlin und den mit ihr erzeugten Söhnen verfasste, verordnete er eine Theilung seiner Länder. Die jüngern Prinzen sollten Minden, Halberstadt und Ravensberg als selbstständige Herren erhalten. Der Kaiser bestätigte zwar das Testament, als aber der 1688
Kurfürst starb, that er nichts zur Vollziehung desselben und 29. April
die Länder des Kurfürsten vererbten sich ungeschmälert auf den Nachfolger Friedrich III. Hiedurch widerlegt sich die Sage, Leopold I. habe die Schmälerung der brandenburgischen Macht beabsichtigt. Die Theilung befördern, wäre hiezu der beste Weg gewesen. Dem Kaiser war es recht, wenn Brandenburg stark wurde, er hoffte dann von demselben um so kräftiger gegen Frankreich unterstützt zu werden.

Der neue Kurfürst Friedrich III. strebte nach dem Königstitel. Wol war es ausser des Kaisers Macht, einen solchen Titel zu verleihen, aber wenn ihn der Kaiser nicht anerkannte, konnte der Kurfürst sicher sein, daß ihn auch sonst keine Macht anerkennen werde; er ließ sich also mit dem Kaiser in Verhandlungen ein. Der Wunsch des Kurfürsten fand im Cabinet des Kaisers starken Widerstand, sowol weil der Kurfürst Protestant war, als auch weil er als König bei künftigen Kaiserwahlen in der Wagschale der Gegenpartei gewichti-

ger sein würde. Unvermuthet aber erhielt der Kurfürst in der Umgebung des Kaisers einen einflussreichen Freund in der Person des Jesuiten Pater Wolf. Es lässt sich nicht ausmitteln, auf welche Weise der brandenburgische Resident Bartholdi mit Wolf in nähere Verbindung getreten ist; nach Einigen hat Bartholdi in einer Depesche den Namen des kaiserlichen Ministers, an den er sich wenden soll, schlecht gelesen und den Namen des Jesuiten Wolf herausgebracht, nach Anderen ist er in einer chiffrirten Depesche gegen den Pater Wolf gewarnt worden, die Depesche sagte: er soll ihn „evitiren," Bartholdi aber entzifferte „invitiren," besuchte also Wolf und lud ihn zu sich. Dies sind Vermuthungen; aber daß Pater Wolf in dieser Angelegenheit einen, den brandenburgischen Wünschen günstigen Einfluß ausgeübt, ist sicher. Friedrich I. hat selbst wiederholt erzählt, der Jesuit Wolf sei dem preussischen Königstitel förderlich gewesen, weil ein für einen Anderen bestimmter Brief zufällig an ihn adressirt worden [1]). Übrigens wäre die Anerkennung Preussens wol auch ohne indirecten Einfluß erfolgt, denn im spanischen Erbfolgekrieg bedurfte der Kaiser des mächtigen brandenburgischen Bundesgenossen, und die Anerkennung des Königstitels war
1700 ein eben so leichtes als wohlfeiles Mittel, den Kurfürsten an
19. Nov. Österreichs Interesse zu ketten. Im Krontractat wurde der Kurfürst von Kaiser Leopold als König anerkannt, verpflichtete sich aber hinwieder 10,000 Mann für den Kaiser in den Krieg zu führen, eine Compagnie in der Reichsfestung Philippsburg zu halten, die rückständigen Hülfsgelder, die er vom Kaiser anzusprechen hatte, aufzugeben, im Reich keinen andern Rang als den zeitherigen anzusprechen und vom Kaiser nicht die Anrede Ew. Majestät zu begehren, sondern wie der König von Dänemark sich mit Ew. Liebden zu begnügen.

Den Gesandten auf dem Reichstag zu Regensburg liess der Kaiser eröffnen, daß es ihm lieb und angenehm sein werde, zu sehen, wenn ihre Principale den Kurfürsten von

1) K. A. Menzel, Neue Geschichte der Deutschen, IX. Bd., S. 333 in der Anmerkung.

Brandenburg als König in Preussen erkennen und ehren, um so mehr, da der König von Preussen bei Reichs- und Kreistagen, oder wo er sonst als Kurfürst von Brandenburg zu erscheinen hat, Alles bei dem alten Herkommen und gewöhnlicher Observanz lassen wolle. — Die Reichsstände gingen alle, bis auf Einen, in den Antrag ein. Dieser Eine war der deutsche Orden. Er legte eine Beschwerde bei dem Kaiser ein. Beinahe ein Jahr verging, bis der Kaiser antwortete, daß solche Titulatur dem deutschen Orden an dessen Rechten und Investitur ohne Schaden und Nachtheil sei, und er — der Kaiser — sowol als seine Nachkommen würden dem Orden und dessen Hochmeistern die Investitur wie gewöhnlich ertheilen. Hiedurch war die Frage für Deutschland abgethan. 1701 27. Aug.

Das Kaiserhaus hatte sich durch die Anerkennung Preussens einen mächtigen und ausdauernden Freund gewonnen. Beide Mächte traten in jene Stellung, die sie zum Wohl und Frieden Deutschlands einnehmen sollen; die Ruhe und Macht Deutschlands hängt von der Freundschaft Östreichs und Preussens ab; wie nachtheilig die unnatürliche Feindschaft dieser beiden Mächte gegeneinander auf Deutschland einwirkt, werden die im nächsten Band zu erzählenden Zerwürfnisse dieser beiden Mächte hinreichend darthun. Damals, als das Königthum Preussen anerkannt war, hatte zwischen den beiden Höfen auf lange hinaus Freundschaft statt, und selbst die Schritte, die der König von Preussen für den Protestantismus that, als er, nach Sachsens Übertritt zur katholischen Religion, thatsächlich Vorstand und Director des Corpus Evangelicorum geworden, hatten nur Spannungen des Augenblicks zur Folge, die bei wichtigeren Angelegenheiten verschwanden. So war es, als nach Josefs I. Tode das französische Cabinet den König von Preussen aufforderte, sich um die Kaiserkrone zu bewerben, ihm vier Kurfürstenstimmen verhieß, wodurch, wenn der König, wie er hiezu befugt war, sich selbst die Stimme gab, die Majorität für ihn und die Wahl eines evangelischen Kaisers möglich gewesen wäre. Frankreich versprach den König ferner als Kaiser mit Geld und 70,000 Mann zu unterstützen. Es verlangte dafür nichts, als daß

der König aus Flandern seine Truppen zurückziehe. Der König ging aber auf diesen Antrag nicht ein und theilte die verlockenden französischen Versprechen dem östreichischen Gesandten Grafen Sinzendorf im Haag selbst mit [1]).

Der König von Preussen wünschte die Freundschaft, die er für Östreich hatte, auch auf seinen Nachfolger zu vererben. Er sollte glauben, daß ihn nur Östreichs Fürbitte vom Tode errettet habe. Die Sache kam so. Der Kronprinz, empört durch die Mishandlungen, die er von seinem Vater erdulden musste, wollte entfliehen, aber das Vorhaben mislang, und der König ließ ihm den Prozeß machen. Bei der Sinnesart
1730 des Königs war für den Kronprinzen das Ärgste zu fürchten,
11. Oct. der kaiserliche Hof verwandte sich also für ihn bei dem König,
20. Nov. worauf dieser antwortete: „Ew. kaiserliche Majestät hat derselbe (Kronprinz) es lediglich in gebührender Erkenntlichkeit zu danken, daß sie Dero Vorwort ihm haben angedeihen lassen wollen, massen ich blos dadurch bin bewogen worden, ihm zu pardoniren, und will ich wünschen und hoffen, daß dieses einen solchen Eindruck in sein Herz machen möge, daß derselbe ganz dadurch geändert werde und es recht erkennen lerne, wie sehr Ew. kaiserl. Majestät er von Dero bezeigte aufrichtige Liebe und Neigung verbunden bleibe.“ Der Kronprinz selbst musste auch dem Kaiser schreiben und sich für die eingelegte vielgütige Intercession bedanken, da er lediglich dieser allein die wiedererhaltene Gnade des Königs zu verdanken habe [2]).

Die Könige von Dänemark und Schweden waren, der erstere durch Schleswig-Holstein, der letztere durch Schwedisch-Pommern, Mitglieder des deutschen Reiches, aber ihre deutschen Besitzungen mussten der Politik folgen, die den Herrschern wegen ihrer Hauptländer — Dänemark und Schweden

1) Ich sehe nicht ein, warum Wagner, Hist. Josephi I., die Angabe theilweise bezweifelt: exageratius fortasse, ac supra findet. Da Franzosen sieht ein solcher Antrag sehr ähnlich.

2) Die Alles ausschmückende Sage, die in Östreich lang geglaubt wurde, setzt hinzu, der König habe dem östr. Gesandten gesagt: Östreich werde diesen Schritt in der Folge bereuen. Die Sage ist erst nach dem östr. Succeſſionskriege entstanden.

— zu befolgen nöthig schien. Die beiden Mächte waren öfters unter sich im Streit und ihre deutschen Unterthanen mussten darunter leiden [1]). Schweden war bedeutender als Dänemark, weil es mit Frankreich Garant der Einrichtungen Deutschlands war, die der westfälische Friede herbeigeführt hatte, und durch die Erinnerung an die Grossthaten des dreissigjährigen Krieges; der Name Schweden wirkte auf die Phantasie; als aber die Schweden im Bund mit Frankreich in die brandenburgischen Lande eingefallen waren, verloren sie in der Schlacht von Fehrbellin den Ruf der Unüberwindlichkeit. Der 1675
König von Dänemark, die Herzoge von Braunschweig, der Bischof von Münster schlossen sich dem Kurfürsten an, alle schwedischen Besitzungen in Deutschland gingen verloren, und nur der standhaften Freundschaft Ludwigs XIV. hatte Schweden es zu danken, daß es wieder in den Besitz der verlornen Landstriche gesetzt wurde [2]). Noch einmal hätte Schweden in die deutschen Reichsverhältnisse eingreifen können, als Karl XII. bei Altranstädt in Sachsen lagerte, aber der Schwede versäumte den günstigen Augenblick [3]). Merkwürdig bleibt es, daß neun Jahre nach dem westfälischen Frieden, bei der Kaiserwahl, die Königin von Schweden, Christine, sich für Leopolds Erhebung auf den Kaiserthron interessirte, während katholische Kurfürsten ihr entgegenarbeiteten. So sehr waren die Zeiten geändert!

Nach dem Tode der Königin Anna gelangte der Kurfürst von Hannover, als Georg I., auf den englischen Thron. Das Protectorat der Protestanten, welches seit dem Übertritt Sachsens zur katholischen Religion factisch an Hannover und Preussen übergegangen war, gewann hiedurch an Gewicht. Aber sonst musste Hannover der Politik des englischen Cabinets folgen. In dem Krieg, der sich zwischen Östreich und Frankreich wegen der polnischen Königswahl entspann, ließ der Kurfürst von Hannover den Kaiser im Stich, weil es der englischen Politik nicht angemessen schien, an dem Krieg theilzunehmen.

1) Quidquid delirant Reges plectuntur Achivi.
2) Siehe des vorliegenden Werkes 61. Capitel.
3) Siehe des vorliegenden Werkes 72. Capitel.

Die Fürsten, deren bis jetzt gedacht worden, so wie die minder mächtigen, fühlten alle die Unmöglichkeit, vereinzelt den Großmächten zu widerstehen; aber statt auf die Einheit Deutschlands ihr Heil zu bauen, arbeiteten sie der Einheit entgegen. Es kamen Bündnisse, Associationen und dgl. zu Stande, aber immer war es nur ein Theil Deutschlands, der sich verbündete; in der ganzen Periode, von der hier die Rede ist, war Deutschland nie ganz gegen einen Feind, oder zu Einem Zweck vereinigt, ja es entstanden sogar Bünde, wie z. B. der rheinische Bund, der zwar öffentlich die Erhaltung deutscher Freiheit zum Zweck ausstellte, in der Wirklichkeit aber gegen den Kaiser gerichtet war und nur zu Gunsten Frankreichs wirksam sein konnte; und diesen Bund hatte der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp Schönborn, ins Leben gerufen!

In Italien hatte das Reich Lehen, aber die Rechte waren schwankend, sie hingen vom Erfolg der kaiserlichen Waffen ab. In günstigen Kriegen mussten die Lehensträger dem Kaiser Kriegssteuern zahlen. Es geschah unwillig; die Besitzer der italienischen Reichslehen suchten sich unabhängig zu machen. Deutschland hatte von den Lehen keinen Vortheil.

Bei der gänzlichen politischen Zerklüftung Deutschlands war es natürlich, daß auswärtige Herrscher in Deutschland festen Fuß zu fassen trachteten, insofern ihnen dies zu Ausführung weiterer Pläne dienlich schien. So Peter der Große wegen seiner Entwürfe gegen die nordischen Mächte, um sich die Herrschaft in der Ostsee zu sichern. Im grossen nordischen Kriege, der gleichzeitig mit dem spanischen Erbfolgekriege wüthete, trachtete Peter I. dem Herzog Karl von Mecklenburg, der mit Peters Nichte, Katharina Iwanowna, vermählt war, die Stadt Wismar zu verschaffen, indem er ihm zur Eroberung dieser Stadt russische Kriegsvölker zusandte. Peter hoffte, der Herzog werde ihm später die eroberte Stadt überlassen. Aber er kam zu spät. Wismar war schon in den Händen der deutschen Feinde Schwedens. Hierauf schlug Peter I. einen andern Weg ein, um in Deutschland festen Fuß fassen und an den Reichstagsangelegenheiten unmittelbar theilnehmen zu können. Er wollte die Oberlehensher-

schaft des Reiches über Liefland anerkennen, wodurch er Sitz und Stimme auf dem Reichstag erhalten hätte. Der Kaiser lehnte dies ab; denn durch auswärtige, zu Deutschland gehörige Fürsten wurde nur das Reich zum Tummelplatz auswärtiger Feinde, zudem war Peter griechisch nichtunirter Religion, Liefland aber protestantisch. Durch die Aufnahme Lieflands in den Reichsverband hätte also weder das Reich, noch die Macht des Kaisers im Reich gewonnen.

Der König von Frankreich hatte von allen ausländischen Monarchen die entschiedensten Absichten auf Deutschland. Er wäre gern der Herr des schönen Landes gewesen. Seine Gelehrten führten den Satz aus, daß der König von Frankreich gerechte Ansprüche auf das Reich habe. Er hoffte unter Kaisern mit geringer Hausmacht Deutschland zu berücken oder zu erdrücken, darum war er immer der Wahl eines Habsburgers entgegen; er benutzte ferner jeden Vorwand, um das Reich anzufallen, zu schwächen. Deutsche Gelehrte, deutsche Fürsten empfingen Pensionen aus seiner Hand. Die kaiserlichen Minister Auersperg und Lobkowitz waren ganz in Ludwigs Interesse. Die elende Wehrverfassung Deutschlands war den Franzosen bekannt, und es ist nur zu verwundern, daß die Verluste, die Deutschland erlitt, nicht noch grösser waren, als sie wirklich gewesen. Einen wesentlichen Schritt zur Herrschaft über Deutschland that Ludwig, als er, wegen der im aachner Frieden erworbenen burgundischen Landschaften, dem Reichsverbande beizutreten wünschte. Aber diesmal wachte ein guter Geist über Deutschland. Es hatte auf dem Reichstag hierüber nicht einmal Umfrage statt, sondern der Antrag wurde, wegen Mangel an Instruction, beseitigt. Das östreichische Ministerium, Auersperg und Lobkowitz, das der französische Gesandte Gremonville am Gängelbande leitete, hätte sich dem Wunsche Frankreichs damals schwerlich entgegengestellt [1]). Erst nach dem Sturz dieser beiden Männer endete sich das politische System Östreichs; es trat dem französischen Hofe energisch entgegen, und alle Kämpfe Östreichs mit Frankreich bis zum spanischen Erbfolgekrieg waren Kriege für die Einheit und Selbständigkeit Deutschlands.

1) Siehe des vorliegenden Werkes 61. Capitel.

Aber das Reich selbst trat nie einig, fest und kräftig dem Dränger entgegen. Der ganze Heroismus war nur auf dem Papier, Frankreich war so überzeugt, daß man den Deut-
1733 schen Alles bieten könne, daß es im Krieg mit Östreich, wegen der polnischen Königswahl, die Reichsfestung Kehl ohne Anstand in Besitz nahm, dabei aber dem Reichstag erklären ließ, daß es mit Deutschland neutral bleiben wolle! Der Reichstag gab hierauf freilich eine scharfe Kriegserklärung, aber die Franzosen wussten, daß — wie das Sprichwort sagt — das Papier geduldig ist. Wie alle Reichskriege in der vorliegenden Periode, fiel auch dieser letzte miserabel aus.

Wie es mit der Einheit Deutschlands aussah, bezeugt die Stellung des Landes während des spanischen Erbfolgestreites. Einige mächtigere Fürsten und die sechs vordern Kreise nahmen Theil daran als Mitglieder der grossen Allianz, das Reich nahm als solches am Kriege Theil; es war aber auch innerer Krieg, denn die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln waren für Frankreich, also eine dreifache Stellung Ludwig XIV. gegenüber. Jede Allianz, Association, Kreisdefensionsanstalt, ja selbst jeder Reichskrieg war ein Beweis für die Zerrissenheit Deutschlands, den wurmstichigen Stand seiner Verfassung; es war eine durch Gottes Barmherzigkeit erhaltene Confusion.

Die drei letzten Habsburger waren unter den deutschen Fürsten sowol durch ihre deutschen Länder, als durch Ungern und Siebenbürgen, welches Leopold I. dem türkischen Joch entrissen hatte, die mächtigsten; es war also politisch sehr richtig, daß die Kurfürsten immer einen Habsburger zum Kaiser wählten, denn in der Hausmacht dieser Fürsten lag die beste Garantie gegen die Übergriffe Frankreichs, und wenn England sich nicht im spanischen Erbfolgekrieg übereilt vom Kaiser getrennt hätte, wären jene Theile, die Frankreich seit dem Beginn der Reformation an sich gerissen, wieder zu Deutschland zurückgekommen. Allerdings benutzten die Kaiser ihre Stellung, um aus dem Reich Hülfe gegen ihre Feinde zu ziehen, und es waren grossentheils deutsche Truppen, deren Tapferkeit die Türken aus Ungern hinauswarf; aber auch dies geschah weniger durch die Reichshülfe, als durch jene Trup-

pen, die von einzelnen Reichsfürsten, in Folge von Privatverträgen, dem Kaiser zu Hülfe gesandt wurden; Sachsen, Preussen, Baiern stritten in grosser Anzahl auf den ungrischen Schlachtfeldern. Es lässt sich aber nicht sagen, daß diese Kriege blos im Interesse des Hauses Östreich geführt wurden, denn der Türke galt damals für den allgemeinen Feind der Christenheit, und die Belagerung von Wien hatte den Deutschen die Gefahr eines türkischen Heerzuges nahe genug gestellt, um sie zur thätigen Unterstützung des Kaisers zu bewegen. Was wäre Deutschlands Schicksal gewesen, wenn Wien von den Türken wäre erobert worden? Frankreich gegenüber war Kaiser Leopold im Anfange seiner Regierung sowol durch die Wahlcapitulation, als durch die verkehrte Politik seiner Minister Auersperg und Lobkowitz gelähmt. Nach dem Sturze des Ministers Lobkowitz aber waren die Kaiser immer für Deutschland gegen Frankreich in die Schranken getreten. Der spanische Erbfolgekrieg war allerdings nicht im Reichsinteresse, sondern für Östreichs Erbschaftsansprüche unternommen worden, aber gerade dieser Krieg hätte Deutschland seine vorige Ausdehnung verschafft, wenn — wie schon gesagt — England nicht im entscheidenden Moment sich einseitig mit Frankreich ausgeglichen hätte. Leopold I. und Josef I. hatten das gesunkene kaiserliche Ansehen wieder bedeutend gehoben. Die Kur Hannover hatten sie neu eingeführt, sich selbst die veralteten Rechte der Kur Böhmen wieder beigelegt, ja so gewaltig waren sie, daß sie zwei der mächtigsten deutschen Fürsten ächten konnten[1]) und den sonst so langsamen Reichstag vermochten, dies in wenig Wochen zu genehmigen. Sonderbar genug waren die eifrigsten, standhaftesten Anhänger dieser beiden Kaiser die deutschen protestantischen Fürsten, während ihre heftigsten Gegner katholisch waren. Aber nach dem Frieden von Utrecht kam das Ansehen Karls VI. beinahe auf Null herab. Die Kaiserkrone war von da an nur eitler Prunk ohne wirkliche Macht.

1) Siehe des vorliegenden Werkes 72. Capitel.

Achtundsiebzigstes Capitel.

Verfall der östreichischen Macht.

Von der Quadrupelallianz bis zum Ende des französisch-spanischen Kriegs. 1724—1735.

Congreß zu Cambrai. Baron Ripperda. Unterhandlungen in Wien. Drei Tractate in Spanien. England sucht Alliirte; der Kaiser auch. Ausgleichung zu Paris. Congreß zu Soissons. Tractat zu Sevilla. Zweiter wiener Tractat. Streit wegen Parma. Der polnische König stirbt. Thronbewerber, Stanislaus Leszinsky und August von Sachsen. Frankreich für Stanislaus; der Kaiser für August. Zwiespältige Königswahl. Krieg zwischen Frankreich und Östreich. Der Kaiser sucht Verbündete: das deutsche Reich erklärt sich für ihn. Unglückliche Kriegsereignisse in Italien und Deutschland. Prinz Eugen kann das Kriegsglück nicht wenden. Fruchtlose Versuche, England zu gewinnen. Die Seemächte wollen vermitteln. Die Vorschläge sind Niemand recht. Die politische Lage ändert sich. Des Kaisers Zorn gegen England. Eugens Erklärung. Italien geht verloren. Des Kaisers Cabinet. Friede mit Frankreich, Spanien, Sardinien. Der Kaiser verliert Neapel und Sicilien.

In jener Zeit, in der List für Staatsklugheit galt, nahm man es mit der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen nicht genau, und die Vollziehung von Verträgen wurde oft unter unbedeutenden Vorwänden lange verzögert; so geschah es auch nach der Quadrupelallianz. Karl VI. hatte seinen Zweck erreicht: er hatte Sicilien für Sardinien eingetauscht, und nun zögerte er, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen dieser Wunsch möglich geworden war. Er wollte weder Toscana, noch Parma und Piacenza einem Prinzen aus dem Hause Bourbon überlassen; denn er fürchtete wol nicht mit Unrecht, daß hiedurch die Sicherheit seiner italienischen Staaten gefährdet sein würde. Anderseits weigerte sich Philipp V.,

die Verpflichtungen zu erfüllen, die ihm durch die Quadrupelallianz aufgelegt waren. Beide Monarchen, Karl sowol als Philipp, suchten durch allerhand Winkelzüge theils der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten zu entgehen, theils die noch schwebenden Fragen nicht zur Entscheidung kommen zu lassen. Dies nannte man in jener Zeit Diplomatie. Die Quadrupelallianz hatte zwar einen Congreß zu Cambrai festgesetzt, wo durch Frankreichs und Englands Vermittlung die schwebenden Differenzen ausgeglichen werden sollten.

Nach der grossen Zahl der Minister zu urtheilen, die sich zu Cambrai versammelten, hätte man die wichtigsten Beschlüsse erwarten müssen, aber es kam nichts zu Stande. Man stritt sich länger als zwei Jahre über Formalien, Titel u. s. w., bis endlich der Congreß wirklich eröffnet wurde. Die Forderungen, die nun zur Sprache kamen, waren folgende: Der Kaiser wollte noch immer den Titel als König von Spanien führen. Er verlangte, daß die Quadrupelallianz allgemein anerkannt werde, daß Aragonien, Valencia, Catalonien, Majorca und Iviza ihre alten Freiheiten erhalten, endlich, daß der König von Spanien jene Schulden bezahle, die er als König von Spanien in den Niederlanden gemacht. Der König von Spanien wollte den Ritterorden des goldnen Vliesses, dessen Großmeister der Kaiser als Herr der Niederlande war, sich zueignen; er verlangte die Zurückstellung Gibraltars; die Besitzungen von Toscana, Parma und Piacenza sollten zur Sicherheit der Erbfolge des Infanten Don Carlos regulirt werden; die Wiedereinsetzung des Herzogs von Guastalla als Erben von Mantua; der Herzog von Mirandola, der Fürst von Castiglione, Gonzaga und alle anderen Fürsten Italiens, die einst als Freunde König Philipps V. in die Reichsacht verfallen waren, sollten in ihren vorigen Stand zurückgesetzt werden. Des Königs von Sardinien Begehren war: der Kaiser solle ihn und seine Erben immer im Besitz des Königreichs Sardinien, des Herzogthums Montferrat und der von Mailand getrennten Landschaften schützen; des Königs Recht auf die eventuelle Erbfolge in Spanien anerkennen, sich nicht länger König von Sardinien nennen. 1724 April

Mit den grössten Forderungen trat der kleinste Fürst

auf, der Herzog von Parma nämlich. Kaiser und Reich sollten die Unabhängigkeit seiner Staaten förmlich anerkennen, feierlich bestätigen; das Herzogthum solle nie, weder im Frieden noch im Kriege durch Einquartierungen, Besteuerungen oder andere Abgaben beschwert werden; der Kaiser solle ferner nicht nur die in den vorigen Kriegen erhobenen Contributionen zurückzahlen, allen Schaden, den die kaiserlichen Truppen veranlassten, ersetzen, dem Herzog die, einst dem Hause Farnese gehörige, im Neapolitanischen gelegene Herrschaft Rocca Guglielma und die Insel Ponza übergeben, sondern noch eine alte Forderung des Herzogs an die Rentkammer von Neapel mit 1,854,297 Ducaten nebst Zinsen bezahlen.

Die Mediatoren trugen nicht das geringste Bedenken, diese weitausschweifenden Forderungen zur Verhandlung zu bringen. Die kaiserlichen Gesandten aber wollten sich hierauf nicht einlassen, wollten den Herzog von Parma mit seinen Klagen an den Reichshofrath weisen, und stellten den vermittelnden Mächten die Alternative, entweder die Verhandlungen recht in Gang zu bringen, oder wenigstens das Ultimatum des Königs von Spanien mitzutheilen, damit der Congreß zu einem günstigen Ende gebracht oder aufgelöst werden könne. Die vermittelnden Mächte nahmen sich des Herzogs von Parma an. Sie erklärten seine Forderungen in der Quadrupelallianz gegründet und ihn berechtigt, seine Klagen am Congresse vorzubringen, deshalb könnten sie ihm ihre Unterstützung nicht versagen. Dem kaiserlichen Minister sprechen sie das Recht ab, zu entscheiden, ob der Herzog von Parma zur Quadrupelallianz gehöre; ferner irgend ein Recht auf Toscana und Parma, eher als der Erledigungsfall wirklich eingetreten; endlich gaben sie den Kaiserlichen schuld unanständig geschrieben zu haben und die Verhandlungen des Congresses zu verzögern. Die kaiserlichen Gesandten legten gegen dies Alles eine förmliche Protestation ein, und der Kaiser verbot ihnen, über die Forderungen des Herzogs von Parma zu verhandeln, und befahl ihnen, alle Gegenstände, welche mit der Quadrupelallianz nicht in Verbindung, zurückzuweisen und das Ultimatum des spanischen Hofes durch die vermittelnden Mächte zu erlangen. Der Papst legte ein

Protestation gegen die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza ein. Die Verhandlungen schleppten sich mühselig fort, als der König von Spanien den Entschluß faßte, die vermittelnden Mächte zu beseitigen und sich dem Kaiser unmittelbar zu nähern. Philipp V. sandte deshalb einen geheimen Unterhändler unmittelbar nach Wien. Baron Ripperda, so hieß der geheime Agent, war aus Gröningen gebürtig, hatte im spanischen Successionskrieg den Holländern als Oberst gedient, und war bei dieser Gelegenheit dem Prinzen Eugen persönlich bekannt geworden; nach dem Frieden von Utrecht sandten ihn die Holländer als ihren Residenten nach Madrid, dort trat er zur katholischen Religion über, gewann die Gunst des damals allmächtigen Ministers und Cardinals Alberoni und wurde von ihm in wichtigen und geheimen Angelegenheiten verwendet. Der Cardinal aber begann sehr bald den hochaufstrebenden Mann zu scheuen und ließ Ripperda fallen. Aber nach des Cardinals Sturz erschien er wieder am Hofe, gewann Einfluß bei der königlichen Familie und blendete den König durch romantische Pläne und sanguinische Vorspiegelungen zur Verbesserung der Finanzen. Übrigens war Ripperda geldgierig und käuflich; obgleich in spanischen Diensten, bezog er eine Pension vom wiener Hofe.

Unter einem falschen Namen — er nannte sich Baron Pfaffenberg — kam Ripperda nach Wien und bezog eine bescheidene Wohnung in einer der Vorstädte. Lange Zeit über war er unter seinem wahren Namen nur dem Kaiser, dem Marquis Realp und dem Grafen Sinzendorf bekannt. Die beiden Letzteren verhandelten mit ihm; die Zusammenkünfte hatten nur bei Nacht statt und wurden so geheim gepflogen, daß die übrigen Minister des Kaisers lange Zeit keine Ahnung von Dem hatten, was um sie vorging. Der Kaiser nährte die geheime Absicht, die beiden bourbonischen Linien in ihren Interessen zu trennen, deshalb stellte er dem spanischen Unterhändler die Hoffnung in Aussicht, daß er die älteste seiner Töchter dem spanischen Infanten Don Carlos zur Gemahlin geben wolle, ferner den Heimfall der östreichischen Länder und bedeutender Länderbesitzungen in Italien. Es ist aber nicht

auf, der Herzog von Parma nämlich. Kaiser und Reich sollten die Unabhängigkeit seiner Staaten förmlich anerkennen, feierlich bestätigen; das Herzogthum solle nie, weder im Frieden noch im Kriege durch Einquartierungen, Besteuerungen oder andere Abgaben beschwert werden; der Kaiser solle ferner nicht nur die in den vorigen Kriegen erhobenen Contributionen zurückzahlen, allen Schaden, den die kaiserlichen Truppen veranlassten, ersetzen, dem Herzog die, einst dem Hause Farnese gehörige, im Neapolitanischen gelegene Herrschaft Rocca Guglielma und die Insel Ponza übergeben, sondern noch eine alte Forderung des Herzogs an die Rentkammer von Neapel mit 1,854,297 Ducaten nebst Zinsen bezahlen.

Die Mediatoren trugen nicht das geringste Bedenken, diese weitausschweifenden Forderungen zur Verhandlung zu bringen. Die kaiserlichen Gesandten aber wollten sich hierauf nicht einlassen, wollten den Herzog von Parma mit seinen Klagen an den Reichshofrath weisen, und stellten den vermittelnden Mächten die Alternative, entweder die Verhandlungen recht in Gang zu bringen, oder wenigstens das Ultimatum des Königs von Spanien mitzutheilen, damit der Congreß zu einem günstigen Ende gebracht oder aufgelöst werden könne. Die vermittelnden Mächte nahmen sich des Herzogs von Parma an. Sie erklärten seine Forderungen in der Quadrupelallianz gegründet und ihn berechtigt, seine Klagen am Congresse vorzubringen, deshalb könnten sie ihm ihre Unterstützung nicht versagen. Dem kaiserlichen Minister sprechen sie das Recht ab, zu entscheiden, ob der Herzog von Parma zur Quadrupelallianz gehöre; ferner irgend ein Recht auf Toscana und Parma, eher als der Erledigungsfall wirklich eingetreten; endlich gaben sie den Kaiserlichen schuld, unanständig geschrieben zu haben und die Verhandlungen des Congresses zu verzögern. Die kaiserlichen Gesandten legten gegen dies Alles eine förmliche Protestation ein, und der Kaiser verbot ihnen, über die Forderungen des Herzogs von Parma zu verhandeln, und befahl ihnen, alle Gegenstände, welche mit der Quadrupelallianz nicht in Verbindung, zurückzuweisen und das Ultimatum des spanischen Hofes durch die vermittelnden Mächte zu erlangen. Der Papst legte eine

Protestation gegen die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza ein. Die Verhandlungen schleppten sich mühselig fort, als der König von Spanien den Entschluß faßte, die vermittelnden Mächte zu beseitigen und sich dem Kaiser unmittelbar zu nähern. Philipp V. sandte deshalb einen geheimen Unterhändler unmittelbar nach Wien. Baron Ripperda, so hieß der geheime Agent, war aus Gröningen gebürtig, hatte im spanischen Successionskrieg den Holländern als Oberst gedient, und war bei dieser Gelegenheit dem Prinzen Eugen persönlich bekannt geworden; nach dem Frieden von Utrecht sandten ihn die Holländer als ihren Residenten nach Madrid, dort trat er zur katholischen Religion über, gewann die Gunst des damals allmächtigen Ministers und Cardinals Alberoni und wurde von ihm in wichtigen und geheimen Angelegenheiten verwendet. Der Cardinal aber begann sehr bald den hochaufstrebenden Mann zu scheuen und ließ Ripperda fallen. Aber nach des Cardinals Sturz erschien er wieder am Hofe, gewann Einfluß bei der königlichen Familie und blendete den König durch romantische Pläne und sanguinische Vorspiegelungen zur Verbesserung der Finanzen. Übrigens war Ripperda geldgierig und käuflich; obgleich in spanischen Diensten, bezog er eine Pension vom wiener Hofe.

Unter einem falschen Namen — er nannte sich Baron Pfaffenberg — kam Ripperda nach Wien und bezog eine bescheidene Wohnung in einer der Vorstädte. Lange Zeit über war er unter seinem wahren Namen nur dem Kaiser, dem Marquis Realp und dem Grafen Sinzendorf bekannt. Die beiden Letzteren verhandelten mit ihm; die Zusammenkünfte hatten nur bei Nacht statt und wurden so geheim gepflogen, daß die übrigen Minister des Kaisers lange Zeit keine Ahnung von Dem hatten, was um sie vorging. Der Kaiser nährte die geheime Absicht, die beiden bourbonischen Linien in ihren Interessen zu trennen, deshalb stellte er dem spanischen Unterhändler die Hoffnung in Aussicht, daß er die älteste seiner Töchter dem spanischen Infanten Don Carlos zur Gemahlin geben wolle, ferner den Heimfall der östreichischen Länder und bedeutender Länderbesitzungen in Italien. Es ist aber nicht

auf, der Herzog von Parma nämlich. Kaiser und Reich sollten die Unabhängigkeit seiner Staaten förmlich anerkennen, feierlich bestätigen; das Herzogthum solle nie, weder im Frieden noch im Kriege durch Einquartierungen, Besteuerungen oder andere Abgaben beschwert werden; der Kaiser solle ferner nicht nur die in den vorigen Kriegen erhobenen Contributionen zurückzahlen, allen Schaden, den die kaiserlichen Truppen veranlassten, ersetzen, dem Herzog die, einst dem Hause Farnese gehörige, im Neapolitanischen gelegene Herrschaft Rocca Guglielma und die Insel Ponza übergeben, sondern noch eine alte Forderung des Herzogs an die Rentkammer von Neapel mit 1,854,297 Ducaten nebst Zinsen bezahlen.

Die Mediatoren trugen nicht das geringste Bedenken, diese weitausschweifenden Forderungen zur Verhandlung zu bringen. Die kaiserlichen Gesandten aber wollten sich hierauf nicht einlassen, wollten den Herzog von Parma mit seinen Klagen an den Reichshofrath weisen, und stellten den vermittelnden Mächten die Alternative, entweder die Verhandlungen recht in Gang zu bringen, oder wenigstens das Ultimatum des Königs von Spanien mitzutheilen, damit der Congreß zu einem günstigen Ende gebracht oder aufgelöst werden könne. Die vermittelnden Mächte nahmen sich des Herzogs von Parma an. Sie erklärten seine Forderungen in der Quadrupelallianz gegründet und ihn berechtigt, seine Klagen am Congresse vorzubringen, deshalb könnten sie ihm ihre Unterstützung nicht versagen. Dem kaiserlichen Minister sprechen sie das Recht ab, zu entscheiden, ob der Herzog von Parma zur Quadrupelallianz gehöre; ferner irgend ein Recht auf Toscana und Parma, eher als der Erledigungsfall wirklich eingetreten; endlich gaben sie den Kaiserlichen schuld, unanständig geschrieben zu haben und die Verhandlungen des Congresses zu verzögern. Die kaiserlichen Gesandten legten gegen dies Alles eine förmliche Protestation ein, und der Kaiser verbot ihnen, über die Forderungen des Herzogs von Parma zu verhandeln, und befahl ihnen, alle Gegenstände, welche mit der Quadrupelallianz nicht in Verbindung, zurückzuweisen und das Ultimatum des spanischen Hofes durch die vermittelnden Mächte zu erlangen. Der Papst legte eine

Protestation gegen die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza ein. Die Verhandlungen schleppten sich mühselig fort, als der König von Spanien den Entschluß faßte, die vermittelnden Mächte zu beseitigen und sich dem Kaiser unmittelbar zu nähern. Philipp V. sandte deshalb einen geheimen Unterhändler unmittelbar nach Wien. Baron Ripperda, so hieß der geheime Agent, war aus Gröningen gebürtig, hatte im spanischen Successionskrieg den Holländern als Oberst gedient, und war bei dieser Gelegenheit dem Prinzen Eugen persönlich bekannt geworden; nach dem Frieden von Utrecht sandten ihn die Holländer als ihren Residenten nach Madrid, dort trat er zur katholischen Religion über, gewann die Gunst des damals allmächtigen Ministers und Cardinals Alberoni und wurde von ihm in wichtigen und geheimen Angelegenheiten verwendet. Der Cardinal aber begann sehr bald den hochaufstrebenden Mann zu scheuen und ließ Ripperda fallen. Aber nach des Cardinals Sturz erschien er wieder am Hofe, gewann Einfluß bei der königlichen Familie und blendete den König durch romantische Pläne und sanguinische Vorspiegelungen zur Verbesserung der Finanzen. Übrigens war Ripperda geldgierig und käuflich; obgleich in spanischen Diensten, bezog er eine Pension vom wiener Hofe.

Unter einem falschen Namen — er nannte sich Baron Pfaffenberg — kam Ripperda nach Wien und bezog eine bescheidene Wohnung in einer der Vorstädte. Lange Zeit über war er unter seinem wahren Namen nur dem Kaiser, dem Marquis Realp und dem Grafen Sinzendorf bekannt. Die beiden Letzteren verhandelten mit ihm; die Zusammenkünfte hatten nur bei Nacht statt und wurden so geheim gepflogen, daß die übrigen Minister des Kaisers lange Zeit keine Ahnung von Dem hatten, was um sie vorging. Der Kaiser nährte die geheime Absicht, die beiden bourbonischen Linien in ihren Interessen zu trennen, deshalb stellte er dem spanischen Unterhändler die Hoffnung in Aussicht, daß er die älteste seiner Töchter dem spanischen Infanten Don Carlos zur Gemahlin geben wolle, ferner den Heimfall der östreichischen Länder und bedeutender Länderbesitzungen in Italien. Es ist aber nicht

wahrscheinlich, daß der Kaiser die Absicht gehabt habe, die auch wirklich zu thun, denn so viele Mühe sich auch Baron Ripperda gab, war er doch nicht im Stande, hierüber eine schriftliche Zusicherung zu erhalten. Die ganze Unterhandlung hätte wahrscheinlich zu keinem Ende geführt, wenn nicht ein Ereigniß am französischen Hof eine andere Sachlage herbeigeführt hätte.

Ludwig XV., König von Frankreich, war mit einer spanischen Prinzessin verlobt, die junge Infantin wurde am französischen Hofe erzogen; als aber der Stifter dieser Verbindung, der Herzog von Orleans nämlich, mit Tod abging und der Herzog von Bourbon an das Staatsruder trat, änderten sich in dieser Beziehung die Gesinnungen des französischen Hofes. Der Herzog von Orleans hatte die Absicht gehabt, die Vermählung des Königs soweit als möglich hinauszuschieben, weil er im Falle des kinderlosen Todes des Königs Aussicht auf den französischen Thron hatte; deshalb war ihm ein Kind als Verlobte des Königs willkommen. Der Herzog von Bourbon aber wünschte baldmöglichst die Fortdauer der bourbonischen Linie zu sichern, darum war ihm ein Kind, als Braut des Königs nicht recht und deshalb sandte er die Infantin nach Spanien zurück und vermählte den König mit Maria Leszinska, Tochter des in Frankreich lebenden Titularkönigs von Polen, Stanislaus Leszinsky.

Der König von Spanien, hierüber mit Recht entrüstet, trug nun dem Baron Ripperda auf, die Verhandlungen mit dem Kaiser um jeden Preis zu Ende zu bringen. Bei dieser Gelegenheit kamen erst die Kaiserin und die Minister in Kenntniß der bisherigen Verhandlungen mit Baron Ripperda. Die Grundideen der Verhandlung sowol, als das Geheimhalten erweckten den Unwillen der Kaiserin und das Mißvergnügen der Minister, aber der Kaiser beschwichtigte die Kaiserin und setzte seinen Willen trotz der widerstrebenden Ansichten der Minister durch, und drei Verträge wurden mit
1725 Spanien abgeschlossen.

Im ersten Vertrag entsagte Karl VI. allen Ansprüchen auf Spanien, andererseits wurden des Kaisers Rechte auf die Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien von Philipp V.

anerkannt und der König von Spanien garantirte die pragmatische Sanction, die bei allen Verhandlungen des Kaisers vorzüglichstes Augenmerk war, auch versprachen die beiden Monarchen, die Auszeichnungen, die sie während des Krieges ihren betreffenden Unterthanen und Anhängern verliehen hatten, anzuerkennen.

Der zweite Tractat war ein Handelstractat: der König von Spanien bestätigte die vom Kaiser errichtete Handelsgesellschaft von Ostende, öffnete die spanischen Häfen den östreichischen Unterthanen und gewährte den Hansestädten dieselben Handelsfreiheiten, deren sich die Engländer und Holländer erfreuten.

Der dritte Tractat war ein Defensivbündniß: der Kaiser versprach seine Mitwirkung, um den Spaniern Gibraltar wieder zu verschaffen, zur Eroberung von Gibraltar durch die Gewalt der Waffen mitzuwirken und den Prätendenten auf den Thron von England zu erheben, wenn der König von England sich weigern sollte, diesen Übereinkünften beizutreten. Vorläufig wurde nur der erste dieser drei Tractate bekannt gemacht.

Ripperda kehrte frohlockend nach Madrid zurück und wurde zum ersten Minister ernannt, aber seine Herrlichkeit währte nicht lange. Er beleidigte alle Grossen des Reiches, verlor das Vertrauen der Königin, wurde nach vier Monaten seines Postens entsetzt, flüchtete sich in das Hotel des englischen Gesandten Stanhope, mit dem er schon einige Zeit in Verbindung stand, und theilte ihm die gesammten Verhandlungen Spaniens und des Kaisers mit. Der König von Spanien ließ ihn mit Gewalt aus seinem Asyl reissen und in Segovia festsetzen.

Nachdem die geheimen Verhandlungen zwischen Spanien und dem Kaiser bekannt gemacht worden waren, schien Krieg unvermeidlich.

Der König von England verbündete sich mit Frankreich und dem König von Preussen. Die Verbündeten garantirten sich alle Staaten, in deren Besitz sie waren, wie auch alle ihre Rechte, Freiheiten, Vortheile, besonders Handelsvortheile; für den Fall eines Angriffes sollte Frankreich und England jedes 12,000, der König von Preussen 5000 Mann stellen, sie

garantirten den westfälischen Frieden, jenen von Oliva zwischen Schweden und Polen; England und Preußen verpflichteten sich überdies, im Falle das deutsche Reich in Krieg käme mit Frankreich, kein Reichscontingent zu geben, oder sich wenigstens so zu verhalten, daß hiebei ihren gegenwärtigen Verpflichtungen doch genuggethan werde. — Die Allianz wurde zu Herrenhausen auf 15 Jahre geschlossen und heisst die hannoversche Allianz, weil sie im Hannoverschen war geschlossen worden, als sich der König von England daselbst befand. Später trat der Landgraf von Hessen-Kassel bei, der für 125,000 Pfund Sterling 12,000 Mann in Bereitschaft zu halten versprach. Zuletzt schlossen Schweden und Dänemark sich der hannoverschen Allianz an.

1725 3. Febr. 1726 12. März 1727 25. Mai 16. April

Um die Gunst Hollands bewarben sich sowol England und Frankreich einerseits, als anderseits der Kaiser und Spanien. Die Holländer schwankten lange unentschieden, sie hofften, der Kaiser werde sich bewogen finden, für ihr Bündniß die ostindische Compagnie aufzuopfern; da sich aber der Kaiser hiezu nicht verstehen wollte, traten auch sie dem hannoverschen Bündnisse bei. Es wurde ihnen Sicherheit ihrer Handelsgerechtsame in Ostindien, Ausschliessung der östreichischen Niederlande von demselben, schneller Schutz im Falle eines Angriffes zugesagt. Dafür verpflichteten sie sich 5000 Mann zu stellen, den westfälischen und den Frieden von Oliva zu garantiren, jedoch nur nach dem Stand des wirklichen Besitzes.

1726 9. Aug.

Die hannoversche Allianz schien auf dem Gipfel der Macht, aber es war in der Gesinnung eines bedeutenden Alliirten eine wesentliche Veränderung vorgegangen: der König von Preussen weigerte sich die Beitrittsacte der Holländer zu unterzeichnen; er könne nicht auf ihre Bedingungen eingehen, so sagte er. Die wahre Ursache aber war, daß er, durch den kaiserlichen Gesandten, Grafen Seckendorf, gewonnen, sich auf des Kaisers Seite neigte und mit ihm zu Wusterhausen einen Tractat schloß. Für den Kaiser erklärte sich auch Russland; es verpflichtete sich zur Garantie der pragmatischen Sanction und zur kriegerischen Hülfe mit 30,000 Mann. Der Kaiser suchte auch das deutsche Reich zum Bei-

1726 12. Oct.

tritte zu vermögen; weil aber dies wie gewöhnlich sehr langsam ging, ließ er durch den Reichshofrathspräsidenten, Grafen Wurmbrand, mit den einzelnen Kreisen unterhandeln, und die vormals associrten Kreise Östreich, Franken, Schwaben und die beiden Rheinkreise willigten allerdings in die Vermehrung der Kreismiliz auf drei Simpla. 1727 31. Mai

Schon war der kaiserliche Gesandte von London, der englische von Regensburg weggewiesen, schon dachte man den Ausbruch des Krieges unausweichlich, schon waren englische Flotten im baltischen, mittelländischen und im indischen Meere, schon belagerten die Spanier Gibraltar, schon wurden spanische Schiffe feindlich behandelt, schon rüsteten Holland, Frankreich und der Kaiser, als es dem Papst gelang das Ungewitter zu beschwören. Grimaldi, päpstlicher Nuntius zu Wien, brachte die Verhandlungen zuerst in Gang, seine Collegen zu Madrid und Paris unterstützten ihn, und so kamen Friedenspräliminarien zu Stande. Die Hauptpuncte waren: Waffenstillstand auf sieben Jahre, während welcher die ostindische Handelsgesellschaft keine Wirksamkeit ausüben wird; die Ausgleichung der Differenzen zwischen dem Kaiser und Hannover werden auf einen Generalcongreß verwiesen. Der Beitritt der Spanier wurde mit Bestimmtheit erwartet. — Die frohe Aussicht trübte sich jedoch bald, als Georg I. König von England starb. Der Kaiser und die Spanier glaubten, Georg II. werde bei der Thronbesteigung Hindernisse finden, sie glaubten, der Prätendent werde durch Frankreich unterstützt werden. — In dieser Voraussetzung wurde die Belagerung von Gibraltar fortgesetzt und die Handelsthätigkeit der Gesellschaft von Ostende nicht eingestellt; aber die Erwartungen des Kaisers und des spanischen Hofes wurden getäuscht: Georg II. trat ruhig die Regierung von England an und Frankreich unterstützte den Prätendenten nicht. — Als nun hierauf diese beiden Mächte zum Kriege gegen den Kaiser rüsteten, die Spanier der vereinten Macht Frankreichs und Englands nicht zu widerstehen vermochten, genehmigte der König von Spanien die erwähnten Friedenspräliminarien. Ein allgemeiner Congreß zu Soissons wurde eingeleitet. Der Congreß hatte kein Resultat; die Gesandten 1727 31. Mai 1727 31. Mai 1727 22. Juni 1728 März

unterhielten sich viel in Paris und arbeiteten wenig in Soissons. Das Hauptaugenmerk des Kaisers war, die Zustimmung der übrigen Mächte zur pragmatischen Sanction zu erlangen, darum erhob er verschiedene Schwierigkeiten, namentlich wegen der Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende, er hoffte, daß er, endlich nachgebend, dafür die Garantie der pragmatischen Sanction erlangen werde. — Die Lage des Kaisers war dadurch schwierig geworden, daß der spanische Hof in seine Aufrichtigkeit Mistrauen setzte. Um sich über die Gesinnungen des Kaisers Klarheit zu verschaffen, forderte der spanische Hof zweierlei: 1) daß die Plätze Livorno, Porto Ferrajo, Parma und Piacenza nicht von neutralen Truppen, sondern von Spaniern besetzt werden sollen; 2) eine kategorische Antwort auf die projectirte Vermählung einer Erzherzogin mit Don Carlos. Durch die ausweichende Antwort des Kaisers gereizt, vermochte die Königin von Spanien ihren Gemahl, mit Frankreich und England einen Separattractat einzugehen. Er wurde zu Sevilla geschlossen. Die Holländer traten einige Wochen später dem Tractat ebenfalls bei.

1729
9. Nov.
21. Nov.

Im Tractat von Sevilla wurde der utrechter Friedensschluß bestätigt, die contrahirenden Theile garantirten sich wechselseitig ihre Besitzungen in allen vier Welttheilen. Sie verpflichteten sich die Ansprüche des Infanten Don Carlos auf Parma und Piacenza zu unterstützen. Die Besetzung jener vier Plätze in Italien, die Spanien auf dem Congreß zu Soissons angesprochen hatte, wurde angenommen. Der König von Spanien widerrief die Handelsvortheile, die er im wiener Tractat den kaiserlichen Unterthanen zugestanden hatte, und sagte den Engländern und Holländern abermals ausschliesslich jene Handelsvortheile zu, die ihnen im Tractat zu Münster zugestanden waren. Endlich entsagte der König allen Ansprüchen auf Gibraltar und Minorca. — Als Kaiser Karl aufgefordert wurde, diesem Tractat auf der Stelle beizutreten, war er sowol über diese Zumuthung als über die Puncte des Tractats selbst im gleichen Grade aufgebracht. — In der ersten Aufwallung beschloß er allein mit all den Mächten zu kämpfen, die den Tractat von Sevilla unterzeichnet hatten. Er sah sich nach Verbündeten um, aber weder

Rußland, noch Preussen, noch die übrigen deutschen Reichsfürsten hatten Lust, an einem so bedenklichen Kriege Theil zu nehmen. Der Herzog von Savoyen schloß sich an die Gegner Karls an und die Engländer schlugen eine Landung in Sicilien vor. In dieser ungünstigen Lage näherte sich Kaiser Karl dem englischen Cabinet. Die kaiserlichen Minister stellten vor, daß Frankreich und Spanien sich ausgesöhnt und daß es nicht klug sei, wenn England dazu beitrage, die Macht der beiden Bourbonischen Häuser auf Kosten eines alten Allirten zu vergrössern. Die Engländer, die durch den Tractat von Sevilla bereits grosse Handelsvortheile erlangt hatten und denen die Handelsgesellschaft von Ostende ein Dorn im Auge war, kamen den Kaiserlichen freundlich entgegen, und so wurde ein Bündniß zwischen Östreich und Großbritannien geschlossen, welches unter dem Namen des zweiten wiener Tractats bekannt ist. Der Kaiser versprach die Handelsgesellschaft von Ostende aufzuheben und sich nicht zu widersetzen, wenn 6000 Spanier die mehrmals erwähnten Plätze in Italien besetzen würden. England hinwieder garantirte die pragmatische Sanction unter der Bedingung, daß die Erzherzogin, Erbin der östreichischen Monarchie, weder einen Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch einen andern solchen Prinzen ehelichen werde, der mächtig genug wäre, das Gleichgewicht von Europa zu stören. Diese Aussöhnung Englands und Östreichs war vorzugsweise durch die Geschicklichkeit des englischen Gesandten, Lord Waldegrave, herbeigeführt, der von seltener persönlicher Liebenswürdigkeit war. Der spanische Hof und die Holländer traten dem wiener Tractat ebenfalls bei, und so waren die Hauptschwierigkeiten ausgeglichen; nur in Italien blieb Stoff zu Reibungen zwischen Spanien und dem Kaiser.

Der Herzog von Parma, Anton Farnese, war gestorben, 1731
seine Witwe jedoch erklärte, sie sei gesegneten Leibes. Der 20. Jan.
Kaiser hatte alsobald Parma besetzt, als aber der wiener Tractat unterzeichnet war, erklärte er, Parma nur besetzt zu haben, um die Ruhe von Italien aufrecht zu erhalten, und daß er es dem Infanten Don Carlos übergeben würde, wenn die Herzogin-Witwe nicht gesegneten Leibes wäre, oder eine

Tochter zur Welt bringen sollte. Der spanische Hof aber war über die Zögerung ungehalten, die kaiserlicherseits in der Ausfertigung der Investitur von Toscana und Parma stattfand. Don Carlos wollte für majorenn erklärt werden, und forderte die Ausstellung der Investitur auf seinen Namen und nicht auf jenen seiner Vormünder. Andererseits war der Kaiser nicht mit Unrecht dadurch beunruhigt, daß Philipp V. nach Livorno 5500 Mann gesandt hatte, aber mit Kriegsbedarf für 20,000.

Während Frankreich diese Mißhelligkeiten nährte und England auszugleichen vergebens strebte, starb August II. König von Polen; hiedurch entstand ein neuer Krieg.

Ich habe schon zu wiederholten Malen gesagt, daß Kaiser Karls Hauptaugenmerk war, die pragmatische Sanction von allen Mächten anerkennen zu lassen. Der nun verstorbene König von Polen hatte seinerseits sich dessen geweigert, daher war ihm der Kaiser entgegen gewesen, als König August die polnische Krone in seinem Hause erblich machen wollte, auch war des Königs Vorhaben mißglückt, aber Karl hatte sehr Unrecht gehabt, den Absichten König Augusts entgegenzustehen, denn nur ein Erbkönig hätte allenfalls die Anarchie in Polen heben können, und wenn die Thronfolge in Polen geregelt gewesen wäre, hätte sich Karl nicht in einen eben so unglücklichen als kostspieligen Krieg verwickelt gesehen.

Um den erledigten polnischen Thron traten zwei Bewerber auf, der eine derselben, Stanislaus Leszinsky, aus einer mächtigen polnischen Familie stammend, war durch Karl XII., König von Schweden, zum König von Polen erhoben worden, als August II., durch schwedische Waffen gezwungen, das Königreich Polen aufgeben mußte. Als aber Karls XII. Glücksstern in der Schlacht von Pultawa unterging, setzte sich August wieder in den Besitz von Polen. Nach mancherlei Irrfahrten kam Stanislaus in den Elsaß und lebte dort in ziemlich beschränkten Umständen, bis Ludwig XV. Maria, des flüchtigen Königs Tochter, ehelichte. Von da an hielt Stanislaus glänzenden Hof und wurde als König behandelt. Jetzt trat er als Bewerber um die polnische Krone auf, Frankreich unterstützte seine Ansprüche.

Ihm gegenüber stand August von Sachsen. Zwei seiner Vorfahren hatten bereits die polnische Krone getragen. Um sich die Unterstützung des Kaisers zu verschaffen, zeigte sich August geneigt, der pragmatischen Sanction beizutreten. Sofort nahm der Kaiser für ihn Partei. Durch seine Vermittlung unterstützte ihn auch Russland. Der Kaiser erließ ein Manifest, in welchem er erklärte, daß er Denjenigen unterstützen werde, der sowol der polnischen Republik als auch den Nachbarstaaten als König angenehm sein würde; der Kaiser erwähnte zugleich, daß er sich mit der Kaiserin von Russland und dem König von Preussen verbunden habe, um die Unabhängigkeit von Polen aufrecht zu erhalten. Frankreich hinwieder erklärte, daß es die Garantie des Tractates von Oliva übernommen habe und somit nicht dulden könne, daß fremde Mächte bei der Wahl des Königs Einfluß ausüben. Der Kaiser antwortete durch ein heftiges Gegenmanifest und seine Truppen häuften sich in Schlesien an.

Der polnische Landtag, dessen Uneinigkeit sprichwörtlich geworden ist, blieb auch diesmal seinem Charakter treu. Ein Theil war für Stanislaus, der andere für August. Da erschien plötzlich Stanislaus in Warschau, von einigen Dienern begleitet; das Romantische seiner Reise, sein unerwartetes Auftreten riß die leidenschaftlichen Polen hin, unter allgemeinem Jubel wurde er zum König von Polen ausgerufen.

Indessen aber war eine russische Armee in Polen eingerückt; die Anhänger Augusts verliessen den Reichstag, bildeten einen andern Landtag und wählten den Kurfürsten von Sachsen, als August III. zum König von Polen. Stanislaus, zum Widerstand unfähig, zog sich nach Danzig zurück und Polen unterwarf sich beinahe ohne Kampf August III.

Obwol der Kaiser nicht einen einzigen Mann nach Polen abgesendet hatte, wurde er doch in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, theils wegen der Erklärungen, die er zur Zeit des Interregnums an den polnischen Reichstag erließ, theils weil er sich mit dem Kurfürsten von Sachsen verbündet hatte, endlich weil er offen gegen Stanislaus aufgetreten war.

Der Kaiser sah sich nach Verbündeten um, aber Eng-

land wollte sich in keinen Krieg einlassen; die Holländer, durch Frankreich gewonnen, verweigerten ihren Beitritt; der König von Preussen war dem König August persönlich abgeneigt und Russland mit dem Türken beschäftigt. Der Kaiser wandte seine Augen auf den König von Sardinien, aber während der Unterhandlungen wurden dem König durch Frankreich und Spanien die Eroberung des Herzogthums Mailand und der Oberbefehl über die vereinigte Armee in Italien angetragen.

Der König nahm diese Bedingungen an, hielt aber zugleich den Kaiser mit Versprechungen hin, dergestalt, daß dieser ihm noch zu seinen Kriegsrüstungen behülflich war. Graf Daun lieferte ihm aus Mailand Mund- und Kriegsvorrath. Als der König schlagfertig war, die Alliirten sich mit ihm vereinigt hatten, brach er plötzlich los; in drei Monaten hatte er ganz Oberitalien erobert, nur Mantua war noch im Besitz der Kaiserlichen.

Zu derselben Zeit, als der Krieg in Italien begann, rückten die Franzosen in Lothringen ein und besetzten Kehl. Eine
1733 Erklärung des Königs von Frankreich an den deutschen
29. Oct. Reichstag versicherte, daß er die Waffen nur gegen das Haus Östreich ergriffen habe, um den Kaiser zu hindern, daß das Haupt des deutschen Reiches nicht die Glieder desselben unterdrücke.

Der Winter that den Angriffen der Feinde Einhalt und gönnte dem Kaiser Zeit, sich zum Kampf besser zu rüsten. Sein erstes Bestreben war, das deutsche Reich zum Krieg gegen Frankreich zu vermögen; der Reichstag verhieß ihm wirklich 120,000 Mann und eine beträchtliche Geldunterstützung; aber wie weit war es von diesem Versprechen bis zur Erfüllung desselben! Vor der Hand war der Kaiser auf seine eigenen Mittel beschränkt und er bot Alles auf, nicht nur zum Widerstand, sondern auch zum Angriff.

Den Hauptschlag gedachte der Kaiser in Italien auszuführen; die meisten Streitkräfte wurden dorthin gesendet und
1734 der Oberbefehl dem Grafen Mercy vertraut; er war einer
Februar der kühnsten östreichischen Feldherren. Noch im Winter war Mercy bei der Armee angelangt, aber eine heftige Augenent-

zündung und eine darauf folgende theilweise Lähmung hielt ihn und dadurch auch die Armee durch drei Monate in Unthätigkeit. Endlich hergestellt, überfiel er die Franzosen und Mai
warf sie bis Parma zurück; Guastalla, Novellara, Mirandola und Reggio fielen den Kaiserlichen in die Hände; da erkrankte Mercy abermals. Während seiner Krankheit hatte ein unentschiedenes Gefecht bei Colorno statt. Wiederhergestellt, wollte er seine Rückkunft zum Heere durch eine glänzende Waffenthat bezeichnen. Die Franzosen standen bei Parma stark verschanzt; Graf Mercy ließ ihre Stellung stür- 29. Juni
men. In der Hitze des ersten glänzenden Angriffs wurde er durch eine Kugel getödtet. An seine Stelle trat der Prinz von Würtemberg, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, er selbst mußte verwundet das Schlachtfeld verlassen. Obschon nun die Östreicher bereits ihres zweiten Anführers beraubt waren, setzten sie den Kampf dennoch mit Hartnäckigkeit fort und warfen die Franzosen aus allen Verschanzungen heraus; aber ohne Anführer, unschlüssig, zogen sie sich den andern Tag nach Reggio zurück. Die Schlacht hatte 10 Stunden gedauert; ausser dem Feldherrn Grafen Mercy waren noch sieben kaiserliche Generale geblieben, der Verlust der Franzosen und Sardinier war ebenfalls bedeutend. Die Kaiserlichen zogen sich gegen Mantua zurück, die Feinde besetzten Modena, Carpi, Riviera und Reggio, aber den Verlust, den sie in der Schlacht bei Parma erlitten, und die Uneinigkeit zwischen den Franzosen und Sardiniern hinderten sie an grösseren Fortschritten. Endlich langte Graf Königseck im kaiserlichen Lager an, mit ihm bedeutende Verstärkungen. Juli
Der Graf übernahm den Oberbefehl; eine seiner ersten Waffenthaten war ein Überfall, den er gegen den Herzog von Broglie mit 10,000 Mann ausführte; der Streich gelang so vollkommen, daß der Herzog von Broglie selbst nur mit genauer Noth, im Hemd entfliehend, der Gefangenschaft entging. Die Allürten zogen sich gegen Guastalla zurück. Zwischen Guastalla und dem Po wurden sie von den Kaiserlichen angegriffen, die Schlacht währte acht Stunden, die Kaiserlichen 19. Sept.
aber waren nicht im Stande, die Allirten zum Weichen zu bringen; der Verlust beiderseits war bedeutend, die Allirten

hatten drei Generale verloren, die Kaiserlichen eben so viele, namentlich die Prinzen von Würtemberg und Sachsen-Gotha und den General Colmenero. — Ausser dem Entsatz von Mirandola geschah von Seite der Kaiserlichen nichts Bemerkens-
Januar werthes, obgleich sie bis tief in den Winter im Felde standen, was damals für ausserordentlich galt. Die Alliirten litten viel durch Krankheiten, endlich bezogen beide Heere Winterquartiere.

Während dies sich zutrug, hatte sich Don Carlos für majorenn erklärt, die Verwaltung von Parma und Piacenza angetreten und ein spanisches Heer, welches Graf Montemar unter dem Prinzen befehligte, sammelte sich in Toscana, durchzog den Kirchenstaat und griff das Königreich Neapel an; zugleich bedrohte eine spanische Flotte die neapolitanische Küste. Die beiden östreichischen Generale Traun und Caraffa waren über die Art der Vertheidigung verschiedener Meinung: Caraffa schlug vor, alle östreichischen Kräfte zu versammeln und eine Hauptschlacht zu liefern; Traun hingegen wollte auf der Defensive bleiben bis zur Ankunft von 20,000 Östreichern, die als Verstärkung erwartet wurden. Es wird behauptet, daß diese widersprechenden Ansichten in widersprechenden höheren Befehlen ihren Grund hatten: Caraffa soll vom Kaiser, Traun vom Hofkriegsrath Verhaltungsbefehle erhalten haben[1]). — Unglücklicherweise erlangte Trauns Ansicht die Oberhand; die Folge war, daß die Östreicher im Detail aufgerieben wur-
1734 den und Neapel in die Hände der Spanier fiel, welches Don
10. Mai Carlos als Karl III., König von Neapel, in Besitz nahm. Wenige Tage nachher hatte bei Bitonto ein harter Kampf zwischen den Spaniern und 9000 Östreichern zum Nachtheil der Letztern statt, sie liessen 2500 Mann auf der Wahlstatt und der letzte Rest der östreichischen Streitkräfte im Neapolitanischen war so gut wie vernichtet[2]). — Bald darauf ergab
6. Aug. sich Gaeta. — Capua, welches Graf Traun selbst vertheidigte, musste nach tapferer Gegenwehr auch übergeben werden, und
24. Nov. so war ganz Neapel in der Gewalt Spaniens. Graf Mon-

1) So sagt Muratori und nach ihm Coxe.

2) Der Graf von Montemar erhielt für diese Schlacht den Titel: „Herzog von Bitonto."

temar war der Eroberung so sicher, daß er noch dasselbe Jahr nach Sicilien übersetzte und im nächstfolgenden die ganze Insel 1735
bis auf wenige Städte eroberte.

In Deutschland ging es nicht viel besser. Der Kaiser hatte sich zur Vertheidigung des Rheins vorzugsweise auf das Reichscontingent verlassen, aber statt der versprochenen 120,000 Mann fand der Herzog von Bevern, der diese imposante Masse befehligen sollte, nur 12,000. Dieses Corps, mit den wenigen kaiserlichen Truppen vereinigt, war nicht im Stande, die Franzosen aufzuhalten. Der Marschall Berwick überschritt den Rhein, umging die Linien von Ellingen und April
drängte die Kaiserlichen bis Heilbronn zurück. — Der Herzog von Würtemberg, der bishin das Heer geleitet hatte, übergab hier dem Prinzen Eugen den Oberbefehl. Der greise Held fand nur 25,000 Mann; nach und nach vermehrte sich die Armee durch die Reichscontingente bis auf 60,000 Mann, mehrere deutsche Fürsten waren im Lager versammelt, um unter dem weltberühmten Feldherrn den Krieg zu studiren; unter ihnen der Kronprinz von Preussen, später als König Friedrich II. genannt. Die Morgenröthe seines Kriegsruhms begann aufzugehen in der Abendröthe von Eugens Heldenmuth.

Eugen konnte die Eroberung von Philippsburg nicht hin- 1734
dern, Baron Wittgenau hatte sich tapfer vertheidigt, Marschall 18. Juli
Berwick war durch eine Kanonenkugel getödtet worden; aber da die Festung nicht entsetzt werden konnte, musste sie sich zuletzt ergeben.

Die Lage des Prinzen Eugen wurde dadurch noch schwieriger, daß der Herzog von Bevern ihn dem Kaiser als seines Alters wegen unfähig schilderte, der sich durch verdienst- und kenntnissloſe Menschen lenken lasse und die kaiserliche Armee in schmählicher Unthätigkeit halte; und der Kaiser sandte wirklich einen Agenten ab, um die Handlungen des Prinzen zu überwachen[1]). So schmerzhaft dies dem Prinzen auch sein musste, ließ er sich doch nicht verleiten, aus der Defensive herauszutreten und das Schicksal der Monarchie auf den Ausgang einer Schlacht zu setzen; er hoffte sich so lange

1) Mr. Robinson to Lord Harrington, September 4, 1734.

zu vertheidigen, bis es ihm gelungen sein würde, die Seemächte, und namentlich England, zur Unterstützung des Kaisers zu bewegen.

Eugen ließ sich deshalb in einen Briefwechsel mit dem General Dittmar ein, welcher das Vertrauen des Königs von England, Georg III., besaß. Dittmar legte die Briefe dem König vor, dieser fühlte das Gewicht der Gründe, die Eugen anführte, aber der Minister Walpole wollte den Frieden, und seine Meinung siegte. Als dieser Weg misglückt war, ließ der Kaiser durch seinen Gesandten, Grafen Kinsky dem londoner Cabinet erklären, daß er, von England nicht unterstützt, gezwungen sein würde, seine zweite Tochter dem Infanten Don Carlos zur Gemahlin zu geben. Hierauf erwiderte das englische Cabinet: daß es in der gegenwärtigen Lage der Dinge, ohne Ungerechtigkeit, gegen diese Verbindung nichts einwenden könne. Das englische Cabinet wusste zu wohl, daß diese Verbindung nicht in des Kaisers Absichten lag. Der Kaiser fasste nun die Idee, an die englische Nation gegen die beiden Walpole zu appelliren und deshalb die Verhandlungen drucken zu lassen. Als er aber erfuhr, daß dieser Gedanke den englischen Minister nicht schrecke, gab er ihn wieder auf und suchte den Minister auf einem andern Weg zu stürzen; deshalb sandte er einen Geistlichen, Namens Strickland, der ein geborner Engländer war, nach London. Strickland wurde vom König und der Königin gnädig aufgenommen, aber am Ende diente Alles, was er unternahm, nur dazu, die Macht Walpole's zu verstärken. Strickland wurde zurückgeschickt, und die Königin von England schrieb der Kaiserin, daß England sich in keinen Krieg einlassen werde.

Die Seemächte hatten während dessen dem Kaiser schon einigemal ihre Vermittlung angetragen, aber fruchtlos; jetzt nahm er sie an. Der Vorschlag enthielt folgende Hauptpuncte: Stanislaus soll dem Thron von Polen entsagen, aber den Königstitel und die freie Verfügung über seine Güter in Polen behalten, Don Carlos wird als König beider Sicilien vom Kaiser anerkannt, der König von Sardinien erhält Tortona, Novara und Vigevano, dem Kaiser werden die eroberten Provinzen zurückgegeben, er wird augenblicklich

in den Besitz von Parma und Piacenza gesetzt, erhält die Anwartschaft auf das Herzogthum Toscana, mit Ausnahme von Livorno, welches zur Republik umgemodelt werden soll; Frankreich und Sardinien garantiren die pragmatische Sanction.

Diese Vorschläge waren weder dem Kaiser, noch dem König von Spanien, noch dem Herzog von Savoyen recht. Dem Kaiser nicht, weil er hätte verlieren sollen; dem spanischen Hofe nicht, weil derselbe der Familie Parma-Piacenza und Toscana erhalten wollte; dem savoyschen Hofe nicht, weil er die Vernichtung der östreichischen Macht in Italien fürchtete, wodurch er in die Abhängigkeit von Spanien und Frankreich hätte gerathen müssen. Es reifte daher in ihm der Entschluß, sich von seinen bisherigen Alliirten zu trennen und sich dem Kaiser anzuschliessen; ja, er ging so weit, dem englischen Hofe zu erklären, daß er bereit wäre, seine Truppen mit den kaiserlichen zu vereinigen, wenn die Seemächte am Kriege theilnehmen wollten, und wenn in Italien eine hinreichende Macht aufgestellt würde, um ihn gegen Frankreich und Spaniens Unwillen zu schützen.

Hiezu war einige Aussicht vorhanden, denn zwischen Frankreich und England war eben wegen der Friedenspräliminarien einige Spannung eingetreten; auch im Norden schienen sich die Verhältnisse günstig für den Kaiser zu gestalten: der König Stanislaus hatte Polen räumen müssen, und so vermochte August III. sein Contingent als Kurfürst von Sachsen zum Kriege zu stellen, und die russische Kaiserin sandte ein Hülfscorps an den Rhein. Der König von Dänemark endlich schloß einen Subsidientractat mit England ab und schien bereit, sich gegen Frankreich zu erklären. Am andern Ende Europas war Portugal mit Spanien in Streit gerathen, weil der portugiesische Gesandte in Spanien beleidigt worden war[1]), und Portugal forderte, in Folge der bestehenden Verträge, den Kaiser und den König von England zur Hülfe auf.

1) Die Leute des portugiesischen Gesandten, Don Cabral de Belmonte hatten in Madrid einen Verbrecher aus den Händen der Justiz befreit und waren deshalb gefänglich eingezogen worden, dafür ließ man in Lissabon mehrere Diener des spanischen Gesandten verhaften.

Die Lage der Dinge schien sich also für den Kaiser günstig zu gestalten; aber alle seine Hoffnungen scheiterten an der Theilnahmlosigkeit der Holländer; sie erklärten, daß weder der Verlust des Kaisers in Italien, noch selbst ein Angriff auf seine Erbstaaten sie vermögen könne, zu den Waffen zu greifen, so lange nicht Holland selbst angegriffen sein werde.

In Folge dessen erklärte der englische Hof dem kaiserlichen, daß der Kaiser vor der Hand auf die Unterstützung Englands nicht rechnen dürfe. Der englische Hof gab dabei folgende Gründe an: Im wiener Tractat sind die Seemächte gemeinschaftliche Verpflichtungen eingegangen, England hat also keineswegs die Pflicht, diese Verbindlichkeiten einseitig zu erfüllen; die Furcht, daß sich die Seemächte Frankreich in die Arme werfen, die Kosten eines Krieges, die geringe Aussicht zum günstigen Erfolg, endlich und vor Allem die Gefahr, sehr vortheilhafte Handelsverbindungen zu verlieren. Der englische Minister schloß mit dem Rath, der kaiserliche Hof möge mit einem seiner Gegner Separatverhandlungen einleiten, der englische Hof sei bereit, hiebei die Vermittlung zu übernehmen. Holland würde hiezu ebenfalls bereitwillig seine Hände bieten.

Als Robinson, der englische Gesandte am wiener Hofe, dies dem Kaiser eröffnete, waren er und die Minister eben so überrascht als empört. Graf Sinzendorf rief voll Verzweiflung aus: „Was für einen entsetzlichen Beschluß haben Sie gefasst! ein zum Tode Verurtheilter ist nicht beklagenswerther als der Kaiser. Wenn ich der Kaiser wäre, würde ich Amsterdam in einen Schutthaufen verwandeln und den Flammen preisgeben. Eine Separatverhandlung kann nicht stattfinden [1])."

1735 Indessen hatte der Feldzug begonnen; Prinz Eugen hatte dem Kaiser erklärt, daß ohne die Mitwirkung der Seemächte kein günstiger Erfolg zu erwarten stehe, er wollte den Armeebefehl nicht mehr übernehmen, „denn" — so sagte er — „wenn ich mich in die Lage versetze, in der ich im verflossenen Jahre

1) Mr. Robinson, Dispatches to Lord Harrington, Juli 7, 1735. Granthan, Papers. Bei Coxe.

gewesen, würden jene Menschen, die nur nach dem Scheine urtheilen, glauben, daß mein Alter mich hindert, meinen Kriegsruf zu erhalten[1])." Die Anhänglichkeit des Fürsten an das Erzhaus vermochte ihn endlich, seinen Ruhm auf das Spiel zu setzen. Er war allerdings nur noch der Schatten früherer Grösse, aber dennoch gelang es ihm mit 30,000 Mann die drei Mal so starke französische Armee im Schach zu halten. Wie die Araber in Spanien vor den Waffen des todten Cid flohen, hielt der Name des Prinzen die Feinde in Furcht. — Minder glücklich als Prinz Eugen, der den Kaiser in Deutschland doch vor auffallendem Unglück bewahrte, waren die kaiserlichen Feldherren in Italien. In Sicilien fielen die letzten Städte, die noch kaiserlich waren, in die Hände der Spanier, und Don Carlos ließ sich als König beider Sicilien krönen. Graf Königsegg, unfähig der combinirten französisch-sardinischen Armee zu widerstehen, zog sich in die Schluchten von Tirol zurück; der spanische General Montemar eroberte Mirandola, und Mantua, der einzige Platz, den die Kaiserlichen noch inne hatten, wurde blokirt.

Die schwierige Lage des Kaisers wurde noch durch die Verschiedenheit der Meinungen vermehrt, die sich in des Kaisers Rath und in seiner nächsten Umgebung entwickelten. In der Abwesenheit des Prinzen Eugen und des Grafen Königsegg hatten die spanischen Rathgeber die Oberhand gewonnen, sie fürchteten entbehrlich zu werden, wenn der Kaiser seine Besitzungen in Italien verlöre, sie drangen also in ihn, sich mit Spanien zu vergleichen und seine älteste Tochter, Maria Theresia, dem Infanten Don Carlos zu vermählen, ja, wenn es Noth thäte, beide Erzherzoginnen mit spanischen Prinzen zu verbinden. Dagegen setzte sich aber die Erzherzogin Maria Theresia selbst, die eine heftige Leidenschaft für den Herzog Franz von Lothringen gefasst hatte; sie wurde hiebei von der Kaiserin, ihrer Mutter, unterstützt; dies Alles wirkte dergestalt auf den Kaiser, daß er bedenklich erkrankte. — Endlich entschloß er sich mit Frankreich unmittelbar in Verhandlung zu treten. Er mistraute aber dem Minister der

1) Mr. Robinson, Dispatches. Bei Coxe.

auswärtigen Angelegenheiten in Paris, Chauvelin, sowie der in Frankreich damals allmächtige Minister, Cardinal Fleury — Minister-Präsident wie man jetzt sagt — kein Vertrauen in das östreichische Ministerium setzte. Da nun in dieser Beziehung die Hauptparteien Einer Ansicht waren, wurde hinter dem Rücken der beiden Ministerien eine geheime Verhandlung eingeleitet. Der einzige kaiserliche Minister Sinzendorf wusste darum. Der Weg der geheimen Unterhandlung war folgender: Ein Herr von Nierodt besorgte in Paris die Geschäfte des Grafen Friedrich Alexander von Neuwied. Als Nierodt mit dem Cardinal in diesen Angelegenheiten sprach, ergriff Fleury die Gelegenheit, ihm (Nierodt) einen geheimen Auftrag an den Kaiser zu geben. Graf Neuwied und Nierodt begaben sich nun alsobald nach Wien, wo sie günstig aufgenommen wurden. Sinzendorf dictirte dem Grafen Neuwied ein Billet an Fleury, unterschrieb es aber nicht, weil ihm Neuwied keine Unterschrift des Cardinals vorzuweisen vermochte. Neuwied rieth also dem Cardinal, baldmöglichst einen Unterhändler nach Wien zu schicken, den er aufs beste unterstützen werde. Fleury ging darauf ein und sandte einen Herrn La Baune, der sich heimlich über die Grenze schlich und, meist Nachts reisend, nach Wien kam. Der Cardinal war nicht ganz überzeugt, daß der wiener Hof ins Ernst Frieden wolle; aber die Unterhandlungen gingen so rasch, daß ihm bald alle Zweifel schwanden. Der östreichische Hof war so erschöpft, daß er Frieden schliessen musste. Der Cardinal fand aber, oder gab vor, daß er ohne seine Alliirten nicht Frieden schliessen könne; aber auch diese Bedenklichkeit schwand, als der Kaiser nicht nur Neigung spüren liess, mit Spanien und Sardinien separirt zu unterhandeln, sondern auch den Cardinal überzeugte, daß dieselbe Neigung bei Spanien und Sardinien vorwalte. Dies wirkte, und so geschah es, daß, während die Seemächte sich noch immer mit
1735 Ausgleichungsprojecten herumtrugen, der Friede plötzlich in
3. Oct. Wien verkündet wurde. Mit wenigen Abweichungen kam der Friedensschluß unter jenen Bedingungen zu Stande, die schon früher von den Seemächten waren vorgeschlagen worden, nur willigte der Kaiser überdies in die unmittelbare Abtretung des

Herzogthums Bar an Frankreich und in jene von Lothringen, wenn der Herzog im Besitz von Toscana sein würde. Während der Friedensverhandlungen hatten die Franzosen und Sardinier die Belagerung von Mantua nicht beginnen mögen, weil sie die Festung nicht wollten in die Hände der Spanier gerathen lassen; die sardinischen Truppen stellten alle Feindseligkeiten ein, und später kam zwischen Sardinien und dem Kaiser der Waffenstillstand auch schriftlich zu Stande. Die Spanier wollten diesem Beispiele nicht folgen, sie waren aber zu schwach, um allein den Kaiserlichen widerstehen zu können. Graf Königsegg brach aus Tirol vor und warf die Spanier nach Toscana zurück, Montemar war nun seinerseits in Besorgniß wegen Neapel und Sicilien, und schloß daher mit Königsegg einen provisorischen Waffenstillstand, der später von dem madrider Hofe genehmigt wurde.

So war der Krieg factisch geendet, aber es währte noch lange, bis die streitenden Mächte sich über die Friedensbedingungen vereinigten. Ein Haupthinderniß waren die Verhältnisse der contrahirenden Mächte in Italien. Die Königin von Spanien wollte Parma und Toscana nicht aufgeben, der König von Sardinien wünschte größeres Ländergebiet zu gewinnen und der Kaiser wollte in Italien so wenig verlieren als möglich. Ferner drangen die Franzosen darauf, daß ihnen Lothringen nicht erst nach dem Tode des jetzigen Herzogs von Toscana, sondern auf der Stelle übergeben werde, hiezu aber wollte sich der Herzog Franz von Lothringen nicht verstehen; endlich ließ er sich durch den Kaiser bewegen, Lothringen den Franzosen zu überlassen, wofür sich diese verpflichteten, ihm jährlich 3,500,000 Livres zu zahlen, bis er in den Besitz von Toscana gelangen würde. Zwei Jahre verflossen, bis die Friedensschlüsse zu Stande kamen [1]). Durch diese Tractate waren die Verhältnisse der streitenden Mächte folgendermaßen regulirt: König Stanislaus Lesczinsky behielt den Königstitel und erhielt die Herzogthümer Bar und Lothringen, nach seinem Tode sollten sie an Frankreich fallen;

1) Der Friede mit Frankreich wurde unterzeichnet am 8. November 1738, der König von Sardinien trat bei am 5. Februar 1739, die Königin von Spanien und Neapel am 21. April desselben Jahres.

der Herzog Franz von Lothringen trat in den Besitz von Toscana[1]). Don Carlos wurde als König von Neapel und Sicilien anerkannt, der König von Sardinien bekam die Provinzen Novara und Tortona, die Herrschaft St. Fedele, Torre de Forti, Gravedo und Campo Maggiore; der Kaiser erhielt Parma und Piacenza; Frankreich und Sardinien garantirten die pragmatische Sanction[2]).

Mit dem Verluste von Neapel und Sicilien, mit einer bedeutenden Schuldenlast hatte der Kaiser den unfruchtbaren Ruhm erkauft, den Polen einen König gegeben zu haben. Alle Vortheile der Quadrupelallianz waren geopfert und die kaiserliche Macht bedeutend erschüttert.

Neunundsiebzigstes Capitel.

Weiterer Verfall der Monarchie bis zum Tode Karls VI. 1736—1740.

Maria Theresia's Vermählung. Eugens Tod. Charakteristik. Verhandlungen mit der Pforte. Afrikanische Raubstaaten. Schachbender. Gesandtschaften. Friedliche Gesinnungen der Pforte. Josef Rákóczy. Die Renegaten Ibrahim und Bonneval. Die Türken wünschen den Frieden in Europa zu erhalten. Die Russen beginnen Krieg mit den Türken. Östreichische Friedensvermittlung. Erster unglücklicher Feldzug unter Seckendorf. Zweiter unglücklicher Feldzug unter Königsegg. Stimmung der Armee und in Wien. Dritter unglücklicher Feldzug unter Wallis.

1) Der Großherzog, mit dem das Geschlecht der Medicis erlosch, war am 29. Juli 1737 gestorben.

2) Ich bin in dem vorliegenden Capitel größtentheils Coxe gefolgt, der in seiner Geschichte des Hauses Östreich diese Regierung mit besonderem Fleisse ausgearbeitet hat. Die Berufung auf englische Depeschen, die in diesem Capitel einige Male vorkommt, ist ebenfalls nach Coxe. Nur was über Karls VI. und Fleury's geheime Friedensverhandlungen gesagt ist, beruht auf Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. I Bd. 1. Zeitraum, 1. Abschnitt, 3. Capitel, §. 3. Schlosser hat französische handschriftliche Quellen benutzt.

Schlacht bei Krotzka. Belgrader Friede. Türkischer Botschafter in Wien. Kaiserlicher Botschafter in Konstantinopel. Grenzstreitigkeiten. Tod Karls VI.

Der einzige Trost Kaiser Karls nach dem unglücklichen Kriege mit Frankreich, der einzige Ersatz für das verlorne Neapel und Sicilien war, daß die pragmatische Sanction von den meisten europäischen Mächten anerkannt war; aber eben in Folge der pragmatischen Sanction tauchte nun die weitere Frage auf: Wen Maria Theresia heirathen, wer ihr Gemahl werden soll? Ganz Europa war bei dieser Frage interessirt. Ich habe schon gesagt, daß der spanische Hof sich eine Weile mit der Aussicht schmeichelte, die Hand Maria Theresia's für den Infanten Don Carlos zu gewinnen; ja, daß sogar eine Verbindung der beiden Erzherzoginnen, Töchter Karls VI., mit zwei spanischen Infanten in Antrag war. Andrerseits war England, wie ich ebenfalls schon erzählt habe, der pragmatischen Sanction nur unter der Bedingung beigetreten, daß die Prinzessin weder einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch überhaupt einem solchen Prinzen ihre Hand reichen würde, dessen Macht hinreichend groß wäre, durch seine Verbindung mit dieser Prinzessin das europäische Gleichgewicht zu stören. Der Kaiser war hierauf eingegangen, und so war der Kreis jener Fürsten, unter denen Maria Theresia wählen konnte, beschränkt. Da trat plötzlich ein Bewerber auf, an den Niemand gedacht hatte: es war der Kurfürst von Baiern, Karl, der für seinen achtjährigen Sohn um die Hand der 18jährigen Maria Theresia anhalten ließ. Wenn es überhaupt ein wunderbarer Gedanke ist, wenn ein Mann eine um zehn Jahre ältere Frau heirathet, so ist es doch noch sonderbarer, wenn man der Frau zumuthet, zehn Jahre zu warten, um dann einen zehn Jahre jüngern Mann zu nehmen; aber das Sonderbarste war, diese Zumuthung, in den damaligen Verhältnissen, dem kaiserlichen Hof zu stellen. Eine Hauptgarantie der pragmatischen Sanction lag eben in der Vermählung der Thronerbin; die künftige Thronerbin musste bei Lebzeiten ihres Vaters vermählt werden; man konnte die pragmatische Sanction, das Loos der ganzen öst-

reichischen Monarchie nicht auf das Leben einer einzelnen unvermählten Prinzessin basiren. Die Völker selbst sehen ihre Ruhe, ihre Sicherheit, ihr Wohl durch eine Dynastie gesicherter, als durch eine Person, und ein Herrschergeschlecht wird durch den auswärtigen Feind schwerer vom Thron verdrängt, als eine einzelne, isolirt stehende Person. Dies Alles musste den kaiserlichen Hof bestimmen, das Ansinnen des Kurfürsten von Baiern abzulehnen. Abgesehen von diesen politischen Rücksichten, war bei dieser Frage die Persönlichkeit der Erzherzogin Maria Theresia gegen eine so spät hinausgerückte Verbindung; sie war 18jährig, lebhaft, geistreich, charaktervest, eines der schönsten, vielleicht das schönste Mädchen in der Monarchie, und sie liebte! Der Gegenstand ihrer zärtlichen Neigung war der Herzog Franz von Lothringen, einer der schönsten Männer, die es gab; des Nachts träumte sie von ihm, des Tags sprach sie mit ihren Hofdamen nur von ihm[1]). Wie hätte sie diese Neigung aufgeben sollen, um zehn Jahre auf ein heranwachsendes Kind zu warten? Franz von Lothringen war der Enkel Leopolds von Lothringen und der Erzherzogin Eleonora, Schwester Kaiser Karls VI., und der Sohn Karls von Lothringen, jenes Helden, der Wien entsetzt und Ofen erobert hatte. Franz von Lothringen war am kaiserlichen Hofe erzogen worden. Karl VI. betrachtete ihn von Kindheit an als ein Glied der kaiserlichen Familie. Die Kaiserin Elisabeth begünstigte die Neigung ihrer Tochter, und
1736 kurz nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwi-
12. Febr. schen dem Kaiser und Frankreich hatte die Vermählung statt, und so waren die beiden Häuser Habsburg und Lothringen, die wahrscheinlich einem Stamme entsprossen waren[2]), nur wieder miteinander verbunden. Kurzsichtige Politiker haben freilich gefunden, daß diese Verbindung der östreichischen Monarchie keine materiellen Vortheile gebracht hat, und wenn man das Wohl der Völker nur nach dem Zuwachs von Ter-

1) Mr. Robinson to Lord Harrington, Juli 5, 1735, bei Coxe Geschichte des Hauses Östreich, 91. Cap. in einer Anmerkung.

2) Etiko von Lothringen wird mit Wahrscheinlichkeit als Stammvater der Häuser Habsburg, Lothringen, Baden und Kyburg angenommen. Mit historischer Gewissheit lässt sich aber dies nicht beweisen.

drathmeilen berechnet, ist dies allerdings wahr; aber man muß zuerst erwägen, daß unter den damaligen Verhältnissen eine Heirath, die grosses Ländergebiet gebracht hätte, unmöglich war. England hatte — wie schon gesagt — seine Zustimmung zur pragmatischen Sanction nur unter der Bedingung gegeben, daß Maria Theresia keinen Bourbon wähle, und überhaupt keine Ehe eingehe, durch welche das europäische Gleichgewicht gestört werden könne. Wenn man nun die Bourbons nicht in Betracht zieht, was waren denn für Fürsten übrig, durch deren Verbindung dem Hause Östreich überwiegende, materielle Vortheile zugewachsen wären? In Deutschland gab es nur drei solcher Fürstenhäuser: Baiern, Sachsen, Brandenburg. Aber der Prinz von Baiern war um zehn Jahre jünger als Maria Theresia, Sachsen hatte keinen Prinzen, dessen Alter für Maria Theresia gepaßt hätte, und Brandenburg war protestantisch [1]). Hätte Deutschland eine solche Gebietsvergrösserung ruhig hingenommen? Wäre bei dem damals grossen Einfluß Frankreichs auf Deutschland nicht augenblicklich Krieg entstanden, wenn Östreich Baiern oder Sachsen mit dem Complex der Monarchie vereinigt hätte? Dasselbe gilt von Savoyen; ohne Krieg hätte Frankreich das Haus Östreich nie in Italien als Nachbar geduldet. Und wenn dies Alles nicht wäre, so ist das häusliche Glück der Herrscher eine unberechenbare moralische Wohlthat für ihre Völker, und wenn es je eine glückliche Ehe gegeben hat, so war es die Maria Theresia's mit Franz von Lothringen.

Prinz Eugen hatte die Freude, die Vermählung Maria Theresiens zu erleben. Er hatte diese Verbindung sehnlichst gewünscht. Bald nachher starb er. Prinz Eugen ist der grösste Held, den das Haus Östreich aufzuweisen hat, einer jener sieben Feldherren, deren Feldzüge studirt zu haben Napoleon bekannt hat [2]). Hier ist es am Ort, sein Leben gedrängt

1) In Östreich ging die Sage, Friedrich II. habe als Kronprinz Maria Theresia heirathen wollen, sei aber von ihr abgewiesen worden, und habe als König, um sich zu rächen, sie mit Krieg überzogen. Daran ist kein Wort wahr. Weder der kaiserliche noch der preussische Hof hatten je diesen Gedanken gehabt.

2) Memoiren des Las Cases aus St. Helena. Die sieben Feld-

zu überblicken. Eugen war aus der Seitenlinie Savoyen-Carignan des königlichen Hauses von Sardinien entsprossen. Sein Vater war Eugen Moritz, französischer Generallieutenant, Gouverneur der Champagne, Generaloberst der sämmtlichen Schweizerregimenter; die Mutter, Olympia Mancini, Nichte des Cardinal Mazarini. Sie war Ludwigs XIV. erste Liebe gewesen; seine Leidenschaft war so groß, daß der Cardinal befürchtete, Ludwig wolle Olympia ehelichen. Er entfernte sie also vom Hof; als sie abreiste, brach Ludwig in Thränen aus, da sprach die stolze Italienerin: Sie weinen
1673 und sind König![1]) Der Cardinal vermählte sie bald. Als
7. Juli ihr Gatte starb, war sie Mutter von zwei Töchtern und fünf
1663 Söhnen, deren jüngster, Prinz Eugen, vor zehn Jahren das
18. Oct. Licht der Welt erblickt hatte. Sie lebte vom Hof entfernt in einer Art Verweisung, entweder weil die spätern Geliebten Ludwigs XIV. ihre Anwesenheit fürchteten, oder weil Ludwig das hochfahrende Gemüth scheute, oder weil sie selbst zu stolz war, dort untergeordnet zu erscheinen, wo sie sich im Geist als Königin gesehen hatte. Ihre Kinder, und namentlich Eugen, fühlten an der Behandlung, die ihnen bei Hof widerfuhr, daß Ludwigs Liebe ganz anderen Empfindungen Platz gemacht hatte. Eugen war schwächlich und deshalb hatte ihn schon sein Vater dem geistlichen Stand bestimmt. Aber in ihm regten sich ganz andere Wünsche; seine Neigung war der Krieg, sein Lieblingsbuch das Leben Alexanders des Grossen von Curtius, seine eifrigsten Studien die Kriegswissenschaften. Er war still, bescheiden, zurückgezogen. Die Franzosen erkannten das Kleinod nicht; bei Hof hieß er nur der kleine Abbé von Savoyen. Er war über neunzehn Jahre alt, als er um ein erledigtes Dragonerregiment bat. Es wurde ihm mit Hohn abgeschlagen; man meinte, der Krieg sei wol nicht für ihn. Erzürnt sprach er: So will ich denn nicht anders als mit dem Degen in der Faust, als Feind den Boden Frankreichs betreten; mir ist nicht bang um einen andern Herrn, sorgt nur ihr, Denjenigen zu finden, der eines

herren sind Alexander der Grosse, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen, Friedrich II.

1) Vous pleurez et vous êtes Roi!

mir gegenüber stehen wird. Er verließ Paris mit dem Prin- 1683
zen Conti und einigen Franzosen, um im kaiserlichen Heere Februar
Dienste zu nehmen, wo schon sein älterer Bruder, Julius, diente. Unterwegs ereilte sie ein Bote mit der Weisung, zurückzukehren; die Übrigen gehorchten, Eugen aber antwortete: ich habe mich von Frankreich losgerissen, und setzte seine Reise fort. In Wien nahm ihn Kaiser Leopold wohlwollend auf und sandte ihn zur Armee unter Karl von Lothringen. Der Türkenkrieg begann. Die Heldenthaten des Prinzen, vom Entsatz Wiens angefangen bis an sein Ende, sind in der vorliegenden Geschichte schon erzählt. Der Ruhm, den er sich in Ungern und Italien erwarb, ließ es Ludwig bereuen, den kleinen Abbé abgewiesen zu haben, er ließ ihm den Antrag stellen, zurückzukehren, er bot ihm das Gouvernement der 1696
Champagne, den Marschallsstab, eine grosse Pension. Eugen erwiderte: Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Östreich gegen Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers, das ist wol eben so viel als ein französischer Marschall. Ich bedarf keiner Pensionen, sondern nur der Gelegenheit, mich im Dienste meines Monarchen hervorzuthun." Eugen hatte den Franzosen ewigen Haß geschworen, und es war ein sehr glücklicher Moment seines Lebens, als er, neun Jahre nachdem er Frankreich verlassen, auf dem Boden des angefeindeten Landes 1692
stehend, zu seinem Freund Commercy sagen konnte: „Hier bin ich nun mit dem Degen in der Faust auf Frankreichs Boden. Ich habe mein Gelübde gelöst, wie ein Mann und Fürst."

Von dem Augenblicke an, als er zum ersten Mal als selbständiger Feldherr die Schlacht von Zenta schlug, bis zur 1697
Schlacht von Belgrad, die den passarovitzer Frieden herbeiführte, bewährte er sich in Glück und Unglück als einer der grössten Feldherrn aller Zeiten. Die Feldzüge gegen die Franzosen, die er, schon siebzigjährig, wider Willen unternahm, erhöhten seinen Kriegsruhm nicht; er war schon physisch erschöpft, aber es muß bemerkt werden, daß er den unglücklichen Ausgang des Krieges vorausgesagt hatte, daß er das Commando niederlegen wollte und es nur auf das dringende Bitten des Kaisers für den zweiten Feldzug übernahm. Er setzte — dies muß dankend anerkannt werden — mit Be-

wusstsein den alten Kriegsruhm auf das Spiel, um das Haus Österreich nicht in noch grössere Gefahr zu stürzen. In verschiedenen Gefechten dreizehn Mal verwundet, hatte er sein Blut für das Haus Österreich vergossen; jetzt wagte er, was mehr ist, seinen Ruhm.

Als Politiker war er eben so groß, wie im Feld. Die Unterhandlungen mit dem Herzog von Savoyen, der Friede von Baden, der glorreiche Friede von Passarowitz sind lebende Denkmale seiner politischen Weisheit. Er wusste die Verhältnisse gehörig zu würdigen; so entschlossen er auch, nach des Königs von Spanien Tod, dem Kaiser Leopold rieth, den spanischen Successionskrieg zu beginnen, so standhaft widerrieth er den letzten Krieg mit Frankreich. Der Erfolg rechtfertigte in beiden Fällen seine Ansichten. Nur einen Missgriff beging er, als er nicht darauf drang, Ludwigs XIV. damalige Friedensanträge im Lauf des spanischen Erbfolgekrieges anzunehmen; der Wunsch, den alten Feind ganz in den Staub zu treten, siegte über die Klugheit. Die pragmatische Sanction lag ihm sehr am Herzen, aber er wollte sie nicht durch Verträge, sondern durch eine starke, wohlorganisirte Armee gesichert. Daß Karl VI. diesen Rath nicht befolgte, sondern aus schlecht verstandener Sparsamkeit nach dem passarowitzer Frieden das Heer beträchtlich verminderte, hatte noch in Eugens Zeit den unglücklichen Ausgang des französischen Krieges, nach Eugens Tode den belgrader Frieden und später Maria Theresia's Drangsale im österreichischen Successionskrieg herbeigeführt.

Das Verhältniß, in dem er zu den drei Monarchen lebte, 53 Jahre stand, bezeichnete er, indem er sagte: „Leopold war mein Vater, Josef mein Bruder, Karl mein Herr."

Seine Untergebenen liebten ihn, die Armee, die er als Hofkriegsrathspräsident reorganisirte und im Felde zum Sieg führte, betete ihn an. Er belohnte das Verdienst und hatte keine Günstlinge. Nur in den letzten Jahren gewann der Beamter des Hofkriegsraths, Namens Weber, durch die Gräfin Batthyányi — Beide waren bestechlich — einigen Einfluss auf seine Entschlüsse [1]). Der große Feldherr und Politiker

1) Siehe das 76. Capitel des vorliegenden Werkes.

war auch den Künsten und Wissenschaften freund. Seine Bibliothek, an 15,000 Bände stark, war höchst gewählt, ihr Vorstand war eine Zeit über der Dichter Baptist Rousseau. Diese sowol, als die Handschriften und die Kupferstichsammlung (letztere von Mariette angelegt) sind jetzt der k. k. Hofbibliothek einverleibt. Er besaß auch eine Münzen- und Antikensammlung. Das Belvedere, die Paläste in der Himmelpfort- und Schenkenstrasse in Wien, zu Schloßhof und Siebenbrunn in Ungern zeugen für seinen Sinn und Geschmack. Er kannte den Neid nicht; mit dem grossen Feldherrn Marlborough lebte er in der gröſsten Eintracht und blieb sein Freund bis an den Tod. Marlborough schreibt von ihm: „Es ist in der Natur des Prinzen, Alles sorgsam zu überlegen und sich selbst Hindernisse in den Weg zu legen; ist er aber entschlossen, so führt er das Beschlossene kräftig aus.“ In diesen Worten liegt der Schlüssel zu Eugens Thaten. Prachtliebend war er nicht. Er trug sich nur bei grossen öffentlichen Gelegenheiten prächtig, sonst einfach, meist einen braunen Rock mit Messingknöpfen. Von Gestalt war er klein, mager, schwächlichen Aussehens. Die Hautfarbe dunkel, die Nase lang, die schwarzen Augen lebhaft, scharf, immer bewegt; der Ausdruck des Gesichtes geistreich. Im Umgang herzlich, offen, scherzhaft.

Jeder Arme war sein Freund, er unterstützte den Noth- 1736
leidenden fürstlich. Er war 73 Jahre, als ihn eine leichte April
Krankheit überfiel, er genas bald, gab am Tage vor seinem Tode noch eine Tafel, brachte den Abend im gewohnten Zirkel bei der Gräfin Batthyányi zu, sprach aber beinahe nichts und holte mühsam Athem. Er legte sich, ohne zu Nacht zu essen, zu Bette. Morgens um 8 Uhr fand ihn der Kammer- 21. April
diener todt. Er wurde begraben, wie die Erzherzoge bestattet werden; er ruht im Dom zu St. Stefan [1]).

Bald nach Eugens Tod begann der Krieg mit der Türkei. Es müssen also hier die Verhältnisse des östreichischen

1) Eugens militairische Correspondenz, herausgegeben von Heller, Wien 1848, ist in diesem Werke wiederholt citirt. Die vor einiger Zeit erschienenen politischen Schriften Eugens sind unecht; siehe hierüber die Vorrede des vorliegenden Bandes.

Hofes und der Türkei vom passarovitzer Frieden an, bis zum Ausbruch des neuen Krieges nachgeholt werden.

Wie nach jedem Frieden ward auch nach dem von Passarovitz ein Großbotschafter von Wien nach Konstantinopel, und einer von Konstantinopel nach Wien gesendet. Der türkische brachte sieben mal sieben Geschenke, von grössarem Werth als je früher ein Großbotschafter gebracht hatte. Die Verhandlungen des Großbotschafters verdienen keine Erwähnung, aber der kaiserliche Hof sah sich veranlasst, gegen ihn zu Konstantinopel Klage zu erheben, weil er sich dem bisher gebräuchlichen Ceremoniel bei der Präsentation nicht fügen wollte. Sein Aufenthalt zu Wien kostete dem kaiserlichen Hof 300,000 Gulden, denn das Gefolge des Türken war ungeheuer: 763 Diener aller Art, 645 Pferde, 100 Maulthiere, 180 Kamele. Der Großbotschafter erhielt auch täglich 150 Thaler auf die Hand. Der kaiserliche Großbotschafter, Damian Hugo Graf Wirmont, hielt in Konstantinopel einen eben so feierlichen Einzug als der türkische in Wien, er brachte ebenfalls sehr kostbare Geschenke, sein Gefolge war ebenfalls prächtig und zahlreich, und sein achtmonatlicher Aufenthalt zu Konstantinopel verursachte der Pforte die Auslage von 200,000 Thalern; also gerade so viel als der wiener Hof für den türkischen Großbotschafter aufwenden musste. Der Unterschied lag nur darin, daß Wirmont an der hohen Pforte viel mehr auswirkte, als der türkische Großbotschafter in Wien.

In der Türkei hielten sich noch ungrische Rebellen auf; Wirmont ermittelte ihre Entfernung von der ungrischen Grenze. Batthyányi und Forgács waren schon auf der asiatischen Küste; Berrsényi und Csáki wurden von Chocim, Esterházi aus der Moldau nach Demür-Hissar ins Elend verwiesen; Rákóczy nach Rodosto in Asien gebracht. Ferner erwirkte Wirmont Fermane zu Gunsten der Geistlichen in Jerusalem, der Trinitarier, zu Gunsten der Befreiung der Gefangenen und zur Wiederherstellung der Rechte der Katholiken in Chios. Zur Beförderung des Handels mit Persien durch die osmanischen Staaten, dessen im passarovitzer Frieden Erwähnung geschah, erwirkte Wirmont die Absendung eines türkischen Botschafters

nach Persien, und ebenso erlangte er Schreiben des Großvezirs an die Woiwoden der Moldau und Walachei zur Begünstigung des Handels deutscher Kaufleute mit Pottasche. Nachdem die beiden Großbotschafter zurückgekehrt waren, wollte die Pforte, in Folge des passarovitzer Friedens, in Wien einen Geschäftsträger als Schachbender, das ist: Herr des Stapelplatzes und des Waarenpasses, anstellen. Dies war der östreichischen Regierung sehr ungelegen; sie wollte keinen Türken als Beobachter in Wien, und sieben Jahre gelang es auch, denselben von Wien fern zu halten, bis endlich doch Omer Aga als Schachbender in Wien angenommen wurde. Es geschah, weil der Kaiser damals der Gefälligkeit des türkischen Hofes bedurfte, um die Differenzen auszugleichen, die zwischen Wien und den afrikanischen Raubstaaten obschwebten. Es war so gekommen: Ein, der Handelsgesellschaft von Ostende gehöriges, mit Kaffee beladenes Schiff war von einem algierer Kaper aufgebracht und die Rückerstattung oder Vergütung verweigert worden. Weil man nun zur Ausgleichung der Pforte bedurfte, bewies man sich in Bezug auf den Schachbender nachgiebig; dafür schritt die Pforte ernstlich ein. Vier Kriegsschiffe liefen aus, um eine Übereinkunft zwischen dem kaiserlichen Hof und den Raubstaaten zuwege zu bringen. Von Seite des kaiserlichen Hofes befand sich auf dem Geschwader John Shonamille Esq. und der Dolmetsch Nikolaus Theyls. Mit Algier hatten die Unterhandlungen keinen Erfolg; alle Bemühungen des türkischen Geschäftsträgers Ismael waren fruchtlos; glücklicher ging es mit Tripolis und Tunis; Ismael vermittelte eine Übereinkunft, kraft welcher die östreichischen Schiffe vor Seeräuberei, östreichische Unterthanen vor Sklaverei sicher waren, und man verstand unter östreichischen Schiffen und Unterthanen jene der Niederlande, wie von Sicilien, Neapel, Florenz, Fiume und Triest. Die Folge dieser Übereinkunft war, daß kaiserliche Consuln in den Raubstaaten angestellt wurden und die Wiener das vordem nie gesehene Schauspiel erlebten, einen Gesandten von Tunis und Tripolis in Wien einziehen zu sehen. Aber bald beschwerten sich die Raubstaaten, daß sie vom kaiserlichen Hofe keine Geschenke erhalten, wie von den andern Mächten; da

wurden ihnen ein für alle Mal 5000 Gulden bewilligt. Prinz Eugen war aber damit gar nicht einverstanden; er rieth dem Kaiser, statt der Geschenke lieber eine Flotte auszurüsten und mit dieser Neapel und Sicilien vor Räuberei zu schützen.

Als Sultan Mohamed den Thron bestieg, erschien ein Gesandter in Wien, um dies dem kaiserlichen Hof mitzutheilen; die Gesandtschaft wäre kaum zu erwähnen, ohne ein litterarisches Curiosum. Unter den Geschenken, die der türkische Gesandte brachte, befanden sich die Bücher, welche in den drei letzten Jahren die türkische Staatsdruckerei herausgegeben hatte. Von Seiten des kaiserlichen Hofes wurde dieses Geschenk durch Meninsky's Wörterbuch erwidert. Dies ist das erste und letzte Mal, daß eine türkische Gesandtschaft Bücher verschenkte, oder geschenkt erhielt. Weil der türkische Gesandte den Rang eines zweiten Defterdars gehabt hatte, wurde auch der kaiserliche Resident Talmann zum Internuntius befördert, und es ist als besondere Auszeichnung aufbewahrt worden, daß sich der Sultan herabließ, als ihm Talmann eine Angelegenheit italienisch vortrug, selbe mit wenigen Worten zu beantworten. Auch hatten endlich Talmanns Bemühungen den Erfolg, daß der Schachbender wieder von Wien abgerufen wurde. Die Ursache hiezu lag sowol in den Klagen des Schachbender gegen den kaiserlichen Hof, als in denen des kaiserlichen Hofes gegen den Schachbender. Ersterer beschwerte sich, daß der kaiserliche Präsident Dirling — Talmanns Vorgänger — seine Briefe geöffnet und deren Inhalt dem russischen Geschäftsträger Neplujeff mitgetheilt habe; der kaiserliche Hof hinwieder klagte, daß Omer Aga — so hieß der Schachbender — ein Schreiben aufgefangen habe, welches der aus Ägypten flüchtige Mameluckc, Bey Tscherkes an den kaiserlichen Hof, um Hülfe suchend, gerichtet hatte. Tscherkes war nämlich von Ägypten nach Tripolis geflohen, war mit einem empfehlenden Schreiben des Dey nach Tunis gekommen und hatte von dort nach Wien geschrieben. Die friedliebende Pforte rief die Ursache des Streites, den Schachbender Omer Aga zurück. Aber auch sonst beurkundete die Pforte friedliche Gesinnungen, denn sie gab den Einflüsterungen der ungrischen Rebellen, die sie zum Krieg gegen Ös-

reich aufreizten, kein Gehör. Rákóczy, Ladislaus Esterhazy, David Kisfaludi, Andreas Porok oder Pörök mühten sich vergebens ab und konnten um so weniger Erfolg haben, weil der kaiserliche Resident, durch den baierschen Renegaten Mustafa und Rákóczy's Beichtvater, den Jesuiten Kasod, von allen ihren Schritten unterrichtet war. Ein neuer Beweis der friedliebenden Gesinnung der Pforte war auch, daß sie den Bemühungen des französischen Gesandten, Villeneuve, der durchaus den Krieg mit Östreich hervorrufen wollte, kein Gehör gab, und den Bevollmächtigten Stanislaus Leszcynskys — er hieß Stadnicky — keine Audienz gewährte, wie sehr sich auch Villeneuve abmühte, ihm diese zu verschaffen. Der Großvezier sprach seine friedliebenden Gesinnungen ganz klar aus, als er dem kaiserlichen Residenten erklärte, daß er sein eigenes Werk, den passarowitzer Frieden, nicht zerstören wolle! — Indessen war der alte Fürst Rákóczy gestorben. Sein Sohn Josef war heimlich aus Wien nach Frankreich entwichen, war dort zum Herzog von Makowitz ernannt worden, auf die Nachricht von der Erkrankung seines Vaters nach der Türkei geeilt, hatte aber diesen nicht mehr am Leben gefunden. Die Pforte, die dem Hause Östreich keine Ursache zur Misstimmung geben wollte, verwies Josef Rákóczy von Konstantinopel nach Rodosto. Von dort betrieb er seine Angelegenheiten durch den ungrischen Renegaten Ibrahim, der in Konstantinopel die erste Druckerei gegründet. Bald nach Rákóczy erschien noch eine Brandfackel des Krieges in Konstantinopel, der französische Renegat Bonneval, der, zum General der Bombardiere ernannt, immer Krieg gegen Östreich anschürte. Gegen die Umtriebe dieser drei Männer wurde die östreichische Regierung dadurch geschützt, daß sie nicht Hand in Hand gingen. Rákóczy verlangte den Titel als Fürst von Siebenbürgen, den ihm Bonneval verweigerte, deshalb wollte Rákóczy mit diesem nichts zu thun haben, und Rákóczy's und Bonnevals vereinzelte Bemühungen wurden auch dadurch paralysirt, daß Rákóczy's Stallmeister, Illoswy, und Bonnevals Secretair, Bon, jedes mündliche, oder schriftliche Anbringen ihrer Gebieter bei der Pforte alsobald dem kaiserlichen Residenten mittheilten; auf-

serdem wurde von kaiserlicher Seite mit Geld gewirkt. Bonneval hatte den Plan entworfen, daß ein türkisches Heer zum Schein nach Belgrad marschiren, ein anderes aber nach Bosnien rücken und in Steyermark einfallen solle; aber 1000 Ducaten, welche Talmann zweckmässig vertheilte, hinderten die Ausführung dieses Planes.

Aus dem Gesagten ergibt sich hinreichend, daß die Türken keinen Anlaß zu gegründeter Klage dem kaiserlichen Hof gegeben hatten, und in dem Augenblick als dieser, in dem unglücklichen Krieg mit Frankreich, Neapel und Sicilien verloren hatte, lag den Türken Alles daran, in Europa Ruhe zu haben, denn die hohe Pforte war eben damals mit Persien in Krieg verwickelt und führte diesen Krieg siegreich. Jede Bewegung in Europa hätte die Osmanen von ihrer Siegesbahn abbringen müssen. Den Russen aber waren eben die Fortschritte der Türken gegen Persien ein Dorn im Auge, und ohne alle Ursache eröffneten sie die Feindseligkeiten gegen die Osmanen und der östreichische Hof ließ sich später verleiten, an dem Krieg theilzunehmen.

Nachdem die Russen ohne Kriegserklärung Assow genommen hatten, also der russisch-türkische Krieg unvermeidlich war, übergab der Großvezier dem kaiserlichen Internuntius ein Schreiben an den Hofkriegsrathspräsidenten, Grafen Königsegg, worin die Schuld des Krieges — mit Recht — den Russen zugeschrieben wurde; zugleich erließ der Großvezier — von den Gesandten der beiden Mächte hiezu aufgefordert — ein gemässigtes Schreiben an den König von England und an die Generalstaaten, welches sowol die Stelle der Kriegserklärung an Russland vertrat, als auch die Verwendung der beiden Mächte zur Herstellung des Friedens in Anspruch nahm. Die beiden Botschafter der erwähnten Mächte, Fawkenen von England und Calcoen von Holland, schrieben zugleich vermittelnd an Russland; aber die Antwort war eine
1736 Kriegserklärung an die Türken. Der Großvezier zog im
26. Juli Feld. Kaum einen Monat war er ausgezogen, als ihm der kaiserliche Internuntius anzeigte, daß er zur Vermittlung Vollmacht erhalten habe. Später hatte Talmann seine Ernennung zum ausserordentlichen, zur Vermittlung ermächtig-

ten, Botschafter erhalten; aber die Verhandlungen konnten 17. Sept.
nicht beginnen, weder war ein russischer Bevollmächtigter
erschienen, noch verlautete etwas von der englischen und holländischen Vermittlung, derer die kaiserliche Vollmacht erwähnte.

Mit Anfang des nächsten Jahres traf Talmann im tür- 1737
kischen Lager ein und übergab ein Schreiben des Grafen Januar
Königsegg, worin die Beschwerden Russlands, Östreichs Bündniß mit demselben und endlich die Nothwendigkeit angeführt wurde, noch während des Winters den Frieden herzustellen.

Der Großvezier erklärte sich bereit, aus Freundschaft für den kaiserlichen Hof, Vermittlung anzunehmen. Der Kiajabeg, der mit Talmann unterhandelte, erklärte diesem geradezu, der Pforte sei Alles gelegen an der Erhaltung der Freundschaft mit Östreich, dergestalt, daß, wenn Östreich in Folge des Bündnisses mit Russland Truppen in die Türkei einmarschiren liesse, dies von Seite der Pforte noch nicht als Kriegserklärung werde betrachtet werden. Übrigens sei die Pforte bereit, den carlowitzer Frieden mit Russland zu erneuern, doch müsste Assow zurückgegeben werden. Talmann hatte hierüber keine Befehle, musste also wegen Assows Räumung neue Weisung einholen. Hierauf liefen von Königsegg zwei Antworten ein, worin gesagt wurde, daß Östreichs Interesse von dem seines Verbündeten nicht getrennt werden könne, daß es von nun an als Russlands Verbündeter auftrete und daß Russland Assow nicht zurückgeben werde. Diese Sprache rührte daher, daß Östreich indessen mit Russland eine Convention geschlossen und sich zum Krieg gegen die 1737
Türken verpflichtet hatte. Ein drittes Schreiben Königseggs 9. Jan.
bestimmte den 1. Mai als letzten Termin zum friedlichen Einverständniß. Talmann, richtiger sehend als das wiener Cabinet, hatte den Muth, das Schreiben nicht zu übergeben; er sagte dem Großvezier bloß, daß er wol ein Schreiben Königseggs erhalten habe, daß es aber zufällig auf seinem Schreibtisch verbrannt sei, er habe also um das Duplicat geschrieben. Der kaiserliche Hof hatte aber diese Note bereits den übrigen europäischen Mächten mitgetheilt, und so erhielt Talmann für diese Eigenmächtigkeit einen scharfen Verweis.

Die Zeit, die von dem kaiserlichen Hof zur friedlichen Ausgleichung anberaumt war, hatte schon ihr Ende erreicht, als die Gesandten der Seemächte von Konstantinopel aufbrachen und sich zum Großvezier verfügten. Die Sachlage war schwierig, denn Talmann begehrte jetzt die Schleifung Widdins, Ersatz der Kriegskosten und andere Grenzen. Es wurde hinzugesetzt, nachdem die Pforte den letzten Termin zur friedlichen Ausgleichung habe vorübergehen lassen, sei es dem kaiserlichen Hof nicht mehr möglich, die Hülfe zu verweigern, die der Verbündete anspreche; indessen sei Russland sowol, als Östreich bereit, auch während des Krieges auf billige Bedingnisse zu unterhandeln. An dies Letztere hielten sich die Seemächte und schlugen einen Congreß vor, der, nach vielen Umständlichkeiten, endlich zu Niemirow zu Stande kam und von dem später die Rede sein wird.

Indessen hatte Östreich den Krieg begonnen. Es war ein ungerechter Eroberungskrieg, drei unglückliche Feldzüge und der schmähliche Friede von Belgrad die Strafe dafür. Östreich begann den Krieg in der Hoffnung, durch Eroberungen in der Türkei den Verlust von Neapel und Sicilien zu ersetzen, oder wenigstens irgend einen Länderstrich zu erobern und dann auf dem Grund des gegenwärtigen Besitzstandes Frieden zu schliessen. Die beiden letzten siegreichen Kriege gegen die Türken hatten das östreichische Cabinet dergestalt verblendet, daß es an die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges gar nicht dachte. Es begann den Krieg mit erschöpften Finanzen, mit einer durch den letzten französischen unglücklichen Krieg eingeschüchterten Armee. In dieser Lage hätte nur ein ausgezeichneter Feldherr dem Krieg eine günstige Wendung geben können; aber wer war würdig, Eugens Nachfolger zu werden? Die Wahl des Kaisers fiel auf Seckendorf.

Er hatte unter Eugen mit Auszeichnung gedient, war am preussischen Hof lange kaiserlicher Gesandter gewesen; durch ein Gemisch von Feinheit und Derbheit im Benehmen hatte er den wunderlichen König von Preussen Friedrich I. immer in Freundschaft für Östreich erhalten. Als der türkisch-östreichische Krieg auszubrechen drohte, hatte sich Secken-

dorf bereits von den Geschäften zurückgezogen und gedachte fortan in Ruhe auf dem Landgut seiner Väter zu Meuselwitz im Sächsischen zu leben. Da erhielt er ein kaiserliches Schreiben, welches ihn nach Wien berief. War es Absicht von Seiten des Hofkriegsraths, oder Zufall, daß Seckendorf das kaiserliche Schreiben erst zwei Monate nach der Ausfertigung erhielt? Als Seckendorf sich dem Kaiser und der Kaiserin vorstellte, trachteten beide ihn zum Übertritt zur katholischen Religion zu vermögen. Die Kaiserin sagte wie im Scherz: „Hört, Seckendorf! der Kaiser hat gesagt, Ihr sollt katholisch werden; ich aber habe gesagt, Ihr werdet es nicht;“ worauf Seckendorf antwortete: „Weil Ew. Majestät es so gesagt haben, so will ich nicht gegen Ihren Willen handeln.“ Dem Kaiser, der ihn geradezu zum Übertritt aufforderte, erwiderte er: „Wie könnte ich Ew. Majestät getreu sein, wenn ich Gott ungetreu wäre?“ Damit war diese Angelegenheit abgethan. Nun begannen die Kriegsberathungen. Seckendorf war der Meinung, nur ein Hülfsheer von 30,000 Mann zu stellen, nach dem Wortlaut des Tractates, was, wie schon gesagt, von den Türken nicht als Friedensbruch betrachtet worden wäre, aber das östreichische Cabinet hatte sich schon zu weit mit Rußland eingelassen. Seckendorf bereiste nun die ungrische Grenze; es war Alles im furchtbarsten Zustand, Casernirung, Kriegsbedarf, Mundvorrath, Alles von der erbärmlichsten Beschaffenheit, sodaß der rückkehrende Seckendorf das Commando nicht übernehmen wollte, und dies um so mehr, weil er die Feindschaft des Hofkriegsraths und der Katholischen scheute. Nur als ihm Karl versicherte, daß er — Seckendorf — sich auf ihn — den Kaiser — verlassen, und sich unmittelbar an ihn wenden möge und Seckendorf in seine Arme schloß, willigte er ein. Der Kaiser gab ihm eine eigenhändige Anweisung, wie er sich dem Herzog von Lothringen gegenüber, der als Freiwilliger zur Armee ging, zu benehmen, selben in das Kriegswesen einzuführen und darauf zu sehen habe, daß derselbe seine Person aus lobwürdiger Ruhmbegier keiner Gefahr aussetze; daß Seckendorf den Generalen und Officieren einschärfen solle, daß der Kaiser keine Factionen dulden wolle, weil gegen den Erbfeind der Chri-

Juli 1736 Septbr.

sten jeder, ohne Unterschied der Herkunft, gleichen Antrieb haben müsse, was auf Reibungen unter den Officieren wegen der Geburt deutet. Seckendorf ging zum Heere; der unheilvolle Krieg begann.

Die östreichische Armee bestand aus 249 Schwadronen Reiterei, 90 Bataillonen Fußvolk, 80 Compagnien Grenadiere, 50,000 Mann unregelmässiger Milizen. Mit drei Armeecorps griffen die Östreicher in der Walachei, in Serbien, in Bosnien an. Wallis musste in die Walachei einrücken, der Prinz von Hildburghausen war beauftragt, Bosnien zu erobern; aber der Hauptschlag sollte in Serbien ausgeführt werden durch den Herzog von Lothringen und Seckendorf. Unter diesen Beiden befehligten Philippi und Khevenhüller als Feldmarschälle, Wurmbrand und Schmettau als Feldzeugmeister. Der Letztere, ein Protestant, war durch Philippi und Khevenhüller zum Nachtheil des Dienstes übersprungen worden, denn er war sicher einer der geschicktesten Generale im Heere. Die Anführer waren unter sich uneinig, das Heer selbst zersplittert, schlecht ausgerüstet, die Vorräthe unzureichend. Dem Ganzen fehlte ein leitender, ordnender Geist, dem Körper fehlte die Seele — der Feldherr. Der
1737 Anfang des Feldzuges, der an demselben Tage an drei Orten
12. Juli begann, war günstig; Seckendorf eroberte Nissa und Usitschа. Die Klementiner erhoben sich in Waffen gegen die Türken, aber bald wendete sich das Kriegsglück. Die Klementiner wurden größtentheils zusammengehauen, nur ein geringer Theil rettete sich zu den Kaiserlichen, und während Seckendorf Usitschа belagerte und eroberte, fiel Nissa durch die Feigheit oder Dummheit des Befehlshabers Doxat wieder in die Hände der Türken. In Bosnien hatten die kaiserlichen Waffen auch keinen Erfolg, denn der Prinz von Hildburghausen und der Ban von Kroatien, Graf Esterházy, waren nicht in gutem Einverständniß. Das Wichtigste war das Unternehmen der Kaiserlichen gegen Banyaluka. Die Besatzung zog der kaiserlichen Vorhut entgegen, die letztere wurde geschlagen; in der Hitze des Gefechts trafen der General Müffling und Kalikiaja der Bosnier zusammen, sie kämpften Beide, erhielten Todeswunden und lagen nebeneinander.

Da frug noch Müffling den Kiaja: „Iſt die Beſatzung der Feſtung ſtark?“ Der Kiaja antwortete: „Ungläubiger, was geht Dich und mich die Feſtung mehr an? Fahre zur Hölle!“ Aber trotzdem, daß die kaiſerliche Vorhut geworfen war, rückte die kaiſerliche Hauptmacht doch zur Belagerung von Banyaluka vor. Die Stadt wurde hart bedrängt, aber die Türken nahten zum Entſatz; die Kaiſerlichen wurden geſchlagen. Zwölf Kanonen, das ganze Lager, großer Mund- und Waffenvorrath fielen den Türken in die Hände. In der Walachei waren die Kaiſerlichen bis nach Bukareſt vorgedrungen, ſahen ſich aber ſchnell über die Alt zurückgeworfen. Kurz, überall waren die erſten Schritte günſtig, der Schluß des Feldzugs nachtheilig. Die Türken dachten ſchon im nächſten Feldzug in Ungern einzubrechen und beriefen den jungen Joſef Rákóczy als Fürſten von Siebenbürgen und Haupt von Ungern ins Lager. Rákóczy muſſte ſich jedoch verpflichten, 1738
für Siebenbürgen 40,000 Piaſter, nicht als Kopfſteuer, ſon- 25. Jan.
dern als freiwilliges Geſchenk zu zahlen.

Während des Feldzugs hatte der Congreß in Niemirow zur Friedensverhandlung ſtatt. Die Ruſſen und Öſtreicher hielten ſich des ſiegreichen Erfolges ihrer Waffen ſo gewiß, daß ſie ſehr hohe Friedensbedingungen ſtellten. Die Ruſſen forderten erſtens die Aufhebung aller mit der Pforte beſtehenden Verträge gegen Errichtung eines neuen; zweitens die Abtretung der Krim und Kubans ſammt allen Tartaren; drittens die Anerkennung der Walachei und Moldau als unabhängige Fürſtenthümer unter ruſſiſchem Schutz; viertens den Kaiſertitel; fünftens die freie Schiffahrt durch das ſchwarze Meer, durch den Bosporus, den Hellespont in das mittelländiſche Meer. Dieſe Forderungen waren nicht nur den Oſmanen, ſondern auch den Öſtreichern überraſchend. Die Letzteren begehrten die Erweiterung der Grenzen der Moldau und Walachei bis an die Dumboviza, in Serbien bis an den Lom, mit Einſchluß Widdins. Dies war wieder den Ruſſen zu viel; ſie proteſtirten gegen die Ausdehnung der öſtreichiſchen Grenzen von der Alt bis zur Dumboviza. Endlich erklärten die Öſtreicher als Ultimatum, daß der kaiſerliche Hof etwas von ſeinem Beſitzſtand in der Moldau und Walachei

aufgeben wolle, dafür aber zur Abrundung der Grenzen in Bosnien Bihacz und Novi in Anspruch nehme. Die Antwort der Türken war eine in der osmanischen Diplomatie unerhörte; sie beriefen sich nämlich auf das Evangelium und den Hugo Grotius. Sie sagten: Die Massregeln der Höfe gründen sich entweder blos auf die Religionsgesetze, oder auf das Vernunftgesetz, oder auf beide; euer Verfahren ist aber sowol den Grundsätzen des Evangeliums, als denen des Grotius zuwider. Über die russischen und östreichischen Forderungen wurde noch viel hin- und hergeredet; da aber kein Theil nachgeben wollte, ging der Congreß auseinander. Die hohe Pforte unterrichtete die christlichen Mächte durch ein Rundschreiben von der Erfolglosigkeit des Congresses und forderte die französische Regierung zur Friedensvermittelung auf. Der französische Minister, Cardinal Fleury, nahm die angebotene Vermittelung mit Vergnügen an, um so mehr, da auch der kaiserliche Hof hierauf einging.

Mit der französischen Vermittelung beginnt ein neues Stadium in den Verhandlungen, die, anfangs ungünstig verlaufend, mit Umsicht und geschickter Benutzung der Umstände und Personen von französischer Seite geführt, zuletzt zu dem Östreich nachtheiligen Frieden von Belgrad führte. Der Vorschlag des französischen Gesandten am osmanischen Hof, Villeneuve, lief auf Folgendes hinaus: Assow bleibt im Besitz Russlands; Oczakow und Kilburun werden der Pforte zurückgestellt; der Friede von Passarovitz ist die Grundlage des zu schliessenden; was noch zu regeln, wird in einem Congreß bestimmt. Diese Bedingungen hielten die Türken nicht für annehmbar. Das Haupthinderniß aber war, daß der russische und östreichische Hof nur vereint Frieden schliessen wollten, der neue Großvezier Jegen aber einen Separatfrieden beabsichtigte, und zwar mit Russland, weil Bonneval und Rákóczy ihm den Gedanken beigebracht hatten, daß es ihm dann leicht sein würde, gegen Östreich siegreich den Krieg zu führen. Des Großveziers Antwort an den französischen Gesandten war: daß er mit Östreich unter französischer Garantie Frieden schliessen wolle, auf den Grund des gegenwärtigen Besitzstandes und einer Entschädigung für Rákóczy; mit Russ-

land könne der Friede am Pruth erneuert, Asſow müſſe aber geſchleift werden. Die beiden verbündeten Mächte nahmen 1738
dies nicht an. Indeſſen war Seckendorf in Wien verhaftet 1737
worden. Weder die Umarmung des Kaiſers, noch die Zu- November
ſicherung Karls, durch die er Seckendorf zur Übernahme des Commandos beſtimmt hatte, konnten ihn gegen ſeine heimlichen Feinde und den öffentlichen Unwillen ſchützen; das Volk konnte nicht begreifen, daß jene Türken, die Eugen immer geſchlagen, nun Sieger ſeien; es ſchrieb dies Verrath zu. Der kaiſerliche Hof erließ ein Manifeſt an den Reichstag und die auswärtigen Mächte, worin der unglückliche Verlauf des Feldzugs indirect Seckendorfs üblem Willen zugeſchrieben wird, denn es wurde darin erwähnt, daß er in 20 Feldzügen und 17 Belagerungen Ehre und Reputation erworben, ſich im letzten Türkenkrieg hervorgethan; es wurde überhaupt Mehreres zu ſeinem Lobe erwähnt und endlich geſagt, es erhelle hieraus, daß es ihm an Vernunft und Geſchicklichkeit nicht mangele, und dennoch ſei der Feldzug ungünſtig abgelaufen. Gegründeter als ſolche in allgemeinen Ausdrücken ausgeſprochene Verdächtigung mag der Vorwurf des Manifeſtes oder Circularreſcriptes ſein, daß er die Armee nicht in groſſen Maſſen zuſammengehalten, ſondern in kleine Abtheilungen zerſplittert und dadurch ſie in Gefahr geſetzt habe, einzeln aufgerieben zu werden. — Seckendorfs Lage war ſonderbar. Die unterſuchenden Commiſſarien fanden nichts Strafwürdiges in ſeinem Verfahren, dennoch blieb er in Haft, weil über den Bericht der Commiſſarien vom Kaiſer kein Beſcheid erfolgte. Der Volksunwille gegen ihn war aber ſo groß, daß bei der Nachricht eines über die Türken errungenen Vortheils, den einreitende Poſtillone verkündeten, das Volk das Haus ſtürmen wollte, in welchem Seckendorf in Haft ſaß. Dies wurde zwar durch Militair abgewehrt, Seckendorf aber nach Grätz transportirt. Sein Neffe, ebenfalls Seckendorf geheiſſen, kaiſerlicher Geſandter in Berlin, betrieb die Freilaſſung ſeines Oheims perſönlich in Wien; der Kaiſer verhieß ihm baldige Erledigung nach Billigkeit, aber Seckendorf blieb bis an des Kaiſers Tod in Haft. Das Sonderbare dabei iſt, daß er ſein Regiment behielt, die erledigten Stellen

besetzte und vom Präsidenten des Hofkriegsraths häufig um Rath gefragt wurde.

Indessen hatte der zweite Feldzug begonnen. An Seckendorfs Stelle war Graf Königsegg getreten; der Herzog von Lothringen war bei dem Heer geblieben. Aber Königsegg war nicht im Stande, das Waffenglück zu wenden. Am Ende des Feldzugs hatten die Türken Usitscha, Mechadia, Semendria und Orschowa erobert; sie streiften bis Pantschowa. In Bosnien blieben die Kaiserlichen auch diesmal im Nachtheil; ihre meisten Unternehmungen misglückten, in kleinern Gefechten zogen sie häufig den Kürzern. Zu einem entscheidenden Schlag, der den Frieden hätte erzwingen können, war es nicht gekommen.

Nach dem Fall von Orschowa wollten die Kaiserlichen unter französischer Vermittlung abermals verhandeln. Der Herzog von Lothringen schlug eine unmittelbare Zusammenkunft und Unterhandlung vor. Er hatte mit dem Großvezier verhandelt. Dem Secretair Theylß, der das Schreiben dem Großvezier überbrachte, in welchem dieser Antrag enthalten
1738 war, antwortete der Großvezier, daß er geneigt sei, mündlich
Septbr. und ohne Mittelsperson zu verhandeln. Zehn Tage nachher aber erhielt der Großvezier die Nachricht, daß der Herzog krank geworden und deshalb nach Wien abgereist sei, daß aber Königsegg Vollmacht zu Friedensverhandlungen habe. Hiedurch wurde die mündliche Verhandlung in eine schriftliche verwandelt, denn der Großvezier fand es unter seiner Würde, mit Königsegg persönlich zu verhandeln. Das Ganze zerschlug sich an den Forderungen der Türken; denn obschon Josef Rákóczy vor kurzem gestorben war, redeten sie doch noch von Ungerns und Siebenbürgens Freiheiten, hiebei einen Csáki vorschiebend, der nach Rákóczy's Tod sich als Haupt der ungrischen, in der Türkei lebenden Rebellen betrug. Auch redeten die Türken schon von der Eroberung von Temesvár und Belgrad. Zwei unglückliche Feldzüge hatten große Mißstimmung in der Armee, im Land, am kaiserlichen Hof hervorgebracht. Graf Königsegg wurde von der Armee abberufen und verlor das Präsidium des Hofkriegsraths, wurde aber zum Oberstthofmeister der Kaiserin ernannt. Dies erhöhte

en Unwillen der Armee. Laut sagten die Officiere: wenn Königsegg schuldig ist, so muß man ihn strafen und nicht bei Hof anstellen: ist er aber unschuldig, warum hat man ihn von seinem Posten entfernt? Der Armee, dem Adel und ganz Wien war es auch befremdend und aufregend, daß der Herzog von Lothringen die Armee verlassen hatte; man beschuldigte ihn, die Beschwerlichkeiten des Feldzuges aufgegeben zu haben, um den Vergnügungen der Jagd nachhängen zu können. Der Kaiser selbst wurde gegen ihn misgestimmt, weil er den Muth hatte, zu äussern, der unglückliche Verlauf des Krieges sei durch die geringe Zahl der Truppen, den gänzlichen Mangel an Kriegsbedarf herbeigeführt. Seine Gemahlin, Maria Theresia, betrachtete die Verluste, die ihr Vater erlitt, als persönliche Verluste, sie ging schon in das Detail der Geschäfte ein. Obgleich sie die Tugenden des Kaisers bewunderte, tadelte sie doch sein Verfahren und betrachtete ihn gleichsam nur als den Verwalter der Staaten, die sie einst zu besitzen bestimmt war[1]). Natürlich hielt sie es mit ihrem geliebten Gemahl. Franz von Lothringen wollte der Misstimmung des Kaisers und des Publicums Zeit lassen, sich zu legen. Er wollte ihr deshalb aus dem Wege gehen und unter dem Vorwand, Toscana in Besitz zu nehmen, reiste er nach Italien. Aber die Entfernung des Herzogs und Maria Theresia's vermehrte die Aufregung, statt sie zu beschwichtigen; denn es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wolle die pragmatische Sanction ändern zu Gunsten seiner zweiten Tochter und sie dem Sohn des Kurfürsten von Baiern zur Gemahlin geben. Die Baiern suchten dies Gerücht mehr und mehr zu verbreiten, laut und überall wurde davon als von etwas ganz Gewissem gesprochen. Diese Gerüchte vermochten den Kaiser, den Herzog Franz und Maria Theresia wieder zurückzurufen, und so war wenigstens in Bezug auf die Nachfolge die Aufregung in der Monarchie beschwichtigt.

Der dritte Feldzug begann. An Königseggs Stelle hatte 1739

1) Depesche des englischen Gesandten am wiener Hof, Robinson, an Lord Hawington, 5. Juli 1735, bei Coxe, Geschichte des Hauses Östreich.

Graf Wallis den Oberbefehl des Heeres übernommen. Durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubte er, bei Krotzka stehe nur der Vortrab des türkischen Heeres, 12,000 Mann stark; der Großvezier werde erst in drei Tagen nachkommen. Wallis beschloß die Türken anzugreifen[1]). Bei Panschova ging er über die Donau, Neipperg blieb mit einer Heeresabtheilung auf dem linken Ufer des Stromes. Nach Krotzka kann man auf vier Wegen zugleich gelangen, und so war auch Seckendorf zwei Jahre früher wirklich vorgerückt. Wallis aber war so unüberlegt einen einzigen Hohlweg zu wählen, auf dem er vorrücken ließ, und zwar blos Reiterei. Der Tag brach eben an, als das Küraſſierregiment Johann Palffy aus der Schlucht hervorkam und, statt der vermutheten 12,000 Osmanen, mit nicht geringem Erstaunen auf der Anhöhe gegenüber das
23. Juli ganze türkische Heer in Schlachtordnung sah. Der Großvezier griff alsobald an. Die Johann Palffy'schen Küraſſiere wurden, nach heldenmüthigem Widerstand, aufgerieben, das Regiment Savoyen wurde auf die eben aufmarschirenden Regimenter Caraffa, Scher, Hohenzollern und Karl Palffy geworfen; die Generale Mittoff, Lerschno, Caraffa, die Prinzen von Waldeck und Hessen-Rheinfels trachteten vergebens, der Unordnung zu steuern, und fanden rühmlichen Tod. Die Schlacht war verloren und nur der vierte Theil des kaiserlichen Heeres in das Gefecht gekommen. Die Kaiserlichen hatten beinahe 6000 Todte, nahe an 5000 Verwundete, zehn Standarten und drei paar Pauken fielen den Türken in die Hände. Wenn der Großvezier seinen Vortheil zu benutzen verstanden hätte, würde der Verlust der Kaiserlichen noch weit grösser gewesen sein. Der Prinz von Hildburghausen rieth, bei der Nacht den General Neipperg, der auf dem andern Ufer der Donau stand, herbeizurufen und am nächsten Morgen die Schlacht zu erneuern, fand aber keinen Anklang; so blieb die Schlacht verloren.

Wenige Tage nach derselben eröffnete der Großvezier die
25. Juli Belagerung von Belgrad. Hier entschied sich der Krieg;

1) Es ist unrichtig, daß er hiezu wiederholte Befehle des Hofkriegsraths hatte, wie Förster, Höfe und Cabinete Europas, Band II Seite 88, sagt.

übergehe also alle andern Kriegsereignisse und beschränke mich auf die Erzählung, wodurch und wie der Friede herbeigeführt worden. Der kaiserliche Hof wollte den Frieden und hatte noch vor dem Beginn des Feldzuges durch den Hofcanzler Grafen Sinzendorf den französischen Gesandten Villeneuve ermächtigt, die Zurückgabe eines Theiles der östreichischen Walachei bis an die Alt, gegen die Zurückstellung oder Schleifung Orschowas und Mehadias in Abstufungen anzubieten; allein die Türken wollten nur in dem Fall einwilligen, wenn die Russen Assow würden schleifen lassen, da aber die Russen dies nicht zugestehen wollten, zerschlug sich die Verhandlung. Nun, nach der Schlacht von Krotzka, während der Großvezier vor Belgrad stand, ließ er dem Grafen Wallis sagen, er möge ihm einen Officier als Geissel senden. Wallis sandte den Grafen Groß, Hauptmann des Regiments Schulenburg. Diesem sagte der Großvezier, daß die Friedensverhandlungen gleich beginnen könnten, wenn Graf Wallis dazu bevollmächtigt sei. Wallis berichtete dies nach Wien, mit dem Beisatz, daß Belgrad unhaltbar sei und schlug den Grafen Neipperg als Friedensunterhändler vor. Hierauf erfolgte die Genehmigung in Bezug auf Neipperg und die Weisung, nach der oberwähnten Grundlage das Schlimmste zuzugestehen, um Belgrad zu retten. Nun erschien Groß zum zweiten Mal im türkischen Lager, begleitet vom Hofdolmetsch Schwachheim. Wallis erklärte durch Groß, daß er bevollmächtigt sei, unter französischer Vermittlung und jener der Seemächte, zu verhandeln, wie auch, daß er zu den grössten Opfern bereit sei, Belgrad ausgenommen. Der Großvezier schrieb zurück: Die Friedensverhandlung müsse mit der Abtretung Belgrads beginnen. Wallis sandte den Grafen Groß zum dritten Mal ins Lager, er begehrte zehntägigen Waffenstillstand und erklärte, daß er zwar Belgrad nicht abtreten könne, aber das Begehren dem Kaiser berichten wolle. Wenn hiedurch indirect die Möglichkeit angedeutet wurde, daß der Kaiser in die Abtretung willigen könne, was die Türken ermuthigen musste, auf ihrer Forderung zu beharren, so wurde sie durch das Verfahren des Grafen Groß bestätigt, der dem Großvezier die Übergabe Belgrads mündlich anbot. Der

Dolmetsch Schwachheim machte ihm dagegen Bemerkungen, aber Groß blieb bei der Zusage.

Der Kaiser hatte gegen den Grafen Wallis Mistrauen gefasst und wollte den Frieden durch Neipperg verhandeln lassen; deshalb erhielt Wallis die Weisung, dem Grafen Neipperg alle, den Frieden betreffenden Handschreiben, so wie die Amtsvertretung selbst mitzutheilen; aber Wallis theilte dies Alles dem Grafen Neipperg nicht mit. Erst durch zwei kaiAugust serliche Schreiben, die ihm der Dolmetsch Momars zusandte, erfuhr Neipperg, welche Stellung und Wirksamkeit ihm zugedacht sei, und der französische Gesandte, der indessen in Nissa wohnte und dem Graf Sinzendorf gesagt hatte, daß Neipperg die Verhandlungen führen werde, setzte sich mit Letzterm durch den französischen Dolmetsch Delaria in Verbindung. Villeneuve kam in das türkische Lager und nun konnte Wallis nicht anders, als Neipperg ebenfalls in das türkische Lager zu senden; es begleitete ihn Graf Groß, der Hofdolmetsch Schwachheim, der erste Dolmetsch und Kriegssecretair Momars. Dem Kaiser musste Alles daran gelegen sein, Belgrad zu erhalten, es musste also die erste Frage natürlicherweise sein: Kann Belgrad vertheidigt werden, wenn die Friedensverhandlungen keinen Erfolg haben? Die Besatzung war 20,000 Mann stark. Die erste Aufforderung hatte der Commandant Succow mit Kanonenschüssen beantwortet, aber bald darauf dem Grafen Wallis berichtet, die Festung sei unhaltbar, es sei eine grosse Bresche da. Wallis nahm sich nicht die Mühe, die Wahrheit dieser Angabe zu erforschen, sondern berichtete die Unhaltbarkeit Belgrads nach Wien. Wenige Tage bevor Neipperg in das türkische Lager ging, war General Schmettau in Belgrad gewesen und hatte gemeldet, daß er keine Bresche gesehen. Neipperg, obwol er über Belgrad in das türkische Lager ging, nahm sich nicht die Mühe, zu untersuchen, welche von diesen beiden widersprechenden Angaben die wahre sei, und ging in das türkische Lager. Er war in Unkenntniß Dessen, was Wallis bisher mit den Türken verhandelt hatte, und daß Groß die Übergabe Belgrads angetragen, war ihm ebenfalls verschwiegen worden. Ville18. Aug. neuve verständigte den Neuangekommenen alsobald, daß der

Großvezier alle bisherigen Vorschläge verwerfe und auf Belgrad als Grundlage der Präliminarien bestehe. Neipperg trug somit alsobald Belgrad mit geschleiften Festungswerken an. Aber der Großvezier, dem Groß früher die Festung ganz angetragen hatte, antwortete: „Ich habe nur einen Gott und ein Wort, und werde nur nach Überlieferung der Schlüssel Belgrads Friedensvorschläge anhören.“ Die Belagerung von Belgrad wurde mit Nachdruck betrieben. Neipperg bot nun als Friedensgrundlage an: die östreichische Walachei, Orschowa, Serbien sammt Belgrad und Sabacz, jedoch Belgrad mit geschleiften Festungswerken; die Donau und Sau als Grenzen. Die Türken verlangten Belgrad in gegenwärtigem Zustand. Zwei Conferenzen hatten deshalb stattgehabt, beide Male hatte Neipperg seine Abreise angekündigt, aber beide Male ließ der Großvezier ihn nicht fort. Villeneuve berichtete über die Sachlage nach Wien an den Grafen Sinzendorf; aber Neipperg begnügte sich einen Bericht an den Kaiser aufzusetzen, ohne denselben abzusenden; er glaubte, dazu habe es Zeit, wenn die Sache im Reinen sein werde. Einige Tage nach den erwähnten Conferenzen ließ 28. Aug.
der Großvezier den Befehlshaber von Belgrad um Eis bitten, indem das seine von Nissa noch nicht angekommen sei; diese Gelegenheit benutzte Neipperg, um sowol Wallis als Succow geheime Nachrichten zukommen zu lassen, setzte aber als Nachschrift hinzu, er verlange keine Antwort, denn es sei den Briefen nicht zu trauen, weil die Türken sie leicht eröffnen könnten. In der dritten öffentlich gehaltenen Conferenz, 29. Aug.
in welcher aber der Großvezier nicht zugegen war, schlug Villeneuve vor, die neuen Festungswerke zu schleifen und nur die alten zu erhalten. Die Türken frugen, ob dies ohne Beschädigung der alten Festungswerke möglich sei? Villeneuve und Neipperg, die sich geheim beriethen, erklärten hierauf, dies sei unmöglich, und daß sie zum Entwurf der Präliminarien bereit seien. Aber am nächsten Morgen stellte es sich 30. Aug.
heraus, daß in den türkischen Urkunden auch Altorschowa, Mehadia und Jenipalanka als abzutreten aufgeführt wurden, wovon bei den Verhandlungen keine Rede gewesen. Ein ganzer

sten jeder, ohne Unterschied der Herkunft, gleichen Antrieb haben müsse, was auf Reibungen unter den Officieren wegen der Geburt deutet. Seckendorf ging zum Heere; der unheilvolle Krieg begann.

Die östreichische Armee bestand aus 249 Schwadronen Reiterei, 90 Bataillonen Fußvolk, 80 Compagnien Grenadiere, 50,000 Mann unregelmässiger Milizen. Mit drei Armeecorps griffen die Östreicher in der Walachei, in Serbien, in Bosnien an. Wallis musste in die Walachei einrücken, der Prinz von Hildburghausen war beauftragt, Bosnien zu erobern; aber der Hauptschlag sollte in Serbien ausgeführt werden durch den Herzog von Lothringen und Seckendorf. Unter diesen Beiden befehligten Philippi und Khevenhüller als Feldmarschälle, Wurmbrand und Schmettau als Feldzeugmeister. Der Letztere, ein Protestant, war durch Philippi und Khevenhüller zum Nachtheil des Dienstes übersprungen worden, denn er war sicher einer der geschicktesten Generale im Heere. Die Anführer waren unter sich uneinig, das Heer selbst zersplittert, schlecht ausgerüstet, die Vorräthe unzureichend. Dem Ganzen fehlte ein leitender, ordnender Geist, dem Körper fehlte die Seele — der Feldherr. Der
1737 Anfang des Feldzuges, der an demselben Tage an drei Orten
12. Juli begann, war günstig; Seckendorf eroberte Nissa und Usfitscha. Die Klementiner erhoben sich in Waffen gegen die Türken, aber bald wendete sich das Kriegsglück. Die Klementiner wurden größtentheils zusammengehauen, nur ein geringer Theil rettete sich zu den Kaiserlichen, und während Seckendorf Usfitscha belagerte und eroberte, fiel Nissa durch die Feigheit oder Dummheit des Befehlshabers Doxat wieder in die Hände der Türken. In Bosnien hatten die kaiserlichen Waffen auch keinen Erfolg, denn der Prinz von Hildburghausen und der Ban von Kroatien, Graf Esterházy, waren nicht in gutem Einverständniß. Das Wichtigste war das Unternehmen der Kaiserlichen gegen Banyaluka. Die Besatzung zog der kaiserlichen Vorhut entgegen, die letztere wurde geschlagen; in der Hitze des Gefechts trafen der General Müffling und Kalikiaja der Bosnier zusammen, sie kämpften Beide, erhielten Todeswunden und lagen nebeneinander.

Da frug noch Müffling den Kiaja: „Ist die Besatzung der Festung stark?“ Der Kiaja antwortete: „Ungläubiger, was geht Dich und mich die Festung mehr an? Fahre zur Hölle!“ Aber trotzdem, daß die kaiserliche Vorhut geworfen war, rückte die kaiserliche Hauptmacht doch zur Belagerung von Banyaluka vor. Die Stadt wurde hart bedrängt, aber die Türken nahten zum Entsatz; die Kaiserlichen wurden geschlagen. Zwölf Kanonen, das ganze Lager, großer Mund- und Waffenvorrath fielen den Türken in die Hände. In der Walachei waren die Kaiserlichen bis nach Bukarest vorgedrungen, sahen sich aber schnell über die Alt zurückgeworfen. Kurz, überall waren die ersten Schritte günstig, der Schluß des Feldzugs nachtheilig. Die Türken dachten schon im nächsten Feldzug in Ungern einzubrechen und beriefen den jungen Josef Rákóczy als Fürsten von Siebenbürgen und Haupt von Ungern ins Lager. Rákóczy musste sich jedoch verpflichten, 1738
für Siebenbürgen 40,000 Piaster, nicht als Kopfsteuer, son- 25. Jan.
dern als freiwilliges Geschenk zu zahlen.

Während des Feldzugs hatte der Congreß in Niemirow zur Friedensverhandlung statt. Die Russen und Östreicher hielten sich des siegreichen Erfolges ihrer Waffen so gewiß, daß sie sehr hohe Friedensbedingungen stellten. Die Russen forderten erstens die Aufhebung aller mit der Pforte bestehenden Verträge gegen Errichtung eines neuen; zweitens die Abtretung der Krim und Kubans sammt allen Tartaren; drittens die Anerkennung der Walachei und Moldau als unabhängige Fürstenthümer unter russischem Schutz; viertens den Kaisertitel; fünftens die freie Schiffahrt durch das schwarze Meer, durch den Bosporus, den Hellespont in das mittelländische Meer. Diese Forderungen waren nicht nur den Osmanen, sondern auch den Östreichern überraschend. Die Letzteren begehrten die Erweiterung der Grenzen der Moldau und Walachei bis an die Dumboviza, in Serbien bis an den Lom, mit Einschluß Widdins. Dies war wieder den Russen zu viel; sie protestirten gegen die Ausdehnung der östreichischen Grenzen von der Alt bis zur Dumboviza. Endlich erklärten die Östreicher als Ultimatum, daß der kaiserliche Hof etwas von seinem Besitzstand in der Moldau und Walachei

aufgeben wolle, dafür aber zur Abrundung der Grenzen in Bosnien Bihacz und Novi in Anspruch nehme. Die Antwort der Türken war eine in der osmanischen Diplomatie unerhörte; sie beriefen sich nämlich auf das Evangelium und den Hugo Grotius. Sie sagten: Die Massregeln der Höfe gründen sich entweder blos auf die Religionsgesetze, oder auf das Vernunftgesetz, oder auf beide; euer Verfahren ist aber sowol den Grundsätzen des Evangeliums, als denen des Grotius zuwider. Über die russischen und östreichischen Forderungen wurde noch viel hin- und hergeredet; da aber kein Theil nachgeben wollte, ging der Congreß auseinander. Die hohe Pforte unterrichtete die christlichen Mächte durch ein Rundschreiben von der Erfolglosigkeit des Congresses und forderte die französische Regierung zur Friedensvermittelung auf. Der französische Minister, Cardinal Fleury, nahm die angebotene Vermittelung mit Vergnügen an, um so mehr, da auch der kaiserliche Hof hierauf einging.

Mit der französischen Vermittelung beginnt ein neues Stadium in den Verhandlungen, die, anfangs ungünstig verlaufend, mit Umsicht und geschickter Benutzung der Umstände und Personen von französischer Seite geführt, zuletzt zu dem Östreich nachtheiligen Frieden von Belgrad führte. Der Vorschlag des französischen Gesandten am osmanischen Hof, Villeneuve, lief auf Folgendes hinaus: Assow bleibt im Besitz Russlands; Oczakow und Kilburun werden der Pforte zurückgestellt; der Friede von Passarovitz ist die Grundlage des zu schliessenden; was noch zu regeln, wird in einem Congreß bestimmt. Diese Bedingungen hielten die Türken nicht für annehmbar. Das Haupthinderniß aber war, daß der russische und östreichische Hof nur vereint Frieden schließen wollten, der neue Großvezier Jegen aber einen Separatfrieden beabsichtigte, und zwar mit Russland, weil Bonneval und Rákóczy ihm den Gedanken beigebracht hatten, daß es ihm dann leicht sein würde, gegen Östreich siegreich den Krieg zu führen. Des Großveziers Antwort an den französischen Gesandten war: daß er mit Östreich unter französischer Garantie Frieden schliessen wolle, auf den Grund des gegenwärtigen Besitzstandes und einer Entschädigung für Rákóczy; mit Russ-

land könne der Friede am Pruth erneuert, Asow müsse aber geschleift werden. Die beiden verbündeten Mächte nahmen 1738
dies nicht an. Indessen war Seckendorf in Wien verhaftet 1737
worden. Weder die Umarmung des Kaisers, noch die Zu- November
sicherung Karls, durch die er Seckendorf zur Übernahme des Commandos bestimmt hatte, konnten ihn gegen seine heimlichen Feinde und den öffentlichen Unwillen schützen; das Volk konnte nicht begreifen, daß jene Türken, die Eugen immer geschlagen, nun Sieger seien; es schrieb dies Verrath zu. Der kaiserliche Hof erließ ein Manifest an den Reichstag und die auswärtigen Mächte, worin der unglückliche Verlauf des Feldzugs indirect Seckendorfs üblem Willen zugeschrieben wird, denn es wurde darin erwähnt, daß er in 20 Feldzügen und 17 Belagerungen Ehre und Reputation erworben, sich im letzten Türkenkrieg hervorgethan; es wurde überhaupt Mehreres zu seinem Lobe erwähnt und endlich gesagt, es erhelle hieraus, daß es ihm an Vernunft und Geschicklichkeit nicht mangele, und dennoch sei der Feldzug ungünstig abgelaufen. Gegründeter als solche in allgemeinen Ausdrücken ausgesprochene Verdächtigung mag der Vorwurf des Manifestes oder Circularrescriptes sein, daß er die Armee nicht in grossen Massen zusammengehalten, sondern in kleine Abtheilungen zersplittert und dadurch sie in Gefahr gesetzt habe, einzeln aufgerieben zu werden. — Seckendorfs Lage war sonderbar. Die untersuchenden Commissarien fanden nichts Strafwürdiges in seinem Verfahren, dennoch blieb er in Haft, weil über den Bericht der Commissarien vom Kaiser kein Bescheid erfolgte. Der Volksunwille gegen ihn war aber so groß, daß bei der Nachricht eines über die Türken errungenen Vortheils, den einreitende Postillone verkündeten, das Volk das Haus stürmen wollte, in welchem Seckendorf in Haft saß. Dies wurde zwar durch Militair abgewehrt, Seckendorf aber nach Grätz transportirt. Sein Neffe, ebenfalls Seckendorf geheissen, kaiserlicher Gesandter in Berlin, betrieb die Freilassung seines Oheims persönlich in Wien; der Kaiser verhieß ihm baldige Erledigung nach Billigkeit, aber Seckendorf blieb bis an des Kaisers Tod in Haft. Das Sonderbare dabei ist, daß er sein Regiment behielt, die erledigten Stellen

besetzte und vom Präsidenten des Hofkriegsraths häufig um Rath gefragt wurde.

Indessen hatte der zweite Feldzug begonnen. An Seckendorfs Stelle war Graf Königsegg getreten; der Herzog von Lothringen war bei dem Heer geblieben. Aber Königsegg war nicht im Stande, das Waffenglück zu wenden. Am Ende des Feldzugs hatten die Türken Usitscha, Mechadia, Semendria und Orschowa erobert; sie streiften bis Pantschowa. In Bosnien blieben die Kaiserlichen auch diesmal im Nachtheil; ihre meisten Unternehmungen misglückten, in kleineren Gefechten zogen sie häufig den Kürzern. Zu einem entscheidenden Schlag, der den Frieden hätte erzwingen können, war es nicht gekommen.

Nach dem Fall von Orschowa wollten die Kaiserlichen unter französischer Vermittlung abermals verhandeln. Der Herzog von Lothringen schlug eine unmittelbare Zusammenkunft und Unterhandlung vor. Er hatte mit dem Großvezier verhandelt. Dem Secretair Theylß, der das Schreiben dem Großvezier überbrachte, in welchem dieser Antrag enthalten
1738 war, antwortete der Großvezier, daß er geneigt sei, mündlich
Septbr. und ohne Mittelsperson zu verhandeln. Zehn Tage nachher aber erhielt der Großvezier die Nachricht, daß der Herzog krank geworden und deshalb nach Wien abgereist sei, daß aber Königsegg Vollmacht zu Friedensverhandlungen habe. Hiedurch wurde die mündliche Verhandlung in eine schriftliche verwandelt, denn der Großvezier fand es unter seiner Würde, mit Königsegg persönlich zu verhandeln. Das Ganze zerschlug sich an den Forderungen der Türken; denn obschon Josef Rákóczy vor kurzem gestorben war, redeten sie doch noch von Ungerns und Siebenbürgens Freiheiten, hiebei einen Csáki vorschiebend, der nach Rákóczy's Tod sich als Haupt der ungrischen, in der Türkei lebenden Rebellen betrug. Auch redeten die Türken schon von der Eroberung von Temesvár und Belgrad. Zwei unglückliche Feldzüge hatten große Mißstimmung in der Armee, im Land, am kaiserlichen Hof hervorgebracht. Graf Königsegg wurde von der Armee abberufen und verlor das Präsidium des Hofkriegsraths, wurde aber zum Oberstthofmeister der Kaiserin ernannt. Dies erhöhte

den Unwillen der Armee. Laut ſagten die Officiere: wenn Königsegg ſchuldig iſt, ſo muß man ihn ſtrafen und nicht bei Hof anſtellen: iſt er aber unſchuldig, warum hat man ihn von ſeinem Poſten entfernt? Der Armee, dem Adel und ganz Wien war es auch befremdend und aufregend, daß der Herzog von Lothringen die Armee verlaſſen hatte; man beſchuldigte ihn, die Beſchwerlichkeiten des Feldzuges aufgegeben zu haben, um den Vergnügungen der Jagd nachhängen zu können. Der Kaiſer ſelbſt wurde gegen ihn misgeſtimmt, weil er den Muth hatte, zu äuſſern, der unglückliche Verlauf des Krieges ſei durch die geringe Zahl der Truppen, den gänzlichen Mangel an Kriegsbedarf herbeigeführt. Seine Gemahlin, Maria Thereſia, betrachtete die Verluſte, die ihr Vater erlitt, als perſönliche Verluſte, ſie ging ſchon in das Detail der Geſchäfte ein. Obgleich ſie die Tugenden des Kaiſers bewunderte, tadelte ſie doch ſein Verfahren und betrachtete ihn gleichſam nur als den Verwalter der Staaten, die ie einſt zu beſitzen beſtimmt war [1]). Natürlich hielt ſie es mit ihrem geliebten Gemahl. Franz von Lothringen wollte er Misſtimmung des Kaiſers und des Publicums Zeit laſſen, ſich zu legen. Er wollte ihr deshalb aus dem Wege gehen und unter dem Vorwand, Toscana in Beſitz zu nehmen, reiſte er nach Italien. Aber die Entfernung des Herzogs und Maria Thereſia's vermehrte die Aufregung, ſtatt ſie zu beſchwichtigen; denn es verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer wolle die pragmatiſche Sanction ändern zu Gunſten ſeiner zweiten Tochter und ſie dem Sohn des Kurfürſten von Baiern zur Gemahlin geben. Die Baiern ſuchten dies Gerücht mehr und mehr zu verbreiten, laut und überall wurde davon als von etwas ganz Gewiſſem geſprochen. Dieſe Gerüchte vermochten den Kaiſer, den Herzog Franz und Maria Thereſia wieder zurückzurufen, und ſo war wenigſtens in Bezug auf die Nachfolge die Aufregung in der Monarchie beſchwichtigt.

Der dritte Feldzug begann. An Königseggs Stelle hatte 1739

1) Depeſche des engliſchen Geſandten am wiener Hof, Robinſon, an Lord Harrington, 5. Juli 1735, bei Coxe, Geſchichte des Hauſes Öſtreich.

Graf Wallis den Oberbefehl des Heeres übernommen. Durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubte er, bei Krotzka stehe nur der Vortrab des türkischen Heeres, 12,000 Mann stark; der Großvezier werde erst in drei Tagen nachkommen. Wallis beschloß die Türken anzugreifen[1]). Bei Panschova ging er über die Donau, Neipperg blieb mit einer Heeresabtheilung auf dem linken Ufer des Stromes. Nach Krotzka kann man auf vier Wegen zugleich gelangen, und so war auch Seckendorf zwei Jahre früher wirklich vorgerückt. Wallis aber war so unüberlegt einen einzigen Hohlweg zu wählen, auf dem er vorrücken ließ, und zwar blos Reiterei. Der Tag brach eben an, als das Kürassierregiment Johann Palffy aus der Schlucht hervorkam und, statt der vermutheten 12,000 Osmanen, mit nicht geringem Erstaunen auf der Anhöhe gegenüber das
23. Juli ganze türkische Heer in Schlachtordnung sah. Der Großvezier griff alsobald an. Die Johann Palffy'schen Kürassier wurden, nach heldenmüthigem Widerstand, aufgerieben, das Regiment Savoyen wurde auf die eben aufmarschirenden Regimenter Caraffa, Scher, Hohenzollern und Karl Palffy geworfen; die Generale Mittoff, Lerschno, Caraffa, die Prinzen von Waldeck und Hessen-Rheinfels trachteten vergebens, der Unordnung zu steuern, und fanden rühmlichen Tod. Die Schlacht war verloren und nur der vierte Theil des kaiserlichen Heeres in das Gefecht gekommen. Die Kaiserlichen hatten beinahe 6000 Todte, nahe an 5000 Verwundete, zehn Standarten und drei paar Pauken fielen den Türken in die Hände. Wenn der Großvezier seinen Vortheil zu benutzen verstanden hätte, würde der Verlust der Kaiserlichen noch weit grösser gewesen sein. Der Prinz von Hildburghausen rieth, bei der Nacht den General Neipperg, der auf dem andern Ufer der Donau stand, herbeizurufen und am nächsten Morgen die Schlacht zu erneuern, fand aber keinen Anklang; so blieb die Schlacht verloren.

Wenige Tage nach derselben eröffnete der Großvezier die
25. Juli Belagerung von Belgrad. Hier entschied sich der Krieg; ich

1) Es ist unrichtig, daß er hiezu wiederholte Befehle des Hofkriegsraths hatte, wie Förster, Höfe und Cabinete Europas, Band II. Seite 88, sagt.

übergehe also alle andern Kriegsereignisse und beschränke mich auf die Erzählung, wodurch und wie der Friede herbeigeführt worden. Der kaiserliche Hof wollte den Frieden und hatte noch vor dem Beginn des Feldzuges durch den Hofcanzler Grafen Sinzendorf den französischen Gesandten Villeneuve ermächtigt, die Zurückgabe eines Theiles der östreichischen Walachei bis an die Alt, gegen die Zurückstellung oder Schleifung Orschowas und Mehadias in Abstufungen anzubieten; allein die Türken wollten nur in dem Fall einwilligen, wenn die Russen Assow würden schleifen lassen, da aber die Russen dies nicht zugestehen wollten, zerschlug sich die Verhandlung. Nun, nach der Schlacht von Krotzka, während der Großvezier vor Belgrad stand, ließ er dem Grafen Wallis sagen, er möge ihm einen Officier als Geissel senden. Wallis sandte den Grafen Groß, Hauptmann des Regiments Schulenburg. Diesem sagte der Großvezier, daß die Friedensverhandlungen gleich beginnen könnten, wenn Graf Wallis dazu bevollmächtigt sei. Wallis berichtete dies nach Wien, mit dem Beisatz, daß Belgrad unhaltbar sei und schlug den Grafen Neipperg als Friedensunterhändler vor. Hierauf erfolgte die Genehmigung in Bezug auf Neipperg und die Weisung, nach der oberwähnten Grundlage das Schlimmste zuzugestehen, um Belgrad zu retten. Nun erschien Groß zum zweiten Mal im türkischen Lager, begleitet vom Hofdolmetsch Schwachheim. Wallis erklärte durch Groß, daß er bevollmächtigt sei, unter französischer Vermittlung und jener der Seemächte, zu verhandeln, wie auch, daß er zu den grössten Opfern bereit sei, Belgrad ausgenommen. Der Großvezier schrieb zurück: Die Friedensverhandlung müsse mit der Abtretung Belgrads beginnen. Wallis sandte den Grafen Groß zum dritten Mal ins Lager, er begehrte zehntägigen Waffenstillstand und erklärte, daß er zwar Belgrad nicht abtreten könne, aber das Begehren dem Kaiser berichten wolle. Wenn hiedurch indirect die Möglichkeit angedeutet wurde, daß der Kaiser in die Abtretung willigen könne, was die Türken ermuthigen musste, auf ihrer Forderung zu beharren, so wurde sie durch das Verfahren des Grafen Groß bestätigt, der dem Großvezier die Übergabe Belgrads mündlich anbot. Der

Dolmetsch Schwachheim machte ihm dagegen Bemerkungen, aber Groß blieb bei der Zusage.

Der Kaiser hatte gegen den Grafen Wallis Mistrauen gefasst und wollte den Frieden durch Neipperg verhandeln lassen; deshalb erhielt Wallis die Weisung, dem Grafen Neipperg alle, den Frieden betreffenden Handschreiben, so wie die Amtsvertretung selbst mitzutheilen; aber Wallis theilte dies Alles dem Grafen Neipperg nicht mit. Erst durch zwei kaiserliche Schreiben, die ihm der Dolmetsch Momars zusandte, erfuhr Neipperg, welche Stellung und Wirksamkeit ihm zugedacht sei, und der französische Gesandte, der indessen in Nissa wohnte und dem Graf Sinzendorf gesagt hatte, daß Neipperg die Verhandlungen führen werde, setzte sich mit Letzterm durch den französischen Dolmetsch Delaria in Verbindung. Villeneuve kam in das türkische Lager und nun konnte Wallis nicht anders, als Neipperg ebenfalls in das türkische Lager zu senden; es begleitete ihn Graf Groß, der Hofdolmetsch Schwachheim, der erste Dolmetsch und Kriegssecretair Momars. Dem Kaiser musste Alles daran gelegen sein, Belgrad zu erhalten, es musste also die erste Frage natürlicherweise sein: Kann Belgrad vertheidigt werden, wenn die Friedensverhandlungen keinen Erfolg haben? Die Besatzung war 20,000 Mann stark. Die erste Aufforderung hatte der Commandant Succow mit Kanonenschüssen beantwortet, aber bald darauf dem Grafen Wallis berichtet, die Festung sei unhaltbar, es sei eine grosse Bresche da. Wallis nahm sich nicht die Mühe, die Wahrheit dieser Angabe zu erforschen, sondern berichtete die Unhaltbarkeit Belgrads nach Wien. Wenige Tage bevor Neipperg in das türkische Lager ging, war General Schmettau in Belgrad gewesen und hatte gemeldet, daß er keine Bresche gesehen. Neipperg, obwol er über Belgrad in das türkische Lager ging, nahm sich nicht die Mühe, zu untersuchen, welche von diesen beiden widersprechenden Angaben die wahre sei, und ging in das türkische Lager. Er war in Unkenntniß Dessen, was Wallis bisher mit den Türken verhandelt hatte, und daß Groß die Übergabe Belgrads angetragen, war ihm ebenfalls verschwiegen worden. Villeneuve verständigte den Neuangekommenen alsobald, daß der

August

18. Aug.

Großvezier alle bisherigen Vorschläge verwerfe und auf Belgrad als Grundlage der Präliminarien bestehe. Neipperg trug somit alsobald Belgrad mit geschleiften Festungswerken an. Aber der Großvezier, dem Groß früher die Festung ganz angetragen hatte, antwortete: „Ich habe nur einen Gott und ein Wort, und werde nur nach Überlieferung der Schlüssel Belgrads Friedensvorschläge anhören.“ Die Belagerung von Belgrad wurde mit Nachdruck betrieben. Neipperg bot nun als Friedensgrundlage an: die östreichische Walachei, Orschowa, Serbien sammt Belgrad und Sabacz, jedoch Belgrad mit geschleiften Festungswerken; die Donau und Sau als Grenzen. Die Türken verlangten Belgrad in gegenwärtigem Zustand. Zwei Conferenzen hatten deshalb stattgehabt, beide Male hatte Neipperg seine Abreise angekündigt, aber beide Male ließ der Großvezier ihn nicht fort. Villeneuve berichtete über die Sachlage nach Wien an den Grafen Sinzendorf; aber Neipperg begnügte sich einen Bericht an den Kaiser aufzusetzen, ohne denselben abzusenden; er glaubte, dazu habe es Zeit, wenn die Sache im Reinen sein werde. Einige Tage nach den erwähnten Conferenzen ließ 28. Aug.
der Großvezier den Befehlshaber von Belgrad um Eis bitten, indem das seine von Nissa noch nicht angekommen sei; diese Gelegenheit benutzte Neipperg, um sowol Wallis als Succow geheime Nachrichten zukommen zu lassen, setzte aber als Nachschrift hinzu, er verlange keine Antwort, denn es sei den Briefen nicht zu trauen, weil die Türken sie leicht eröffnen könnten. In der dritten öffentlich gehaltenen Conferenz, 29. Aug.
in welcher aber der Großvezier nicht zugegen war, schlug Villeneuve vor, die neuen Festungswerke zu schleifen und nur die alten zu erhalten. Die Türken frugen, ob dies ohne Beschädigung der alten Festungswerke möglich sei? Villeneuve und Neipperg, die sich geheim beriethen, erklärten hierauf, dies sei unmöglich, und daß sie zum Entwurf der Präliminarien bereit seien. Aber am nächsten Morgen stellte es sich 30. Aug.
heraus, daß in den türkischen Urkunden auch Altorschowa, Mehadia und Jenipalanka als abzutreten aufgeführt wurden, wovon bei den Verhandlungen keine Rede gewesen. Ein ganzer

1. Sept. Tag verging hierüber im Streit. Am nächsten Morgen wurden die Präliminarien unterzeichnet. Drei Tage hierauf hielt der Großvezier seinen Einzug in Belgrad. Der türkische Befehlshaber Ali Pascha schloß später mit Schmettau eine Übereinkunft wegen der binnen sechs Monaten vorzunehmenden Schleifung der Festungswerke.

18. Sept. Der Friede folgte bald. Er wurde auf 27 Jahre geschlossen, die Donau und Sau als Grenze der beiden Reiche bezeichnet, den Bojaren der Moldau und Walachei wurde Vergessenheit des Vergangenen zugesagt, die Trinitarier wurden genannt, was früher nicht geschehen, und ihnen die Freiheit zugesagt, ihre Kirchen wieder zu erbauen; dem neuen Oberhaupt der ungrischen Rebellen, Csáki, sowie seinen Anhängern wurde gestattet, mit ihren Frauen auf türkischem Gebiet zu wohnen. Die Urkunden wurden unterzeichnet, ohne gelesen zu werden [1]).

Die zwei frühern Kriege Östreichs gegen die Pforte waren gerecht und endeten mit den glorreichen Friedensschlüssen von Karlovitz und Passárowitz; dieser Krieg war ungerecht, und führte zu dem schmählichen Frieden von Belgrad. Hierin liegt eine grosse Lehre.

Der Kaiser gab seinen Unwillen über diesen Frieden durch ein Rundschreiben an alle Mächte kund und strafte sowol Wallis als Neipperg; aber hiedurch war das Unheil nicht mehr gut gemacht. In spätern Zeiten gab Neippergs Sohn die Biographie seines Vaters heraus, um ihn wegen des belgrader Friedens zu rechtfertigen; aber die Rechtfertigung bestätigt vielmehr, daß der belgrader Friede gegen des Kaisers Willen und Instruction durch Neipperg, eigenmächtig und seine Vollmacht überschreitend, geschlossen worden, und daß Wallis hieran nicht geringen Antheil hatte, weil er Neipperg, als dieser in das türkische Lager ging, nicht die ganze Sachlage und die auf den Frieden sich beziehenden Acten mitgetheilt [2]).

1) Der türkisch-russische Friede kam zur selben Zeit zu Stande.

2) Das hier über den Türkenkrieg und die Friedensverhandlungen Erzählte beruht vorzugsweise auf Hammer, Geschichte der Osmanen.

Die Rechtfertigung, die Reippergs Sohn erscheinen ließ, dient auch zur Widerlegung zweier Gerüchte, die sich damals über die Ursache des unglücklichen belgrader Friedens verbreiteten, geglaubt wurden und noch jetzt — obschon mehr und mehr verhallend — zuweilen gehört werden. Das erste Gerücht ist: der Großherzog Franz von Lothringen sei von den Türken auf der Jagd gefangen und nur unter der Bedingung freigelassen worden, wenn ihnen Belgrad abgetreten würde. Das zweite Gerücht war, daß der Großherzog und Maria Theresia, den nahen Tod Karls VI. und hiebei grosse Wirren voraussehend, sich Ruhe von den Türken haben verschaffen wollen und deshalb Neipperg die geheime Instruction gegeben haben, den Frieden um jeden Preis abzuschliessen. Beide Gerüchte erweisen sich durch die obenerwähnte Rechtfertigungsschrift Reippergs als falsch. Wenn Neipperg irgend eine Übereinkunft mit den Türken, oder im zweiten Fall einen Befehl zur Übergabe Belgrads in Händen gehabt hätte, würde sie sein Sohn in der erwähnten Rechtfertigungsschrift gewiß mitgetheilt, oder wenigstens darauf hingedeutet haben. Aber es ist davon nicht die geringste Spur zu finden, und so dienen die erwähnten Gerüchte nur zur Bestätigung des von mir zu wiederholten Malen Ausgesprochenen, daß die Masse nie mit den wirklichen Ereignissen zufrieden ist, sondern sie eigenthümlich ausschmückt. Die Sage ist der historische Roman des Volks [1]). Wie gewöhnlich erschien auch nach diesem Frieden ein türkischer Botschafter, Ali-Pascha, Beglerbeg von Rumili, in Wien, mit dem es wegen des Ceremoniels bei der Antrittsaudienz viel Schwierigkeiten gab; der kaiserliche Botschafter, Graf Ulefeld, hatte in Konstantinopel grosse Schwierigkeiten wegen der neuen Grenze der beiden Reiche zu bestehen. Er wurde von dem französischen Gesandten Villeneuve thätig unterstützt; aber die beiderseitigen Grenzcommissaire hatten ihre Arbeiten noch nicht beendet, als

1) Wallis und Neipperg wurden nach Kaiser Karls Tod wieder angestellt, was, wie Hammer sehr richtig bemerkt, nicht ihre Unschuld, sondern die Gnade Maria Theresia's beweist.

die Kunde nach Konstantinopel kam, Kaiser Karl VI. sei gestorben.

1740 October. Der Kaiser war erst 56 Jahre alt, aber die Drängnisse der letzten Regierungsjahre hatten seine Kräfte aufgerieben. Im Herbste fühlte er sich von der Gicht angegriffen; aber den Rath seiner Ärzte nicht achtend, begab er sich auf die Jagd, die er leidenschaftlich liebte. Es war zu Halbthurm, wo die Jagd statt haben sollte. Das Wetter war abscheulich, naßkalt, es regnete und schneite abwechselnd; bald nach seiner Ankunft zu Halbthurm wurde er von einer Kolik befallen, dies hielt ihn aber nicht ab, die Jagd mitzumachen. Abends 10. Oct. genoß er zu viel in Öl bereitete Schwämme, in der Nacht erfolgten heftige Schmerzen und Erbrechen, am nächsten Morgen wurde er in sehr geschwächtem Zustande nach Wien zurückgebracht. Er stieg in der Favorite, dem jetzigen Thar- 12. Oct. sianum, ab. Der Zustand des Kranken schien sich zu bessern, man wähnte ihn gerettet, aber nur zu bald schwand diese Täuschung; das Erbrechen erneuerte sich, ein heftiges Fieber trat dazu, die Ärzte verzweifelten. Als ihm die Ärzte ihre Besorgniß mittheilten, scherzte er über ihre Angst, denn er hielt sich nicht für gefährlich; als sie aber bei ihrem Ausspruch beharrten und er hieraus die Nähe des Todes erkannte, wurde keine Gemüthsbewegung an ihm sichtbar, und als sie an seinem Bette sich über die Natur seiner Krankheit besprachen, redete er dazwischen: „streitet nicht, öffnet meine Leiche, dann werdet ihr die Ursache meines Todes entdecken.“ Als frommer Christ bereitete er sich nun zum Tode und traf mit der größten Seelenruhe Anstalten, um seiner Tochter die Thronfolge zu sichern. Er besprach sich deshalb noch mit seinen Ministern und dankte insbesondere dem Grafen Starhemberg für seine langen und treuen Dienste; er nahm Abschied von seiner Familie, und da die Ärzte der Erzherzogin Maria Thersia nicht gestatten wollten, den sterbenden Vater zu besuchen, weil sie gesegneten Leibes und der Entbindung nahe war, wendete sich der Sterbende gegen ihre Gemächer, ertheilte ihr den Segen aus der Ferne und trug dem Herzog Franz von Lothringen auf, ihr dies zu hinterbringen und ihr

zu ſagen, daß er ihrer in ſeiner letzten Stunde gedacht. Dem Prinzen Karl von Lothringen ſagte er: „ich bitte Dich, weine nicht, aber in Wahrheit, Du verlierſt einen guten Freund.“ Die Kaiſerin war ſechs Nächte nicht von ſeinem Bett gewichen, er nahm rührenden Abſchied von ihr. Kurz vor ſeinem Scheiden hatte er noch eine zweiſtündige Unterredung ohne Zeugen mit ſeinem Schwiegerſohn Franz von Lothringen. Um zwei Uhr Morgens gab er den Geiſt auf. Der männliche Stamm des Hauſes Habsburg war erloſchen. 20. Oct.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.